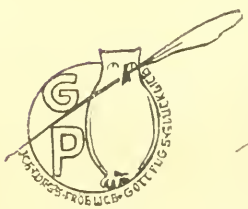
Deutsche Rundschau

Band CLXXXIII

(April — Mai — Juni 1920)



157803
17/12/20

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 183

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundachtzigsten Bande (April — Juni 1920)

Seite

Staatsminister Dr. Drews. Weltfremdheit der Gerichte . . 1
Anton Bettelheim. Marie von Ebner-Eschenbach und Julius Rodenberg 6
Friedrich Wieser. Die französische Revolution 24
Theophile von Bodisco. Aus einer verklingenden Welt. IV (Fortsetzung) 45
Alfredo Hartwig. Die englische Politik im Osten 83
Erich von Köbke. Die Dreigliederung des sozialen Organismus 91
Else Schulhoff. Elisa 105
Max Osborn. Neue Wege der bildenden Kunst. III 113
Rabindranath Tagore. Meine Schule 127
Theodor Schiemann. Aus General Pershings offiziellem Bericht über die amerikanischen Operationen im Weltkriege 144
Politische Rundschau 149
Literarische Rundschau 155
Literarische Notizen 156
Vom Geiste der Völker 157
Literarische Neuigkeiten 160
Ludvig af Petersens-Stockholm. Germanisches Zusammenwirken 161
Ruth Waldstetter-Bern. Wo knüpfen wir an? 165
Richard Fester. Verantwortlichkeiten. I 168
Hermann von Rosen. Das Verhängnis der Herrenvölker . . 175
Carlo von Kügelgen. Die russische Sphinx 186
Monty Jacobs. Ibsens Unsichtbare 195
J. P. Buß. Der konservative Staatstheoretiker 216
Theophile von Bodisco. Aus einer verklingenden Welt. V (Schluß) 228

(Fortsetzung umstehend)

Seite

Dalmo Carnevali-Rom. Die französisch-südslawischen Geheimverträge und die Adriafrage 267
Rudolf Göhler. Der Briefwechsel von Paul Heyse und Fanny Lewald. I 274
R. P. Der Weg zum Aufbau 286
Politische Rundschau 292
Berliner Theater 300
Kunst. Die Bildnisausstellung der Berliner Akademie 308
Literarische Rundschau 308
Literarische Notizen 314
Literarische Neuigkeiten 319
Hans Freyer. Das Problem der Utopie 321
Richard Fester. Verantwortlichkeiten. II (Fortsetzung) 346
Peter Dörfler. Der Prophet von Ombi. Novelle 372
Otto Frommel. Friedrich Hölderlin als religiöser Lyriker . 380
Paul Fechter. Vom Sinn der Architekturgeschichte 399
Freiherr von Freytag-Loringhoven. Heerführer im Weltkriege. III 404
Rudolf Göhler. Der Briefwechsel von Paul Heyse und Fanny Lewald. II (Schluß) 410
Politische Rundschau 442
Berliner Theater 448
Literarische Rundschau 453
Literarische Notizen 458
Vom Geiste der Völker 460
Literarische Neuigkeiten 463

Weltfremdheit der Gerichte

Von

Staatsminister Dr. Drews

„Weltfremdheit" ist ein Vorwurf, der häufig den deutschen Richtern und Verwaltungsrichtern gemacht wird. Der Vorwurf gründet sich auf die Tatsache, daß seitens unserer Gerichte oft Entscheidungen ergehen, gegen die zwar hinsichtlich der Übereinstimmung mit dem geschriebenen Gesetz juristisch-logische Einwendungen nicht zu machen sind, die aber mit dem allgemeinen Rechtsempfinden in unüberbrückbarem Widerspruch stehen und geradezu als Unrecht empfunden werden. Man schiebt dies meist und in erster Linie darauf, daß unsere Richter, deren formal-juristische Gesetzeskenntnisse ebenso allseitig anerkannt werden wie ihre moralische Intaktheit und streng sachliche Unbestechlichkeit über alles Lob erhaben ist, mit den tatsächlichen Verhältnissen des praktischen Lebens, insbesondere mit unserer neueren wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung nicht genügend vertraut seien. So zutreffend es einerseits aber auch ist, daß während der Universitäts- und Vorbildungszeit unserer Juristen die Ausbildung in wirtschaftlichen und sozial-politischen Dingen neben der eigentlichen Juristerei zu kurz kommt, so unrichtig ist es doch andererseits, unserem Richterstande im ganzen, insbesondere den älteren Richtern, tatsächliche Unkenntnis des praktischen Lebens vorzuwerfen. Namentlich in den höchsten Gerichtshöfen, und deren Urteile sind im Endergebnis die maßgebenden, sitzen außerordentlich zahlreiche Richter, die in ihrer langen Praxis wirtschaftliche und sozial-politische Fragen von Grund aus kennen gelernt haben, sie völlig übersehen und beherrschen. Die Hauptursache der „weltfremden" Entscheidungen ist eine andere. Sie liegt in der grundsätzlichen Auffassung der überwiegenden Mehrheit unserer Richter von der Aufgabe des Richterstandes überhaupt. Der deutsche Richter faßt — zum mindesten seit der Rezeption des römischen Rechts in Deutschland — seine Aufgabe dahin auf, daß er *Ausleger* der geltenden Rechtsvorschriften ist; er hat seiner Meinung nach das bestehende Recht unbedingt dem Sinne und der Bedeutung seines Wortlautes nach zur Anwendung zu bringen, auch wenn die Umstände und die allgemeine Rechtsauffassung sich seit Erlaß des betreffenden Gesetzes völlig geändert haben, so daß das von ihm gesprochene Recht dem, was vom Volke als „Seinsollendes", als „Gerechtes" empfunden wird, diametral gegenüber-

steht. Summum jus, summa injuria! Das veränderte Rechtsempfinden dem geschriebenen Gesetzesrecht gegenüber als das Höhere und von ihm zu Verwirklichende zur Geltung zu bringen, lehnt er ab, weil es seiner Auffassung nach der Pflicht des Richters widerspricht und allgemeine Rechtsunsicherheit zur Folge haben würde. Der Standpunkt ist an sich durchaus konsequent. Er legt Zeugnis ab von der unbedingten Gewissenhaftigkeit unseres Richterstandes und verdient, wie jede ernsthafte sittliche Grundauffassung, als solcher vollkommene Hochachtung.

Der Standpunkt ist aber im Rechtsleben der Völker durchaus nicht immer und überall geteilt worden, und zwar ohne daß das Rechtsleben solcher Völker dabei Schaden erlitten hat. So haben insbesondere die Römer, das größte Juristenvolk, das die Welt je gekannt hat, auf dem entgegengesetzten Standpunkt gestanden. Der römische Prätor, der als gesetzliche Grundlage seiner Rechtsprechung das alte, starre, von der Rechtsanschauung der kleinen, auf enges Territorium zusammengedrängten römischen Bauerngemeinschaft vom Jahre 450 v. Chr. diktierte Zwölftafelgesetz hatte, faßte seine Aufgabe dahin auf, dieses Gesetzesrecht durch seine Rechtsprechung dem sich mit der Ausdehnung des römischen Staates und Wirtschaftsverkehrs ständig ändernden und erweiternden praktischen Bedürfnisse anzupassen, und in seinen Entscheidungen stets zum Ausdruck zu bringen und zu verwirklichen nicht das, was im Jahre 450 v. Chr. als gerecht empfunden und demgemäß in Gesetzesform festgelegt war, sondern das, was das römische Volk seiner jeweiligen Zeit, dem er Recht sprach, in seiner gegen früher stark veränderten wirtschaftlichen und sozialen Lage als gerecht und darum als Recht empfand. Er faßte seine Aufgabe dahin auf, Rechtsfinder zu sein nicht bloß im Sinne des Rechtsauslegers, sondern im Sinne des Rechtsschöpfers. Recht war für ihn nicht etwas in einer Gesetzesformel Erstarrtes, Bleibendes, Unveränderliches, sondern der lebendige, steter Veränderung unterworfene Inhalt des Rechtsbewußtseins des Volkes, als dessen berufener Interpret er sich fühlte. An dieser Aufgabe hat der römische Prätor in jahrhundertelanger Rechtsentwicklung stets festgehalten und sie in einer Weise gelöst, die uns allen noch heute Staunen und Bewunderung abringt. Durch das prätorische Edikt, durch seine Handhabung des Legisaktionen- und Formularprozesses hat er nicht als Ausleger, sondern als selbständiger Neuschöpfer unter formal unberührter Gültigkeit des Zwölftafelgesetzes — oder besser trotz seiner Gültigkeit — den kristallklaren Bau des römischen Zivilrechts geschaffen, der stets der äquate Ausdruck des im Flusse befindlichen Rechtsbewußtseins war, das Recht, nach dessen im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt unter Justinian hergestellten Querschnitt wir bis heute im wesentlichen gelebt haben. Wie würde der römische Prätor, wenn er in alter Machtfülle und Geistesrichtung die seitdem eingetretene ungeheure Umwälzung aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse miterlebt hätte, dieses von ihm geschaffene Recht wohl weiter umgestaltet haben! Ein höchstrichterliches Urteil wie dasjenige, in dem die

widerrechtliche Aneignung elektrischen Stromes nicht als Diebstahl und deshalb als straffrei erklärt wurde, weil Elektrizität keine bewegliche Sache sei — was übrigens von der neueren Elektronentheorie für unrichtig erklärt worden ist —, wäre für den römischen Prätor jedenfalls ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, weil es, wenn es auch mit dem Wortlaut des Gesetzes übereinstimmte, dem derzeitigen Rechtsempfinden glatt zuwiderlief. Daß die Auffassung des römischen Prätors von der Aufgabe des Richters das Gefühl der Rechtsunsicherheit im römischen Volke gezeitigt hätte, wird niemand behaupten können. Im Gegenteil! Die stete Anpassung der Rechtsentscheidungen an das allgemeine Rechtsbewußtsein erfüllte alle mit tiefer Befriedigung. Niemand klagte über Rechtsunsicherheit, niemand über summa injuria, niemand über Weltfremdheit der Gerichte. Der englische Richter und im wesentlichen auch der französische Richter fassen ihre Aufgabe grundsätzlich im Sinne des römischen Prätors auf — und daß in diesen beiden Ländern das Rechtsleben und die Sicherheit dadurch Schaden erlitten hätte, wird gleichfalls nicht behauptet werden können. Die materielle Rechtsprechung in beiden Ländern ist ausgezeichnet und von der Bevölkerung als solche anerkannt. Klagen über Weltfremdheit sind äußerst selten.

Der deutsche Richter ist, wie gesagt, einen anderen Weg gegangen, und seine, durch Jahrhunderte hindurch als höchster Inbegriff der richterlichen Pflicht gepflegte Tradition sitzt dem größten Teile unseres Juristenstandes fest in Fleisch und Blut. Entscheidungen, die eine selbständige Fortentwicklung und Neugestaltung des Rechts in Sinn und Geist des römischen Prätors darstellen, sind seltene Ausnahmen und erregen jedesmal, wie zum Beispiel die bekannte Entscheidung des Reichsgerichts über das Recht an der photographischen Aufnahme der sterblichen Überreste des Fürsten Bismarck, erhebliches Aufsehen. Bei dem entscheidenden Einfluß, den die Juristen auf die Gesetzgebung haben — nicht nur im früheren absoluten, sondern auch im heutigen parlamentarischen Staate werden die Gesetze fast durchweg von den Juristen in der Regierung und im Parlament verfaßt und gemacht — hat diese Auffassung von der Aufgabe des Richters auch unserer deutschen Gesetzgebung einen entscheidenden Zug verliehen. In der deutschen Gesetzgebung macht sich ein starkes Streben bemerkbar, für alle denkbaren Fälle feste, bestimmte Einzelvorschriften zu geben und damit die richterlichen Entscheidungen für alle möglichen Komplikationen im voraus festzulegen. Es besteht eine unverkennbare Abneigung, dem richterlichen Ermessen freien Spielraum zu lassen, dem Richter die Aufgabe zu übertragen, nicht nur einen von ihm festzustellenden Tatbestand unter einen geschriebenen Rechtssatz zu subsumieren, sondern selbst zu finden und festzustellen, was gerecht ist und darum Recht sein soll. Dieses kasuistische Gesetzgebungsprinzip tritt am deutlichsten im Preußischen Landrecht zutage. Im Bürgerlichen Gesetzbuch kommt es weniger stark zum Ausdruck, bildete aber im innersten Kern auch hier die Grundlage. Fast alle unsere umfangreichen kodifikatorischen und ebenso die kleineren

speziellen Gesetze legen Zeugnis von diesem Prinzip ab. Erinnert sei hier an die Gesetzgebung über unlauteren Wettbewerb. Man vermied es ängstlich, dem freien richterlichen Ermessen die Entscheidung darüber zu überlassen, ob irgendwelche Handlungen nach Treu und Glauben und nach dem allgemeinen Rechtsempfinden als erlaubt und rechtlich zulässig anzusehen seien oder nicht. Man stellte „im Interesse der Rechtssicherheit" zur Bindung für den Richter höchst komplizierte Tatbestandsmerkmale für den Begriff des unlauteren Wettbewerbs auf. Die Folge davon war, daß die unlauteren Elemente, gegen die das Gesetz gerichtet war, in sehr geschickter Weise diese festgelegten Tatbestandsmerkmale zu umgehen und sich damit den Wirkungen des Gesetzes zu entziehen wußten. Sofort wurde der Gesetzgebungsapparat wieder in Bewegung gesetzt, da dieser Zustand allgemein als unrecht empfunden wurde. Neue Tatbestandsmerkmale wurden in einer Novelle festgelegt. Aber die gerissene Schlauheit der Beteiligten wußte auch hier wieder sich dem Buchstaben des Gesetzes, an den der Richter sich gebunden erachtete, zu entziehen und neue Löcher zu finden, die ihm erlaubten, durch die enger gezogenen Maschen des Gesetzes hindurchzuschlüpfen. Und man darf überzeugt sein, daß die Gewandtheit unseres Schiebertums auch in Zukunft auf diesem Gebiete weitere Triumphe feiern wird. Wie anders haben sich die Dinge zum Beispiel in Frankreich entwickelt. Dort steht im Code Napoléon der kurze Satz „La concurrence déloyale est defendue", alles übrige ist dem freien Ermessen des Richters überlassen. Der Richter hat zu entscheiden, welche Tatbestände dem allgemeinen Rechtsempfinden nach jeweilig als unlauterer Wettbewerb aufzufassen sind; er ist stets in der Lage, neuen Kniffen und Schlichen entgegenzutreten; er ist niemals zu Entscheidungen genötigt, die dem allgemeinen Rechtsbewußtsein widersprechen, und er hat, wie die Praxis zeigt, diese seine Aufgabe zur Zufriedenheit des allgemeinen Rechtsempfindens glänzend gelöst.

Fragt man sich, welchem Prinzip unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Vorzug zu geben ist, so wird meines Erachtens die Wage zugunsten der Auffassung des römischen Prätors sinken müssen. Gerade in unserer Zeit brauchen wir in Deutschland doppelt nötig Gerichte, die nicht nur bezüglich ihrer Unbestechlichkeit makellos dastehen, sondern deren materielle Rechtsprechung auch als der adäquate Ausfluß des allgemeinen Rechtsbewußtseins, als „gerecht" empfunden und anerkannt wird. Es darf keinen Unterschied geben zwischen einem Juristenrecht des Buchstabens und dem lebendigen, in steter Entwicklung befindlichen Recht der Volksseele. Der Ausspruch summum jus, summa injuria darf nicht mehr mit einem gewissen bedauerlichen Achselzucken als etwas Unvermeidbares hingenommen werden. Das allgemeine Rechtsbewußtsein ist im Laufe der Zeiten anspruchsvoller und stürmischer geworden; wird ihm nicht Rechnung getragen, so verlieren unsere Gerichte als weltfremd und darum unbrauchbar mehr und mehr ihren festen Halt in der Wertschätzung des ganzen Volkes. Vom Gesetzgeber in der Weise Abhilfe zu erwarten,

daß er nach jedem Falle, in dem sich eine Gesetzesbestimmung als mit der fließenden Entwicklung des Rechtsbewußtseins nicht mehr vereinbar erwiesen hat, sofort mit einer Novelle einspringt, ist aussichtslos. Der Apparat der Gesetzgebungsmaschinerie arbeitet viel zu schwerfällig und langsam. Ein überhastetes Tempo bringt meistens höchst unglückliche Gesetzesnormen zutage; der Erfolg bleibt aber auch bei langsamem Arbeiten aus, wie das Beispiel beim unlauteren Wettbewerb erweist. Die getroffenen weltfremden Entscheidungen sind außerdem auf alle Fälle da und schädigen das Zutrauen zu den Gerichten, die sie nun einmal rechtskräftig erlassen haben. Durchgreifende Abhilfe kann hier nur geschaffen werden, wenn der deutsche Juristenstand seine grundsätzliche Auffassung über die Aufgabe des Richters ändert und der deutsche Gesetzgeber, der vom Juristen maßgebend beeinflußt wird, ihm in diesen Bahnen folgt. Eine derartige Umgestaltung ist keineswegs eine leichte Arbeit, denn die überwiegende Mehrheit unserer Juristen steht auf anderem Boden. Sie erzieht den juristischen Nachwuchs in dem alten, an sich höchst achtenswerten, aber mit den gebieterischen Forderungen der Zeit nicht mehr zu vereinbarenden Geist. Es wird eine schwere und langwierige, aber dankbare Aufgabe für alle die, die mit der Ausbildung der heranwachsenden Juristengeneration betraut sind, sein, diese mit dem Willen und der Fähigkeit zu erfüllen, das vornehmste Erstgeburtsrecht des Richters, Rechtsschöpfer zu sein, zu übernehmen und auszuüben und nicht darauf zu verzichten zugunsten des Linsengerichts der Stellung eines getreuen und gewissenhaften Paragraphenauslegers. Ansätze zu einer solchen Entwicklung sind erfreulicherweise vorhanden. Die „Freirechtsbewegung" zählt unter den Hochschullehrern wie unter den praktischen Juristen eine Reihe glänzender Namen; aber die überwiegende Mehrheit der Juristen verhält sich noch ablehnend. Das große Publikum ist über den Kernpunkt der vorliegenden Frage noch wenig informiert. Die öffentliche Meinung muß darum für die Forderung mobil gemacht werden, daß das jus, das unsere Gerichte sprechen, niemals injuria, nicht weltfremd und nicht bloß mechanische Anwendung einer Schablone sein darf, sondern immer sein muß die Verwirklichung des lebendigen Rechtsempfindens unseres Volkes.

Marie von Ebner-Eschenbach
und
Julius Rodenberg

Von

Anton Bettelheim

Am 27. Juni 1875 richtete Rodenberg an die Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach folgende Zeilen: „Ew. Hochwohlgeboren! Da ich Ihre Adresse nicht besitze, so kann ich nur auf diesem Wege Ihnen sagen, wie sehr Ihre (zur Besprechung in der ‚Deutschen Rundschau' mir zugegangenen) ‚Erzählungen' mich gefesselt haben und wie lebhaft ich wünsche, für diese Zeitschrift selbst einmal einen Beitrag von Ihnen zu empfangen. Sie werden in diesem Augustheft sehen, welche Meinung unser Referent von Ihrem Talente hegt, um so angenehmer für uns, wenn wir das Vergnügen haben könnten, unsere Leser mit einer neuen Gabe desselben bekannt zu machen." Schon fünf Tage darauf antwortete die Dichterin aus Reichenhall 2. Juli 1875: „Wie stolz und froh hat mich Ihr Brief gemacht! Seitdem die ‚Deutsche Rundschau' durch Sie ins Leben gerufen wurde, ist es mein innigster Wunsch, Ihnen einen Beitrag zu derselben liefern zu dürfen. Ich vermochte nur nicht den Mut zu fassen, ungerufen zu kommen; Ihrer liebenswürdigen Aufforderung werde ich freudig Folge leisten. Sie besitzen in jedem Oesterreicher, der seine Heimat liebt, einen tiefdankbaren Verehrer — mehr als Gerechtigkeit haben Sie den Meinen widerfahren lassen und erweisen Sie nun auch mir. Wäre mir's doch vergönnt, Ihrer guten Meinung zu entsprechen und Ihnen bald eine Arbeit vorzulegen, welche Sie Ihrer Unterstützung werth fänden." Rodenberg erwidert postwendend am 8. Juli, entzückt von der „reizenden Bescheidenheit", die sich in jeder Zeile der Baronin ausspricht, „nicht weniger als durch Ihre wundervollen Erzählungen, die ich mit einem inneren Antheil gelesen, wie seit Jahren kein anderes Buch. Das Herz hat sich mir zuweilen dabei zusammengepreßt vor innerem Weh und daneben wieder so viel Humor, freilich von der rechten Art, die durch Thränen lächelt." Er freut sich, daß Kreyssig in der „Deutschen Rundschau" sich ganz in demselben Sinn äußern wird, und legt als Zeichen, wie die Berliner Kritik sich mit ihr zu befassen beginne, eine Kritik der „Vossischen Zeitung" bei, die den „Spätgeborenen" — nach Rodenbergs Empfinden nur viel zu wenig — rühmt. „Und in der Rothenthurmstraße

wohnen Sie zu Wien, in dieser alten trauten Gasse, die ich wol hundertmal auf und ab gegangen, zu keinem anderen Zwecke, als weil mir's so gut darin gefiel, mit dem Lugeck und der schwarzen Bärenapotheke und den Steinfiguren vom Regensburger Hof und den Durchhäusern, bald dunkel unter den alten mächtigen Wölbungen, bald hell von einem Sonnenstreifen, der quer über die Straße fiel, und dem Treppengewirr beim Lazzenhof und Fischhof und zuletzt immer dieser alte Stephansdom, an den ich nicht denken kann, ohne weich zu werden vor Sehnsucht, ich möchte fast sagen vor Heimweh." Eindrücke, die Rodenberg während des Weltausstellungsjahres 1873 in stimmungsreichen, Alt-Wien vor Neu-Wien bevorzugenden Feuilletons und 1875 in dem heute noch lesens- und liebenswerten Buch „Wiener Sommertage" festgehalten hat. „Noch habe ich zu danken für die gütigen Worte, die Sie mir persönlich gesagt haben. Ja, meine Gnädigste, ich bin ein Freund Oesterreichs und mein Herz ist immer und immer noch in Wien. Wie könnte das auch anders sein einer Stadt, einem Lande gegenüber, aus welchem mir so viel Gutes und so viel aufrichtige Sympathie zu Theil geworden? Um so wohlthuender würde es für mich sein, wenn es mir vergönnt wäre, eines der bedeutsamsten Talente, das aus Oesterreich hervorgegangen, an die ‚Deutsche Rundschau' zu fesseln, welche sich's zur Aufgabe gemacht, den Zusammenhang des Geistes- und Gemütslebens zwischen Deutschland und Oesterreich in seinem vollen Umfange aufrecht zu erhalten und zu stärken." Am 22. Juli 1875 schreibt Marie Ebner aus Brixlegg, ein lästiges Unwohlsein habe sie an der sofortigen Beantwortung von Rodenbergs wohltuendem Brief gehindert. Ihr bange, ob sie seine gute Meinung von ihrem Erzählertalente auch in der Folge werde rechtfertigen können. „Ich habe mich bisher beinahe ausschließlich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt und äußerst geringe Erfolge errungen. So wollte ich denn einmal versuchen, ob mir durch ein Buch gelänge, was mir von der Bühne herab versagt blieb, die Menschen zu ergreifen und zu erheitern. Nun ist dieser Versuch weit über meine Erwartungen hinaus gelungen und ich werde weiterzustreben trachten auf dem Wege, den ich so spät eingeschlagen habe. Ob nicht zu spät, müssen meine nächsten Arbeiten lehren. Die — nächsten, verehrter Hr. Doktor! In diesem Augenblicke ist wol einiges begonnen, jedoch nichts ausgeführt und vor dem Spätherbste, in dem ich wieder heimkehre, habe ich keine Aussicht, mich einer schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können. Wären Sie jedoch geneigt, mir schon jetzt einen kleinen Raum in der ‚Deutschen Rundschau' anzuweisen, so würde ich denselben gar gerne für eine Sammlung von Aphorismen in Anspruch nehmen, die ich fertig habe und, wenn Sie es gestatten, Ihnen schicken könnte." Zum Schluß ladet sie auch im Namen ihres Mannes, der zu seinen wärmsten Verehrern gehört, Rodenberg in ihr Haus zu den drei Raben in der alten Rotenturmstraße. Am letzten Juli dankt sie überschwenglich für Freyssigs wohlwollende Kritik: „Es ist gar nicht zu beschreiben, wie segenbringend eine Aufmunterung aus dem Munde verehrter Menschen nach langen vergeblichen Mühen wirken kann.

Ich hoffe Ihnen, verehrteſter Herr Doctor, vielleicht früher als ich noch vor kurzem dachte, eine Erzählung zur Verfügung ſtellen zu können, und wünſche nichts inniger, als daß dieſelbe Ihnen entſprechen möge."

Mehr als vier Jahre ſollten indeſſen vergehen, bevor Marie Ebner in der „Rundſchau" zu Worte kommen konnte. Erſt am 10. Dezember 1879 ſchreibt die Dichterin: „Verehrter Herr Doctor! Da iſt ſie — möge ſie Ihnen entſprechen. Ob es nicht beſſer wäre die Erzählung ſtatt ‚Kunſt und Handwerk' ‚Lotti die Uhrmacherin' zu nennen, überlaſſe ich Ihrer Entſcheidung. Wie glücklich ich wäre, wenn Sie ſich mit meiner Arbeit zufrieden geben könnten, das verſchweige ich — weil es ſich nicht ſagen läßt." Der Empfang, den Rodenberg der „Uhrmacherin" bereitete, war enthuſiaſtiſch. „Berlin, 16. December 1879. Meine verehrte gnädige Frau! Es macht mich ſehr glücklich, Sie zu Ihrer neuen Novelle zu beglückwünſchen, Ihnen ſagen zu können, daß Sie etwas geſchaffen haben, was hoch über der Gewöhnlichkeit des Tages ſteht, nicht nur in der Nobleſſe der Geſinnung, ſondern auch in ſeinem poetiſchen Gehalt und deſſen techniſcher Ausführung. Den ganzen Tag habe ich mich mit Ihrer Lotti beſchäftigt, und es iſt mir wohl dabei geworden, wie in der wirklichen Nähe einer guten, reinen, edlen Menſchennatur. Haben Sie Dank, verehrte Frau, für den guten Tag, den zunächſt ich Ihnen verdanke. Sie werden ſehen, Ihr neues Werk wird nicht nur Freude bereiten, es wird auch im veredelnden Sinne wirken und Zuſtimmung finden. Und dabei ſo gar nichts Übertriebenes — Alles ſo natürlich, ſo ſchlicht, ſo glaubhaft, ſo wahr und ſo meiſterhaft die Schilderung Agathens, ſo bezaubernd die ihrer Intérieurs. Indem ich mich huldigend vor Ihnen verneige, verehrte Frau, mache ich die Thür der ‚Rundſchau' weit auf für ‚Lotti die Uhrmacherin' und hoffe, daß ſie bald darin erſcheinen werde, wenigſtens ſo bald als ich es mit meiner ganzen Liebe für dieſe brave Perſon nur irgend möglich machen kann. Bis dahin aber ſoll ſie in guter Hut bei mir ſein; mir iſt, als ob ein lieber Gaſt bei mir wohne, ſeit ich Ihre Lotti im Hauſe habe. Schaffen Sie noch viele ſolcher Werke und geben Sie der ‚Rundſchau' Gelegenheit, Ihnen die Treue zu vergelten, mit welcher Sie unter Umſtänden, die eine weniger hochgeſinnte Natur längſt abgeſchreckt haben würden" — augenſcheinlich konnte vorher für andere Einſendungen und Beiträge nicht Raum geſchaffen werden — „zu ihr zurückgekehrt ſind. Und nun noch eine Bitte, gnädige Frau, ſchicken Sie mir Ihr Bild, damit ich mir eine Vorſtellung machen kann, wie die Verfaſſerin von ‚Lotti die Uhrmacherin' ausſieht. In herzlicher Ergebenheit und Verehrung Ihr Julius Rodenberg. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Sie die Correcturen erhalten werden und zu fragen, ob ich als Verfaſſerin nennen darf ‚Marie von Ebner-Eſchenbach'? Auch glaube ich, daß es beſſer ſei ſtatt ‚Novelle' ‚Erzählung' zu ſagen." Fünf Tage ſpäter erwidert die Dichterin: Glücklich ſei ſie ſeit dem Eintreffen von Rodenbergs Brief: „Meine kühnſten und ehrgeizigſten Wünſche ſind jetzt erfüllt. Daß Sie mir nicht nur ſagen: Seien Sie gegrüßt, ſondern mich auch hoffen laſſen, daß ich ein anderes mal

wiederkommen dürfe, ist mehr des Guten, als ich je geträumt. Ich habe ein lang angestrebtes Ziel endlich erreicht — das ist doch das Schönste, das es giebt, wenn es uns auch in einem Alter zu Theil wird, das nicht mehr schön ist, wie Sie aus der beiliegenden Photographie sehen werden. Eigennützig wie ich nun einmal bin nicht ohne leise Hoffnung auf Erwiderung." Korrekturen erbittet sie, auch wenn Lotti noch lange nicht erscheint, bald in Fahnen. „Im Druck gefällt mir manches nicht, was sich im Manuscript recht gut ausnahm." Es wäre ihr das eine wahre Beruhigung, wenn sie das in Muße zu einer Zeit tun könnte, in der ihre Liebe für ihr letztes papierenes Kind noch nicht ganz erloschen sei. „Der Titel der Geschichte also wäre ‚Lotti die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach'. Ich bin froh, daß Sie sich für ‚die Uhrmacherin' entschieden haben, das scheint mir das Richtige!" Am 31. Januar verkündet ein Jubelruf der überraschten Dichterin, wie glückselig Rodenberg sie durch die Anzeige gemacht, daß „Lotti" schon im Märzheft kommen werde. „Jetzt wage ich es auch — wozu mir bisher der Mut fehlte — Ihnen meine kleine Sammlung Aphorismen zu schicken." „Es wird Ihnen Freude machen," so entgegnet Rodenberg am 23. März, „das inliegende Kärtchen von Fanny Lewald zu lesen. Ich hatte dieser meiner Freundin und Nachbarin Ihre Aphorismen gegeben; Sie sehen, welchen Eindruck Ihr Büchlein macht. Meine Meinung über dasselbe kennen Sie. Lotti behauptet sich in der allgemeinen Gunst, man ist überall gespannt auf den Schluß und man wird nicht enttäuscht werden — je vous l'assure." Fanny Lewalds Kärtchen dankte für die Aphorismen, „die ein wahres Buch der Weisheit sind und mir viel lieber als die Maximes von La Rochefoucauld." Marie Ebner vergaß, wie sich Jahrzehnte darauf zeigen sollte, keine dieser Kundgebungen Rodenbergs: „Sie verschönern mir noch in jeder Weise das langersehnte Glück, das Sie mir durch die Aufnahme einer meiner Arbeiten gewährt haben. Sie wird wol nur noch wenige Nachfolgerinnen haben," fährt sie mit einer Voraussage fort, die sich zu ihrem, wie zum Heil der „Rundschau" nicht erfüllen sollte; „für mich ist der Abend bereits herangezogen, der Lebensabend, dessen Nahen Sie besungen haben, wie kein Anderer vor Ihnen."

Was der Briefwechsel begonnen, setzte eine persönliche Begegnung erfreulich fort. Gelegentlich eines Wiener Gastvortrages, den Rodenberg auf Einladung der „Concordia" hielt, führte ihn der Präsident dieses Vereins, der alte Hausfreund des Ehepaares Ebner, Joseph v. Weilen, bei ihr ein. „Weilen kam mit Rodenberg," lese ich im Tagebuch-Eintrag der Dichterin vom 12. März, „den kennen zu lernen mir eine große Freude war. Er hat eine liebe, stille, ungemein sympathische Art und versteht schön, interessant und ohne Prätension zu erzählen." Nach Berlin heimgekehrt, schreibt ihr Rodenberg am 17. März: „Wie sehr bedaure ich, Sie nicht noch einmal und recht ordentlich gesehen und gesprochen zu haben. Das mächtige alte Haus in der Rothenthurmstraße, die Nachbarshäuser, die Uhren, die Werkstätte

und vor Allem das Original von ‚Lotti die Uhrmacherin' lebt in meiner Erinnerung." Die Zeilen beschließen eine voraufgehende Redaktionsbitte: Rodenberg hat vom Verleger gehört, daß ihr neues „Romänchen" nicht viel umfangreicher werden würde, als der „Katzenjunker" der François. In diesem Fall erbittet er das Manuskript. Die Dichterin willfahrt.

„Ich bin betrübt," so meldet Rodenberg am 23. Juli 1881, „daß ich Ihnen heut nicht so schreiben kann, wie damals nach der Lotti. Zürnen Sie mir aber darum nicht; was ich sagen muß, das sage ich nach reiflichem Erwägen und nach bester Überzeugung und bin gewiß, daß Sie hochherzig genug denken, um mir daraus keinen Vorwurf zu machen, auch wenn die Sentenz sich gegen Sie kehrt. Es schmerzt mich doppelt, weil ich noch immer unter dem Eindruck Ihres Unwohlseins stehe, welches ich durch eine gute frohe Nachricht so gern erleichtert hätte. Doch sind Sie hoffentlich zu dieser Frist wieder hergestellt und nehmen auch das Unangenehme, welches ich von Ihnen nicht abzuwenden vermag, nicht schwerer, als es in der That wiegt. Denn daraus, daß mir persönlich Ihre ‚Margarethe' nicht zusagt, folgt am Ende noch nichts für das Schicksal der Novelle, deren Technik eine glänzende genannt werden muß. Mir ist der Gegenstand und die Heldin antipathisch; damit ist Alles gesagt, was ich von meinem Standpunkt sagen kann, aber keineswegs ausgeschlossen, daß Andere anders denken oder fühlen. Obgleich dieser Eindruck schon nach dem ersten Drittel der Lectüre sich geltend machte, glaubte ich doch ein subjektives Empfinden zurückdrängen zu müssen und war in der That bis über die Hälfte hinaus entschlossen, trotzdem die Novelle zu geben; aber als ich an das virtuos behandelte Bacchanal gekommen, da sah ich freilich, daß diese Erzählung in der ‚Rundschau' überhaupt nicht am Ort sei. Ich las weiter in Hoffnungslosigkeit und endete mit der traurigen Gewißheit, daß ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten muß. Das ist das Peinliche meiner Stellung, selbst Denen, die man verehrt, zuweilen wehe thun zu müssen. Ich wünsche nichts so sehr, als daß ich mich geirrt habe und daß Ihre ‚Margarethe' Ihnen noch viel Freude machen möge, denn ich bin überzeugt, so wie ich die Ehre habe, Sie zu kennen, daß Sie um diesen Preis den Irrthum verzeihen würden. Glauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich mich schwer zu einem Refus entschlossen, der mich in Verlegenheit bringt, denn ich hatte fast mit Sicherheit darauf gerechnet, Ihre neue Novelle im nächsten Quartal zu bringen. Aber daß ich selbst davor nicht zurückgeschreckt, wird Ihnen wenigstens an der Ehrlichkeit meiner Meinung keinen Zweifel lassen; und Sie wiederum wird es beruhigen, daß abweichende Meinungen möglich sind, wie die des Frl. v. François, vor welcher ich, wie Sie wissen, den größten Respect habe. Auch hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir um dieses Fehlschlages willen nicht für alle Zeit Ihre Mitwirkung entziehen werden. Sie haben ja erfahren, wie glücklich mich Etwas macht, was mir wirklich gefällt und was ich mit gutem Gewissen, aus vollem Herzen loben kann. Und somit empfehle ich mich trotz Allem Ihrem freundlichen Andenken und bin in aufrichtiger Verehrung Ihr Julius Rodenberg."

Musterhaft, wie die Wahrhaftigkeit und Herzenshöflichkeit, die aus jedem Satz dieser unbedingten Abweisung spricht, ist die Art, wie Marie Ebner den harten Spruch aufnimmt. Sie legt „Margarethe" beiseite, macht nicht den geringsten Versuch, das Werk anderwärts drucken zu lassen, und ruft, erst im Jahrzehnt hernach, auf der Höhe ihres Ruhms, von Fritz Mauthner um einen Beitrag für das vorübergehend von ihm geleitete „Magazin für die Litteratur" gedrängt, sein strengstes Urteil an, ob das ihm ängstlich anvertraute Manuskript der „Margarethe" einer Umarbeitung fähig und würdig sei. Rodenberg entgegnete sie gleich dazumal, am 26. Juli 1881: „Wie können Sie denken, daß ich auch nur einen Augenblick eine andere Empfindung habe wie die, als daß Sie recht haben, durch und durch *recht*, die ‚Margarethe' nicht in der ‚Rundschau' aufzunehmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihre Ablehnung erwartete. Diese ‚Margarethe' ist eine alte Arbeit, die nur umgemodelt wurde, und hat nichts mit dem ‚Romänchen' zu tun, von dem ich Ihnen in Wien sprach." Das letztere soll nach dem Fertigwerden in ein paar Monaten seine Aufwartung machen und, will's Gott, Rodenbergs Zustimmung erringen. „Verlieren Sie nicht die Geduld mit mir. Die großherzige Güte, die aus jeder Zeile Ihres Briefes spricht, hat mich auf das Tiefste gerührt. Sie sind wahrlich ein Freund für mich, bleiben Sie mir es immer, so wie ich bleiben werde bis zu meiner letzten Stunde Ihre dankbare Verehrerin Marie Ebner. Frl. L. v. François, die mich leider schon nächste Woche verläßt, empfiehlt sich Ihnen auf das Angelegentlichste."

„Dieser Brief ist schön von Ihnen; Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen," bekennt Rodenberg, „und ich weiß nicht, wie ich Ihnen genug dafür danken soll. Je größer und aufrichtiger meine Verehrung für Sie ist, desto tiefer würde mich's geschmerzt haben, Sie zu verlieren. Nach *diesem* Brief darf ich mir sagen, daß dies nie der Fall sein wird; denn nicht nur die Herzensverhältnisse sind es, welche darauf beruhen, daß man sich gegenseitig vertrauen darf. Also noch einmal herzlichen Dank für diesen Brief, welchen ich mir gut aufbewahren werde zur steten Erinnerung an eine hochgesinnte adlige Seele.

Und wie glücklich es mich macht, daß Sie sich wieder gesund fühlen und zum Schaffen aufgelegt — daß diese Novelle nicht *das* Romänchen ist und daß ich letzteres bald zu erwarten habe. Ich kann Ihnen gar nicht genug sagen, *wie* gut ich es gebrauchen kann, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es Frl. François (der ich mich ergebenst empfehle) ins Ohr sagen wollten. Gute Novellen sind so selten, wie edle Menschen. Bitte, sagen Sie es ihr und daß Sie mir helfen sollen."

„Gute Novellen sind so selten wie edle Menschen": dieses Wahrwort Rodenbergs wurzelte in seinen tiefgründenden Lebenserfahrungen. Er hatte das Glück, in seinen berufensten Erzählern Keller, Meyer, Heyse, Storm, L. v. François Leuten zu begegnen, die beides zugleich, Mustermenschen und Meisternovellisten, waren; sein Verdienst dabei war, so seltene Wesen mit

feinstem Spürsinn unter Hunderten herauszufinden; überlegenem Kunstgeschmack die Fähigkeit zu gesellen, jede dieser grundverschiedenen Persönlichkeiten in ihrer Besonderheit zu fassen und nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur frei walten zu lassen, ohne sich selbst oder dem Charakter der von ihm geführten Zeitschrift etwas zu vergeben. Ohne vorbedachte Redaktionsdiplomatie wußte Rodenberg der Sache zu dienen, den Forschern und Künstlern seines Kreises vollen Spielraum zu gewähren. Kein Zweiter kam mit Gottfried Keller besser aus und weiter ans Ziel, den Staatsschreiber zum Abschluß allzulang verschobener Pläne zu bringen. Und kein anderer wäre, wie der kürzlich von Langmesser veröffentlichte Briefwechsel bezeugt, sorgsamer und hingebender auf Art und Kunst des „Tacitus der Novelle" (wie Vischer brieflich C. F. Meyer einmal nannte) eingegangen.

Am leichtesten zu behandeln unter allen Größen war Marie Ebner. Was in seiner Macht stand, geschah, ihren Wünschen zuvorzukommen. Bald nachdem er ihr zu seinem eigenen Leidwesen durch die Ablehnung der „Margarethe" Kummer machen mußte, bat er, der durch die François von ihrer „Geschichte in Correspondenzkarten" gehört hatte, um deren Überlassung für die „Rundschau". Demütig, mit der kindlichen Freude einer unvermutet mit einem Preis ausgezeichneten Konservatoristin, dankt die Ebner. Da er auch das „Romänchen" wieder zur Sprache bringt, berichtet sie: „Es heißt ‚Späte Reife'. Die Idee, die ihm zugrunde liegt, ist leider Gottes nicht neu. Zwei Liebende, die sich nicht verstehen; er ist zu leichtfertig, sie zu hart. Aber das Leben nimmt sie in seine Schule, er bekommt ein Gewissen und sie ein Herz. Ich glaube, daß Sie nicht unzufrieden sein werden, ich hoffe es ganz leise, aber ich fürchte, daß ich die Arbeit noch nicht so bald fertig bringen kann. Hierher," so schreibt sie am 29. September 1881 aus Hoschtiz, einem mährischen Herrensitz ihrer Familie, „habe ich sie gar nicht mitgenommen, ich sah voraus, was auch eingetroffen ist, daß ich im langen Tag nicht Eine Stunde finden würde, in der ich mich auf eigene Hand beschäftigen kann." Vor Ende des Jahres würde sie mit dem Romänchen kaum fertig werden; Rodenberg möge nun bestimmen, ob sie deshalb nicht eine Novelle, eine halbe Dorfgeschichte, zu der sie an Ort und Stelle einige Studien nach der Natur mache, vorher beenden solle. „Beide Arbeiten sind mir ans Herz gewachsen, beide mir gleich, das heißt unendlich lieb. Zum Glück erlischt die Liebe für meine Brut, sobald sie flügge geworden ist." Rodenberg sagt ihr ein paar Wochen hernach, daß das Novellettchen in Korrespondenz-Karten allen Lesern der „Rundschau" als graziöse Gabe erschienen sei, für die man nicht genug dankbar sein kann. „Was Sie mir über Ihre Dorfgeschichte sagen, ist nicht geeignet mich abzuschrecken, im Gegentheil, ich habe das größte Vertrauen zu dem neuen Werke. Einfachheit, Schlichtheit — das sind Tugenden, deren Wert man erst recht zu schätzen lernt in dieser Zeit der Übertreibungen und Stillosigkeiten. Was kann einfacher, schlichter sein als die Natur, und ist sie nicht unser Aller Meister? Also schicken Sie mir das

fertige Stück; ich freue mich herzlich darauf und werde Ihnen die volle Wahrheit darüber sagen." Sie fällt tröstlich genug aus: „Ich bin entzückt von der ‚Unverstandenen auf dem Dorfe' und brenne vor Ungeduld — der des naiven Lesers noch mehr als des Redacteurs — den Schluß kennen zu lernen." Rodenberg findet die Figuren „ganz ausgezeichnet, originell und doch natürlich. Viele feine und gute Gedanken stehen wie Blumen am Wege". Schon nach diesen Proben gibt er, im Begriff zu verreisen, den Schluß ungelesen in die Druckerei. Die Dichterin „Zitter-Pappel bis ans Ende" erschrickt darüber nicht wenig, da die Schüchterne, von Selbstkritik Gequälte glaubt, daß für die letzten Kapitel Nachbesserungen nötig sind. Allein ihre Besorgnisse werden von der Redaktion nicht geteilt. Ihr Ansehen wächst mit ihren Erfolgen bei den Lesern. Mehr und mehr wird die Erzählerin, die vordem oft und überoft vergeblich um Aufnahme ihrer Arbeiten bei Dutzenden von Zeitschriften warb, von Verlegern und Zeitungsleitern umworben. So schwer es ihr fällt, irgendwem nein zu sagen: ihr Vertrauensmann bleibt Rodenberg; „rundschauwürdig" zu sein, gilt ihr als Prüfstein für große wie kleine Arbeiten. Ihre Geltung im Kreise der „Rundschau" veranlaßte begabte und unbegabte, würdige und unwürdige Männlein und Weiblein, sie zur Fürbitterin zu wählen. Ihre Herzensgüte bestimmt sie, jedem Anliegen zu willfahren, wenn auch ihr kritisches Urteil sich nicht immer zum Schweigen bequemen kann: „An schriftstellerischem Talent fehlt es gewiß nicht," so schreibt sie von einer Dame, die durchaus Rodenberg empfohlen sein will; „die Frage ist nur," so lautet der muntere Nachsatz, „ob sie auch genau weiß, wozu man ein Talent bekommen hat." Rodenberg erstreckt bei aller Menschenfreundlichkeit sein Wohlwollen nicht unbesehen auf alle Schützlinge Marie Ebners, die nach wie vor für andere eifriger sorgt, als für sich selbst. Rodenberg wird auch in Verlagsfragen von der in geschäftlichen Dingen ebenso unerfahrenen als übertrieben gewissenhaften Dichterin einund das anderemal zu Rate gezogen. Sie gewinnt es nicht über sich, früheren Verlegern, die ihr übel mitgespielt haben, äußerer Vorteile wegen, weiterzugehen: „Eine Freude, die man nicht mit ganz reinem Gewissen genießen kann, ist einmal keine für Leute von unserer Complexion", schreibt sie Rodenberg, der ihre grundlosen Bedenken weise beschwichtigt. Sein Lohn aller Fürsorge bleibt nicht aus: die Ebner „schickt ihre Kinder unter keines anderen Schutz und Schirm lieber in die Welt", eines Sinnes mit Luise v. François, die sie „am liebsten bei dem Gestrengen in Berlin sieht". Durch übertriebene Zuversicht sündigt sie niemals; wiederholt muß ihr erst Rodenberg sagen, welche Treffer sie gemacht hat. „Ihr ‚Jacob Szela' (diesen Titel hab' ich gewählt) ist ein kleines Meisterwerk. Der Held erinnert mich an unseren Michael Kohlhaas. Wie konnten Sie zweifeln, daß Ihnen etwas sehr Vortreffliches gelungen ist. Ich habe wol in der kunstvollen Composition und der knappen antithetischen Haltung die Arbeit gemerkt, die darin steckt; aber dem Leser wird Alles ganz einfach und natürlich erscheinen. Das rein Mensch-

liche der Erzählung oder vielmehr ihres Charakters wird ihn ergreifen, da Local- und Zeit-Colorit wird dazu beitragen, den Eindruck der Wahrheit zu verstärken. Sie haben, verehrte Freundin, aus sprödem Material etwas Gutes und Bleibendes gemacht, was man nicht nur in Oesterreich schätzen wird." Erst dieser ermutigende Zuruf öffnet ihr vollends die Lippen: sie deutet neben anderen Plänen (unter anderen den des „Hascherl") das (nachmals im „Kreisphysicus" verwirklichte) Motiv einer zweiten, aus demselben Stoffkreis geholten historischen Erzählung an: „Nun habe ich ein Jahr hindurch die Geschichte der polnischen Revolution anno 1846 fleißig studiert und möchte nicht völlig um die Frucht meiner Mühen kommen. Außer Szela gibt es noch Einen, dem ich meine Bewunderung zolle: Eduard Dembowski. Ein kleiner Buddha, sage ich Ihnen, bester Freund. Er soll noch gezeichnet werden, wie er leibte und lebte, und dann sage ich dieser traurigen, kindischen, fruchtlosen polnischen Revolution Valet und werfe mich meinem Schmerzenskind ‚Hascherl' in die Arme."

Leichte Mißverständnisse läßt Rodenberg nicht lange währen; als die Dichterin allzulange nach der Empfindung des Herausgebers keine neue Geschichte stiftet, wendet er sich im Dezember 1885 mit offener Aussprache an sie. Er konnte den in Aushängebogen an ihn gelangten „Kreisphysicus" nicht nach ihrer eiligen Fristbestimmung bringen; nun sieht er in anderen Zeitschriften andere Beiträge. Die Aufklärung erfolgt auf der Stelle. Seit vier Wochen Krankenwärterin, sei sie selbst mitten in einer schmerzhaften Augenkur. Aber die Ärzte verheißen hoch und heilig Besserung. Dann will sie Rodenberg in einem ausführlichen Brief den Grund ihrer Zaghaftigkeit sagen. Vier Monate später, im April 1886, kündigt sie an, daß ein andernorts gegebenes halbes Versprechen ihr großmütig zurückgegeben wurde; im Sommer hoffe sie neue Arbeitskraft in der Stille des Landlebens zu gewinnen. Am 16. August beendigt sie das 16. Kapitel ihrer Erzählung, die noch drei haben soll. „Ich glaube, ich hoffe, daß die Arbeit nicht schlecht ist, aber kommt mir in der Sache ein Urteil zu?" Bis Ende Oktober hofft sie ihm das Manuskript, ein ziemlich umfangreiches, zu senden. „Es ist eine Dorfgeschichte, wie ich mittheile und Ihnen vielleicht des bescheidenen Kreises wegen, in dem sie spielt, vielleicht zu gering. In dem Fall, lieber verehrter Freund, weisen Sie ‚Das Gemeindekind' einfach zurück; es wird sich Ihrem Verdikt still und ehrerbietig fügen und denken, daß ihm nur sein Recht geschah." Rodenberg macht das Schreiben ebenso wie Herrn Paetel sehr glücklich. „Was Sie schicken, kann nicht anders als edel und schön sein, und was Sie mit Ihren liebevollen Blicken anschauen, wird dadurch geadelt."

Das Urteil, das Rodenberg zwei Monate später, nach Einlangen des Manuskriptes, abgibt, verdirbt der Ebner die Nacht: „Ich konnte nicht schlafen vor Freude" über Rodenbergs Lob und vor Besorgnis, ob die Fortsetzung seinen Erwartungen entsprechen würde. Rodenbergs erster Spruch über „Das Gemeindekind" ist heute noch so aufrecht, wie sein erstes Urteil über „Lotti

die Uhrmacherin". „Ich las mit einer Spannung, die bei der ersten Seite begann, und einer Sicherheit, die sich von Seite zu Seite steigerte, bis ich jetzt bei dem rührenden Gebet Pavels, in welches der Leser so herzlich einstimmt, sagen muß: liebe Freundin, das ist das Schönste, was Sie geschrieben haben, nicht nur, es gehört zu dem Schönsten, was seit langer Zeit überhaupt geschrieben worden ist. Die Handlung, soweit ich bis jetzt urteilen kann, wundervoll aufgebaut, die Composition durchsichtig, klar, die Zeichnung der Charaktere fest, der Stil edel und über dem Ganzen ein unbeschreiblicher Hauch von Hoheit und Milde — wenn, wie mir eine innere Stimme sagt, der Verlauf und das Ende diesem vorliegenden Stück entspricht, so haben Sie ein Meisterwerk geschaffen, welches in der deutschen Litteratur dauern und welches von der ‚Rundschau' zuerst gebracht worden zu sein einen ihrer Ruhmestitel bilden wird."

Rodenbergs Botschaft ergriff die Dichterin dermaßen, daß sie die Schlußkapitel nicht erst in besonderer Reinschrift abwartete, sondern in anspruchsloserer Form mit dem Begleitwort nachschickte: „Es kommt nicht ein Buch zu Ihnen, lieber, lieber Freund, eine Seele kommt, Alles, was ich auf dem Herzen habe, alles was ich guten Menschen ans Herz legen möchte. Von der Höhe, die ich zu erreichen angestrebt habe, der des letzten Capitels, werden Sie das Ganze überschauen und dann urteilen, ob ich wirklich — ich demütige Arbeiterin im Weinberge der Kunst (demütig, denn, wenn ich gekonnt habe, was kann ich dafür?) ein Werk zu Stande gebracht, das zu dauern verdient. Und noch etwas. Der Dichter Rodenberg hat gewiß manchmal eine Vorliebe für eine Einsendung, die der Herausgeber einer weitverbreiteten, für ein großes Publicum berechneten Revue nicht theilen darf. Ich weiß das, bester Freund, und nicht im Traum einfallen wird es mir zu grollen, wenn Sie ‚am End' des Ende' das ‚Gemeindekind' doch nicht für die ‚Rundschau' brauchen können." Rodenbergs Erwiderung erneut und verstärkt sein unter dem ersten Eindruck abgegebenes Votum. Die Ebner billigt zum voraus alle von ihm angeregten kleinen Kürzungen: „Ich thue es mit unbegrenztem Vertrauen, ich weiß, daß alles, was Sie verfügen, meinem Kind zu Gute kommen wird. Ich kann heut nur diese wenigen Zeilen schreiben, ich bin so leidend mit Gesichtsschmerzen, seit fünf vollen Tagen, Sie hätten großes Erbarmen mit mir, wenn Sie wüßten wie leidend. Aber Ihre unbeschreibliche Güte für mich wirkt durch alle Schmerzen hindurch wie ein Balsam." Rodenberg macht das Unmögliche möglich: er beschleunigt den Druck so, daß die Geschichte schon im Februarheft zu erscheinen beginnen kann. „Damit werden Sie nun zufrieden sein und es ist allerdings das Wenigste, was ich für Sie thun konnte, nachdem Sie für mich so viel mehr gethan haben. Jetzt wo ich mit meinem Plan im Reinen bin, ist es mir selbst beglückend zu denken, daß Ihre neue Schöpfung so bald in die Welt hinaustreten und Ihnen den verdienten Lohn und Beifall und die Anerkennung aus den weitesten Kreisen einbringen wird. Sie waren, als Sie mir zuletzt schrieben,

mit dem Lauf der Welt nicht ganz einverstanden, vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, Sie wenigstens mit dem Winkel der Welt auszusöhnen, in welchem Derjenige lebt, der sich nennt in treuer herzlicher Ergebenheit Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Wie sehr sie dem hilfreichen, wohlgesinnten Freund für sein Eingreifen sich verpflichtet fühlte, gab sie gleich in den nächsten Wochen durch begeisterte Zustimmung zu seinem Gedicht für den Kaiser kund: „So schön ist er noch nie besungen worden." Rodenberg dankt und fährt mit der aufrichtigen Wendung fort: „Noch viel glücklicher macht es mich, Ihnen sagen zu können, wie tief und allgemein die Wirkung Ihres ‚Gemeindekindes' ist. Ihnen dies mitzutheilen lag mir lange schon wie Freundespflicht auf dem Herzen. Der Erfolg bestätigt nicht nur meine Voraussagungen, er übertrifft sie bei Weitem. Wol darf ich sagen, daß die ‚Rundschau' lange nichts gebracht hat, welches so sehr wie Ihre Erzählung den einstimmigen Beifall unserer Besten, der sich vielfach bis zum Enthusiasmus steigert, gefunden hat. In dieser Weise sprach sich gestern auch G. R. Professor Friedländer aus, der Verfasser der classischen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, einer unserer feinsten Literaturkenner. Ich war erstaunt — freudig natürlich —, den sonst so strengen Mann so warm und beredt zu sehen; worauf er mir erwiderte, daß man in seinem Kreis in Königsberg — er ist dort Professor und hier nur als Herrenhausmitglied anwesend — dem Fortgang des Werkes mit reger Begeisterung und Bewunderung für die meisterhafte psychologische Entwicklung, den edlen Stil folge und daß man ihm namentlich von Seiten der Pädagogen den höchsten Wert beilege. Doch nicht die Pädagogen und Professoren, auch die Kinder der Welt, Männer und Frauen, sprechen sich ähnlich aus; und kaum ein Tag vergeht, daß ich nicht solche Stimmen aufs Neue vernehme. Hab' ich nun nicht Recht in Allem behalten, was ich unter dem ersten Eindruck Ihnen aus Fulda schrieb? Auch der Theil meiner Prophezeiung wird sich erfüllen, daß Ihr Werk ein dauerndes sein, daß es sich einen bleibenden Platz in unserer zeitgenössischen Litteratur erringen und daß es diesen behaupten wird. Möchten Sie, theure Freundin, urbi et orbi, der ‚Rundschau' und der Welt in nicht zu ferner Zeit eine neue Schöpfung wie diese zu Theil werden lassen. Der Freundin in der Rothenthurmstraße zu Wien, dieser von mir noch immer sehr geliebten Stadt, meinen innigsten Dank, meine teuersten Grüße. Verehrungsvoll Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Marie Ebner liest diesen Brief immer wieder ihren liebsten Menschen vor: sein Glaube an den Bestand ihrer schlichten Schöpfung erfüllt ihr das Herz mit freudiger Hoffnung. Sie wird niemals vergessen, wieviel sie Rodenberg verdanke, und nie versäumen, bei jedem neuen Zeichen von Freundschaft und Wohlwollen sich aller derjenigen zu erinnern, die sie schon von ihm empfangen habe. Wiederholt versichert sie nun in der Folge, bei Lobsprüchen des „Gemeindekindes", Dritten und Rodenberg selbst, daß ihm der Löwenanteil des Erfolges gebühre. Jede besondere neue Gabe der „Rundschau"

begrüßt sie voll Anteil für das Gedeihen der Zeitschrift, für die Tatkraft und das Finderglück des Leiters. So feiert sie spontan die Veröffentlichung der Kaiser-Tagebücher in der „Rundschau" mit dem Zuruf: „Keine Zeitschrift der Welt war jemals die Vermittlerin einer edleren Botschaft." Und sie steht, als die unvorhergesehene schlimme Wendung der Geffcken-Publikation kommt, in den Tagen der Bedrängnis treu und tröstend zu Rodenberg. Nur arge physische Leiden, die sie heimsuchen, sind der Grund, daß sie, von der „Rundschau" jetzt in diesen kritischen Zeiten begreiflicherweise doppelt dringend um Beiträge gebeten, Rodenbergs Wünschen nicht sofort willfahrt, bis sie sich 1889 mit „Unsühnbar" einstellt. „Der Umfang der Erzählung dürfte ungefähr derselbe wie der des Gemeindekind sein. Sie bewegt sich in österreichischen aristokratischen Kreisen und beruht auf einem Ereigniß, das sich vor Jahren bei uns zutrug, das ich aber in die Gegenwart versetze. Nur die Pointe desselben war mir bekannt, doch beschäftigte mich der Gedanke seit Langem, den heroischen Entschluß einer edlen und allgemein geehrten Frau zu motiviren, die, um der Wahrheit die Ehre zu geben, mit einigen Worten ihren makellosen Ruf vernichtete. Ich habe mich genau ein Jahr mit dem Buch geplagt. Es ist meine sorgfältigst ausgeführte, gewiß meine letzte größere Arbeit. Soll ich sie schicken? Werden Sie, verehrter Freund, falls sie Ihnen entspricht, im Laufe des Sommers einen Raum anweisen können in unserer geliebten Deutschen Rundschau?" Rodenberg nimmt die „gute, die frohe, die beglückende" Aussicht beseligt auf. Schon die Andeutung des Problems läßt ihn begierig nach der Arbeit greifen. Er muß nur Ende März Berlin verlassen, um nach den Aufregungen des Winters, zumal nach dem jähen Abbruch seiner Ferien durch die Geffcken-Affäre, Erholung an der Riviera zu suchen. „Ob ich Ihnen eine Erholung gönne?" antwortet die Dichterin. „Wahrlich nicht um ein Atom weniger, als mir selbst. Mögen Sie gestärkt und erquickt heimkehren. Meine Maria wird Sie auf der Schwelle empfangen. Die Erzählung heißt aber nicht nach ihrer Heldin, sondern „Unsühnbar". Denken Sie nur, daß ich noch nie ein so festes Vertrauen in eine meiner Arbeiten gesetzt habe, wie in diese. Wenn ich doch wüßte, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist." Als Rodenberg nach seinem Urlaub das Manuskript vorfindet, erhält er gleichzeitig die Nachricht vom vorzeitigen Tod Weilens, des gemeinsamen Freundes, der ihn 1881 in Wien zu ihr geführt hat. Er weiß, daß mit ihm die Ebner um Weilen trauern werde „um den frühzeitigen Verlust des alten treuen Freundes. Ich aber traure zugleich um eine edle Heimgegangene, von der ich innerlich ergriffen mir doch sagen muß, daß sie nur der Dichtung angehört. Nur der Dichtung! Als ob diese nicht des Lebens besserer Theil, ihr einzig wahrer sei, der es allein vermag, uns mit einer Wirklichkeit auszusöhnen, welche Niemanden befriedigt. Damit habe ich Alles ausgesprochen, was ich über Ihr Werk sagen möchte, und ich denke, es ist das Höchste, was über ein Werk gesagt werden könne, daß sich die Welt in ihm spiegelt, die Welt wie sie ist, und

daß es dennoch die Ahnung, nein die Zuversicht einer besseren gibt, nach der wir uns Alle sehnen, auf die wir alle hoffen. Diese Marie erscheint mir wie eine Märtyrerin, die das Kreuz auf sich genommen, um Tausende zu entsündigen, Tausende besser zu machen, die nun um ihr Schicksal weinen werden." Trotz oder vielmehr gerade wegen seiner unbegrenzten Bewunderung unterläßt der sorgfältige Leser nicht, eine Reihe sprachlicher und stilistischer Änderungen vorzuschlagen: „Seien Sie mir nicht böse, daß, wo es sich um so Großes handelt, ich von so kleinen Dingen reden mag. Aber eben deßwegen: auch das kleinste Stäubchen möchte ich von dem Glanz und der Reinheit Ihres Werkes entfernt sehen, und was kann mehr für seine Vortrefflichkeit sprechen, als daß es, mit der Lupe betrachtet, zu nicht mehr und gewichtigeren Bemerkungen Anlaß gibt? In der That ein Werk, zu welchem das reifste Können und die gewissenhafteste, ausdauerndste Arbeit sich verbunden haben." So wenig wie — nach Gustav Freytags sachkundigen Worten — mit so kleinen „redaktionellen Bürstenstrichen" begnügt sich Rodenberg diesmal mit einer großen allgemeinen Huldigung für die Zentralfigur. „Unter dem Glockengeläute und Chorgesang" der Pfingstfeier „am benachbarten Sanct Matthäuskirchlein hab' ich ihn fortgesetzt, indem ich in Ihrer Geschichte weitergelesen habe bis dahin, wo die arme unglückliche Marie am Sterbebette Wolfis um Hilfe ruft". „Und doch, während Sie den Leser hinreißen, erschüttern, wird er nicht umhin können, die Hoheit und Ruhe zu bewundern, mit welcher die Dichterin über den Leidenschaften steht." Er kann sich nicht genug tun, in einer Reihe von Briefen allen Reizen und Geheimnissen der Dichtung nachzugehen und nicht geringen Stolz zu äußern, daß es der „Rundschau" vorbehalten bleibt, „die erste Vermittlerin zwischen Marie Ebner und einem Publicum zu sein, welches Sie liebt und verehrt wie der Herausgeber." „Ich muß es Ihnen doch sagen," heißt es auf einem tags darauf abgesandten Blättchen, „wie herzlich ich eben mitten in der traurig schönen Geschichte gelacht habe über den braven Doctor, der seine silberne Hochzeit brieflich gefeiert hat. Das erinnert fast an den jungen Ehemann, der der Kostenersparniß halber die Hochzeitsreise ohne seine Frau macht. Brava! brava! Die Scene zwischen dem Doctor und dem Fräulein ist ein Meisterstück feinen Humors, wie die der Schuldentwicklung Marias eins ist der tiefsten Tragik." Die Ebner fühlt sich durch Rodenbergs Zustimmung beruhigt und erquickt. Vierzehn Monate hat ihre Marie sie beschäftigt, „ausschließend und einzig, auch nicht Einen Tag ausgenommen." „Aber welche Sorgen quälten mich, als ich so krank war im Winter und fürchten mußte, mein Büchlein nicht mehr fertig bringen zu können. Mein vortrefflicher und weiser Arzt und die gütigen Meinen hatten ein Einsehen und ließen mich fleißig sein und dachten, auch eine gichtbrüchige Ameise schleppt noch Material zu einem Bau, an dessen Vollenden dem armen ‚Dingerl' so viel liegt, wie irgendeinem Napoleon an der Errichtung eines Weltreiches." „Wenn Sie wüßten, welche Wohlthat mir Ihre Briefe sind! aber nie werde ich im Stande sein, dies auszusprechen."

Rodenberg berichtet ihr von dem außerordentlichen Eindruck der Erzählung bei den Lesern, „froh, daß in unserer von dem groben Realismus durchwühlten Zeit eine Dichtung von so reiner Gestalt und von solcher Erhabenheit das Publicum noch zu elektrisieren vermag"; er übermittelt ihr die Aufforderung des von „Unsühnbar" ergriffenen Physiologen Preyer, mit ihrer großen Kraft weiterhin im Geist ihrer sittlichen Mission zu schaffen. Wehmütig weist sie das von sich: „Eine Mission habe ich doch wol nicht, sonst wäre mir die Möglichkeit gegeben, dieselbe auszuüben; wie ich schreibe, schreibt man nicht lange. Denken Sie, daß es fast immer in herzklopfender Angst vor einer Störung geschieht, gar oft auch mit bösem Gewissen, weil diese oder jene Pflicht darüber versäumt wird. Das ist Qual und ruinirt die Nerven, besonders, wenn man eine Pedantin ist, die tagelang über einem Satz nachdenkt, die nicht schlafen kann, wenn sie einen Correcturbogen im Hause hat. Weil man nicht weinen will — lacht man, aber ein bischen zum Weinen ist es, daß ich z. B. seit drei Tagen an Sie schreibe. Das ist mein fünfter Brief, bei allen früheren wurde ich so oft unterbrochen, daß sie endlich ein elendes Geflick wurden und im Papierkorb ihr Grab fanden. Nein, auf die Art, wie ichs treibe, wird man am Ende doch nichts Rechtes, so ganz besonders Rechtes, meine ich."

Im Dezember 1889 hat ihr Gatte, Exzellenz Ebner, eine glücklich verlaufende Staroperation zu bestehen. Wie zuvor für alle anderen Patienten der Familie ist sie selbstverständlich für den trefflichen Lebensgefährten die gewissenhafteste Pflegerin. Daneben vergißt sie nicht, für Moriz Necker und seinen Ebner-Essay ein gutes Wort bei Rodenberg einzulegen und für Fritz Mauthner ihre — wie sie dem Berliner Freund schreibt, 1881 von ihm verschmähte — „Margarethe" umzugestalten. Rodenberg kann sich der Abgewiesenen nicht entsinnen: es tut ihm leid, daß sie das erneute Werk nicht der Rundschau gegeben, nachdem sie nochmals die Hand daran gelegt habe, diese Hand, die seitdem eine Meisterhand geworden.

An seinem sechzigsten Geburtstage fühlt er sich durch ihre herzenswarmen Wünsche besonders erhoben; mehr als sie ahnen könne, sei sie bei der Feier beteiligt gewesen: kaum ein Festgruß, Trinkspruch, Artikel zu seinen Ehren habe unerwähnt gelassen, daß Rodenberg durch die „Rundschau" die Ebner zuerst in ihrer vollen Größe gezeigt habe. „Und in der That, wenn ich jedes andere Verdienst zurückweisen muß: auf dieses bin ich stolz, wenngleich es immer noch mehr mein gutes Glück als mein Verdienst gewesen ist." Der unausbleibliche Schluß des Dankbriefes wirbt um einen neuen Beitrag für die „Rundschau": das wäre sein schönstes Festgeschenk. Die Dichterin kündigt die Gabe aus Sankt Gilgen an, eine Erzählung: „Sie heißt ‚Albrecht Oversberg' und wird von einem Wirtschaftsbeamten anderen Beamten, seinen Untergebenen, erzählt. Ich kenne diesen Erzähler persönlich und muß leider gestehen, daß seine Redeweise nicht die feinste ist. Auch fehlt ihm und seinen Zuhörern (mit Ausnahme Eines unter ihnen) der Maßstab für den Wert des Menschen, von dem er spricht. Aber zwischen dem Leser und mir

soll sich hinter dem Rücken des Berichterstatters ein stilles Einverständniß bilden, und ich hoffe von meinem bescheidenen Helden mehr verraten zu haben, als der Herr Director sich träumen läßt." Rodenberg läßt sich das Gericht, das den Lesern der „Rundschau" zugleich mit C. F. Meyers neuer (leider seiner letzten) Novelle „Angela Borgia" aufgetischt wurde, beim Vorkosten als Kenner munden: „Das ist Ihnen herrlich gelungen. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die Schlichtheit und Natürlichkeit des Vortrags oder die Kunst, die sich darin ich sollte eher sagen verbirgt als offenbart! Welches Behagen ist über diese Tafelrunde gebreitet, mit welchem Humor ist Alles in Szene gesetzt, wie lebendig und individuell eine jede dieser Menschenfiguren angelegt und durchgeführt, und mit welcher Macht tritt aus dieser harmlosen Umgebung das erschütternde Bild heraus, von dessen tragischer Wirkung der Erzähler selbst nicht einmal eine Ahnung hat. Und welch ein herziger Mensch ist er doch, dieser Inspector; wie gewinnt man ihn lieb in seiner kleinen Geschichte mit dem Dechanten." „Sie haben niemals ein in sich vollendeteres Werk geschaffen, als dieses dem Umfang nach ein so kleines; in der Reihe dessen, was die Welt Ihnen verdankt, wird dieser Oversberg immer wie ein Edelstein vom reinsten Feuer sein." Nicht die geringste (von der Ebner verlangte und erwartete) Ausstellung hat er zu machen, nur — mit den Gänsefüßchen habe sie sich in dem belebten Hin und Wieder des Tischgespräches hier und da ein paarmal geirrt, darauf allein könne sich seine redaktionelle Tätigkeit beschränken. Mit derselben Post nimmt — unbesehen — er auch ihre „Prinzessin Leiladie" an, um nach der Lektüre der „aufrichtig bewunderten Freundin" zu sagen, daß er von der Dichtung, die er als Märchen für große Kinder nur mit Zagen zu lesen begann, hingerissen wurde.

In den nächsten Tagen, so kündigt die Ebner am 3. Februar an, wird sich erlauben, Ihnen mit einer Bitte zu nahen, die sie schon lang auf dem Herzen hat, Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner. Am 12. Februar 1892 schreibt sie: „Mein lieber, verehrter Freund! Was ich zu bitten habe, ist: lachen Sie mich nicht aus! Sie werden in den allernächsten Tagen eine nicht mehr neue Uhr zugeschickt bekommen, dieselbe Duplex-Uhr von F. Alexy und Sandoz frères, die in der Erzählung Lotti beschrieben ist. Noch immer ist die gute alte eine meiner treuesten Zeitmesserinnen, und in meinem Testamente wurde sie Ihnen, lieber hochverehrter Freund, zur Erinnerung an jenen 31. Jänner bestimmt, an dem Sie schrieben, Lotti sei angenommen und werde schon im März in der Deutschen Rundschau erscheinen. Nun aber fragte ich mich schon oft, warum ich nicht noch bei Lebzeiten kommen soll und Sie bitten, nehmen Sie dieses kleine Andenken an Ihren dankbaren Schützling Frl. Feßler und die ebenso dankbare gehorsamst Unterzeichnete gütig und rücksichtsvoll auf. Ihre treue Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Man sollte meinen, daß keine andere Feder mit gleicher Feinheit solchen Herzenstakt verbinden könnte: Rodenbergs Dankbriefe werden zeigen, daß sie wert wären, in einer Novelle der Ebner ihren Schreiber zu kennzeichnen.

„Berlin 14. Februar 1892. Meine theure, meine geliebte und verehrte Freundin! Ihr heutiger Brief hat mich freudig überrascht und wehmütig ergriffen. Wie kann ich Ihnen in wenig Worten für ein solches Geschenk danken, welches durch die Gesinnung, aus der es hervorgegangen, und die Hand, welche es bietet, einen unschätzbaren Wert für mich hat. Innig bewegt nehme ich die Lotti-Uhr an, obwol ich es fast schmerzlich empfinde, daß Sie sich davon trennen sollen. Aber Sie wissen, was diese Gabe mir bedeutet, sie soll mich auf der letzten Strecke meines Lebens begleiten und jede Stunde, die sie zeigen wird, mir verschönern durch den Gedanken an die große Dichterin, welche Freundin nennen zu dürfen ich als den krönenden Gipfel meiner literarischen Laufbahn betrachte. Ja, Sie hatten Recht, mich die Fülle dieses Glückes fühlen zu lassen, solange wir Beide noch unter den Lebenden, Wirkenden, Schaffenden sind, und mir dieses Pfand einer Gemeinschaft nicht vorzuenthalten, die meinerseits auf der reinsten Verehrung beruht und in der Hoffnung lebt, daß, wie es mir vergönnt war, der erste Verkünder Ihres Ruhmes zu sein, nun auch beschieden sein möge, noch eine Weile mich an ihm zu sonnen. So senden Sie denn die treue Gefährtin Ihrer Arbeit auf die weite Reise hieher: sie soll gut aufgenommen und gut aufgehoben sein; ihr und meines dankbaren Herzens Pochen sollen einträchtiglich mit einander gehen — solange es Gott gefällt. In Freundschaft ergeben Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Vier Tage danach, 18. Februar 1892, ist die Uhr bei ihm eingetroffen: „Theure Freundin! Noch einmal Dank — und jetzt erst der rechte, seitdem Ihre Lotti-Uhr an meinem Herzen klopft, dem Platze, den sie nicht mehr verlassen soll, solange das Herz noch schlägt. Offen gestanden, ich erinnerte mich so genau nicht mehr und hätte nicht etwas so Kostbares erwartet. In der That, ein Geschenk unvergleichlich durch seinen Wert und Ihre Inschrift. Wie silberfein dies Stimmchen, das mir beständig von Ihnen sprechen wird, wie rein und klar das Antlitz dieses Zifferblattes und wie zart der Zeiger, der mir die Stunde weist und selbst in der trübsten sagen wird, daß Freundschaft sie mit mir theilt. Ja, theure Freundin, dies Alles wird Ihre Uhr für mich thun, sie wird mich glücklich machen, wenn ich mit ihr allein bin, und stolz, wenn ich sie Anderen zeigen darf. Wenn die Uhr Dingelstedts, die dessen Kinder mir verehrt haben, mich stumm an die Vergangenheit mahnt, so wird die Ihre den Glauben und das Vertrauen an eine Zukunft lebendig erhalten, in der wir einander gut und treu bleiben und mit einander arbeiten werden, solange das Leben selber währt. Ich drücke Ihre lieben Hände und bin in Dankbarkeit und Verehrung unwandelbar Ihr Dr. Julius Rodenberg."

Marie Ebner kam mit einem allerliebsten Scherz über alle Rührung fort: „Ihr Brief — wie oft habe ich Ihnen das schon gesagt? als Mitarbeiterin? — macht mich glücklich. Ich habe so recht das Gefühl einer Person, die verwöhnt wird, und ich weiß mir nichts schöneres, nicht besseres, als verwöhnt werden von Menschen, die man liebt und verehrt. Möge die Lotti-Uhr ihre Schuldigkeit thun und Sie täglich überraschen durch ihre Pünktlichkeit. Dank also, Dank,

mein theurer, hochverehrter Freund. Es bleibt Ihnen unwandelbar treu ergeben bis ans Ende Ihre alte Verehrerin und Freundin Marie Ebner."

Sie hat Wort gehalten. Sie stiftete der von ihm geleiteten „Deutschen Rundschau" noch eine Reihe von Prachtbeiträgen (Die Totenwacht — Mazlans Frau — Glaubenslos? — Rittmeister Brand — Verschollen — Der Erstgeborene — Der Vorzugsschüler — Meine Kinderjahre — Der Einbruch usw.), die Rodenberg mit alterprobter jugendlicher Empfänglichkeit der Freundin gegenüber würdigte, jederzeit erbaut durch Wollen und Können der Ebner, bis zur allerletzten Gabe zugleich freimütig in Einwendungen und Änderungsvorschlägen.

Die emsigen Briefschreiber sollten einander, ein halbes Menschenalter nach Rodenbergs erstem Wiener Besuch, nur noch ein einziges Mal persönlich begegnen: Rodenbergs Tagebuch berichtet am 23. April 1896: „Die schönsten Stunden, Montag nachmittag, verlebten wir in dem alten Hause der Ebner-Eschenbach, Rothethurmstraße 27 — so alt, daß der über achtzigjährige Feldmarschallleutnant seine Kindheit seit dem siebenten Jahre darin verlebte — in dem Zimmer, in welchem er seine Schülerarbeiten gemacht, rauchten wir unsere Cigarre. Das Diner war ausgesucht gut und verlief sehr heiter — neben Frau Marie v. Ebner-Eschenbach und ihrer Gesellschafterin (die die schönen Manuskripte schreibt) saß ich, wie ich selten bei einem Diner gesessen habe. Die Dame der besten Gesellschaft, die liebenswürdige, aufmerksame Wirtin, die wahrhafte Freundin vereinigte sich in ihr; ihre feine weiße Aristokratenhand, diese Hand, die so viel Schönes geschaffen, konnte ich nicht ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Ihre guten Augen, ihr Gesicht, jede ihrer Bewegungen atmeten Sanftmut. Sie war von ungemeiner Herzlichkeit gegen Justine und Alice (Rodenberg). Und die Blumen, die sie von ihrem Tische mitgenommen, werden unverwelklich für sie sein. Ganz zuletzt kam noch ein alter Kamerad des Feldmarschalls, einer, mit dem er vor sechzig Jahren auf der Kriegsschule gewesen und seitdem in Freundschaft verbunden geblieben ist. Dann die uralten Ahnenbilder der Ebner bis ins zwölfte Jahrhundert; der alte Herr ist der Cousin seiner Frau, seine Mutter war eine Dubsky. Das Bild seiner Gemalin, die er mit achtzehn Jahren geheiratet, als Braut von jugendlichem Liebreiz. Er beklagte, daß das Haus, in dem sie fast ihr ganzes Leben gelebt, so bald niedergerissen werden würde, denn der Demolirungs-Proceß im Innern der Stadt ist in unaufhaltsamem Gange": — das schicksalreiche, von der Dichterin anschaulich in den „Kinderjahren" geschilderte Rabenhaus mußte noch bei ihren Lebzeiten einem neumodischen Häuserblock weichen.

1897 ließ Marie Ebner auf das Widmungsblatt ihrer Erzählungen „Alte Schule" drucken: „Herrn Doctor Julius Rodenberg zugeeignet." Eine Auszeichnung, für die der brave Mann nicht nur brieflich mit der eingehenden Erklärung dankte, daß und warum auch er sich allen Neuerern zum Trotz dauernd mit Marie zur alten Schule bekenne: er stellte sich 1907 mit einer Gegengabe,

dem Idyll „Aus der Kindheit", nach meinem Geschmack dem lieblichsten Buch Rodenbergs, ein, dessen ergreifender Widmungsbrief, an die Ebner gerichtet, dem Schreiber und der Empfängerin zu gleicher Ehre gereicht.

Am siebzigsten Geburtstage Rodenbergs war die Ebner in Rom: das Gedenkbuch, das die Nächsten im Verlag von Gebrüder Paetel drucken ließen, bringt gleich nach Elwin Paetels Einleitung an erster Stelle „an Professor Doktor Julius Rodenberg zum 26. Juni 1901" einen Brief der Meisterin: „Lieber Verehrtester! Heute kommen Ihre Getreuen in Scharen heran, Sie zu beglückwünschen, und jeder denkt dabei: uns selbst ist Glück zu wünschen, daß er da ist, daß wir ihn haben. In allen Tonarten wird man Sie preisen, dem edlen Menschen, dem Poeten, dem Schriftsteller, dem Leiter einer führenden Zeitschrift, aus der Tausende Belehrung und Erquickung schöpfen, Huldigungen darbringen. Ich stimme jedem warmen Worte, das zu Ihnen gesprochen wird, bei und lobe mir im Stillen — den Freund. Dem danke ich heute, dem immer Getreuen, dem Förderer und Beschützer meiner geistigen Kinder. Ihn begrüße ich nicht bloß wie Eine, die theilnimmt an seinem Feste, sondern wie Eine, die dazu gehört. Sie selbst geben mir dieses Recht, und mit freudigem Stolze mache ich es geltend. Unserem kleinen Stern Erde wird zwar viel Böses nachgesagt; das aber kann der verbissenste Pessimist nicht leugnen, daß etwas Köstliches auf ihr gedeiht: echte, treue Freundschaft! Gesegnet ist das Leben eines Jeden, der sie empfindet und erfährt, gesegnet ist Ihr Leben, mein verehrter Freund! Rom. Marie Ebner-Eschenbach."

Diese Freundschaft Marie Ebners, die Rodenberg in Kunst und Leben nur durch sein eigenes Verdienst gewonnen und in einer nahezu vierzigjährigen Arbeitsgemeinschaft behauptet hat, zählte er bis an das Ende seiner Tage zum kostbarsten Besitz seines Daseins. Unter den Erzählern, die er für die „Deutsche Rundschau" zu werben und festzuhalten verstand, war ihm neben Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer Marie von Ebner-Eschenbach am wertesten. „Ihre Freundschaft war sein Stolz, sein Glück", hieß es (nach einem Tagebucheintrag der Dichterin vom Juli 1914) in dem Dank der Witwe Rodenberg für die von aufrichtiger Trauer getragene Beileidsbezeugung der Ebner, die zuvor seinen durch sein hohes Alter bedingten Rücktritt von der Leitung der „Deutschen Rundschau" schmerzlich beklagt und nun seinen Tod wie den Verlust eines unersetzlichen Wahlverwandten nicht verwinden konnte. Die Achtzigerin gedachte noch für ein Rodenberg-Heft der „Deutschen Rundschau" mit einer eigenen Würdigung ihres Musterredakteurs sich einzustellen: ein Vorhaben, dem, wie dem Rodenberg-Heft, der Krieg leider ein Ende machte. Desto dankbarer war der Biograph für die von Frau Professor Justine Rodenberg und Frau Gräfin Marie Kinsky gütig gewährte Erlaubnis, Einblick in den brieflichen Gedankenaustausch der Dichterin mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" zu erhalten: er sollte und er wird hoffentlich beispielgebend noch für kommende Geschlechter sein, in welcher Gesinnung echte Kunst gepflanzt und gepflegt werden kann.

Die französische Revolution

Von

Friedrich Wieser

Der Name der Revolution hat für den modernen Menschen seinen Inhalt durch die große französische Revolution erhalten, welche das capetingische Königtum gestürzt und die Schreckensherrschaft gebracht hat. Als im Gefolge des Weltkriegs die Umwälzung kam, welche die Throne der Romanow, der Hohenzollern, der Habsburger in Rußland, Deutschland und Österreich-Ungarn stürzte und mit der Wiederkehr einer jakobinischen Schreckensherrschaft drohte, so hat man ihr zugleich mit dem Namen der Revolution den wesentlichen Inhalt assoziiert, den man seit der Erstürmung der Bastille, seit Danton und Robespierre unter diesem Namen vorzustellen gewohnt war. In gehobenem Gefühl haben die einen, in bangem Schrecken die anderen erwartet, daß die Ereignisse heute wieder so ablaufen würden wie damals. Es brauchte nicht lange, und man mußte erkennen, daß man im Irrtum gewesen war. Es ist ein anderer, ein neuer Typus der Revolution, welcher die Gegenwart erfüllt; er hat einen anderen Anfang gehabt, er wird sich anders auswirken, er wird andere gesellschaftliche Gegenwirkungen hervorrufen, er wird ein anderes Ende haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir aus der Geschichte der französischen Revolution uns über die Revolutionen der Gegenwart nicht sollten belehren können; im Gegenteil, wir haben alle Ursache, die Erinnerung an ihren Verlauf wieder lebendig zu machen, denn wir brauchen Belehrung gegenüber den kommenden Dingen, und wir könnten sie auf keine andere Weise besser finden. Nur dürfen wir nicht erwarten, daß die Weltgeschichte sich einfach wiederholen werde, sondern wir müssen mit derselben Aufmerksamkeit wie auf die Ähnlichkeiten der beiden Bewegungen auch auf ihre Unterschiede achten. Die Ähnlichkeiten betreffen mehr das persönliche Verhalten der Menschen, die sich in ihren Schwächen ja immer gleich bleiben, die Unterschiede dagegen, wenn wir von Ausnahmemenschen absehen, wie Napoleon einer war, vor allem die wirkenden gesellschaftlichen Kräfte, und da diese es sind, die den Bewegungen das Gesetz geben, so werden wir darauf gefaßt sein müssen, daß in den Wirren der Gegenwart Verlauf und Ausgang sich anders gestalten werden als in denen der französischen Revolution.

Woher diese ihren Anfang genommen hat, das läßt sich nicht zutreffender als mit dem Faustschen Wort sagen: „Im Anfang war die Kraft." Eine neue, fast maßlos große gesellschaftliche Kraft war hervorgekommen, während die Kraft des geschichtlichen Königtums verblaßte. Unter dem Eindruck dieser Kraft haben auch die ersten Geschichtschreiber der Revolution ihre Darstellungen niedergeschrieben, indem sie teils die unsäglichen Leiden verzeichneten, welche ihre ungebändigte Wildheit über die Menschen brachte, teils ihre be-

rauschenden und erhebenden Wirkungen zu verkünden nicht müde wurden. Die späteren Geschichtschreiber sind in der Sammlung der einzelnen Tatsachen immer vollständiger geworden, sie haben uns eine Zahl von meisterhaften Darstellungen geliefert, so daß wir heute über die Geschehnisse wohl erschöpfend belehrt sind. Trotzdem müssen wir sagen, daß die späteren Geschichtschreiber dem wesentlichsten Teile ihrer Aufgabe immer weniger gerecht wurden, denn je später sie sich ans Werk machten, um so fremder war ihnen der Geist der Revolution geworden. Wenn wir die letzten Bücher über die französische Revolution lesen, die durch ihre Beherrschung der Einzelheiten des Stoffes zugleich die verbreitetsten geworden sind, so dürfen wir dies nicht tun, ohne sie in der Deutung der Ereignisse zu berichtigen, die sie uns erzählen. Wir können es, denn wir haben vor ihnen den großen Vorteil voraus, daß wir eben selber eine Revolution erlebt haben. Viele haben sie mit ihrem Herzen miterlebt, andere in Furcht, niemand ohne innerste Bewegung — so oder so sind wir dem revolutionären Geiste nahegekommen, und wir verstehen ihn daher wieder. Die Geschichtschreiber der letzten und auch schon der vorletzten Generation vor dem Kriege haben ihn nicht mehr verstanden.

Diese Bemerkung muß namentlich Taine gegenüber gemacht werden, dessen Werk über die französische Revolution von vielen Lesern als das abschließende Werk angesehen wird. Er hat in einer Zeit geschrieben, in welcher der revolutionäre Geist im französischen Bürgertum, dem er angehörte, vollständig überwunden war, während man die Erinnerungen an die Schrecken der Revolution noch nicht überwunden hatte, sondern diese im Gegenteil um so lebhafter empfand, je größer der Reichtum geworden war, den man gegen eine neue Erhebung zu behüten hatte. Ein Historiker von dem Range Taines kann sich von seinem Stoffe nicht so weit entfernen, daß er irgendeinen wesentlichen Zug ganz unterdrückt hätte: er verschweigt dasjenige keineswegs, was über die wirkende Kraft der Revolution zu sagen ist. Aber mit der Kunst des vollendeten Schriftstellers weiß er Licht und Schatten so zu verteilen, daß die Schreckensbilder mehr hervortreten als die fruchtbaren Wirkungen, die Ausschreitungen der Leidenschaft mehr als die Kraft, die sie erregte. Schon durch die ersten einführenden Worte weiß er den Leser in seinem Sinne zu gewinnen. Er beginnt seine Darstellung mit der Erzählung, daß in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 der Herzog von Larochefoucauld den König Ludwig den Sechzehnten wecken ließ, um ihm die Erstürmung der Bastille zu berichten. „Das ist ja eine Revolte!" habe der König gesagt. „Sire," habe der Herzog erwidert, „das ist die Revolution." Nein — sagt Taine — es war mehr, es war die Dissolution, es war die Auflösung. Und nun geht er daran, in breiten Zügen von der ungewollten Anarchie zu erzählen, die durch Hungerunruhen und Bauernaufstände hervorgerufen wurde, und der dann später die organisierte Anarchie der Jakobiner folgte. Taine weiß sehr gut, und er verschweigt es dem Leser auch nicht, daß solche Hungerunruhen und Bauernaufstände nichts Neues in Frankreich waren. Nur hatten die Könige früher die

Macht, sie mitleidlos zu unterdrücken; Ludwig der Sechzehnte aber hatte diese Macht nicht mehr. Er glaubte nicht mehr an sich, und das Volk glaubte nicht mehr an ihn, sondern es glaubte und hoffte auf die Kraft der neuen Gesellschaftslehre, die aufgekommen war und sich auf seine Seite stellte. Taine erzählt uns denn auch im weiteren Verlaufe, daß es auf diese Kraft hoffte; aber wenn diese Kraft das Neue war, hätte er seine Darstellung nicht damit beginnen müssen, von ihr zu sprechen?

Alles, was in der französischen Revolution geschehen ist, ist durch diese neue Kraft geschehen, und wenn wir den Inhalt der französischen Revolution in aller Kürze darstellen wollen, so werden wir alles andere beiseite lassen und nur davon zu erzählen haben, wie diese Kraft emporgekommen ist, wie das französische Volk sich ihrer bewußt wurde, und welche Wandlungen sie erfuhr, bis sie, die zuerst ungemeistert dahinstürmte, zum Schlusse ihr Gesetz fand.

Die neue Kraft dankt ihr Emporkommen dem neuen Zeitalter friedlicher Kultur und freieren geistigen Wesens, das neue Aufgaben stellte, vor denen die alten geschichtlichen Führungsmächte, das Königtum mit dem Adel nicht minder als die Kirche, versagten. König und Adel waren als die Führer im Felde groß geworden. In einer Zeit, in welcher der Kampf die tägliche Aufgabe war, mußte die Militärverfassung die Grundlage der Staatsverfassung sein, die Führer im Felde mußten die Führer im Staate werden und die strenge Befehlsgewalt mitbringen, welche der Kampf ausgebildet hatte. Jetzt aber war das Werk der Staatengründung wie der Erweiterung und inneren Befestigung des staatlichen Hauses in der Hauptsache beendigt. Immer noch wurden zwar Kriege zur Mehrung des Reiches geführt, aber die Bürgerkriege mindestens waren vorüber, und in dem friedlicher gewordenen staatlichen Hause wandten sich die Gedanken den Zwecken des gesellschaftlichen Lebens zu. Die Idee der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit erleuchtete die Geister, die Fragen nach den gesellschaftlichen Zusammenhängen wurden laut, man sprach vom Geist der Gesetze, und ein Bestreben wurde rege, an Stelle des durch Gewalt und Zufall geschichtlich Gewordenen das vernünftig Geforderte zu setzen. Wenn man die Herrenrechte und die sonstigen Privilegien prüfte, wie sie aus dem Zeitalter des Kampfes geschichtlich überliefert waren, so mußten Zweifel kommen, ob sie sich in dem beginnenden Zeitalter friedlicher Kultur noch mit den gesellschaftlichen Interessen vereinigen ließen. Statt eines Amtes mit seiner öffentlichen Pflicht war ein privates Recht des privilegierten Herrn vorhanden, das ihm zu persönlichem Vorteil diente, ohne daß er die altverbundenen Obliegenheiten noch zu erfüllen brauchte, und das daher mit dem allgemeinen Vorteil in Widerspruch kam. Das Herrenrecht war zu einer Hemmung gesunden Lebens geworden und lastete insbesondere schwer auf den bedrückten Bauern.

Es brauchte geraume Zeit der Entwicklung, ehe der Konflikt, in den die alten Führungsmächte mit den neuen gesellschaftlichen Strömungen gerieten, in seiner vollen Schärfe empfunden wurde. Zu Anfang hat man über-

haupt nicht bemerkt, daß ein Konflikt im Entstehen sei. Die neue Kraft ging auf rein geistige Eroberungen aus, und das Königtum mit seiner Waffenmacht ebenso wie die Kirche mit ihrer Glaubensmacht fühlten sich durch sie, solange sie noch nicht zu ihrer Reife gelangt war, in keiner Weise bedroht. Im Gegenteil, man erfreute sich ihrer, man nützte sie für sich aus und ging eine Zeitlang sogar führend mit. Zahlreiche Adlige und Geistliche glänzten als Denker und Schriftsteller in den vordersten Reihen der Neuerer, ja, die französische Kirche wurde sogar als solche von der Bewegung erfaßt, und es schien, als ob sie sich von der römischen Mutterkirche lossagen und in modernem Sinne erneuern wollte. Indes auf die Dauer behauptete sich doch der alte Geist, auf die Dauer stellte sich wie die Kirche so der Adel als Stand wider den Geist der Neuerer, von dem immer deutlicher wurde, daß er das Klasseninteresse der Mächtigen von früher bedrohte. Vom Königtum ist das Gleiche zu sagen. Nicht nur, daß sich zuerst das höfische Leben mit dem Glanze des neuen Geistes schmückte, so nützte man seine Kraft auch für das Interesse der Regierung aus. Königliches Interesse und Volksinteresse verbanden sich wider die feudalen Überlieferungen, und im Kampfe des Königs gegen die Fronde hielt das Volk denn auch zum König, während der König für das Volk eintrat, indem er die Herrenrechte im Sinne staatlicher Pflicht einschränkte und überwachte. Colbert, der große Minister Ludwigs des Vierzehnten, ordnete die französische Volkswirtschaft im Sinne der neuen Ideen, so wie später am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten der Leibarzt des Königs, Quesnay, die physiokratische Freiheitslehre an seinem Tableau économique entwickelte, und Ludwig der Sechzehnte den hervorragendsten französischen Ökonomisten, Turgot, zum Minister bestellte. Aber auch hier folgte überall der Rückschlag; das Königtum erhob sich in Frankreich nicht auf die gleiche Höhe des aufgeklärten Absolutismus, wie auf deutschem Boden Friedrich der Große oder Maria Theresia und Joseph. Es hielt die feudale Macht nur so weit nieder, bis die Übermacht des Königtums außer Zweifel gestellt war. Sobald dies geschehen war, verband sich die geschichtliche Macht des Königtums wieder mit der von Adel und Kirche, und wenn sich die neue Strömung voll durchsetzen wollte, so hatte sie ihren vereinigten Widerstand zu überwinden.

Der Widerstand, den Ludwig der Sechzehnte für seine Person leistete, war nicht groß. Mochten die neuen Forderungen noch so hoch gesteigert werden, so fügte er sich ihnen, wie kaum ein anderer König es getan hätte, mit einer Nachgiebigkeit, die in seiner Natur lag, und die sich zuletzt bis zur heldenhaften Ergebung steigerte. Es kam indes darauf, wie er als Person sich verhielt, nicht allzuviel an, denn stärker als der König war das Königtum, das an seine geschichtlich gewordene Form gebunden war und sie zum mindesten nicht plötzlich, sondern nur in einem allmählichen Abbau aufgeben konnte. Das französische Königtum war durch das europäische Königtum außerhalb Frankreichs gebunden, von dem es sich nicht allzuweit entfernen konnte. Es war innerhalb Frankreichs durch die Ansprüche der königlichen Familie ge-

bunden, die auf die ererbten Rechte nicht so nachgiebig verzichtete wie der König selbst, ferner durch den Hof mit seinen Überlieferungen, was sich schon durch die Ziffern der Hofausgaben erwies, die kaum zurückgeschraubt werden konnten, so groß auch die Sorgen um die Finanznot des Staates waren. Es war sogar durch die Überlieferungen in den Massen selbst gebunden, die sich das Königtum nicht anders als in seiner geschichtlichen Form zu denken vermochten. Auf alle Fälle aber konnte es nicht genug sein, daß der König sich nachgiebig unterordnete. Die neue Bewegung brauchte eine starke Führung, und wenn die alte königliche Macht sich nicht zur Führung darbot, so mußte sie sich eine neue schaffen. Es mußte so sein, und es ist so geworden, und die neue Führungsmacht hat in immer rascherem Wachstum zuletzt die alten geschichtlichen Führungsmächte überwachsen.

Aus Adel und Geistlichkeit sind der neuen Bewegung zahlreiche Führer entstanden, von denen manche Anteil an der obersten Leitung erhielten. Man braucht nur an die Namen des Marquis von Mirabeau, des Abbé Sieyes, des Bischofs Talleyrand zu erinnern; selbst unter den wütendsten Straßenrednern befand sich ein Marquis von St. Huruge. Damit ist der Anteil, den Adel und Geistlichkeit an der neuen Bewegung hatten, nicht erschöpft. Man darf wohl sagen, daß die große Mehrzahl der Angehörigen dieser privilegierten Stände in der neuen Kultur, in der neuen Gesittung bei weitem mehr aufgegangen war als das Bürgertum, von Bauern und Arbeitern nicht zu reden. Wiederum aber erwies sich die Institution stärker als die Personen. Wie das Königtum waren die privilegierten Stände, welche Zugeständnisse immer sie machten, durch ihre geschichtliche Form oder, wie wir vielleicht besser sagen, durch ihr geschichtliches Wesen gebunden. Der Adel konnte sich von der überlieferten Anschauung des königlichen Offiziers nicht vollends frei machen. Noch weniger konnte die Kirche aus der Weltanschauung heraus, die aus dem Samenkorn des katholischen Glaubens und aus seiner zeugenden Kraft heraus allmählich aufgewachsen war. Mochte sich die Kirche moderner Bildung auch noch so willig zuneigen, so waren ihr doch durch den Glauben an einen Gott und an ein Jenseits unübersteigliche Schranken gezogen. Die neue Bewegung erkannte aber von vornherein keine Schranken, sie war bereit und fühlte sich verpflichtet, jeden Gedanken zuzulassen, der durch die Vernunft gewonnen schien. Von der materialistischen Weltanschauung trennte sie nichts, im Gegenteil, sie übte auf sie durch ihre nahe Verwandtschaft zur neuen Welt der Naturerkenntnisse gewaltige Anziehungskraft aus. Kern und zeugende Kraft des neuen Denkens war das Lebensgefühl des an seine friedliche Arbeit gewiesenen Bürgers, der durch sie die engen Schranken des Handwerks gesprengt und in unerwartet weite Schaffensgebiete eingedrungen war, welche geistig erobert werden mußten, bevor sie tätig beherrscht werden konnten. Das Bürgertum, zu dem von nun an nicht bloß seine wirtschaftlichen Vertreter, sondern auch seine geistigen Pioniere zählten, war im Begriffe, sich seine Weltanschauung auszubauen. Wie jede leidenschaftliche Bewegung war auch

diese sich ihrer persönlichen Voraussetzungen nicht bewußt. Sie erkannte sich nicht als Bewegung des Bürgertums, sondern fühlte sich als Bewegung des ganzen Volkes, ja des Menschentums, als Bewegung der menschlichen Gesellschaft. Der Gedanke eines allgemeinen Menschentums, wie ihn das Christentum gebracht hatte, war wieder, wenn auch in einer auf das Diesseits bezogenen Einschränkung, lebendig geworden. Daß Adel und Geistlichkeit mit der neuen Bewegung doch nicht vollen Schritt halten konnten, hat sich darin am deutlichsten gezeigt, daß sie auf ihre ständische Absonderung nicht zu verzichten vermochten. Als die Generalstände einberufen wurden, war dies der Streitpunkt, der die Parteien schied. Adel und Geistlichkeit wollten in der alten Form der Stände gesondert beraten und stimmen: das Bürgertum wollte keine andere Form gelten lassen, als die der Vertretung der ganzen Nation.

Die neuen Gedanken wurden in einer ausgedehnten Literatur niedergelegt, deren Reichtum uns noch heute in Staunen setzt. Sie sammelte den geistigen Nährstoff auf, der zunächst nur in den engen Kreis der Gebildeten und sodann in den erweiterten Kreis der Halbgebildeten überging, der aber zuletzt von der Tagespresse, die zur gegebenen Zeit ebenso reich entstand, durch die Adern des Volkskörpers bis zu den Massen hinaus gewirbelt werden sollte. Von den vielen großen Namen dieser Literatur haben wir nur zwei zu nennen, den von Montesquieu und den von Rousseau. So fremd sich die beiden Männer nach ihrem inneren und äußeren Wesen waren, so müssen wir sie doch zusammen nennen, weil sie die beiden Leitmotive angeschlagen haben, welche den Verfassungen der Revolution ihren wesentlichen Inhalt gaben und — wie wir gleich hinzufügen wollen — so, wie man sie zunächst verstand, diese Verfassungen undurchführbar machten. Von Montesquieu rührt das Motiv der Teilung der Gewalten her, von Rousseau das der Volkssouveränität. Rousseau hat auf den Gang der Ereignisse den ungleich größeren Einfluß geübt, er hat in die revolutionäre Denkweise jenen Zug der Ideologie hineingebracht, der zur Folge hatte, daß sich diese Denkweise am Widerstande der Tatsachen brechen mußte. Unter den klassischen Geschichtschreibern der Revolution gibt es keinen, der die Rousseausche Ideologie nicht auf das schärfste abweisen würde. Man lehnt sie ab, weil man sie nicht mehr versteht. Ihre Irrtümer sind seither durch das Reinigungsbad der Geschichte ausgeschieden worden. Die späteren Geschlechter haben in politischen Dingen empirisch denken gelernt und sind verwundert, daß man jemals anders gedacht haben soll. Sie begreifen gar nicht mehr, wie die Ideologie Rousseaus überhaupt Wirkung haben konnte. Selbst Carlyle, der sonst für alle Energien der Revolution volle Empfindung hat, weiß mit ihr nichts anzufangen, und doch war sie nach der geistigen Verfassung der Zeit ganz danach angetan, daß sie auf die Zeitgenossen die größte Wirkung ausüben mußte. Die Worte des Baccalaureus im Faust: „Erfahrungswesen Schaum und Dunst und mit dem Geist nicht ebenbürtig", konnten von dem jungen Frankreich jener Tage gesagt sein. Dem stürmischen Jugenddrange des fran-

zösischen Geistes erschien damals nur das wahrhaft wissenswürdig, was der Geist eingab. Derselbe Sturm und Drang, der von Rousseau aus in das junge Deutschland hinübergriff, wirkte drüben in Frankreich, nur daß man in Deutschland aus Rousseau die poetischen Motive übernahm und neue Einblicke in die Psychologie des Individuums gewann, während in Frankreich seine gesellschaftlichen und politischen Motive nachwirkten. Einer der feinsinnigsten Kenner Rousseaus behauptet, daß dieser in seinem Gesellschaftsvertrag nichts weiter als einen Traumstaat zeichnen wollte, an dessen Verwirklichung er niemals gedacht hätte. Es ist gleichgültig, ob er es so gemeint oder nicht gemeint hat, denn jedenfalls hat er seinen Traumstaat mit solch hinreißender Beredsamkeit zu beschreiben vermocht, daß in den Lesern das unwiderstehliche Verlangen erweckt werden mußte, ihn zu verwirklichen. Gerade durch die Entfernung von der geschichtlichen Wirklichkeit, durch die Einfachheit seiner Voraussetzungen, sowie der Formeln, die er aus diesen ableitete, gab er seinen Gedanken ihre theoretische Kraft. Durch die Überzeugung, mit der er sie vortrug, gewann er ihnen außerdem die Herrschaft über die Gemüter. So erklärt es sich, daß seine Lehrsätze nicht nur mit dem Verstande angenommen wurden, sondern wie Dogmen die Seelen mit dem vollen Feuer des Glaubens entzündeten. Ein neuer Glaube war entstanden, und es sollte sich sehr bald erweisen, daß er in seinen Jüngern dieselbe leidenschaftliche Begierde nach Ausbreitung und dieselbe Unduldsamkeit erweckte, wie jeder Glaube sie in sich hat.

Es vergingen Jahre und Jahre, bis es so weit kam. Zunächst konnte man die Größe der neuen Kraft nur an der Kühnheit ermessen, mit der sie ihre Gedanken bis zu Ende dachte. Eine neue Gedankenader war angeschlagen. Die Pioniere, die sie angeschlagen hatten, meinten gediegenes Gold gefunden zu haben. Darin täuschten sie sich zwar, und das französische Volk hatte, als die in Bewegung geratenen Stoffmassen an die Oberfläche kamen, bittere Arbeit daran zu wenden, um das unedle Metall auszuscheiden. Aber zunächst, wie der Ausbruch erfolgte, wurde das ganze französische Volk in den höchsten Taumel der Erwartung hineingerissen, und es setzte seine ganze Kraft daran, sich den neugefundenen Schatz zu eigen zu machen. Die neue Gedankenwelt, das ganze Volk in ihre Kreise ziehend, erwies sich als eine gesellschaftliche Macht, vor welcher die geschichtlich überlieferten Mächte zuschanden wurden, die nur in den kleinen Kreisen der ständigen Gesellschaft ihre Quelladern hatten.

Die Gelegenheit, bei welcher die neue Macht sich mit den alten Mächten zu messen hatte, war gegeben, als Ludwig der Sechzehnte gezwungen war, die Generalstände einzuberufen, um über die Finanznot des Staates zu beraten. Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Fünfzehnte waren über eben so schlimme Notfälle hinweggekommen, ohne die Generalstände einzuberufen, und daß Ludwig der Sechzehnte zur Einberufung gezwungen war, ist eigentlich schon an sich der Beweis dafür, daß es mit der königlichen Gewalt abwärts ging. Der König glaubte nicht mehr an sich, weil das Volk nicht mehr an ihn, sondern nur noch an die neue kommende Kraft glaubte, als

deren Träger die öffentliche Meinung die Generalstände ansah. Kaum daß diese zusammengetreten waren, erwies es sich, daß der Glaube an ihre geschichtliche Form von der öffentlichen Meinung bereits überwunden war. Der dritte Stand weigerte sich, die Beratung und Abstimmung nach Ständen zuzulassen. König und Regierung, von Adel und Geistlichkeit noch dazu nicht hinreichend unterstützt, leisteten nur schwachen Widerstand, und das unerhört Neue geschah, daß das französische Volk eine Volksvertretung hatte. Die erste Kraftprobe war zugunsten der neuen Kraft entschieden, ein Ereignis von weitestragender Bedeutung. Die Neuerer waren sich der Kraft ihres Gedankens bewußt geworden und mit ihnen das Volk, in dessen Namen sie dachten. Von jetzt an war die Volksvertretung zum Gewissen der französischen Nation geworden; der König hatte aufgehört, der Mittelpunkt des Staates zu sein.

Dies war der erste Schritt vom Gedanken zur Tat. Es folgte ein zweiter, der über die Tragweite der eingetretenen Wendung keinen Zweifel mehr ließ. Hatte der erste Schritt sich innerhalb des gesetzgebenden Körpers vollzogen, so ging der zweite vom Volke aus, und er vollzog sich auf der Gasse: das Proletariat von Paris erstürmte die Bastille. Die Bastille war das Symbol der äußeren Macht des Königtums, ihre Erstürmung hatte daher symbolische Bedeutung. Der Volksgeist hatte über die königlichen Waffen gesiegt, die Armee stand nicht mehr zur Verfügung des Königs, wenn er sie gegen den Volksgeist gebrauchen wollte, die Massen hatten von der äußeren Macht Besitz ergriffen.

Paris bedeutet heute Frankreich und bedeutete es schon damals. Die Tat des Pariser Proletariates fand ihren Nachhall im ganzen Volke draußen; bis auf die Gegenwart herauf wird der Tag der Erstürmung der Bastille gefeiert. Als dies bei seiner ersten Wiederkehr zum ersten Mal geschah, war es in der Tat ein hoher nationaler Festtag, der begangen wurde. Die pomphaften äußeren Zeremonien, mit denen man ihn feierte, waren der Ausdruck eines überwältigenden Massengefühles. Damals glaubte man noch an das reine Gold der Revolution. Wenn uns erzählt wird, daß „ganz Paris" wochenlang mit Fiebereifer daran arbeitete, das Marsfeld für den Empfang der Gäste fertigzustellen, so war es wirklich ganz Paris, nicht nur die hochmütige oberste Schicht, die sich für die Welt hält, sondern, von dieser Schicht angefangen, alles bis zum niedersten Proletarier. Carlyle erzählt die Szenen, die sich dabei abspielten, sehr anschaulich, aber freilich nicht ohne Ironie. Er findet, daß sich in ihnen der theatralische Zug des französischen Wesens geltend gemacht habe, gegen den sich sein puritanischer Sinn sträubt, so sehr er für alle heroischen Züge der Revolution empfänglich ist. In wie ganz anderer ernsthafter Stille sei nicht der schottische Covenant beschlossen worden, oder vollends der Bund der Kirche, den der Heiland mit den zwölf Aposteln einsetzte! Ist aber Carlyle mit diesem Urteil nicht doch im Unrecht? In Frankreich war damals nicht ein Bund der Führer, sondern ein Bund der Massen abzuschließen. Die Massen sollten zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer lückenlosen Übereinstimmung gelangen. Konnte dies wohl anders zum gleich starken Ausdruck

kommen? Die Föderierten, die aus allen Teilen des Landes in Paris zusammentraten, bestätigten sich Aug in Auge, mit einer Wirkung, die unauslöschlich sein mußte, daß sie alle ohne Ausnahme dem neuen Glauben anhingen. „Wir sind bisher Picarden und Gascogner gewesen, von nun an fühlen wir uns als Angehörige eines geeinigten Volkes, von nun an sind wir Franzosen!" Das sollte der nationale Festtag dem ganzen Frankreich sagen, und er sagte es mit einer Wirkung für immer. Er sagte noch etwas dazu. Wie einst Ludwig der Vierzehnte auf der Höhe seiner königlichen Macht erklärt hatte: „Der Staat bin ich!", so sagte der nationale Festtag der Revolution: „Von nun an ist das geeinigte Volk der Staat!" Die Kraft, mit der er es sagte, hat im Verlaufe der Revolution ihre Wirkung erwiesen. Wenn die Beschlüsse, die im Namen des geeinigten Volkes in Paris gefaßt wurden, von der großen Mehrheit des Volkes als bindend anerkannt wurden, so hat die Erinnerung des großen nationalen Festes gewiß ihren Anteil daran. Es hat an schweren Aufständen gegen die Pariser Gewalthaber nicht gefehlt, doch waren es immer nur die kühnsten Provinzialen härtester Eigenart, nur die selbstbewußtesten Städte, die sich aufzulehnen wagten, die große Masse der Nation hat der nationalen Einheit von da an Treue bewahrt.

Wir sind den Ereignissen vorangeeilt. Zugleich mit den ersten Schritten, mit denen die neue Kraft vom Gedanken zur Tat überging, vollzog sich die Auflösung des alten Regiments. Taine ist im Unrecht, wenn er die Auflösung als das führende Ereignis darstellt. Dagegen ist er vollkommen im Recht, wenn er sagt, der kunstvoll gefügte alte Staatsbau sei schneller zusammengebrochen, als der neue Aufbau fertiggestellt sein konnte. Es ist dies das tragische Verhängnis der französischen Revolution gewesen. Mit dem Augenblick, in welchem die Nation sich der neuaufkommenden gesellschaftlichen Macht bewußt wurde, hat die alte geschichtliche Macht die Herrschaft über die Gemüter und damit ihre wirkende Kraft verloren. Was von ihr aufrecht blieb, war nur noch leere Form, während die neue Macht noch lange die Irrwege der Leidenschaft gehen mußte, bis sie der Gesellschaft geordnete Dienste leisten konnte.

Der erste Teil des alten Baues, der niedergeworfen wurde, waren die Herrenrechte. Durch fast alle Gaue des Reiches brachen wilde Bauernaufstände los, denen die Regierung so gut wie keine Machtmittel mehr entgegenzustellen hatte. Die Bauern zerstörten, was nur an Herrenrecht erinnern konnte, und vergriffen sich darüber hinaus an Leben und Gut. Die Herrenrechte sind niemals wieder aufgelebt, sie wurden damals für immer abgetan. Wir ziehen daraus den Schluß, daß in ihnen nichts mehr von wahrem Rechte lebendig war, sie wurden nur noch durch äußere Macht aufrechterhalten und mußten fallen, sobald die schützende Macht versagte. Daß die Bauern nicht abwarteten, bis die Herrenrechte in aller Form des Gesetzes beseitigt wurden, daß sie zugriffen, sobald sie das erste Wanken der schützenden Macht gewahr wurden, ist ein echt revolutionärer Zug, wie er auch in den Stürmen der Gegenwart wiederkehrt. Man muß die Wildheit des Ausbruchs, muß die gutgesinnten

Adeligen beklagen, an denen der Bauer die geschichtlichen Unbilden rächte, welche der Stand des Adels an ihm verbrochen hatte. Man muß beklagen, daß den Ständen nicht die Zeit vergönnt wurde, so wie sie es wollten, im Wege der Gesetzgebung auf ihre Rechte zu verzichten. Aber man wird dennoch die letzte Schuld nicht den stürmenden Massen zuschieben dürfen, sondern man wird alle diejenigen verantwortlich zu machen haben, welche das Unrecht zu hohen Jahren kommen ließen.

Der nächste Ansturm richtete sich gegen die Kirche. Der neue Vernunftglaube stieß sich an ihren Dogmen und hatte an ihr ungezählte Unduldsamkeiten zu rächen, die sie seinen Angehörigen wie ihren Vorgängern angetan hatte. Ihre Souveränität vertrug sich überdies nicht mit der Volkssouveränität. Die Kirche bewies zähere Widerstandskraft als die Herrenrechte. Die strengsten Verfolgungen vermochten sie nicht im Gefühle der Massen zu entwurzeln, noch die Treue der Mehrzahl ihrer Priester zu brechen. Sie hat die große Revolution überlebt, hat ebenso noch spätere Anfechtungen von Seite des neuen Staatsgeistes überdauert und gebietet, soviel sie auch an Geltung eingebüßt hat, heute noch über Millionen von ergebenen Anhängern.

Der sozialen Revolution gegen die Herren, der geistigen Revolution gegen die Kirche ist die politische Revolution gegen das Königtum nicht mit der gleichen Entschlossenheit gefolgt. Trotz aller Stürme blieb die Form des Königtums doch noch verhältnismäßig lange Zeit erhalten. Die erste Verfassung beließ den König, wenn auch seiner Macht so ziemlich entkleidet, immer noch als „erblichen Repräsentanten der Nation". Man hätte erwarten sollen, daß der neue Gedanke der Volkssouveränität die republikanische Staatsform als seine erste Forderung hätte durchsetzen müssen, so wie es in den Revolutionen der Gegenwart geschehen ist. Daß es damals nicht auch so kam, gehört zu den Ereignissen des revolutionären Ablaufes, in die wir uns nur schwer hineindenken können. Wir unterschätzen als moderne Menschen die geschichtliche Macht des dynastischen Gedankens, die damals noch unangetastet und daher außerordentlich viel größer war, als sie heute selbst in den Schichten strengsten dynastischen Gefühls geblieben ist. Das französische Königtum war durch den militärischen Ruhm, den es in seinen Kriegen gewonnen hatte, wie durch den künstlerischen Glanz seiner Hofhaltung dem nationalen Geiste auf das innigste verbunden, es war für das allgemeine Gefühl eine nationale Einrichtung. Mit jener logischen Inkonsequenz, mit der sich im Menschen Gefühle vereinigen, für deren begrifflichen Ausdruck der Verstand die Vereinigung nicht zu finden weiß, hat man daher zunächst das Dogma der Volkssouveränität noch mit dem Bestande des Königtums zu vereinigen gesucht. In der konstituierenden Versammlung saßen nicht mehr als zehn republikanisch gesinnte Abgeordnete, und Robespierre wußte, daß er mit dem Murren der Zuhörer zu rechnen hatte, wenn er sich als Republikaner bekannte. Vollends in der Masse des französischen Volks, sogar im Pariser Pöbel blieb zunächst die dynastische Empfindung noch erhalten. Als die Weiber der Halle nach Versailles zogen, waren sie beglückt, den König nach

Paris hereinführen zu dürfen. Selbst nach seinem mißlungenen Fluchtversuche blieb der König für das Pariser Volk immer noch der König, und wenn man ihn dann darin beschränkte, daß er Paris nicht verlassen durfte, so geschah es zu einem guten Teile deshalb, weil man die Macht kannte, die von seiner Person ausging, und weil man gesichert sein wollte, daß diese Macht sich nicht auf die Seite der Emigranten oder anderer der Revolution feindlicher Gruppen stelle.

So konnte es auf die Dauer nicht bleiben. Der erbliche Repräsentant des Volkes konnte nicht für immer der Gefangene des Volkes sein. Der König mußte in Wahrheit König sein, oder er mußte fallen. Mirabeau, der gewaltigste unter den Führern der Revolution, glaubte bis zum Schlusse, die Monarchie erhalten zu können. Er dachte sich den König als den konstitutionellen Monarchen eines freien Volkes ganz in dem Sinne, wie das Verhältnis sich späterhin nach dem Sinken der revolutionären Flut tatsächlich gestaltete. Indes er war der einzige unter den Führern, der so dachte, und als er seinen Tod nahe fühlte, wußte er und sprach es aus, daß mit ihm die Monarchie sterbe. Ob er die Kraft gehabt hätte, den Lauf der Revolution aufzuhalten, oder ob er nicht mit dem König zugleich das Opfer der Guillotine geworden wäre? Sybel, in seiner „Geschichte der Revolutionszeit", teilt die Erwartung Mirabeaus, dem er das höchste Lob für den Scharfblick zuteil werden läßt, mit welchem er als der einzige die schließliche Gestaltung voraussah. Gibt aber die Tatsache, daß die konstitutionelle Monarchie fünfundzwanzig Jahre später zur Wirklichkeit wurde, in Wahrheit den Beweis dafür, daß Mirabeau im Rechte war? Was sich nach einem Vierteljahrhundert als möglich vollzieht, ist heute vielleicht noch unmöglich oder vielmehr, es muß heute noch unmöglich sein. Die geschichtlichen Entwicklungen brauchen ihre gemessene Zeit, wie das organische Wachstum. Wer die rechte politische Entscheidung zu früh will, ist ebenso im Irrtum, wie derjenige, der die unrechte Entscheidung will. Zwischen dem revolutionären Gedanken und dem Königtum konnte es auf Jahre hinaus keinen Ausgleich geben. Das Königtum war durch seine geschichtliche Form gebunden, wie die Neuerer durch ihre Ideen, die sie mit dem Wahne des Glaubens gefangen hielten. Der revolutionäre Gedanke mußte, so wie er von den führenden Denkern der Zeit ausgedacht war, auch von den tätigen Männern der Zeit in die Tat umgesetzt werden, oder genauer, es mußte das Äußerste aufgewendet werden, um ihn in die Tat umzusetzen, und der Versuch konnte nicht früher aufgegeben werden, als bis seine Erfolglosigkeit an den Tatsachen erwiesen war. Früher konnte sich der aufgeregte Volksgeist nicht beruhigen. Es gab keine Kraft, die dazu groß genug gewesen wäre. Die Erinnerungen, die von der alten geschichtlichen Macht des Königtums noch übriggeblieben waren, hatten gerade nur soviel Kraft, um den ersten Stoß abzuhalten, welchen der neue Geist gegen das Königtum führte, aber sie waren keineswegs imstande, es auch gegen die weiteren Stöße zu behüten, die in ununterbrochener Folge hervorbrachen.

Die Wandlungen verständlich zu machen, durch welche der aufgeregte Volksgeist hindurchzugehen hatte, bis er wieder zur Ruhe kam, ist die höchste

Aufgabe für den Geschichtschreiber der Revolution. Was er an einzelnen Tatsachen sammelt, und sei es noch so gehäuft, hat für sich allein keinen Wert, es verwirrt nur und ermüdet. Seinen Wert gewinnt es erst, wenn es zusammengefaßt seinen Sinn verkündet. Dank den Bemühungen der vielen Geschichtschreiber der Revolution, die ihre Aufgabe so verstanden haben, übersehen wir heute den Zusammenhang der Ereignisse auf das vollständigste, und selbst jenem Mangel, von dem wir eingangs sprachen, daß die spätere Geschichtschreibung die Fühlung mit dem revolutionären Wesen verloren hatte, vermögen wir auf Grund der Erfahrungen der Gegenwart vollends zu beheben.

Der geistige Prozeß der Revolution zerfällt in zwei Abschnitte von ganz ungleicher Länge. Der erste Abschnitt, der Abschnitt der Steigerung, füllt nur ein paar Jahre, aber die Ereignisse türmen sich in stürmischer Gewaltsamkeit. Der zweite Abschnitt ist der der allmählichen Beruhigung, die Flut verebbt langsam, heftige Gegenbewegungen setzen ein, ja es sind lange Zeiträume eingeschoben, in denen die Bewegung beendigt scheint. Dann kommen wieder neue Wallungen — die Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts — die jedoch gegenüber dem Aufruhr der Anfänge ungleich rascher und man möchte sagen geordneter verlaufen, bis endlich das volle Gleichgewicht gefunden wird.

Der erste Abschnitt ist eines der bewegtesten Stücke menschlicher Geschichte, und keines hat uns einen gleich tiefen Einblick in die Psychologie der Massen und der Massenführer vermittelt. In unerhörter Steigerung rast die Entwicklung vom nationalen Glückstaumel des Beginnes bis zum Wahnsinn der Schreckensherrschaft. In wenig Jahren wird Robespierre, welchen die konstituierende Versammlung nicht ohne Murren hören wollte, wenn er seine republikanische Gesinnung bekannte, der Diktator Frankreichs, in wenig Jahren wird der peinlich korrekte Provinzadvokat, der in Ohnmacht fiel, wenn er Blut sah, zum Massenmörder; und die Nation wird es mit ihm, denn was er tut, tut er aus ihrem Geiste. Wenn wir die französische Revolution verstehen wollen, so müssen wir uns vor allem klar werden, wie diese Steigerung sich vollziehen konnte. Die Erklärung, wie man sie so häufig hört, daß jede starke Bewegung die extremen Parteien in die Höhe treibe, kann uns nicht genügen, denn einmal ist es nicht so — man braucht nur an die Revolutionen der Gegenwart zu denken, die keineswegs alle nach dieser Regel verlaufen — und selbst wenn es so wäre, so hätte man erst noch zu erklären, warum es so ist. Glücklicherweise hat uns die Geschichtschreibung der Revolution den Einblick, den wir fordern, vollauf gegeben, wir brauchen nur zusammenfassend nachzuerzählen.

Wir müssen von jenen ersten Tagen ausgehen, in denen sich die Nation gehobenen Gefühls ihrer nationalen Einheit und Kraft bewußt geworden war. Alles schien auf dem besten Wege, man sah keine Schwierigkeiten, denn hatte man sich nicht auf dem besten Wege zusammengefunden? Waren Ziele und Mittel nicht durch die Lehren der Meister gewiesen, denen man zu folgen hatte? So arbeitete man denn zuversichtlich, wenn auch in endlosen Debatten die neue Verfassung aus. Nur wenige Geister waren besonnen genug, um

zu erkennen, daß man einen gefährlichen Weg ging, um zu erkennen, daß der Staat nicht leben konnte, weil die alte Kraft zerstört war, die ihn gehalten hatte, während die neue, so herrisch sie sich gebärdete, noch ganz unreif war, und um zu erkennen, daß der Staat erst recht nicht werde leben können, wenn er nach den neuen Verfassungen leben sollte, die gegen alle Regeln der Erfahrung aufgebaut waren. Wie sie einen König wollten, der nicht herrschen sollte, so wollten sie, bei der Art, wie sie die Volkssouveränität und die Gewaltenteilung auffaßten, eine Regierung, die nicht regieren sollte. Sie wiesen die Regierung der Volksvertretung zu, die doch nicht regieren konnte, ja sie wiesen sie dem Volke in seinen 44000 Gemeinden zu, die am wenigsten regieren konnten. Ein Land braucht aber eine Regierung, und wenn es keine hat, die diesen Namen verdient, so werden selbst in ruhigen Zeitläuften die Folgen in allerlei Ungehörigkeit herauskommen müssen, um so schlimmer in jenen erregten Zeiten. Als es so weit war und alle Ordnung in Brüche ging, waren die gemäßigten Führer mit ihrer Staatskunst zu Ende. „Sie verstanden von der Revolution nichts", wie später Napoleon von ihnen sagte. Sie waren eben die Gemäßigten, die Männer der friedlichen Mittel. Sie waren an ihrem Platze, wenn neben ihnen eine Regierung für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgte und ihnen nur die Beratung jener Staatsangelegenheiten oblag, bei denen es auf Kenntnisse und geistige Gewandtheit ankam. Darin waren sie den andern Parteien überlegen, wenn sie auch im Augenblick die verhängnisvollen Irrtümer der Zeit teilten. Dagegen waren sie außerstande, mit den unruhigen Massen fertig zu werden. Die Anhänger, auf die sie sich im Volke stützten, waren wie sie selbst friedlich gesinnte Staatsbürger, die bereit waren, sich dem Gesetze unterzuordnen, während es ihnen etwas Ungewohntes war, selber das Gesetz aufrechtzuerhalten, wozu ihnen ihre eigenen Angelegenheiten auch kaum Zeit übrig ließen. Als Lafayette, der Führer der Konstitutionellen, die Nationalgarde leitete, stellten sich ihm die gemäßigten Schichten allerdings zur Verfügung, und sie taten bei manch wichtiger Gelegenheit ihren Dienst zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Aber als es zur Entscheidung kommen sollte, fand sich Lafayette so gut wie allein, und seine Laufbahn wie auch die seiner Partei war zu Ende. Die Girondisten haben, als sich die Gegensätze zwischen ihnen und den Jakobinern zum äußersten zuspitzten, aus ihren Wahlbezirken Schutzmannschaften einberufen. Aber alles Ansehen, dessen sie sich draußen erfreuten, half ihnen nicht dazu, die Mannschaften zusammen zu bekommen, die sie brauchten. Wie damals Lafayette, waren sie jetzt Generäle ohne Truppen, und ihre Niederlage war entschieden.

Es wäre indes ungerecht, die gemäßigten Bürger der Feigheit zu zeihen. Sie haben sich oft entschlossen eingesetzt, aber um das zu tun, mußten sie wissen, wofür sie es taten. In der Zeit der Wandlungen wußten sie es nicht. Während der ganzen Dauer der revolutionären Gärung waren sie — zuerst mit vollem Herzen und später, als die Dinge sich wendeten, doch immer noch mit dem Kopfe oder mit dem halben Kopfe — im revolutionären

Lager. Sie hatten mit den Jakobinern die Dogmen gemeinsam, und um sich entschlossen gegen die Jakobiner aufzulehnen, hätten sie den Dogmen entsagen müssen, was sie nicht wollten, was sie nicht konnten, denn außerhalb der Schranken dieser Dogmen gab es damals überhaupt kein politisches Denken. Der starre royalistische Gedankenkreis des alten Regimentes war dem modernen Wesen, das die Geister füllte, zu fremdartig geworden. Der Gedankenkreis des konstitutionellen Königtums mußte erst ausgebildet und in die Massen hineingetragen werden. Es gab zwar in Frankreich auch außerhalb der Vendée, die für ihren König die Waffen erhob, überall genug Menschen, die noch am Alten hingen. Indes sie waren nicht gesammelt, und es fehlten die Führer, die sie hätten sammeln können, denn alle lebhaften Köpfe waren dem neuen Wesen zugewendet, und den Truppen, die man hätte finden können, mußten daher die Generäle fehlen.

Ganz anders stand es auf der Seite der Jakobiner. Sie waren eines bedenkenlosen Glaubens voll und gebrauchten das Rüstzeug der neuen Lehre mit dem Eifer der vollsten Überzeugung. Die jakobinische Muttergesellschaft in Paris breitete ihre Tochtergesellschaften über ganz Frankreich aus und erzog sich in ihnen die Organe zur Vollstreckung eines einheitlichen nationalen Willens. Zum Eifer der Lehre gesellte sich die Unduldsamkeit des Eifers. Die Lehre sollte aber nicht bloße Lehre bleiben, sie sollte zur vollen Tat werden. In Robespierre und Danton sind die Triebe des jakobinischen Wesens deutlich verkörpert. Robespierre war der Hohe Priester der reinen Lehre, der entschlossen war, als Großinquisitor jeden Frevel an ihr mit den höchsten Strafen zu ahnden. Danton war das praktische Genie der Revolution, mit dem Willen und der Kraft zur Tat. Für ihn und seinesgleichen hatten die Tumulte der Massen, wie sie die allgemeine Gärung mit sich brachte, nichts Beunruhigendes. Er fand in den tumultuarischen Massen die Hilfe, die er für die Vollendung der Revolution brauchte. Mit eiserner Entschlossenheit hat er die Septembermorde angeordnet, um einen Strom von Blut zwischen die Revolution und ihre Gegner zu setzen. Doch war es nicht der Blutdurst, der ihn antrieb, wie es bei Marat der Fall war, er war warmer, menschlich großmütiger Regungen fähig. Was ihn fortriß, war die Begierde, die wirkende Kraft zu gestalten. Es kennzeichnet ihn, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er es war, der den Plan des Massenaufgebotes in die Beratung warf und durchsetzte. Fast alle die Einrichtungen gehen auf ihn zurück, durch welche die Jakobiner das Proletariat für ihre Zwecke organisierten. Die meisten dieser Einrichtungen sind uns heute wieder vertraut geworden, denn die russischen Bolschewisten, die sich ja überhaupt an der französischen Revolution ausbildeten, haben sie übernommen. Die Bewaffnung, Entlohnung, wirtschaftliche Versorgung des Proletariats, wie wir sie in Rußland finden, gehen auf das jakobinische Vorbild zurück, nicht minder die Revolutionsausschüsse — die das Vorbild der heutigen Räte sind — die Revolutionstribunale und die Revolutionsarmee, wie sie in den ungarischen „Lenin-Buben" nachgeahmt ist. Die Jakobiner haben, wie Taine mit Recht sagt, die Anarchie organisiert, und zwar in vorbildlicher Weise.

Die Zahl der Jakobiner im Lande war nur gering. Wir kennen eine ganze Reihe von Ziffern, die in gleicher Weise bekunden, daß in den Dörfern und selbst in den Städten oft nur ganz verschwindende Minderheiten bei den Wahlen für die Jakobiner stimmten. Eine so kleine Partei konnte sich nur durch das Mittel des Schreckens durchsetzen. Während sie die äußerste Freiheit des Volkes verkündeten, haben sie ihm den äußersten Zwang angetan. Nicht als ob sie deshalb ihre Freiheitslehre aufgegeben hätten. Aller Zwang, den sie anwendeten, sollte nur dazu dienen, das Volk zu erziehen und die Freiheit für die Zukunft endgültig zu sichern. Dies war kein heuchlerisches Vorgehen — so wenig es heute in Rußland ein solches ist — sondern es war die letzte Auskunft, die übrig blieb, um nicht zugestehen zu müssen, daß der Glaube falsch sei, dem man zugeschworen hatte. Die Jakobiner haben die Verfassungen, an denen sie mitwirkten, nach den reinen Grundsätzen der Lehre gebildet. Daß sie eine Nebenregierung bildeten, die statt der handlungsunfähigen verfassungsmäßigen Regierung das Land beherrschte, war für sie durch den Zwang der Verhältnisse gefordert. Erst zum Schlusse ihrer Herrschaft und mehr bei ihren Nachfolgern als bei ihnen selbst ist die Glut des Dogmas zur leeren Phrase und die Phrase zur Lüge geworden, hinter deren Maske sich Herrschsucht und Gewinnsucht bargen, ähnlich wie wir das bei den Revolutionen der Gegenwart in ihren Entartungen wieder finden.

Man darf übrigens das Verhältnis der Jakobiner zum Lande niemals nach dem der russischen Bolschewisten beurteilen. Man darf niemals vergessen, daß die Jakobiner trotz allem doch die Vollstrecker des gesellschaftlichen Gedankens waren, in welchen sich die Nation bei ihrer Erhebung geeinigt hatte. Man darf niemals vergessen, daß bei allem, was sie zur Abwehr des alten Regimentes taten, die große Mehrheit der Nation mit ihnen ging, und man darf insbesondere nicht vergessen, daß die Nation ihnen im Kampfe gegen den äußern Feind willige, opfermütige Folge leistete.

Der äußere Krieg war vom Ursprung her keine jakobinische Sache, er war auf Andringen der Girondisten erklärt worden. Die Jakobiner nahmen ihn sodann auf, und Carnot hat sich als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses durch die Art und Weise, wie er ihn organisierte, mit Ruhm bedeckt. In der Geschlossenheit und Größe, mit der die Nation sich dem Kriege hingab, wird uns der tiefste Wesenszug der Revolution deutlicher, als in den verworrenen Bildern des inneren Ringens der Parteien. Der Krieg, den die französische Revolution führte, ist von den Kriegen cäsarischen Übermutes, wie sie Ludwig der Vierzehnte oder Napoleon führte, nicht allzu weit entfernt. Er ist dem Deutschen Reiche, dessen Kaiser ihn vermeiden wollte, aufgezwungen worden. Frankreich wollte ihn haben, weil es der unbezähmbaren Kraft Ausdruck geben mußte, von der es sich durchglüht fühlte. An den Kriegsopfern, welche die Republik ihren Söhnen zumuten durfte, läßt sich das Kraftgefühl der Nation ermessen. Kein französischer König hat es gewagt und hätte es wagen dürfen, nationales Blut in solchen Strömen fließen zu

lassen. Was an zurückgehaltener Lebenskraft in der Nation zur Tat strebte, läßt sich an den Namen derer ermessen, die in den Revolutionskriegen zu höchstem militärischen Ruhm aufgestiegen sind. Auch wenn man Napoleon nicht zählt, der ein Phänomen für sich war, ist man erstaunt, wie viel Begabung sich aus den untersten Schichten heraufdrängte, um militärische Aufgaben zu erfüllen, wie sie die auserlesene Blüte des französischen Adels nicht anders hätte erfüllen können. Alle diese Kraft steckte in der Nation und war unter dem alten Regiment um ihre Betätigung gebracht. Was war die Revolution im Grunde anders als der Ausbruch dieser gärenden Kraft?

Die gärende Kraft war es auch, die in den inneren Wirren die Leidenschaften zum Siedepunkte steigen ließ. Kein französischer König hat sein Volk in dem Grade beherrscht, wie die Regierungen der Revolution. Der König mit den privilegierten Ständen zusammen war doch immer nur ein kleiner Ausschnitt aus der Fülle des Volkes, und was er mit Adel und Geistlichkeit zusammen für sich in Anspruch nehmen durfte, konnte doch nicht allzu viel sein, wenn der Widerstand der Überzahl nicht herausgefordert werden sollte. Bei aller Willkür und aller Härte im einzelnen Fall war es ein festes Herkommen, das im allgemeinen Wesen galt und das schließlich ebenso durch die Kraft der Gewohnheit galt, als durch die Kraft der Herrschenden. Der gesellschaftliche Gedanke, welcher die Revolution erzeugt hatte, und der Staatsgedanke, welcher die Revolution bildete, waren ohne Vergleich anspruchsvoller. Der Staat war gegenüber dem Bürger allmächtig geworden, die geschichtlichen Bande des Herkommens waren gesprengt, und es gab nichts, was der Staat nicht nach seinem Willen neu ordnen durfte. Wie er unbeschränkt über das Blut seiner Bürger im Kriege gebot, so maßte er sich an, auch im Interesse seiner inneren Forderungen über Leben, Freiheit und Güter zu gebieten. Aus einer geschichtlich beschränkten Macht war er mit einem Schwunge gegenüber seinen Bürgern eine Großmacht geworden, die sich ihre Schranken nach ihrem Belieben setzte, die alle Mittel zur Verfügung hatte, um ihren Willen zu erreichen, und vor der sich das Volk unterwürfig beugte. War es zu verwundern, wenn diejenigen, die zuerst von dieser Machtfülle kosteten, von ihren maßlosen Weiten schwindelnd berauscht einem Cäsarenwahn verfielen? Das Faustische Wort „Im Anfang war die Kraft" hat nie so voll gegolten, wie für diese ersten Schwingungen des zu seinem Bewußtsein gekommenen revolutionären Kraftgefühls.

Das Walten dieser Kraft hatte etwas Dämonisches. Die Kraft war da, sie bot sich den Menschen zum Gebrauche an, drängte sich ihnen auf und gab ihnen das Gesetz. Sie alle, die glaubten, aus eigenem Willen die Geschicke des Staates zu leiten, sind ihre Diener gewesen und sind ihr schließlich zum Opfer gefallen. Es ist im vollsten Sinne wahr, was Danton von der Revolution sagte, bevor er ihr selber zum Opfer fiel, daß sie der Saturn wurde, der seine eigenen Kinder verzehrte. Die Männer der Schreckenszeit wußten es recht gut, daß, indem sie äußerste Gewalt gebrauchten, sie sich ebenso äußerster Gewalt aussetzten. Aber sie hatten nicht mehr die freie Wahl.

Sie wurden von einer Kraft vorwärts gestoßen, die ihre Grenzen noch nicht gefunden hatte. Ihr Träger war die losgebundene Masse der Nation, deren Millionen ihre geschichtlichen Schranken gesprengt hatten und in flutende Bewegung geraten waren.

Die mittelmäßigen Persönlichkeiten, die in der Zeit des Direktoriums an die Spitze kamen, nachdem die Häupter der Schreckensherrschaft gefallen waren, vermochten sich länger und, wenn man auf den nächsten äußern Anschein geht, auch etwas ruhiger als ihre Vorgänger zu behaupten. Sie brauchten sich der äußersten Schreckensmittel nicht zu bedienen, und sie durften es nicht mehr, weil man der Greuel satt geworden war. Dennoch gelang es auch ihnen nicht, ihrem Regimente innere geschichtliche Macht zu gewinnen, denn auch sie folgten immer noch den Dogmen, die sich nicht verwirklichen ließen. Sie hatten wilde Bürgerkriege zu führen, für sie waren die Emigranten und deren Familien sowie die kirchentreuen Priester immer noch außer dem Gesetze. Wo die Wahlen frei vollzogen wurden, fanden sie die Mehrzahl der Stimmen gegen sich, und wenn sie an der Herrschaft bleiben wollten, so blieb ihnen nichts übrig, als Trug und Gewalt.

Sie hätten sich wohl überhaupt nicht aufrechthalten können, wenn sie sich nicht auf die Armee gestützt hätten. Der Abfall der Armee und die Zerrüttung ihres militärischen Geistes war das Symptom für die innere Auflösung der alten königlichen Macht gewesen. In ihren unablässigen schweren Kriegen mußte die Armee ihr inneres Gefüge wieder finden, denn wie hätte sie sich sonst vor dem Feinde behaupten können? Der Wiederaufbau der Armee durfte als Symptom für den Wiederaufbau der inneren staatlichen Ordnung gelten. Das Direktorium zog aus den militärischen Machtmitteln, die ihm zur Verfügung standen, ausgiebigen Vorteil in den Parteikämpfen, die es zu bestehen hatte. Indes, wenn es sich darauf Hoffnung machte, in der Verfügung über die militärischen Machtmittel das Erbe des Königtums anzutreten, so hatte es sich schwer getäuscht. Den Königen stand die Armee zur Verfügung, weil sie ihre Führer im Felde gewesen waren und durch ihre Erfolge die Herrschaft über die Gemüter der Soldaten gewonnen hatten. Zwischen dem Direktorium und der Armee fehlte jedes innere Band. Die Herrschaft über die Gemüter der Soldaten fiel nicht dem Direktorium, sondern sie fiel dem jungen Feldherrn zu, der im Felde Erfolge gewann, wie sie seit Alexanders und Cäsars Zeiten kein Führer gewonnen hatte. Das Gesetz des Erfolges erfüllte sich für Napoleon Bonaparte nicht anders, als es sich vor Jahrhunderten für die Capetinger erfüllt hatte. Der siegreiche Feldherr gewann die Krone, er brauchte sich nach dem Maße seiner Siege nicht einmal mit der Königskrone zu begnügen, sondern nahm die kaiserliche Würde an. Hat der Irrtum der revolutionären Gesellschaftslehre drastischer widerlegt werden können, als es dadurch geschehen ist, daß wiederum die Militärverfassung die Grundlage der Staatsverfassung wurde?

Dennoch war Frankreich nicht in den Zustand vor der Revolution zurück-

geworfen. Das Geschick wollte ihm wohl, der Feldherr ohnegleichen war auch ein Staatsmann ohnegleichen. Er gab dem zerrütteten Volke wieder eine feste Regierung, eine Regierung von ehernem Gusse, die nicht nur die innere Ordnung in einem Maße herstellte, wie es Frankreich nie gekannt hatte, sondern die zugleich den Volksgeist durch die Sicherheit und volkstümliche Klarheit versöhnte, mit der sie den gesellschaftlichen Trieben gerecht wurde, welche sich gegen das alte Regiment aufgelehnt hatten. Frankreich erhielt durch Napoleon seine moderne gesellschaftliche Ordnung und seine moderne Verwaltung. Mit grenzenloser Verachtung dessen, was die Ideologen über die Menschennatur gelehrt hatten, ordnete Napoleon die Dinge in dem Sinne, wie es dem französischen Geiste natürlich schien. Das geschichtlich Überlebte wurde abgestreift, das Lebenskräftige wurde in sein Recht eingesetzt — insoweit hatte die Revolution gesiegt, nur freilich war sie in dem unterlegen, was für sie der leitende Gedanke gewesen war, denn sie hatte nicht durch den unmittelbaren Ausspruch des souveränen Volkes, sondern durch den Befehl eines Herrn gesiegt, den sie über sich anerkennen mußte.

Das Schicksal wollte dem französischen Volke noch weiter wohl, denn die Zeit war mit ihm und dem Geiste der Revolution. Eine Militärverfassung, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts als Staatsverfassung verkündet, konnte nicht die Dauer für sich in Anspruch nehmen, wie die capetingische Königsverfassung. Dies stritt wider den Geist des Jahrhunderts, das nicht mehr auf Kriege, sondern auf wirtschaftliche Arbeit gerichtet war. Das Genie Napoleons selbst erwies sich als zu gering, um gegen den Geist des Jahrhunderts aufzukommen. Er wußte genau, daß er die geschichtliche Macht einer alteingewurzelten Dynastie nicht besaß. Er wußte genau, daß er sich nur aufrechthalten konnte, wenn er die Reihe seiner Siege fortsetzte und keine Macht in der Welt duldete, die ihm gefährlich werden konnte. Darum wollte er wider den Geist des Jahrhunderts sich wie ein antiker Imperator die Weltherrschaft durch die Waffen gewinnen. Es hat ihn wohl auch überdies die Dämonie der Macht in ihren Bann gerissen. Der russische Winter rieb seine große Armee auf und schloß seinen Siegeslauf ab. Muß man aber nicht sagen, daß er an der Maßlosigkeit seiner Pläne auf alle Fälle endlich einmal hat scheitern müssen?

Der Sturz Napoleons brachte die Bourbonen wieder auf den Thron. Die Revolution schien beendigt, sie war es aber noch nicht, denn die Bourbonen hatten „nichts gelernt und nichts vergessen" und sich dem modernen Geiste noch immer nicht versöhnt. Die Revolution von 1830 beseitigte sie, die Revolution von 1848 beseitigte auch den Bürgerkönig aus dem Hause Orleans. Nach einem kurzen republikanischen Zwischenspiel erwies sich die napoleonische Legende als genügend erstarkte geschichtliche Macht, um noch einmal einen Napoleoniden zum Kaiser zu erheben. Sie war aber nicht stark genug, ihm und seinem Geschlechte den Thron zu erhalten. Er scheiterte an der gleichen Schwierigkeit, an der sein großer Vorfahr gescheitert war.

Auch er mußte Kriege führen, um sein Prestige zu wahren, und als er im Kriege von 1870 besiegt wurde, hatte er seinen Anspruch auf den Thron verwirkt und wurde von der Nation fallen gelassen. Der Umsturz, durch den er beseitigt und die Republik neuerdings ausgerufen wurde, vollzog sich so einmütig glatt, daß man ihn kaum als Revolution bezeichnen kann. Die Revolution der Pariser Kommune von 1871 war das letzte Aufflammen des jakobinischen Geistes. Sie wurde nach hartem Kampfe blutig überwältigt. Vielleicht aber wäre sie überhaupt nicht zum Ausbruch gekommen, wenn nicht die Notwendigkeit, Paris gegen das deutsche Heer zu verteidigen, dazu geführt hätte, die Masse der Bevölkerung zu bewaffnen und militärisch zu organisieren. Jedenfalls hat das französische Proletariat sich seither in die gegebene Ordnung gefügt und ist im Vergleiche zum Proletariat anderer großer Länder eher schwächer organisiert. Frankreich ist ein kapitalreiches Land geworden. Dennoch hat seine Industrie, weit davon entfernt, den englischen Vorsprung einzuholen, sich auch von Deutschland überflügeln lassen. Frankreich ist das Land der Rentner geworden, mit einer blühenden Landwirtschaft. Die Stimmung der großen Mehrzahl seiner Bevölkerung hat ihm nach den Verhältnissen, wie sie vor dem Kriege bestanden, ein ruhiges Dasein in Aussicht gestellt, es hat aufgehört, der Herd zu sein, der seine revolutionären Wellen über Europa aussendete. Die Herde der proletarischen Bewegung, die vor dem Kriege Europa bedrohten, waren doch eigentlich außerhalb Frankreichs gelegen. Der französische revolutionäre Geist war zur Ruhe gekommen, und während die geschichtliche Macht der Bourbonen, der Orleans, der Napoleoniden, wie es scheint, endgültig abgestorben ist, hat die Republik durch die Ordnung, die sie brachte, und den Reichtum, der unter ihrer Herrschaft hinzuwuchs, sich zur geschichtlichen Macht eingewurzelt.

Die Republik von 1870 hat die Irtümer der großen Revolution vermieden. Sie hat sich vom Anfang an eine feste Regierung gegeben, der sich die Gemüter vertrauensvoll zuwandten, so daß sie es nicht notwendig hatte, sich erst durch Schrecken zu befestigen. Außerdem wurde es von Bedeutung, daß die gemäßigten Volksschichten zu überwiegender Geltung gekommen waren. In dem reich gewordenen Frankreich war die Zahl der Millionen, die bereit waren, unter einem friedlichen Gesetz friedlich zu leben, überwältigend groß geworden. Eine allgemeine Rechtsüberzeugung von allbeherrschender Stärke war gebildet. Sie beherrschte nicht nur das Volk, sondern mit dem Volke zugleich die Armee, die Blut vom Blute des Volkes war. Als die Aspirationen Boulangers vor der Macht der Wirklichkeit in Lächerlichkeit zerfielen, war es klar, daß die gemäßigten Bürger, ohne daß sie es notwendig hatten Gewalt anzuwenden, zu ihrem Recht gekommen waren. Das bürgerliche Frankreich hatte seine bürgerliche Verfassung erhalten.

Zu welcher Höhe geschichtlicher Macht die in der großen Revolution hervorgebrochene Kraft aufgewachsen ist, hat der Weltkrieg erwiesen.

Blicken wir zurück, so erkennen wir, daß sich der revolutionäre Gedanke

auf seinem langen Wege bis zum Ziele von Grund aus gewandelt hat. Er forderte zunächst das Äußerste, die Regierung unmittelbar durch das Volk. Mit einer Regierung für das Volk, wie Sybel meint, würde er sich niemals abgefunden haben. Mit Recht, denn wenn die Regierung für das Volk so aufgebaut ist, daß alles Recht und alle Macht bei der Regierung versammelt ist, so ist keine sichere Gewähr dafür gegeben, daß die Regierung wirklich für das Volk tätig sei. Eine Regierung für das Volk war bis zu einem gewissen und, wie man sagen muß, weiten Grade die Regierung des ersten Napoleon gewesen, soweit sie die bürgerlichen Interessen im engeren Sinne ordnete. Dennoch durfte man sich mit ihr nicht zufrieden geben, weil eben alles Recht und alle Macht beim Kaiser war, der sie für seine persönlich-dynastischen Interessen in einer Weise ausnützte, welche dem Volke die schwersten Opfer auferlegte und überdies ins Unmögliche strebte. Als er vom Schauplatze zurücktreten mußte, folgte die konstitutionelle Regierung mit dem Volke. Als auch diese stürzte, weil sie dem Volke nicht den ganzen Anteil gönnte, den es fordern durfte, und nach allem sich die Republik schließlich durchsetzte, so war der revolutionäre Gedanke bereits soweit geläutert, daß er sich mit der Regierung aus dem Volke begnügte. Man stattete daher die Regierungsämter mit der vollen Macht aus, die sie brauchten, um ihren Aufgaben gerecht zu werden, und begnügte sich damit, die Ämter unter die Kontrolle der Volksvertretung zu stellen, die durch freie Wahl aus der Gesamtheit des Volkes gebildet wurde.

Das Schlußergebnis ist folgendes: An Stelle der Führung aus eigenem Rechte und mit voller Befehlsgewalt, wie sie das alte Königtum besessen hatte, ist ein freieres Verhältnis von Führung und Masse getreten, bei dem das Recht der Führung beschränkt und dem der Masse untergeordnet ist, welcher grundsätzlich die oberste Macht zukommt. Sie hat das Recht, sich in kurzen Zeitabschnitten immer wieder die Führer zu wählen, denen sie folgen will und durch die sie die Führer in den einzelnen Ämtern leitet. Wie sich das Verhältnis tatsächlich gestaltet, muß ganz davon abhängen, wie reif die Masse dazu ist, ihre oberste Macht auszuüben und sich der Machtbestrebungen zu erwehren, die stets von den Führungen ausgehen. Diese Machtbestrebungen sind eine fortwährende Gefahr für die Freiheit. Jedes Amt hat in seinem Ausschnitte ein festes Recht auf Führung, und dieses Recht ist sogar, wenn auch die Beamten wechseln, ein dauerndes Recht. Ja man kann es — vorbehaltlich der Wandlungen, welche die Entwicklung bringt — ein ewiges Recht nennen. Damit, daß die Person des Beamten wechselt, ist die Gefahr der Übermacht des Amtes, des „Übermutes der Ämter", nur gemindert, nicht aufgehoben. Am wenigsten dürfte man die Bedeutung des Wahlrechtes überschätzen, denn auch bei seiner Ausübung bedarf die Masse der Führung. Die Wahl vollzieht sich über Vorschlag und unter dem stärksten Einflusse der Parteiführungen, und wenn die bestehenden Parteien einmal geschichtliche Macht besitzen, so üben sie selbst bei diesem Akte, der sie seiner Idee nach

dem Volke unterordnet, eine überlegene Führungsmacht aus, welche der Masse oft wenig mehr als die Rolle blinder Nachfolge übrig läßt.

Vorangehen der Führer und Nachfolge der Masse sind die Grundelemente jedes gesellschaftlichen Wirkens und daher auch jeder Staatsverfassung. Als die französische Revolution die unmittelbare Regierung durch das Volk forderte, hat sie gegen die Grundelemente des gesellschaftlichen Wirkens verstoßen, und es konnte nicht ausbleiben, daß ihr Irrtum am Ende geschichtlich widerlegt wurde. Nur selten fügt es sich, daß sich die Masse den bestehenden Führungen entwindet und herrenlos aus eigener Kraft vorstößt. Es geschieht dies dann, wenn die ganze Masse instinktiv von einer und derselben unbezähmbaren Begierde erfüllt ist, so wie wir es zu Hungerszeiten beobachten. Wenn wir übrigens genauer zusehen, finden wir selbst dann noch Führer tätig. Nur sind es solche, wie sie gerade die Gelegenheit gibt, und die denn auch, sobald die Gelegenheit vorüber ist, in aller Regel wieder ins Unbekannte verschwinden. Wenn das Unzulängliche Ereignis wird und wenn sich einmal die Masse in einem Sinne wie ein Mann erhebt, dann aber sind ihre Ausbrüche von einer elementaren Gewalt, gegen die keine andere menschliche Gewalt aufzukommen vermag. Von solcher Elementargewalt war die Volkserhebung gegen das alte Regiment in Frankreich, die freilich auch wieder durch die Führerarbeit von ein paar Generationen vorbereitet sein mußte. Elementar in ihrer Kraft, wenn auch lange nicht in gleichem Grade, waren auch die revolutionären Wellen des neunzehnten Jahrhunderts. Dasselbe Volk, das durch seine elementare Erhebung die alten Mächte in Nichts auflöste, erwies sich jedoch sofort als gänzlich unfähig, selbständig weiter zu schreiten, und fiel neuerdings in die Gewalt seiner Führer.

Es hat für uns das größte Interesse, noch einmal festzustellen, daß das Volk seine Freiheitsrechte, von jenen elementaren Ausbrüchen abgesehen, niemals durch freies Handeln, sondern immer nur durch das Mittel seiner Vergewaltigung erreicht hat. Sofort nach dem Ausbruche der Revolution traten Gewaltführungen auf, wie sie ihm in seiner ganzen Geschichte niemals aufgelastet worden waren. Nacheinander folgen die jakobinische Schreckensherrschaft, die nicht minder drückende Herrschaft des Direktoriums, die Militärdiktatur Napoleons und nach der Restauration des Königtums neue revolutionäre Ausbrüche, die noch einmal den napoleonischen Cäsarismus zurückbringen. Die Masse hat ihren entscheidenden Anteil an der Entwicklung genommen, aber, von jenen ersten Ausbrüchen abgesehen, nur dadurch, daß sie das Gesetz der Nachfolge erfüllte, indem sie sich von den geschichtlich widerlegten Führungen abwendete, um sich bei den erfolgreicheren zu sammeln. Die alten geschichtlichen Mächte mußten sich vollends erschöpft haben, damit die Volksmacht als ihre Erbin zurückblieb. Die Menschen, die „von der Revolution nichts verstanden", mußten sich friedlich gemehrt haben, damit sie endlich das Übergewicht erlangten und zu ihrem Rechte kamen.

Aus einer verklingenden Welt

Roman

von

Theophile von Bodisco

(Fortsetzung)

Sechzehntes Kapitel

Irenens Hochzeit

Blandina war schließlich von ihren beiden Kindern überredet worden, Irenens Hochzeit nach dem Wunsche von Hans' Eltern bestimmen zu lassen. Ihr wäre es, in Anbetracht des Ernstes der Zeit, als das beste erschienen, eine kleine Haustrauung zu machen und nur die Allernächsten zum nachfolgenden Essen einzuladen, aber aus der Haustrauung wurde bald eine große Kirchentrauung, oben in der Hochstadt, und aus dem kleinen Essen ein Diner von gegen hundert Personen, das nachher bei Manstaffs stattfinden sollte. Das letztere war Blandina zuerst nicht angenehm gewesen, aber die Rücksicht auf Herrn von Manstaff hatte sie doch bewogen, sich schließlich in alles zu fügen. „Mama," hatte Magnus außerdem gesagt, „das sind doch nur Äußerlichkeiten. Für uns ist eben schon ein kleiner Mittag eine unerhörte Ausgabe, die selbstverständlich gern gemacht würde, aber es wäre doch so; dagegen ist auch das größte Diner für die Vorratskammern, den Wein und das Geld des Manstaffschen Hauses nichts, und den alten Herrschaften wird es Zeit ihres Lebens das größte Ereignis bleiben, daß sie die Hochzeit des einzigen Sohnes ausrichten konnten." Es erwies sich auch beim Herumschicken der Karten, daß von der Ostenhausenschen Seite sich nur ein kleiner Packen sammelte, während die Manstaffschen Einladungen sich nur so auftürmten. So hieß die Hochzeit in der Gesellschaft demnach auch nur die Manstaffsche Hochzeit. Es wurden in der zahlreichen Verwandtschaft Vorbereitungen getroffen, und eine Woche vor der Feier wurde Frau von Manstaff damit überrascht, daß ihr ein ganzer Polterabend angesagt wurde. So mußte vor der Hochzeit noch ein Abend zur Feier hinzugenommen werden. Herr von Manstaff hatte zwar gegen Mummenscherze in solcher Zeit gesprochen, aber er konnte gegen die strahlende Freude und Bereitwilligkeit seiner Frau, die Hochzeit zu einem wahren Feste zu gestalten, doch keinen ernstlichen Widerstand setzen. Als Asserin von all

dem kommenden Genuß hörte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Nimm dich nur in acht, Kusine, daß nicht ein Komitee Matrosen kommt, das dir alles zerstört und die eßbaren Herrlichkeiten requiriert!" — „Mir?" rief Frau von Manstaff, und ihre hellblauen Augen wurden derart rund und starr, daß Asserin laut auflachend sagte: „Ja, sieh sie nur so an, dann kann dir unmöglich jemand zu nahe treten." Als er das Gespräch nachher Blandina erzählte, meinte die: „Auch ich wollte zuerst widerstehen, sehe aber nun ein, daß die alten Sitten und Gebräuche und die Art unserer Menschen doch eine so starke ist, daß sie sich selbst gegenüber den größten Weltgeschicken durchzusetzen vermag." — „Ja, es ist seltsam," sagte er nachdenklich, „es ist davon die Rede, den Adel abzuschaffen, Parteigruppen verlangen die Aufhebung des Großgrundbesitzes, aber solche Leute, wie unsere lieben Verwandten da oben, fühlen sich im Kosmos doch derart eingegliedert, als ständen sie und ihre Gesellschaft wie unter himmlischem Schutz, und als wären sie eigens dazu geschaffen, wie ein Gesetz fortzubestehen. Darum hat für mich auch jetzt oft die Konvention, über die viele kleine Geister zu lachen pflegen, etwas Großes, das ihr zugrunde liegt — man spürt das Gesetz. Unsere Gesellschaft umstoßen, hieße, mit diesen Lebensgebilden auch Lebensgesetze vernichten."

„Ich habe mich oft gefragt," sagte Blandina, „was eigentlich im Leben als das Gewöhnliche und was als das Ungewöhnliche zu bezeichnen wäre? Unsere Lebensformen, die uns gewöhnlich erscheinen, sind doch schließlich das, was uns trägt. Vor uns liegt ein bereits ausgearbeitetes Schema, das ist es, was uns die Gesellschaft gibt. Ich glaube, ich habe irgendwo gelesen, daß der Alltag wie ein großer, guter Riese ist, der uns doch schließlich zu Gott trägt." — „Sie haben recht: das Tiefe ist das Gewöhnliche. Auch der Tod ist es, und doch ist er kosmisch." — „Und darum bewundere ich so ungemein meinen Schwiegersohn: er ist im besten Sinne des Wortes gewöhnlich. Er hätte also auch etwas Kosmisches. Irene heiratet mit ihm nicht nur eine Eigenart von Mensch, sondern eine Wesenheit. Er schafft sich nicht sein Gesetz, er steht leicht und frei unter dem Gesetz. Verstehen Sie, wie ich es meine?" — „Nur zu gut", sagte Asserin und lächelte wehmütig. — — —

*

Kirchenglocken, langsam, feierlich . . . Sie rufen. Kommt, rufen sie, so oft riefen wir euch zu stillen Totenfeiern, heute aber läuten wir die helle Freude ein.

Tritt man aus dem leuchtenden Frühjahrstage in die große Kirche, erscheint sie zuerst, trotz den vielen Lichten, die entzündet sind, dunkel. Die Luft ist kühl, seltsam feierlich. Von den Türen an laufen breite, weiche Läufer. Überall stehen immergrüne Bäume, um den Altar herum ist eine große, grüne Laube gestellt. Kränze winden sich um die Säulen. Der Teppich vor dem Altar ist mit Rosen bestreut. Es leuchtet, duftet, glänzt.

Aus den hohen, schmalen Kirchenfenstern fallen goldene Sonnenstrahlen, siegreiche Kräfte, die das Dunkel überwinden wollen. Ganz vorn in einem

Lehnsessel sitzt Herr von Manstaff. Er wollte hier sein, vordem die Feier beginnt und die Kirchenbänke sich füllen. Er hat alles genau angesehen. Nun sitzt er da, wartet und öffnet sein Herz der großen Stunde.

Die langsamen, altbekannten Glockenschläge ... Ja, klingt nur, ruft nur meinem Sohne, unseren Kindern, Glück herbei und Segen!

Vor der Kirche ist eine Menschenmenge versammelt. Wagen um Wagen rollt vor. Frau von Manstaff steigt aus, Blandina, die vielen Brautjungfern und Marschälle, alle die Geladenen, dann endlich das Brautpaar selbst. Der Zug ordnet sich im Vorraum der Kirche. Die Ehrenkavaliere, mit weißen Schleifen, führen die Gäste zu den Plätzen. Es tut sich auf eine Flut von Farben. Leben und Bewegung erfüllt das mittlere Kirchenschiff, den Altarraum. Große Toiletten rauschen auf. Im Hintergrund der Kirche flüstern die Zuschauer.

Unter den Gästen befinden sich auch Barbara und ihr Mann. Sie hat zuerst nicht herkommen wollen als geladener Gast. Sie sagte, sie ginge zu Irenens Trauung nur als Zuschauer, denn ihr widerstrebe es, unter all den Leuten zu sitzen, zu denen sie doch nicht mehr gehöre. Aber ihr Mann hatte ihr widersprochen, er müsse glauben, sie schäme sich seiner, er ginge auch nicht wegen den Ostenhausens hin, sondern wegen Hans von Manstaff, den er achte, und der ihm die Einladung geschickt habe. So war Barbara denn gekommen. Sie hatte eine hellgraue, schwere Moiréetoilette mit orangefarbenen Schleifen und vielen Spitzen an, durch die Haare waren Perlen geschlungen. Rjasin bemerkte es wohl, wie sich alle Köpfe ihnen neugierig zuwandten, als sie die Kirche betraten. Sein Gesicht ward dadurch hochmütig. Er fand Barbara schön in diesem Kleide. Er hielt sich gerade und sah niemanden an. Er kannte nicht diesen baltischen Adel und hatte vorurteilsvoll über ihn geurteilt. Aber wie er nun alle die vielen hohen Gestalten, das reserviert herzliche Benehmen sah, empfand er etwas wie Respekt. Barbara kannte nur wenige von den Gästen; ihre ganze Spannung ging dahin, Irene im Brautkleide zu sehen. Ihr Herz klopfte laut — jetzt mußte sie kommen.

Der Hochzeitszug nahte sich. Allen voran Kinder, die Rosen streuten, dann ein Ehrenmarschall, einen großen, silbernen Leuchter tragend, darauf mehrere Paare der Marschälle und Brautjungfern. Als erstes Paar erkannte Barbara Magnus, neben einem hohen, blonden Mädchen. Da erzitterte ihr Herz ganz seltsam. Sechs Paare waren schon vorübergezogen, langsam und feierlich, den Schritt der rauschenden Orgelmusik anpassend, dann folgte wieder ein Ehrenmarschall mit weißer Schleife und brennendem Leuchter. Nach diesen brennenden Kerzen sah Barbara das Brautpaar daherkommen. Dann folgten wieder sechs Paar Marschälle und Brautjungfern. Langsam, feierlich ging das junge Paar dahin, begleitet von all der Jugend, die es hinführte zur heiligen Schwelle der Ehe.

Irene war schon vorüber gegangen, als es Barbara erst klar ward, wie sie ausgesehen hatte. Ihr Gesicht war schön gewesen, aber ganz weiß, als wäre es

aus Marmor geschnitten. Aber nicht nur durch seine Schönheit, sondern durch den Ausdruck war es hinausgehoben über alle anderen jungen Gesichter. Hans' Gesicht war dunkel gebrannt, kräftig und gut ... Wie weit fiel Irenens Schleppe herunter, eine wundervolle Schleppe, ein altes Erbstück aus Blandinas Familie. Ja, nun war Irene zum Altar gegangen.

Es sang ein eingeübter Chor, dann trat der Prediger vor. Frau von Manstaff, ihr Gatte und Blandina saßen in erster Reihe. Als das junge Paar dicht vor ihnen Aufstellung nahm, sahen sich die beiden, sonst so fernen Frauen in die Augen und nickten einander zu. Zwischen den beiden Frauen sitzt Herr von Manstaff, und seine hellblauen Augen sind mit Tränen erfüllt, doch er kämpft mannhaft die Rührung nieder. Seine Frau ist in türkisblauer Seide gekleidet, Blandina in hellem Gelb erscheint ihm seltsam fremdartig ...

Auch Asserin sitzt ganz vorn, auch er ist erfaßt. Ja, diese alten, auskristallisierten Formen, Zeremonien, Festlichkeiten scheinen ihm Kultur auszusprechen. Viele unter den Gästen hier kannte er als nicht nur ihrem Blute nach vornehm. Die Wappen an den Wänden sehen auf die Nachlebenden hinab. Ein Sonnenstrahl vergoldete gerade das Manstaffsche Wappen. In diesen alten Kirchen, in der Stille dieser alten Straßen sollte man nur mit einer gewissen Feierlichkeit gehen, ein schönes und ruhiges Leben sollte man hier leben. Würde wirklich alles das im Sturme der Zeit untergehen, würde die neue Welt dieses schöne Alte nicht mehr bedürfen? Sein Herz zog sich zusammen.

„So bekräftigt dieses mit einem Ja." Hans und Irene, sie haben beide ihr Ja gesprochen, mit lauter und klarer Stimme. Vor Herrn von Manstaffs Blick erscheint die kleine Landkirche, wo er als junger Mann vor dem Altare stand, neben seiner schönen, blonden, ach so wundervoll weißhäutigen Braut. Hatte er sein Ja gehalten? Er wollte es sie nachher fragen, ob sie ihm wegen kleiner Abwege zürne? Ach, er hatte ihr so viel zu tragen gegeben durch seine Krankheit. Eine große Dankbarkeit für sie erfüllte sein Herz. Die Trauung war vorüber. Die Begrüßung des neuen Paares hatte stattgehabt, der Zug verließ die Kirche, die Gäste strömten hinaus. Vor der Kirchentüre stand noch immer eine dichtgedrängte Menschenmenge. Ganz nach vorn hatten sich Soldaten und Matrosen, die etwas im Sinne zu haben schienen, aufgestellt. Sie riefen dem ersten Paare etwas zu, traten noch mehr nach vorn. Dann kamen Hans und Irene, Arm in Arm, das Haupt erhoben. Stark, sicher und glücklich traten sie in die Sonne und den Frühlingstag, als käme das alles ihnen zu, aber nicht, weil sie vollkommen waren, sondern weil Gott vollkommen war. Alle starrten sie an und wichen staunend und ehrfurchtsvoll zurück. Vor der Klarheit dieses jungen Glückes verneigte sich unwillkürlich alles, vor der Heiligkeit des gegebenen Wortes, das noch wie ein Glorienschein über ihnen ruhte.

Barbara und ihr Mann fuhren nach Hause. Sie gedachte einer anderen Hochzeit in einer kleinen Kirche, an einem dunklen, stürmischen Abend. Welch

ein Gegensatz war das nicht! „Es war doch sehr schön", sagte er ernst, und sie freute sich seiner Worte. „Es war wie ein heiliges Paar", fügte er hinzu. „Sie ist aber auch wunderbar schön. Sonderbar erschienen mir alle diese Menschen dort. Sie sahen so aus, als wären sie aus alten Bildern herausgetreten und agierten uns nun etwas vor."

Irene und Hans waren abgefahren. Von Ostenhausens aus, im eigenen Wagen, nach Neu-Allen. Blandina und Magnus standen vor der Haustür, auf der Treppe, und schauten dem Wagen nach. Ein schönes und doch so wehmutreiches Gefühl erfüllte Blandina: „Es tut mir leid, jetzt fort von dir zu müssen," sagte Magnus, „aber ich versprach es, noch zu Manstaffs zu gehen, die Marschälle und Brautdamen sollten noch dableiben zum Abendessen."

Blandina trat ins Haus, sie sah vom Fenster aus Magnus im Frack, den Mantel leicht über die Schulter geworfen, den Zylinder auf dem Kopf, über den Petersplatz eilen. Wie lange, dachte sie, und auch er ist fort! — Sie ging in Irenens Zimmer. Nie mehr würde ihr Kind als Mädchen hierher zurückkehren! Alles lag recht wirr umher. Sie begann das Zimmer zu ordnen. Bin ich ihr auch eine wirkliche Mutter gewesen? Sie liebt mich und kann mich doch entbehren, und auch Magnus, der mich liebt, kann mich entbehren, was habe ich nun in meinem Leben, da ich die Kinder hergab? Als sie zurückkehrte in ihr Zimmer, erhob sich jemand und trat ihr entgegen — es war Asserin. Er war noch im Frack, sah vornehm und vorteilhaft aus in diesem Anzuge, mit der weißen Blume im Knopfloch. „Störe ich Sie, oder darf ich bleiben?" fragte er. „Ich habe Ihnen nur zu danken, daß Sie gerade jetzt zu mir kommen", rief sie, ihm die Hände entgegenstreckend. Dann bestellte sie den Tee. Sie saßen in den tiefen, bequemen Lehnsesseln. Es war noch immer hell draußen, zitternde junge Frühlingshelle erfüllte den Abend. Die Fenster standen offen, der Windhauch spielte in den Gardinen und brachte, von den Bäumen der Promenade und der Bastei, lieblichen Duft zu ihnen.

„Das Sternbild ist jetzt auseinandergefallen", sagte Blandina. Um ihre zarten Schultern spannte sich die gelbe Seide. Sie hatte im Gürtel und im tiefdunkeln Haar gelbe Rosen stecken. Ihr Haupt mit dem dichtgewellten Haar war gesenkt, ihr schmales Gesicht, mit den feinen und doch so ausgesprochenen Zügen, sah versonnen aus. „Und doch muß für Sie, gnädige Frau, Trennung etwas ganz anderes bedeuten als für andere. Ich bin dessen gewiß, Sie werden Ihre Kinder mit Ihrem ganzen Lebenskreis weiter empfinden, es wird nicht so sein, als wären sie fort. Frau Blandina ist ja zeit- und raumlos." Sie sah ihn voll an, ihr Blick war ernst. „Ja es ist wahr, Vergangenes, Bestehendes, Kommendes, es klingt bei mir zusammen. Aber so vielen Menschen ist das unverständlich, und wenn ich unter anderen Leuten gewesen bin, fühle ich mich immer sehr einsam." — „Verzeihen Sie, wenn ich es wage, zu sagen, daß es mir bisweilen erschienen ist, als wäre bei Ihnen, den Menschen gegenüber, etwas wie Ablehnung," sagte er.

„Ich liebe alles, was irgendwie arm ist und leidet", antwortete sie. „Auch den großen Schmerz wie die große Freude bin ich immer bereit nachzufühlen. Aber das Treiben der Welt und ihrer Eitelkeit bleibt mir verschlossen. Ich sah schon soviel Selbstbewußtsein und Weltbewußtsein, das auf tönernen Füßen stand. Nie machten die Träger von Gold und Würden, alle diese Rollenträger und Figuren der Gesellschaft, einen Eindruck auf mich. Alle diese Jäger auf der Jagd nach dem irdisch eitelen Glück, alle, die jetzt im Pomp daherschreiten, als die Weltbeladenen, die habe ich nie so recht ernst nehmen können." — „Und wer ist Ihnen ernst?" — „Der einfachste Mensch, wenn er nur aufrichtig ist, wenn er es erkennt, daß er relativ so klein ist vor allem Großen. Was sind die Menschen denn? Symbole sind wir, Buchstaben, Zeichen einer großen Sprache. Wir alle können sehr anders gedeutet werden von oben aus, als wir uns von unten aus deuten."

„Schopenhauer hat einmal ein seltsames Wort gesagt: ‚Die Masken und die Stücke wechseln, aber die Schauspieler bleiben dieselben.'"

„Die Schauspieler bleiben, die geistige Potenz, aber es ist auch ein Höherwachsen da. Das große Geistesreich und Geisterreich ist wie ein Meer: immer und immer wieder erstehen die neuen Wellen." — „Aber Leben kann doch nur durch Leben entstehen?" — „Und im Geisterreich, meinen Sie, wäre keine Geburt? Da ist so unendlich viel mehr noch an Befruchtung und Geburt." — „Sie haben recht, selbst in einem Gespräch wird etwas gezeugt und geboren." — „Kennen Sie den wundervollen Ausspruch von Jean Paul: ‚Das Leben besteht nicht aus siebzig Jahren, sondern die Jahre bestehen aus einem verwehenden Leben, und man hat allemal genug gelebt, man sterbe, wann man will.'" — „Allemal genug gelebt? Und die Lebensgier?" fragte er.

Blandina schwieg. Ihm schien es wieder, als wäre sie fortgerückt, als wäre eine Luftschicht zwischen ihr und ihm. Immer wieder war es ihm, als strahlte von ihr etwas aus, das er sonst nicht gefühlt. Aber je deutlicher er es empfand, desto mehr entstand in ihm ein Kampf dagegen, denn es hatte ihm schon früher geschienen, als wäre es etwas Unmenschliches, das Blandina in eine andere Sphäre rückte. Er sah auf ihre Hände, die ausdrucksvollsten Frauenhände, die er kannte, sah auf ihren runden, dunklen Kopf und das fließende Gold ihres Kleides, und seine verfeinerten, künstlerischen Nerven empfanden dies alles als eine Liebkosung. Ja, sie erschien ihm wie ein vollendetes Kunstwerk, dessen Deutung aber schwer war. Sie war wohl noch nie so recht verstanden worden, hatte nie den Rahmen gehabt, der ihr gebührte? Sie war vom Leben ausgenutzt worden, als wäre sie ein gewöhnlicher Mensch wie andere, und doch war und blieb sie eine Fremde unter ihnen allen. Er gedachte jenes Silvesterabends, da er ihr gegenüber ein Unbehagen empfunden hatte. Nun erschien sie ihm bloß sehr zart und einsam und fast bemitleidenswert. Wie sie etwas Zeitloses hatte in ihrer Lebensauffassung, so war auch die Zeit an ihr vorübergegangen, und hatte sie nicht berührt: sie war noch schön, Blandina von Ostenhausen.

Siebzehntes Kapitel

Der Flieger

Barbaras Befinden hatte sich noch nicht wiederhergestellt. Die leichten Schwindelanfälle kehrten wieder, ihr Schlaf war unruhig, von quälenden Träumen gestört, der Appetit hatte nachgelassen. Die Jahreszeit war vorgeschritten, warme Sommertage leuchteten über der Stadt. Da hatte der Arzt Landluft verordnet, womöglich Tannenluft, und eines Tages überraschte Rjasin seine Frau damit, daß er ein Haus in einem Villenort, unweit der Stadt, gemietet hatte, das im Tannenwalde lag. Sie sollten es sogleich beziehen. Es war ein hübsches, rotgestrichenes Haus, mit weißen Galerien, die chaletartig um das ganze Haus liefen, und die sich nach zwei Seiten hin zu Terrassen erweiterten. Hier sollte nun Barbara in der Sonne liegen, Waldluft einatmen und so dahinvegetieren, wie ihr Zustand es offenbar verlangte. Rjasin sagte, daß auch er, da die Kasernen nicht weit von jenem Orte lägen, hinziehen wolle, denn er könne von da aus jeden Tag in den Dienst reiten.

Mattwei leitete den Umzug. Als Barbara die weiße, breite Treppe zum neuen Sommerhaus hinaufstieg, fand sie auf der Terrasse den Teetisch gedeckt. Immergrüne Bäume standen in grünen Kübeln, Sträuße duftenden auf den Tischen, und eine volle, wunderbare Waldluft empfing sie. Barbara atmete tief auf, sie ging durchs ganze Haus und setzte sich dann zum fröhlich dampfenden Samowar. „Ich danke dir, Mattwei," sagte sie, „das hast du alles so eingerichtet, als wärest du meine Mutter." Mattwei strahlte vor Freude, er erklärte Barbara, wo sie am Morgen liegen solle und wo am Abend; er wolle auch immer große Schirme zum Windschutz hinstellen, dann würden auch keine Neugierigen, die unten auf der Straße vorübergingen, sie nicht sehen können. Nochmals dankte sie für alles. Sie aß mit wirklicher Freude von den zarten, mürben Watruschkis, die sie früher immer so geliebt und in letzter Zeit nur fortgeschoben hatte, und sagte, daß sie jetzt erst merke, wie sehr die Steine der Stadt und die Baumlosigkeit der Straßen und des Hofes auf ihrem Empfinden gelastet hätten. Auch Rjasin war zufrieden. Er hatte eine weiße Dienstjacke an, ging leicht pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab. Die Sporen an seinen hohen Lackstiefeln klirrten. Er begann zu rauchen, sich absichtlich dabei von seiner Frau fernhaltend, denn der Rauch war ihr jetzt unangenehm. „Nun also," sagte er, „das Idyll mag beginnen."

Barbara streckte sich auf das Ruhelager aus, das von der Abendsonne beschienen war, und schloß die Augen. Die Fahrt, die neuen Eindrücke hatten sie ermüdet. Sie schlief ein. Als sie wieder erwachte, wußte sie nicht sogleich, wo sie war. Ihr war, sie schwämme in lauter Luft und Duft, rote Strahlen grüßten sie, ein dunkler Wald rauschte, der Kuckuck rief. Sie öffnete die Augen und sah, daß alles so schön war um sie her; da empfand sie nach

langer Zeit wieder Freude an der Welt. Sie war erlöst vom Beengenden des Raumes, fühlte das Unbegrenzte wie ein neues Glück.

Die ganze letzte Zeit über hatte sie damit verbracht, sich körperlich zu überwinden. Sie hatte sich nicht in weiche Schlafröcke gekleidet, sondern stets die ausgesuchteste Toilette gemacht. Zwar fand sie selbst, daß ihr jetzt nichts mehr so recht stand. Um sich aufrechtzuerhalten, gebrauchte sie viel Brom; davon war ihre Gesichtshaut unrein geworden, rote Punkte verunstalteten sie, die Nase war wie größer geworden, die Augen lagen tief. Barbara verzieh sich gern dieses Aussehen, es war ja für das Kind, es mochte sich nehmen, was es wollte, aber um ihres Mannes willen tat es ihr Leid. Sie kannte jetzt nur zu gut seinen kühl prüfenden Blick, ihr Herz klopfte jetzt nicht mehr höher auf dabei, es ging im Gegenteil dann langsamer, als hätte es Lust, im Lebenstempo nachzulassen. Zwar war ihr Mann in dieser ganzen Zeit rücksichtsvoll gegen sie gewesen, er suchte auch in seiner Art für sie zu sorgen, aber das, womit er ihr wirklich hätte helfen können, das strömte nicht von ihm zu ihr: immer noch freute er sich nicht auf das Kommende. Ja, es schien ihr, als grolle er dem Schicksal um dieses neuen Lebens willen.

Durch die große Anspannung der Zeit, durch die beständige Sorge um ihren Mann, denn immer wieder befürchtete, sie es könnten ernstliche Konflikte mit den Soldaten erwachsen, hatte Barbara nicht die innere Ruhe gehabt, so in sich hineinzulauschen, wie sie es gewollt hätte, um sich dem großen Vorgang in ihr ganz hinzugeben. Wie oft hatte sie sich nicht danach gesehnt, bloß passiv mitzuwachsen, sich dahintreiben zu lassen auf der Flut des unsichtbaren Lebens, an dem sie teil hatte. Sie hatte sich nach ruhigen Stunden gesehnt, und nun, hier in der Stille, sollten sie ihr gegeben werden, hier sollte für sie ein Leben beginnen, wie es ihr natürlich war.

Schon vom ersten Tage ihres Aufenthaltes in der Waldvilla an suchte sie das, was von außen störend eindringen konnte, abzuhalten. Jetzt trug sie die weichen, hängenden Kleider und lag so viel, als ihr Körper es nur irgend verlangte. Ihr Mann war zuerst häufig fort, dann aber sagte er, daß sein Stab übergesiedelt wäre und er nun hier beschäftigt sein würde. Sie freute sich, daß seine Zeit ausgefüllt war, denn sie hatte Langeweile für ihn gefürchtet. Am Abend empfing er häufig Offiziere, auch einige ältere Vorgesetzte. Barbara zog sich dann zurück, aber sie lag wach im Bett, und die Stimmen von der Terrasse klangen bis zu ihr. Es wurde viel geredet, Karten gespielt, Wein getrunken; hier war so ein stiller guter Winkel, wo keine beobachtenden Soldatenaugen einen aufstörten. Mattwei überließ an diesen Abenden Mitka die Bedienung und das reichliche Trinkgeld. Mitka aber brachte, breit über das ganze Gesicht grinsend, die vielen Flaschen zu den Herren auf die Terrasse und sagte ihnen, daß sie es sich wohl sein lassen könnten, er würde ihnen schon nichts anhaben.

So kam es, daß Barbara und ihr Mann, wohl unter einem Dache lebend, versuchend sich gegenseitig zu schonen, doch unabänderlich auseinanderglitten, da jeder sein Leben für sich lebte, an dem der andere nicht teilnehmen konnte.

Sie war in eine höhere Stufe des Lebens eingetreten, wo Tod und Geburt als große Wächter vor der Pforte standen. Es erschien ihr ein Wunder, ein Mysterium, das es in ihr wurde, ohne daß sie etwas dazu tat. Sie war wie ein Medium in höherer Hand. Dabei erholte sich ihr Körper wieder, und sie fühlte sich glücklich. An einem Tage war dies Gefühl so stark in ihr, daß sie es ihm sagen wollte. Sie war, auf der Terrasse liegend, mit diesem Wunsche entschlummert. Als sie die Augen öffnete, sah sie ihren Gatten vor sich in einem Korblehnsessel sitzend, in ein illustriertes Blatt vertieft. Hinter ihm war der abendliche Himmel, ein Fernblick in die Welt: „Ach, Lieber," sagte sie, „ich will dir etwas sagen." — „Ja?" fragte er, ohne das Blatt sinken zu lassen. „Was hast du denn da für Bilder?" — „Eine Nummer des Balletts. Es ist doch reizend? Ja?" Er zeigte ihr das Bild. „Sieh doch diese wundervolle Leichtigkeit der Frau. Eigentlich müßte die echte Frau schweben, leicht, leicht wie ein Hauch." Er ließ das Blatt aus der Hand gleiten und seufzte auf. Seine Brauen waren zusammengezogen, er sah melancholisch auf Barbara hin. Sie lachte: „Du denkst, schweben kann die da nicht?" Sein Gesicht wurde dunkel: „Was hat es für einen Sinn, das zu sagen?" — „Mein lieber Freund," sie streckte ihm die Hand entgegen, „mein Armer, Lieber, was hast du jetzt von mir?" Er drückte ihre Hand und ließ sie gleich fallen. „Ach du, du bist doch jetzt etwas ganz anderes." Dies Wort gab ihr einen Stich ins Herz, ihre Glückeswelle, die sich für ihn zu ihm emporgehoben hatte, sank wieder zusammen. Sie sah ihn immer noch auf die Bilder hinsehend, und ihre Stimme klang kühl, als sie sagte: „Liebst du so sehr den Tanz?" Er lebte auf: „Der Tanz ist ein Geheimnis. Rhythmus und Gebärde drücken so viel mehr aus als Worte." — „Ist nicht gerade das Wort das höchste Ausdrucksmittel, das uns Menschen gegeben ist?" Er schüttelte den Kopf: „Ein Mensch steht vor mir und redet. Ich höre seine Worte, aber ich sehe seine ganze Art, seine Gebärden. Viel mehr als ein Wort sagt mir die Linie des Körpers, ja, sie ist eine Geste, die das Leben diktiert hat." — „Hast du immer so gedacht?" — „Denkt man ein für allemal etwas aus, um daran festzuhalten? Sind denn Gedanken ein eisernes Inventar und sollen festfrieren?" — „Erst das Wort verstehen wir ganz mit unserer Seele", sagte sie wieder. „Nun ja, weil wir eben verdorben sind und die Natursprache nicht verstehen, die viel tiefer ist. Im Tanz drückt sich etwas vom Naturmythos aus." Er erhob sich. „Wie rot die Abendsonne ist, es wird Hitze geben. Die Atmosphäre ist so dumpf hier unten. Dieser Wald ist so entsetzlich monoton, ein Baum wie der andere, schwarz, schwarz." — Barbara setzte sich auf: „Leonid, hast du Heimweh?" — „Wo bin ich denn zu Hause? Als ich zwölf Jahre alt war, kam ich in die Kadettenanstalt, später wurde ich im ganzen Reich hin- und hergeworfen." — „Aber im Süden, wo deine Eltern wohnen, da ist doch deine Heimat?" — „Auch sie haben den Wohnort gewechselt. Nur dort, wo ich als Kind war, könnte meine Heimat

sein." — „Lebten wir jetzt in einer anderen Zeit, würde ich dir sagen, nicht auf mich zu achten, sondern in die Steppe zu reisen. Ich wollte, du sähest deine Kindheit wieder." — „Ich weiß, daß du gut bist," sagte er und seufzte eigentümlich schwer auf dabei, „aber auch das kann mir nicht helfen." Er hatte das so finster gesagt, daß sie erschrak. Mit verschränkten Armen stand er da und schaute in die rote Sonne. Sein weißer Rock leuchtete, rötlich beschienen, die Augen waren starr und ausdruckslos, als sähen sie nichts. „Leonid!" rief sie angstvoll. Er wandte sich und sah ihren Blick, in dem nichts von Frauenwerben zu lesen stand, sondern nur von Erbarmen. Sie streckte ihm die Hände entgegen: es war die Gebärde einer Mutter, die ihr Kind zu sich ruft. Er sank vor ihr nieder und drückte seinen Kopf an ihren Körper. Sie legte ihre Hand auf sein blauglänzendes, gelocktes Haar. „Die Unruhe," sagte er dumpf, „sie ist wieder da." Er erhob sein Gesicht und sah sie mit Augen an, in denen Angst zitterte: „Wie eine Heilige bist du jetzt, die ihr Martyrium erwartet ... Du hast mir so viel gegeben, nie werd' ich das vergessen." — „Leonid, wie sprichst du — ?" Seine Schultern bebten, er preßte die Lippen aufeinander. In eigentümlich starrer Haltung blieb er auf den Knien vor ihr. Sie redete gütig zu ihm, sagte ihm, daß die ganze schwere Zeit und Unsicherheit Schuld daran hätte, daß er nicht zur Ruhe kommen könne. Er aber schüttelte nur den Kopf und sagte, daß es ihm im Grunde gleich sei, ob es Monarchien gäbe oder Republiken, darauf käme es nicht so an. „Aber dein Volk, Leonid, du liebst es doch, glaubst du, daß es jetzt den Weg finden wird zu einer neuen Lebensform?" — „Ich glaube nichts", sagte er und stand auf. „Du weißt es wohl gar nicht, daß ich jetzt fliege?" Er fügte diese letzten Worte schnell und leise hinzu, mit einer so anderen Stimme, daß Barbara nicht nur von der Tatsache überrascht war, sondern darüber erschrak. In seinem Blick, in seiner Haltung war etwas Lauerndes. „Du fliegst — wo denn?" — „Hier doch! Ich habe ja keinen Dienst mehr, ich bin Flieger geworden und lernte es hier." — „Aber warum denn so heimlich?" Er lachte kurz auf. Dann wurde sein Blick dunkel: „Möchtest du mich vielleicht mit einem Faden anbinden und daran festhalten?" Etwas Kaltes glitt über sie hin. Sie fragte ruhig und sachlich: „Was gedenkst du denn zu tun, wenn du das gelernt hast?" Er sagte wie erleichtert: „Ja, nicht wahr, ich kann doch nicht immer so bei Euch bleiben? Die Truppen sind vereidigt, der Krieg soll weitergehen. Mit der Kavallerie ist es nichts mehr, da lernte ich fliegen." Er sah gen Himmel. „Dort, dort hoch oben bin ich." — „Ist es sehr schön?" fragte sie. „Es ist neu, so ganz anders als alles andere." Da kam Mattwei und meldete, daß einige Offiziere ihn sprechen wollten.

Barbara fiel zurück in die Kissen. Ihr war so dumpf zu Sinn: wozu nur hatte er es verheimlicht? Ich hätte ihn ja doch nicht daran hindern können, aber wo Heimlichkeit in die Ehe einzieht, ist sie wie aufgehoben. Da hörte sie wieder seinen Schritt. Er kam wohl, ihr noch ein gutes Wort zu

sagen? Ihr Herz klopfte auf. „Erwarte mich nicht heute abend, Barbara, ich fahre in die Stadt.“ Er küßte sie flüchtig auf Hand und Haar und ging. Sie sah ihm nach, hörte mehrere Schritte, laute, fröhliche Stimmen. Es zuckte schmerzlich in ihr, aber sie beherrschte sich, sie mußte ja ruhig bleiben. Aber in ihr wogte es hin und her, als wäre ihr Herz im Sturm auf die hohe See geworfen.

Am nächsten Morgen, als Barbara nach einer unruhig verbrachten Nacht — sie hatte es wohl gehört, daß ihr Mann erst gegen Morgen nach Hause gekommen war — wieder auf der Terrasse lag, hörte sie ein eigentümliches Surren, das näher und näher kam. Sie sah einen großen Vogel am Himmel kreisen; da erfaßte ihr Herz es schneller als ihr Verstand: er war es, dort oben, er segelte hoch in den Lüften, frei und ungehindert, unbelastet von der Welt. Es ward ihr seltsam zumute: so aus der Distanz gesehen, erschien ihr alles anders als gestern. Er, in der Atmosphäre schwebend, sie, auf der Erde ruhend. Hatte er nicht recht gehandelt und das Rechte für sich erwählt? Hatte sie ihn nicht früher oft ihren wilden, freien Vogel genannt? Nun war der schöne Vogel wirklich zum Himmel entflogen, nun suchte der arme Mensch, der von der Unruhe der Erde dahingepeitscht war, dort oben am Firmament den Frieden. Es lag etwas Mythisches für sie in diesem Vorgang: er grüßte sie vielleicht aus seiner Ferne und war ihr näher dort oben, als säße er neben ihr. Ein warmes, starkes Gefühl durchflutete sie; ihr Herz war glücklich, daß es wieder geben konnte. Der Flieger war tiefer herabgesunken, streifte fast die Bäume. Er grüßte wohl sein Haus und seine Frau? So wollte sie ihn fortan nehmen: als einen ganz Freien. Der Flieger hob sich höher, immer höher, ward zu einem Pünktchen. Da erfaßte die Sehnsucht nach ihrem Manne Barbara so stark, daß sie in sein Zimmer ging.

Hier herrschte die größte Unordnung, denn Leonid warf seine Sachen stets ungeduldig durcheinander, und Mitka hielt jetzt sehr wenig vom Aufräumen. Liebreich lächelnd begann Barbara zu ordnen. Mitka kam und sah sie mit erstaunten Augen an. Er sagte, daß er sich verschlafen habe, weil sein Herr erst am Morgen nach Hause gekommen wäre. Barbara hielt ein Stück Papier in der Hand; zerstreut blickte sie darauf hin. Es war das Programm einer Vorstellung vom gestrigen Abend in einem Garten-Varieté. Groß und fett war ein Name gedruckt: die berühmte Tänzerin Ljubowskaja. Ihr Blick blieb haften an diesem Namen. „Ja, das ist sie,“ sagte Mitka, indem er sich am Waschtisch zu tun machte, „alle kennen sie, nennen sie den weißen Dämon. Sie tanzt so — so.“ Mitka hob das eine Bein und streckte die Hand aus, wobei er einen Aschenbecher herabwarf, der in tausend Stücke zerschlug. „Oh, Verzeihung, Barbara Antonowna, das ist wohl eine von Ihren schönen Schalen?“ — „Hast du sie tanzen sehen?“ fragte sie. „Ja, auch ich habe sie tanzen sehen, sie ist ganz schmal, ganz leicht, so leicht —“ er blies in die Luft. „Sie ist wie eine weiße Flamme, alle schreien vor Entzücken

über sie." — „Und Mitka auch?" fragte Barbara. Aber sie lächelte nicht dabei. „Ach, was kann der dumme Mitka, für mich ist das doch nichts." Er seufzte drollig. „Aber wenn Sie sie sehen wollen, Barbara Antonowna, ich habe mir auch ihr Bild gekauft." Er holte aus der Tiefe der Tasche ein großes, rotes Tuch hervor, in dem eine halbe Semmel eingewickelt war, einiges Silbergeld und eine Photographie. Er hielt sie ihr hin. Sie blieb steif stehen, sie faßte das Bild nicht an, sie sah es auch schon so gut genug. Es war ein Brustbild, tief entblößte Schultern, zarte, schmale Brüste, eine ätherisch schwebende Gestalt. Es war ein schmales, kleines Gesicht mit krausem, hellem Haar und großen, großen, dunklen Augen. In Barbaras Gedächtnis blieben zarte Schultern und seltsame Augen ... Als sie wieder hinaustrat auf die Terrasse, fröstelte es ihr, obwohl die helle Sonne schien.

Achtzehntes Kapitel

Begegnung

Den blaugoldenen Sommertagen war eine Regenperiode gefolgt. Barbara lag jetzt im Wohnraum, durch dessen hohe Fenster der nahe Wald dunkel und von Regenschleiern verhängt hereinsah. Das große Zimmer mit den vielen Fenstern, mit den Glastüren zur Terrasse wirkte wie ein Gartensaal. Rosenrot geblümte Vorhänge, leichte Korbsessel, viele Blumen gaben ihm ein sommerlich angenehmes Aussehen. Aber die schier unendlichen Reihen der kahlen, rötlichen Fichtenstämme, die wie in den Raum eindrangen, verbanden ihn mit der Melancholie der Welt. Der Kuckuck war schon verstummt.

Über Barbara war eine äußere Apathie gekommen, die lähmend wirkte, und die doch die innerlich versteckte Unruhe nur bannte, aber nicht beschwichtigte. Wenn nur die Sonne wieder geschienen, der Wald nur wieder so überschwänglich aromatisch geduftet hätte! So zog sie nichts von außen ab.

Das Problem, um das sich Barbaras Gedanken fast ausschließlich drehten, blieb das, was wohl jetzt in ihrem Manne vorgehen mochte? Sie wußte nicht, ob er etwas vor ihr verbarg. Würde er ihr gegenüber ein Gewissen empfinden, oder würde er nur das Gesetz seines Lebens gelten lassen? Sie begann, ihn zu beobachten, ob er verändert wäre in seinem Wesen, konnte aber nur entdecken, daß er noch gereizter war. Aber hatte das nicht seinen wohlberechtigten Grund in den gespannten, unerquicklichen Verhältnissen? Und doch sagte etwas ihr, daß das, was in ihm vorging, sein ganz eigenes Erleben war, und das sich unabhängig von den äußeren Verhältnissen abspielte. Ab und zu merkte sie, daß er sie, wenn er glaubte, sie fühle es nicht, scheu von der Seite ansah, aber sowie sie seinen Blick auffing, wandte er sich verstimmt ab. Es konnte geschehen, daß er jetzt wieder ab und zu sang. Aber auch durch seine Lieder ging jene Unruhe, mitten im Gesang konnte er aufstehen, schwer aufseufzen, sich vor ein Fenster stellen und in das Dunkel des Waldes hineinstarren. Wenn Barbara ihren Mann so dastehen sah,

kam es ihr vor, als habe sie ein Unrecht ihm gegenüber. Was hatte er, der Freie, Ungebundene, dessen Sinn auf Abwechslung, auf gelegentliche romantische Abenteuer ging, mit diesem stillen Familienleben, das doch nie ein wirkliches Familienleben wurde, zu schaffen? War es nicht natürlich, daß er sich jetzt erkaltend von ihr zurückgezogen hatte? Hatte er es ihr nicht einst gesagt, die Liebe erlösche mit dem Wunsche? Stünde sie wieder schön und stark vor ihm als eine verlangende Geliebte, würde sie nicht wieder in ihm ihren schönen, verschwenderischen Geliebten haben?

Was sollte die Zukunft bringen, wie sollten sie weiter leben, wenn er fortfuhr, die Liebe nur so zu verstehen, wie sie ihm erschien? Sie wollte Neues aus seinem Wesen lösen, er sollte ihr auch in einer anderen, höheren Form angehören. Eine neue Geburt mußte sie in ihm erwecken, dann würde er ihr freudig und entzückt das Opfer bringen, das seine Sinne nicht mehr dichten sollten, es sei denn, sie dichteten nur für sie. Aber Barbara wußte es wohl, daß er der Eindrücke der Liebe zum Aufbau seines ganzen Seins bedurfte. Die Unruhe, von der er gesprochen, das war das Tiefste und Eigentlichste seiner Natur; immer hatte ihr gebangt davor, denn das Spiel der Liebe war ihm nur ein stetes Betäubungsmittel, das fühlte sie nun. Während der Wunsch in ihr wuchs, ihm zu helfen, erfüllte sie zugleich Hoffnungslosigkeit, sah sie, daß ihr Mann ihr bereits entglitten war. Es geschah jetzt häufig, daß Rjasin vom Abend an fortblieb. Barbara wachte lange in solchen Nächten und erzwang sich schließlich einige Stunden Schlaf, weil sie ja nicht mehr sie allein war, sondern verantwortlich für das andere Wesen. Eines Morgens war sein Gesicht kreideweiß, mit tiefen, bläulichen Schatten. Sie wußte, daß er die Nacht nicht zu Hause gewesen war. Er fing ihren Blick auf, lachte und wandte sich ab. „Graut dir vor mir?" — „O, Leonid, wenn du mir doch vertrauen wolltest", sagte sie traurig. Da ging er einige Male durch das Zimmer, blieb vor ihr stehen und sagte kalt: „Ich habe ungeheuer viel Geld verspielt." Barbaras Augen leuchteten auf, wie in neuer Hoffnung: „Liebster, so geh und nimm, was du brauchst, gib her, ich will alles unterschreiben." Seine Brauen waren finster zusammengezogen. Sie stand auf, wollte zu ihrem Schreibtisch, glitt aus und wäre beinahe gefallen, wenn er sie nicht aufgefangen hätte: „Furchtbar," sagte er und stöhnte auf, „wozu hat das sein müssen, daß ich in dein Leben kam?" — „Glaubst du, das Leben wüßte nicht, was es will?" — „Dein Unglück will es!" rief er heftig. „Kein Unglück," sagte sie, aber ihr Lächeln sah traurig und arm aus auf ihrem bleichen Gesicht, „nur ungewöhnlich ist es." Er preßte die Faust an die Stirn, dann ließ er die Hand sinken, starrte sie an, bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen, und schloß sie wieder. „Leonid?" Er fuhr zusammen. „Ich bin stärker, als du glaubst." — „Das bist du auch," rief er, „tausendmal stärker bist du als ich." — „Wenn ich dir doch helfen könnte!" sagte sie inbrünstig. — „Dann — ich muß auf einige Tage fort", stieß er schnell hervor und sah sie mit großen Augen an. Was will er,

wohin will er? dachte sie, und zugleich überkam es sie wie Grauen. „Fährst du schon heute?" fragte sie tonlos. Er sah sie durchdringend an: „Vielleicht fahre ich auch gar nicht." Er ging hinaus.

Am Abend sah Barbara Mitka mit der gelben Ledertasche seines Herrn über die Galerie eilen. „Wohin denn?" fragte sie. Er erschrak. Sie sagte: „Schon gut, geh nur." Als sie allein zu Tisch ging, überreichte ihr Mattwei einen Brief, den ein Soldat soeben abgegeben hatte. Njasin schrieb: „Ich habe doch fort müssen — auf kurze Zeit; suche möglichst so zu leben, als wäre der nicht da, der es gewagt hat, dein schönes Leben zu stören. L." Das Blatt flatterte zu Boden. Mattwei sah voller Kummer, daß Barbara die Speisen nicht anrührte. Er sah die schwarzen Schatten unter ihren Augen und konnte seinen tiefen Groll kaum verbergen.

*

Magnus war mit dem Zuge hinausgefahren und hatte einen weiten Spaziergang gemacht. Nun ließ er den Wald zur Seite liegen und schritt am Rande des Bergrückens zurück. Er sah von hier aus die Stadt vor sich. Es war der erste klare Tag seit Wochen, doch die Wolken, die sich am Horizont aufballten, die Färbung, die die untergehende Sonne den Wolkengebilden zu geben versprach, ließen wieder auf kommendes ungastliches Wetter schließen. Er war noch ganz erfüllt vom Rhythmus des freien Schreitens, sein Sinn war ihm klarer geworden durch den Gang. Er lebte jetzt dahin als einer, der nicht weiß, was der nächste Tag bringt und wozu er nütze ist. Alles, was er in den letzten Wochen erlebt hatte, war bedrückend gewesen. Er sah voraus, wie unproduktiv die neue radikale Herrschaft des anderen Volkes sich gestalten würde, wie alle gemäßigteren Elemente, die gegen Feindschaft und Gewalt waren, beiseite geschoben wurden. Er hatte es mit Freuden erfaßt, daß die Heimat fort vom russischen Reiche strebte; aber der Kurs, der jetzt eingeschlagen wurde, barg nur zu viel Gefahr. Er sah auch, daß das andere Volk, so sehr die Führer auch das Gegenteil behaupteten, bereits in Parteien zerfallen war. Alle Voraussehenden, Deutsche wie Undeutsche, wußten, welche Gefahr drohte, und dennoch geschah nichts und konnte nichts geschehen, um zu verhindern, daß alles seinem Schicksal entgegentrieb.

Ja, das Schicksal der Heimat schien dunkel verhangen, aber die Hoffnung senkte nicht ihr Haupt. Erwartete die Stadt Riga nicht täglich, von den Deutschen genommen zu werden? Und wenn Riga erobert war, konnte dann nicht auch die nördlichste Provinz besetzt werden, damit das baltische Land wieder zu einer Einheit werde? Das war das Große, der leuchtende Hoffnungsstern aller Deutschen im Lande.

Obwohl Magnus nicht mehr viel Zeit hatte und der letzte Zug, den er erreichen wollte, in einer halben Stunde abging, machte er doch einen Umweg, um vom Felsplateau aus sich den schönen Blick auf die Stadt noch einmal einzuprägen. Schon begannen die Wolken sich aufzuhellen, wie von

innerem Licht entzündet. Die See schimmerte matt blau, der Horizont war von einem gelben Streifen wie von einem göttlichen Stirnband umschlossen. Die weiten Sandflächen bis zur See breiteten sich aus, als wären sie eitel Gold. Schnell betrat Magnus den Felsvorsprung. Da sah er am Abhang eine Gestalt dasitzen. Er sah sie im dunklen Kleide gegen den Abendhimmel und die lilagraue Silhouette der Stadt, sah, daß ihre Haltung so verlassen aussah, als sänne sie etwas Trostlosem nach. Er blieb stehen. Ein Gesicht wandte sich ihm zu, vor dem er in tiefster Seele erschrak — es war Barbaras Gesicht. Er wollte sich wenden, doch sie hatte ihn schon erkannt. Sie sahen sich in die Augen. Wenn sein Gesicht Schreck, Bewegung ausdrückte, so blieb die trübe Apathie auf dem ihren liegen, sie sah ihn und schien ihn dennoch nicht zu sehen. Ist das Barbara, ist das wirklich Barbara, dachte er klopfenden Herzens?

Er trat grüßend näher. Sie fand zuerst kein Wort, dann sagte sie: „Es ist der erste klare Abend." — „Ja, der erste klare Abend," wiederholte er. Er sah sie an, suchend, ein schmerzlicher Zug legte sich um seinen Mund, eine tiefe Falte grub sich zwischen die Brauen. Ja, ihm war weh ums Herz, daß er sie so sah. Sie schien nicht mehr schön, ein Hauch wie von Unglück lag über ihr. Es erschütterte ihn. Er setzte sich zu ihr, alles andere auf der Welt vergessend, außer daß er Barbara krank und traurig wiedergefunden hatte.

Sie sah ihm ihrerseits mit Neugier ins Gesicht. Seltsam, dachte sie, während die Mutter und Irene mich vermeiden, doch wohl meist seinetwegen, ist er es gerade, den ich jetzt wiedersehe. Auch sie fand ihn verändert, doch sie hätte nicht sagen können, worin es bestand. Sie suchte seinen Gesichtsausdruck zu enträtseln. „Lieben Sie die Stadt mehr von dieser oder von der anderen Seite aus?" hörte sie ihn fragen. „Sieht es nicht aus, als wäre es eine Riesenburg? Dazu die dunkellila Wolken, sehen sie nicht aus wie fliegende Riesengestalten einer alten Vorzeit, die die Burg umkreisen?" Sie nickte, aber sie hatte die Empfindung, als habe er gar nicht von der Stadt gesprochen, sondern ihr etwas Gutes und Liebes sagen wollen. In ihrem verschütteten Herzen regte es sich. Voll warmem Gefühl fragte sie: „Wie leben Sie, Magnus, was tun Sie?"

Da begann er zu sprechen. Er erzählte von der Lage des Landes, von den Gefahren, von den Hoffnungen und endete damit, daß er es aussprach, daß er fortstrebe nach Deutschland, denn solange Deutschland in Waffen stände, brauche es noch Männer.

Sie sah ihn unausgesetzt an, während er sprach. Alles an ihm erschien ihr klar und edel. „Sie wollen kämpfen?" fragte sie. „Ja, das will ich", sagte er fest. Sie schüttelte leicht den Kopf und sagte: „Ich verstehe Sie ja darin, aber wann wird die Welt aus diesem Furchtbaren erwachen?" Sie merkte, daß Magnus aufhorchte. Ein Pfeifen ertönte, ein nahes Rasseln. „Das ist wohl der letzte Zug?" fragte sie. Er machte eine Handbewegung, die bedeutete, daß das geringfügig wäre. O, warum kann ich ihn nicht zu

mir bitten, dachte sie, aber er würde ja nicht kommen, und Leonid würde es nicht wünschen. Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf, als sie dachte, wieviel sie ihrem Mann schon geopfert hatte.

Magnus sprach weiter. Er erzählte von einigen Büchern, die er gelesen. Eine geistige Welt entrollte sich ihr, ein weites Panorama, aus dem alte, bekannte Höhen sie grüßten. Sie hatte ein dumpfes Gefühl von Wiedererkennen, aber doch war ihr alles so weit. Es mußte sich etwas davon in ihren Augen ausdrücken, denn Magnus unterbrach sich und schwieg, mit gerunzelter Stirn vor sich hinsehend. Sie dachte daran, daß er ihr wie Schutzengel erschienen war, damals, als sie einen Ohnmachtsanfall gehabt hatte, und ein tiefes Rot breitete sich über ihr Gesicht. Ein Gefühl von Qual und Scham kam über sie. Sie versuchte aufzustehen. Er sah, wie schwer es ihr wurde, faßte sie am Ellbogen und half ihr. Als sie vor ihm stand, sah er die Veränderung ihres Körpers noch deutlicher. Sie atmete schwer, ihr Leib hob sich. Sie merkte seinen Blick. „Freuen Sie sich?" fragte er sehr leise. „Ja — ich freue mich." Da erschien sie ihm trotz der Entstellung unsagbar schön in dem Lächeln, das auf ihrem Gesicht erblühte. Sie erglühte ein zweites Mal. Er sah sie noch immer an: „Ich habe über das Wort nachgedacht", sagte er, „erwarten. Es muß sehr, sehr seltsam sein." Ihr Gesicht leuchtete auf, und zugleich sah er, daß die ganze Welt aufleuchtete, daß sich strahlende, goldene und rosenrote Farben hinter der blauen Burg ausgebreitet hatten. Er sah das alles mit jener Frau im Vordergrund, die sagte: „Es ist ein Großes, nicht mehr allein zu sein, sondern im Dienste eines höheren Werdens zu stehen."

In dem Augenblick jagten einige Reiter am Wege vorüber. Er zog sie zurück. „Vorsicht, ich bin gestern beinah überritten worden. Es war im Stadtpark, übrigens war Ihr —" Er brach ab. „Wer?" fragte Barbara, indem etwas Dunkeldrohendes in ihrem Blick aufglühte. Er dachte, sie wolle ihn zwingen, „Ihr Mann" zu sagen, und er sagte es gehorsam: „Ihr Mann, Barbara, war auch darunter." Da veränderte sich ihr Gesicht so jäh, ward so bleich, daß die Sommersprossen um Augen und Nase grell hervortraten und die blauen Schatten unter ihren Augen fast gespenstisch wirkten. Sie ging rasch weiter, ihr langes Kleid ungeschickt aufraffend. Auf der Straße stand der Wagen. Mattwei trat herzu, begrüßte Magnus freudig. Barbara reichte ihm abschiednehmend die Hand. Sie war so verändert, daß er nicht verstand, was es mit ihr war. Mattwei, Barbara hineinhebend, sagte: „Sie sehen auf Omar, Magnus Romanowitsch? Ja, wir dürfen ihn nur so lange brauchen, als der Herr verreist ist, sonst bekommen wir ihn nicht mehr." Da durchzuckte es Magnus. Er sah mit flehendem Blick auf Barbara, sie aber starrte mit einem dunklen Blick vor sich hin. „Ich danke Ihnen", sagte sie mit zuckenden Lippen, ohne ihn anzusehen. Er blieb stehen und sah dem Wagen nach: ein zweites Mal war es, daß sie vor ihm davonfuhr ... Er begann, auf der Straße, die zur Stadt führte, dahinzugehen, wie geistes-

abwesend. Er wußte um etwas Ungeheures, um alles in der Welt hätte er es nicht wissen mögen. Er wußte, daß Barbara von ihrem Manne betrogen wurde. Jene schmale Reiterin mit dem hellen, kleinen Gesicht und den wunderbaren großen Augen, die war es wohl? Sein Herz krampfte sich zusammen, es erschien ihm als eine nicht zu fassende Taktlosigkeit des Lebens, daß gerade er es hatte sein müssen, durch den sie es erfahren, er, der ihr so viel Warnendes vorausgesagt hatte! In dieser Stunde hätte Magnus tausendmal lieber unrecht haben wollen: ihm schien, er könne sie nie wiedersehen, er müsse für ewig verschwinden vor ihr.

Neunzehntes Kapitel

Ernstes Liebesspiel

Blandina war trotz vieler Bitten von Hans und Irene noch nicht in Neu-Allen gewesen. Sie wollte, Irene sollte sich ganz allein mit Hans und dessen Familie, die zum Sommer auch hingezogen war, einleben. Doch hielt sie noch ein anderer Umstand in der Stadt zurück: es waren vielfach Wohnungen, die leerstanden, vom neuen Militär beschlagnahmt worden, auch mehrten sich die Diebstähle und Überfälle von Tag zu Tag. So kam es, daß viele Städter, die sonst zum Sommer aufs Land zogen, in der Stadt geblieben waren. Es waren auch die Häuser ganzer Villenorte, in denen sonst die deutsche Gesellschaft lebte, von abziehenden russischen Soldaten zerstört und geplündert worden. Viele Gutshöfe waren von den neuen Truppenteilen besetzt. Die in der Stadt verbleibende deutsche Gesellschaft suchte sich den Sommer, so gut es eben ging, dennoch angenehm zu gestalten. Es fanden gesellige Zusammenkünfte in großen Privatgärten statt, Musik wurde gemacht, deklamiert und gelesen, kurzum der ganzen Lage sollten die möglichst guten Seiten abgewonnen werden.

Auch Asserin war geblieben. Er bewohnte, wie er sich ausdrückte, als Schutzengel, das Manstaffsche Haus in der Hochstadt. Er hätte auch nicht gewußt, wohin zu verreisen, im ganzen Reiche herrschten ungebändigte Massen, waren die hergebrachten Zustände aufgehoben. Aber er hätte wohl auch schon aus einem anderen Grunde die Stadt nicht verlassen mögen. Er war hier gebunden, nicht durch das Gesetz oder ein Muß, sondern durch leichte, zarte Bande, die aber wohl um so festere waren.

Seit Irenens Hochzeit war eine neue Note in seinen Verkehr mit Blandina gekommen. Zwar war sie ihm ja vom ersten Augenblick an auch als Frau anziehend gewesen, aber dies Moment war doch bisher hinter allem anderen mehr zurückgetreten, was von ihr ausging. Ihr feiner Geist, der so eigenartige Wege ging, die starke seelische Kultur, ja auch das Mystische an ihr hatten ihn viel beschäftigt. Doch erst seit jenem Abend zu Irenens Hochzeit, damals, als er sie unter so vielen Menschen gesehen, hatte er den Reiz ihrer Gestalt, ihre Einsamkeit, die sie wie ein Duft umfing, mit der

ganzen Kraft starker Poesie empfunden. Seitdem hatte jene neue Spannung ihr gegenüber eingesetzt, eine träumerisch glückliche Erregung, ja, ein Erwarten. Es erschien ihm jetzt so, als habe diese stille und schöne Frau noch unendlich viel zu vergeben, und als wäre er der einzig Berechtigte, diese Gaben von ihr zu empfangen. Sie waren alle Tage mehrmals zusammen, und man hatte sich in der Gesellschaft daran gewöhnt, daß die beiden sich absonderten. Trotzdem beschäftigte man sich viel mit ihnen. Blandina hatte bisher unbemerkt unter den Menschen gelebt, nun, durch den Verkehr mit dem für alle so interessanten Asserin, ward sie zu jemandem, an dem man deutete und um dessen Leben sich bald Legenden rankten.

Blandina und ihr Freund machten lange Spaziergänge und Ausfahrten. Sie lasen zusammen auf der Ostenhausenschen Veranda, die wie in lauter Blätter gebettet dalag, in ihrer frischen, grünen Kühle. Wenn sie zusammen durch die Straßen der alten Stadt schritten, gingen sie im gleichen Schritt, einer den Bewegungen des andern nachgebend. Man konnte die beiden hohen Gestalten vielfach in der gleichen Farbe gekleidet sehen. Oft war es Blandina, als habe sie nun einen Bruder gefunden, ihr gleich und doch ungleich, der jetzt endlich nach langen Irrfahrten oder einem Verschollensein zu ihr zurückgekehrt wäre. Sie sagte es ihm, daß sie etwas Verwandtes zwischen sich und ihm empfände. „Verwandte in der großen Menschheitsfamilie," sagte er lächelnd, „geistige Geschwister vielleicht." Er sagte dies wohl, aber er empfand sie nicht als eine, die ihm nahe oder gar verwandt war, sondern wie eine, die auf einer höheren Ebene wandelte, die er noch nicht erreicht hatte. Auch war ihre Art, auf das Leben zu sehen, seiner Art doch sehr fremd. Er kannte die Welt, die Gesellschaft, die großen Bezüge, sie nur die einzelnen Menschen, in ihrem innerlichen Verhalten zueinander; da mußte sich ihr das Bild der äußeren Welt sehr anders darstellen.

An einem heißen Nachmittage waren die beiden hellgrauen Gestalten, deren Schläfen an gleicher Stelle ergraut waren, hinausgefahren an die See. Sie hatten den Park durchkreuzt, ließen nun den Wagen auf der Straße warten und stiegen zum Strande hinab. Hier hatten sie die Silhouette der Stadt vor sich und die ewige, himmelblaue Fläche der See. Ein kaum merklicher Seewind umwehte sie. „Welche Wege wandert mein Herz über endlose Wasser", sagte Blandina. — „Steht das auf dem Wasser geschrieben?" — „Ich weiß nicht, wo es steht, es ist eines von den Wortgebilden, das irgendwie in mein Gedächtnis hereingeweht ward." — „Wie dieser glatte helle Spiegel beruhigt", sagte Asserin. Sie hielt geblendet die Augen halb geschlossen. „Alles Häßliche, das sich jetzt in der Stadt ausbreitet, bleibt hier fern", meinte sie. „Die arme alte Stadt, was sie jetzt erdulden muß", sagte er. „Haben Sie schon vom ‚Garten der Freiheit' gehört? Alle Abend spielt da ein brausendes Orchester, Menschenmassen drängen sich auf und nieder. Hier wird getrunken und getanzt bis zum Morgen. Ich habe da neulich spät am Abend lange Zeit am Zaun gestanden und hineingesehen. Es war phan-

tastisch. Mehrere junge russische Mädchen aus guter Familie tanzten da mit Matrosen, die die Festarrangeure sind. Das Bild wurde schließlich wild und baechantisch, es kam zu Prügeleien, die Miliz mischte sich ein. Je später es wurde, um so groteskere Frauenzimmer hüpften da herum. Es war mir ganz interessant zu beobachten, wie der Mensch, der alles tun darf, was ihm gefällt, schließlich überhaupt allen bestimmten Willen verliert." — „Ja, die arme Stadt muß Geduld lernen und die Vornehmheit jetzt beiseite stellen," sagte sie, „aber einmal wird sie doch wieder entschädigt werden. Und wenn sie auch Jahrzehnt um Jahrzehnt gewartet hat, es kommt doch einmal die Stunde, daß die deutsche Seele wieder einzieht." — „Die politischen Konstellationen haben sich hier allerdings in der letzten Zeit verschoben", meinte er vorsichtig. „Unsere deutschen Kirchen streben nicht umsonst so himmelhoch zu Gott empor", sagte sie mit hindeutender Gebärde. Er schüttelte den Kopf: „Sie sind sonst so weise, hier aber wird Ihre Weisheit durch den Wunsch getrübt. Was ist Geschichte? Wenn Sie genauer zusehen, ist Geschichte Tragödie. Eines Volkes Glück ist immer des anderen Volkes Niedergang. Noch hat sich das große Drama der Völker nicht anders abgespielt. Doch ich will Sie nicht betrüben." — „Sie betrüben mich nicht so leicht, mein lieber Freund: noch beten, glauben und hoffen wir. Sollte Gott uns keine Erfüllung geben, so werden wir umlernen müssen."

Er hatte den Kopf in die Hände gestützt, sah eine Weile schweigend zu ihr hin, dann sagte er: „Ich war wurzellos, als ich im Winter herkam. Sie traten mir entgegen, damals im Mondschein, und führten mich durch die Stadt, da fühlte ich, daß diese Stadt mir wieder zur Heimat werden könnte. Wir, die wir kein Vaterland haben, bedürfen so sehr der Heimat. Das ganz Innige, ganz Tiefe erwächst uns doch nur aus dem Geiste der Heimat. In wessen Leben keine schützende Heimat war, um den weht es kalt, wie scharfe Winde um ein Leben wehen, in dem der Segen einer Mutter fehlte." — „Ich liebe diese alte Stadt, in der ich so viele Jahre verlebte, und in die mich das Leben immer wieder zurückgeführt hatte," sagte Blandina, „und dennoch erscheine auch ich mir bisweilen heimatlos. Wir brauchen mehr als eine physische Heimat. Ja, außer dem Verankertsein in der großen ewigen Gesetzmäßigkeit brauchen wir die Empfindung, auf einem Platz des Lebens zu stehen, den nur wir ausfüllen können. Nur das ist ein wirklicher Anschluß an das Leben." — „Ich finde das sehr hoch gegriffen, dieses, daß nur wir ihn ausfüllen können. Und Sie sagen das so, als fehle Ihnen dieser Platz? Und Ihre Kinder?" — „Magnus und Irene wuchsen nicht durch mich, sondern durch das Leben. Sie beide haben ein ausgesprochenes Lebensgesetz. Das einzige, was ich getan habe, ist, meine Kinder auf ihr Lebensgesetz, wenn ich es früher erkannte als sie, hinzuweisen." — „Sie halten also gewissermaßen Ihre Lebensaufgabe Ihren Kindern gegenüber schon für erfüllt?" — „Oft glaube ich, nicht ich habe an meinen Kindern eine Aufgabe erfüllt, sondern sie an mir. Kinder, das ist so etwas Eigenes, durch sie erschließt

sich uns zum zweitenmal das Leben. Wir leben das Leben mit allzu subjektiver Beziehung auf uns selbst. Im Leben unserer Kinder aber erkennen wir schon objektiver das Leben selbst, seine Gesetze, seine Technik. Nicht nur rein Formales, auch innerlichst Gegebenes." Blandina hatte den Hut abgenommen, ein unmerklicher Wind spielte in ihrem Haar, die Sonne stach siegreich auf ihren Scheitel herab. Asserin warf einen Stein in das helle, kaum atmende Wasser. Kreise um Kreise bildete sich, immer weiter werdende, umfassendere. „Wie manches Wort von Ihnen," sagte er, „das in mich fiel, zog so Kreis um Kreis in meinem Innern. Wie unendlich viel verdanke ich Ihnen, und wie absolut einzig sind Sie." — „Machen Sie nicht mehr aus mir, als ich bin", sagte sie einfach und erhob sich.

Sie fuhren zur Stadt zurück. Zuerst führte sie ihr Weg durch den alten, herrlichen Park. Noch standen die Baumriesen, in Alleen oder schönen Gruppen geordnet, unangetastet da; aber an die kleinen Bäume und Sträucher hatte die Rauheit der Zeit schon gerührt, sie zeigten geknickte und abgebrochene Zweige, sahen verunstaltet und verstaubt aus. Auch die Rasenplätze waren beschädigt, Spuren von rücksichtslosen Menschenschritten waren überall bemerkbar. Am meisten aber hatten die stillen, weißen Bänke leiden müssen, sie waren verunstaltet und vielfach schon unbrauchbar geworden. Man sah es dem Park an, daß Ordnung- und Schönheitssinn nicht mehr segnend über ihnen walteten. Im Schloß, das vom Gouverneur bewohnt gewesen war in den Sommermonaten, herrschte nun ein Soldaten- und Arbeiterrat, der immer mehr und mehr zu einer Nebenregierung auszuwachsen drohte.

Nachdem sie den Park durchquert hatten, fuhren sie durch eine breite Straße, in der sich Menschenmassen zur See hinschoben. Laute, überaus geputzte Menschen waren darunter, Damen mit kurzen Kleidern und den unvermeidlichen hohen Stiefeln, die weit bis zur Wade hinaufragten und meistens helle Schäfte zeigten. Es war ein Geflatter und Gelächter, ein ungeniertes Gebaren. „Die Masse hat etwas so Erdrückendes", seufzte sie. „Ich lobe mir den schönen Einzelnen." — „Das haben Sie gut gesagt: der schöne Einzelne."

Sie schwiegen. Im Staube der Straße waren sie umgeben von vielen unedlen und sogar rohen Gesichtern. Ihre schmalen, rassigen Gesichter stachen wie aus einer anderen Welt ab. Auf ihnen ruhte die Klarheit der See und des Himmels, die sie soeben genossen und die sich mit der Klarheit und Veredelung ihres Empfindens vermischt hatte. An ihnen war nichts zu spüren von der Hast, der Gier und der Furcht, die sich auf so vielen Gesichtern abspielte. Unendlich fern erschienen sie vom Treiben des Pöbels. „Ich kann es nicht so erklären," sagte sie nachdenklich, „aber dazwischen scheint es mir, als wären solche Menschen, wie Sie und ich, irgend wie schuldig. Ja, als wären wir überflüssig geworden." — „Wenn Menschen wie Sie überflüssig werden sollten, so mag mir die Welt zugrunde gehen. Eine Welt, die keine

Kostbarkeit mehr duldet, hat ihr Kulturbedürfnis erschöpft. Vielleicht ist die Menschheit an solch kritischem Zeitpunkt angelangt." — „Und dennoch schuldig," sprach sie leise, „es haben so viele leiden und darben müssen, ehe das, was sie Kostbarkeit nannten, sich bilden konnte." — „Vielleicht ist die ganze Menschheit nur dazu da, einige solche Exemplare herauszubilden, wunderbare Menschen, große Künstler — mit einem Wort das Genie der Menschheit, die ganze Masse wäre dann nur Stoff?" — Sie schüttelte leicht den Kopf.

*

Sie waren oben im Manstaffschen Hause. Die Seidenmöbel waren mit gestreiften Bezügen bedeckt, die Nippsachen fortgestellt, die Vorhänge abgenommen. Alles war weiß und luftig in den hohen, staubfreien und kühlen Räumen. Nur in den beiden für Asserin hergerichteten Zimmern waren noch Farben und Teppiche. „Ich denke, wir wollen den Tee im hängenden Garten trinken", sagte er. Ihre Schritte verhallten auf dem schöneingelegten Parket. Asserin öffnete im Speisesaal eine kleine, in die dicke Mauer eingelassene Tür, und da war es, als geschehe ein Wunder: es war, als würde das Haus sich auftun und ihnen die Herrlichkeit der Welt darbieten.

Der Blick ging über das Grün des hängenden Gartens, von der einen Seite durch die wuchtige Gesamtfassade der alten festen Häuser abgegrenzt, auf die Stadt und in die Ferne. Es lag da eine schöne, alte Stadt, eine blauschimmernde See, sich ausdehnende Flächen. Es war eine solche Weite und eine solche Schönheit zugleich, durch die goldene Abendsonne beschienen, ein solch heiliger Frieden, daß Blandina tief aufatmend die Hände verschränkte, oben auf der Treppe stehen blieb und mit glücklichen Augen schaute und schaute. Auf der festen Mauer war der kleine Garten gepflanzt, von leichtem Erzgitter umfriedet. Es war ein verschwiegener grüner Platz, idyllisch und doch nicht begrenzt, weil unter ihm die Welt sich so weit und mannigfaltig ausbreitete. In zwei tiefen, bequemen Korbsesseln saßen die Freunde vor dem gedeckten Teetisch. Sie löschten ihren Durst und leichten Hunger, und schauten aus ihrem gesicherten, privilegierten Plätzchen ruhig und befriedigt in die Ferne. „Man könnte wunschlos werden", sagte sie. „Wunschlos?" fragte er mit Betonung, „vielleicht ist es im Gegenteil eine Basis, auf der Wünsche aufzusteigen wagen, die in der Tiefe unten, durch die Kraft des entsagenden Willens, gefesselt blieben?"

Sie forschte in seinem Gesicht, als er also sprach, und da entdeckte sie einen Ausdruck, der sie erregte. Es war mit einem Male, als stände die schöne, weite Welt unter ihnen nicht mehr so unumstößlich fest da. Er trank langsam seinen Tee aus. Ihr schien, als seien sie beide durch seine Worte leise bis zur verschlossenen Tür herangezogen worden. Dies Gefühl machte sie unsicher und befangen. Der neben ihr saß, war ihr so unendlich wert, sie hatte sich durch seinen Verkehr so beglückt gefühlt, er hatte ihre Einsam-

keit durchbrochen, aber nie hatte sie daran gedacht, daß sich vielleicht noch etwas Weiteres entwickeln könnte. Nun da sich das ihr vorstellte, erfaßte es sie.

„Jede wirkliche Beziehung von Mensch zu Mensch", begann er wieder, und obwohl er sich bemühte, ruhig zu sprechen, klang doch in seinem Ton etwas so Warmes, daß es sich ihr mitteilte, „ist wie etwas Lebendiges, hat auch seine Gestalt. Es entsteht, breitet sich aus, erblüht und welkt dann, oder trägt dauernde Frucht. Wir wissen es nicht gleich, was das Ziel einer jeden menschlichen Beziehung ist." — „Uns reicher zu machen, sich tiefer leben zu fühlen," sagte sie mit einem gleichen Ton von Wärme, „es kann nichts Schöneres geben, als ein klares, hohes Sicheinandernähern." — „Ja, was könnte es Höheres geben?" wiederholte er, sie scharf ansehend, wandte aber dann den Blick und faßte einen Punkt in der weiten Ferne ins Auge, war es nun der ferne Schornstein eines Dampfers, war es sonst ein anderes? „Aber wenn nun jemand ein Leben lang gesucht hat, und mit einem Male findet er den Menschen, von dem er unbewußt geträumt, den, für den ihm alle vorhergehenden bloß wie Fingerübungen sind zum eigentlichen Stück, was geschieht dann? Will sich nach der Finderfreude nicht noch eine andere Freude einstellen?" Er wandte sich ihr wieder zu.

Über Blandinas Gesicht war ein rosa Schimmer gebreitet, oder war es die Abendröte, die sich leise und liebreich über die Welt zu senken begann? Ja, es war Abendröte, die ihre schlanke Gestalt im hellgrauen Kleide umspielte, die sich aufglühend in den langen Perlen der Ohrgehänge spiegelte, die die Augen mit den etwas schweren Augenlidern grüßte, die die schlanken weißen Hände, die stets ringelos waren, und die jetzt still und doch so sprechend im Schoße ruhten, beschien. Asserin, dessen Augen über die Frau neben ihm hinglitten, faßte ihre Hand, hob sie empor und küßte sie: „Die Besitzerfreude", sagte er leise, sah sie aber nicht an, erhob sich und trat ans Geländer.

Sie sah auf ihn hin, dankbar, daß er sich abgewandt hatte, als wolle er ihr Zeit lassen. Aus ihrem Gesicht war die Farbe gewichen, ein Beben hatte sie erfaßt. Was ist das, was ist das nur, warum ergreift es mich so stark? fragte sie sich. Als er sich wandte, sah er Tränen in ihren Augen. „Blandina!" rief er erschreckt. Sie sah zu ihm auf, stumm, doch unaussprechlich beredt. „Zürnen Sie mir nicht, es mußte doch einmal ausgesprochen werden," sagte er, „wünschen Sie es nicht, wünschen wir das nicht, was wir doch wissen? Darf und soll ich es Ihnen nicht sagen, daß meine Liebe auf Stufen emporstieg zu Ihnen, bis sie es wagt, vor Ihnen zu stehen? Schwester und Freundin, und doch endlich viel mehr, darf es das nicht sein?"

Blandinas Lippen zuckten. „Wissen Sie denn um mich?" stieß sie eigentümlich dumpf und gequält hervor. Er setzte sich neben sie und faßte wieder nach ihrer Hand. „Ich weiß um Sie, niemand auf der Welt wußte je mehr um Sie. Ist es nicht so?" Sie nickte. „Sehen Sie, meine Freundin, ich

bin sehr einsam, lange schon, und auch Sie sind einsam. Ich kann und darf Sie zu nichts überreden, aber bitten darf ich es doch: wollen wir unser Leben zusammentun?"

Sie rührte sich nicht, ihre Hand blieb ruhen in seinen heißen, umklammernden Fingern. „Ich bringe kein Glück", sagte sie leise, wie hingehaucht. Er erschrak über die Art, in der diese Worte gesagt wurden, denn sie klangen so schmerzerfüllt. Doch, als sie verklungen waren, blieb ihm nichts zurück, als ein schwerer, weicher Ton einer dunkellila verdämmernden Melancholie ... Sehnsucht erfaßte ihn, sie zu umfangen und an sich zu ziehen, aber er hielt an sich. Etwas Fremdes, ja Warnendes strömte von ihr aus. Da durchzuckte es ihn gleich einem Schmerz: habe ich gegen den Sinn gehandelt? Nein, es kann nicht sein, sollten denn nur für sie die Gesetze der Menschlichkeit nicht gelten? „Sie bringen mehr als Glück", sagte er erregt, aber ernst.

Sie hatte ihre Hand gelöst und sich erhoben, er hörte auf das leise, seidige Rascheln ihres Kleides. Sie standen einander gegenüber. Er machte eine Bewegung auf sie zu, sah aber das Rot in ihr Gesicht steigen und einen Ausdruck von Angst auf ihren Zügen erstehen. „Vergeben Sie mir", sagte er zurückweichend. Mit der einen Hand bedeckte sie die Augen, mit der anderen stützte sie sich auf den Tisch, so sagte sie leise und zögernd: „Wie ist das möglich?" Es war etwas Aufgelöstes, Hilfloses über ihr, sie ließ die Hand sinken, ihre Augen sahen ihn groß und flehend an. Er zog sie an sich und bat: „Lieben Sie mich." Er fühlte sie zittern, fühlte sie so unberührt und zart in seinen Armen, daß sein Gefühl ihn überwältigte. Er küßte sie.

Sie saßen nebeneinander. Sie strich ihm liebreich über das dunkle Haar, über die Schultern und Hände, aber immer noch bebte sie und war sehr bleich. Sie sprach nicht in Worten zu ihm, aber ihre Hände, die sich ihm immerfort in Liebe mitteilten, sprachen. Er war wie erlöst, alle verschütteten Brunnen öffneten sich und quollen über, er redete von der Enttäuschung, der Qual eines Lebens, von allem, das er still in sich geborgen hatte bisher. Ihr Blick war milde und voll tiefen Leuchtens, wie er ihn noch nicht kannte. Die Stunden verrannen, sie merkten es nicht. Der Abendröte war die Dämmerung gefolgt, und nun stand der große, goldene Mond über dem Hafen. Blandina erhob sich: „Ich bringe dich nach Hause", sagte er. Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich allein gehen, mein Freund, nur begleitet von dieser Stunde." Er umfaßte sie heftig und küßte ihren kühlen Mund. Er drückte die Lippen eines Mannes darauf, der suchte.

Mit diesem Druck auf den Lippen, der sie immerfort durchrieselte, ging Blandina langsam und vorsichtig, wie mit beladenem Schritte, in der Frühmondnacht ihrem Heime zu.

*

Sie war wie somnambul dahinschreitend bis in ihr Schlafzimmer gelangt. Es war hier dunkel, denn die Läden waren geschlossen. Nie verlor sie das

Gefühl, das sie immer überkam, wenn sie in ein Zimmer trat, in dem die Läden geschlossen waren, es war ihr dann, als träte sie unter die Erde, in ein verschlossenes Reich. Sie entzündete die kleine japanische Nachtlampe und die Silberleuchter auf der Toilette. Dann sank sie schwer in den großen Sessel nieder. Sie lehnte das Haupt zurück und schloß die Augen.

Da war es ihr, als erhöbe sich um sie ein Rauschen. Die ganze Welt rauschte und erklang. Sie ward erfaßt wie von einem Sturm und dahingetrieben. Jetzt, da sie allein mit sich war, da sie das Erlebte als ihr Erlebnis empfand, jetzt erst verstand sie, wohindurch sie gegangen war, und was sie erfaßt hielt. Und da wußte sie auch, daß das Rauschen, das sie fühlte, in ihr war und von ihr aus in die Welt überging. Sie fühlte in einem Erschauern, daß der tote Punkt in ihr zu leben und zu glühen begonnen hatte, daß es sie in heftiger Schwingung der großen Ekstase entgegentrieb ...

Diesem Geschehen und Erkennen war Blandina fassungslos ausgeliefert. Sie öffnete die Augen, sie beugte sich vor, etwas Wildes, Starkes trat in ihren Blick.

Immer wieder überliefen sie Schauer. Sie verstand jetzt nicht, daß sich ihre Hände ihm mitgeteilt hatten, daß sie das hatte wagen können, ihr schien, es hätten Feuerströme von ihr auf ihn ausgehen müssen. Sie fühlte seinen Kuß, fühlte jetzt erst ihre ganze Erwiderung. Fühlte es so gewaltig und durchdringend, daß sie stöhnte in einem zuckenden Schmerz. Sie war wie ein Baum, der vom Sturmwind hin- und hergeschüttelt wurde. Das gab es für sie, konnte es für sie geben, und — jetzt erst . . .!

Sie suchte sich mit aller Kraft das, was an ihrer Freundschaft mit Asserin geistig und seelisch war, ins Bewußtsein zu rufen. Sie sah es vor sich, so, daß sie die Hände danach ausstreckte, zugleich aber fühlte sie das andere, fühlte es hinüberfluten von ihr zu ihm. Das war unabweisbar, war lebendurchglüht, so daß sie daran zu Feuer wurde.

Sie war ratlos. Preisgegeben war sie. Die Nacht sank tiefer herab. Sie erhob sich schwer und begann sich zu entkleiden. Es trat ihr nicht ins Bewußtsein, was der Verstand hier an Gründen hätte anführen können. Nicht an ihre Kinder dachte sie, nicht an die äußere Zukunft. Nur das fühlte sie, daß da etwas in ihr aufgestanden war, das Gewalt ausüben wollte über sie, das fremd war und grauenvoll und doch zugleich alle Wonne in sich barg. Diesem einen sich hinzugeben oder ihm zu entfliehen, dahin ging der Kampf dieser Nacht.

Sie nahm die Schildpattnadeln aus dem schweren, dunklen Haar und trat an den Toilettentisch heran, sie darauf zu legen. Sie sah ein bleiches Gesicht mit starken Augen, sah weißaufleuchtende Schultern, die sich in klarer, ruhiger Linie senkten. Dunkel und weich fiel die schwere Flechte drüber hin. Sie erkannte, als sie das Bild wahrnahm, daß sie es war, sah es staunend an, prüfte es, bewertete es, sah die edle Form der schlanken, bleichen Arme, die feingemeißelten Züge ..., sah, daß dies alles noch schön war, sehr schön

sein konnte, dem Blick, der es suchte, einem Blick, wie sie ihn heute empfangen. Sie fühlte, daß es auch in ihr war, dies Suchen, dies Findenwollen. Da schlug sie in jäh aufspringender Scham die Hände vors Gesicht.

Sie saß wieder da, in den Sessel gelehnt, und in einer Flut von Tränen suchte sich das zu lösen, was die Qual der letzten Stunde ausgemacht hatte. Der frühe Morgen drang durch die geschlossenen Läden, irgendwo krähte ein Hahn, die Uhr vom Kirchturm schlug volle, langsame Schläge. Nein, nein, nie, sagte etwas in Blandina. Sie ließ die Hände sinken, sie sah auf. Sie kam wie aus einem Labyrinth zum Sinn ihres Daseins zurück. Wohl zuckte es noch weh um ihren Mund, aber es begann das langsame Zurückgleiten in die Kreise des Gewordenen.

Als sie vor den Spiegel trat, die herabgebrannten Kerzen zu löschen, sah ihr ein stilles Gesicht mit eigentümlich abwesendem Blick entgegen. Es war das Gesicht einer Frau, an der die Jahre nicht vorübergegangen waren. Sie sah ergraute Schläfen und einen leichten Zug von Erschlaffung. Langsam band sie sich die baumwollene Binde um die Stirn, die sie des Nachts umzutun pflegte, und begab sich zur Ruh. Die Funken des Lebens sprangen nicht um ihr Lager, bleich und still lag sie da, wie eine schön gemeißelte, edle Statue.

Am andern Tage erhielt Asserin diesen Brief:

Mein Freund,

Sie haben mir einmal gesagt, ich bliebe immer fern. Das ist mein Schicksal, ich kann nicht nahe sein, über jedes Leben und Sein ist ein Geheimnis gesetzt, und dieses ist wohl das meine.

Vielleicht bin ich nur als ein halber Mensch durch die Welt gegangen, und wie ein Nebel könnte ich mich auflösen? Was wollten Sie an mir halten von meinem Wesen? Das Beste wäre verflüchtet, wenn ich ganz nah und ganz mitgeteilt wäre. Ich kann nicht hoffen, daß Sie mich verstehen, wohl aber, daß Sie mich nicht hart und schroff zurückweisen werden, weil ich nicht in die Form eingehen kann, die Sie für mich bestimmen. Oh! glauben Sie es mir, daß Sie in mein Gefühl eingeschlossen sind, wie nichts auf dieser Erde. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen Schmerz bereite. Trauern Sie nicht um das Vergängliche; was uns vereint, ist unsterblich. Und dennoch: Dank, mein Freund, ich habe durch Sie erst ganz mein Irdisches verstanden. Ich habe durch Sie erst dem Leben tief in die Augen gesehen. Immer werde ich für Sie das bleiben, was ich Ihnen war. Immer werde ich Sie erwarten, werden Sie der Glanz meines Lebens sein.

Ihre Freundin
Blandina von Ostenhausen.

Zwanzigstes Kapitel.

In Neu-Allen

Der Reigen der hellen Nächte war vorübergeglitten, dunkle Schwestern hatten die leichtbeschwingten abgelöst. Der Hochsommer war gekommen, hatte

in kurzer Farbenpracht aufgeleuchtet und die weiten Felder mit goldener Sonnenglut geküßt, bis sie in Sonnenfarbe und Reife sich neigten und Frucht brachten. Eine reiche, gesegnete Ernte war bereits eingeführt worden, und nun warteten schon die Feldfrüchte der Aufnahme. Ja, es war ein fruchtbringender Sommer gewesen in diesem ersten Jahr, da der junge Herr von Neu-Allen hier zum erstenmal allein wirtschaftete.

Die junge Ehe von Hans und Irene hatte sogleich im Zeichen der Arbeit gestanden. Irene heiratete auf ein reiches, schönes Gut. Aber nicht das hatte ihr Gatte mit ihr im Sinn, sie in Luxus und Bequemlichkeit wie ein Kätzchen in der Sonne spielen zu lassen. Auch sie hätte das nicht gewollt. Sie wollte das Leben mit ihm teilen, und arbeitete er, so wollte auch sie freudig schaffen. Sie übernahm die ganze Hauswirtschaft, die Aufsicht über Garten und Federvieh, und wenn ihr auch gutbewährte Leute zur Seite standen, so erforderte doch diese Tätigkeit ihre Zeit und ihre Gedanken. In ihr junges Glück war der Ernst der Pflicht eingezogen, während wiederum das tägliche Muß wunderbar durchleuchtet ward von der inneren Freudigkeit und Dankbarkeit, die sie erfüllte.

Während Irene in dem Kreise ihrer Tätigkeit wenig davon wußte, daß im Lande jetzt so ganz andere Verhältnisse herrschten — denn die guten Hausleute hatten in nichts ihr Verhalten zur Herrschaft geändert —, so hatte Hans doch mit ernsteren Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar war Neu-Allen verschont worden von Einquartierungen, auch waren nicht wirklich schlechte Elemente unter den Knechten und Arbeitern; aber doch bedurfte es einer festen Hand, die Wirtschaft auf der Höhe zu halten. Die letzten Jahre über hatte die Autorität des alten Verwalters bedenklich nachgelassen, und der Geist, der sich unter der jungen Bevölkerung regte, ging nicht auf stramme Pflichterfüllung hin, sondern im Gegenteil auf Pflichtverletzung und Auflehnung. Die Bevölkerung war auf vielen Gütern eine so aufsässige, daß unbeliebte Herren besser daran taten, diesen Sommer ihren Gütern fernzubleiben. Als nun vollends die Landesverwaltung ganz in die Hände des anderen Volkes übergegangen war, schwoll der Jugend und den radikalen Elementen der Kamm gar gewaltig, während die Älteren und Verständigeren, vor allem aber die Besitzenden im Volk bedenklich und mißtrauisch die Köpfe schüttelten. Hans war den Leuten von Neu-Allen gegenüber kein Fremder, sie kannten ihn von Kindheit an, doch war er ihnen noch nie als Herr gegenübergetreten. Daß diese seine Stellung eine gute und gefestigte werde, darauf ging nun sein ganzes Streben. Er bemühte sich, allen seinen Untergebenen fest, doch ruhig, gerecht und gütig gegenüberzutreten. Schon hatten sich einige Gerüchte über ihn verbreitet: daß er keine Wucherpreise nehme, daß er es mit dem Gesetz halte, daß er den Bedürftigen helfe, aber es fehlte doch noch eine gewisse persönlichere Erfahrung mit ihm, ehe die Einsichtigeren ihn hierin ganz verstanden, denn sie hatten das zuerst als eine jugendliche Unerfahrenheit, wenn nicht gar als Torheit ausgelegt. Doch die gemessene, klare

Art, die von ihm ausstrahlte, ließ ihn bald in anderem Lichte erscheinen. Er gewann das Vertrauen. Es geschah, daß sein Zimmer überfüllt war von Leuten, die ihn um Rat fragten, und der Verwalter blieb eines Tages ganz verdutzt in der Tür des Kontors stehen, als er sah, daß sein junger Herr einige ältere Leute aufgefordert hatte, sich zu ihm zu setzen, während er mit ihnen wie mit seinesgleichen sprach. Der alte Mann, obwohl selbst aus dem Volke stammend, empfand doch dieses Verhalten von Hans als fremd. Es sind eben wirklich andere Zeiten gekommen, sagte er sich.

Irene aber beobachtete vor allem das Verhalten ihres Mannes zum Volke. Sie suchte mit ihm Schritt zu halten, auch sie war freundlich, aber bestimmt, geduldig und doch fest in den Anforderungen und ging selbst mit dem Beispiel der Arbeit voran. So fanden Herr und Frau von Manstaff, als sie zum Sommer nach Neu-Allen kamen, ihre Kinder bereits in allem eingelebt vor, sahen frische, braun gebrannte Gesichter, aus deren klaren Zügen Ernst, Heiterkeit, Geduld und Glück ihnen entgegenstrahlten. Frau von Manstaff, die sich zuerst aus Gewohnheit um alles bekümmerte, ließ sehr bald die Zügel wieder ganz in Irenens Hand zurückgleiten und beschränkte sich darauf, das Gedeihen der Beeren und Früchte zu beobachten, sie abernten zu lassen und darauf sie nach allen Regeln der Kunst einzukochen. Doch etwas erregte, wenn nicht gar den Tadel, so doch das Erstaunen von Frau von Manstaff. Es waren im ganzen Lande Bestandsaufnahmen gemacht worden, und sie fand das Zugemessene schon außerordentlich knapp; trotzdem aber machten ihre Kinder es möglich, immer von allem noch an bedürftige Städter zu schicken. Irene hatte auch, wie viele andere Gutsfrauen, eine Ferienkolonie von Stadtkindern, für die sie sorgte. Würden sie da auf die Art mit ihren Vorräten auch auskommen? Aber es war dies Jahr ein Segen über den Erträgen in Garten und Feld, alles fiel so reichlich und gut aus, daß Frau von Manstaff sich schließlich über alles beruhigte und nicht aufhörte, ihrem Gatten gegenüber Hans' glänzende Bewirtschaftung zu loben. Eines freilich schien jetzt in Neu-Allen unabänderlich: es wurde viel einfacher gelebt wie bisher. Irene hatte zwar anfangs versucht, kleine Extragerichte für ihre Schwiegereltern einzuschieben, aber Herr von Manstaff hatte dagegen protestiert, daß er als ein „Arbeitsloser" so bevorzugt werde, und Frau von Manstaff hatte beim Einkochen der Früchte stets so viel kosten müssen, daß ihr Appetit bedenklich nachgelassen hatte.

In dieses sich so kräftig entwickelnde, in ruhigem Umkreis gesetzte Leben war nun Magnus, zur ganz besonderen Freude von Herrn von Manstaff, eingetreten. Nun hatte er wieder jemanden zum Politisieren und Schachspielen, einen, der nicht den ganzen Tag umherlief und arbeitete. Nicht unweit vom Gutshofe, in ein kleines, leerstehendes Häuschen, hatte Irene ihre Freunde Bergs für den Sommer untergebracht. Seitdem Magnus da war, wurde Herr Berg häufiger nach oben gebeten, es wurde Karten gespielt, diskutiert, kurzum es bildete sich eine Gruppe um den an den Rollstuhl Gefesselten.

Magnus, das war allen aufgefallen, schien nervös abgespannt. Sein mageres Gesicht war nicht von der Sonne verbrannt, seine Bewegungen waren hastig. Irene hatte es Hans gesagt, daß sie fürchte, irgend etwas zehre an ihrem Bruder. Obwohl Hans viel von Magnus hielt und Magnus eine hohe Meinung von seinem Schwager hatte, war doch kein so recht inniges Verständnis zwischen den beiden. So antwortete Hans Irene denn auf ihre Befürchtung, er fände, Magnus habe dem Leben gegenüber überhaupt zu wenig Festigkeit. Irene fühlte sich dadurch leicht gekränkt; als sie aber ein Gespräch mit Magnus gehabt hatte, in dem er sagte, er stände wieder einmal in einer Lebenskrisis, gab sie ihrem Manne recht. Der wußte immer, welchen Weg er einzuschlagen hatte, als habe er in seiner Konstellation etwas wie einen seelischen Kompaß.

Magnus strebte fort von hier, er wollte heraus aus den unerquicklichen Verhältnissen des Landes, er war des bloßen Abwartens müde. Mehr denn je hatte sich das Schicksal der baltischen Deutschen mit dem des großen Deutschen Reiches verknüpft. Das geschwächte Rußland hatte sich zurückgezogen, und aus eigener Kraft konnten die Provinzen nicht bestehen. Sie waren wiederum einmal, wie schon so oft in früheren Jahrhunderten, in den Brennpunkt politischen Interesses für die anderen großen Staaten gestellt. Aber wenn Magnus auch lebhaft auf ein Zugreifen Deutschlands hoffte, so konnte das doch noch monatelang währen. Seine ganze Sehnsucht strebte aber danach, sich schnell mit Deutschland zu vereinigen, und seine leichte Mißstimmung, die er jetzt schwer verbergen konnte, hatte zum Teil auch darin ihren Grund, daß er es versäumt hatte, gleich nach dem Ausbruch der Revolution, als die russischen Soldaten sich mit den deutschen Soldaten verbrüderten, zu versuchen, ins deutsche Heer zu gelangen. Was damals vielleicht, unter gehöriger Maskerade, ein Spaziergang von einer Front zur anderen gewesen wäre, war nun, da der Krieg wieder aufflammte, ein Unternehmen mit Gefahr.

Und doch waren es nicht nur diese Dinge, die auf seiner Seele lasteten. Obwohl er es immer wieder in die am tiefsten liegende Schicht des Unbewußten zurückzudrängen suchte, strebte es doch mit zäher Kraft immer wieder empor. Das war ein gramvolles, bleiches Frauengesicht, das ihn mit wehen und erschrockenen Augen ansah. Machtlos stand er diesem Leiden gegenüber. Jenen Mann, der es hervorgerufen, zur Verantwortung zu ziehen, fehlte ihm die Berechtigung. Ihm waren die Hände gebunden.

Ja, er hatte es Barbara vorausgesagt, welches Leiden ihrer harren könnte. Er hatte gesehen, daß sie liebte, und sein Herz hatte sich zusammengezogen in Weh. Er hatte sie verloren und hatte es ja auch einmal versucht, sich innerlich ganz von ihr loszureißen. Nun aber schien ihm alles anders geworden, da er sie unglücklich gesehen. Sie war ihm dadurch wieder in schmerzlichste Nähe gerückt und ragte in aller Deutlichkeit wieder in sein Leben hinein. Er kam von jenem Ausdruck des Leidens nicht mehr frei. Er wollte nicht an sie denken, aber ihr Bild stand doch immer vor ihm, er mußte davor fliehen.

Eines nur hatte er für Barbara tun können, obwohl er wußte, daß es wenig genug war. Er war bei der Baroneſſe geweſen und hatte ſie gebeten, ihr Intereſſe Barbara wieder zuzuwenden. Die alte Dame hatte ihn mit Freuden empfangen. Er fand ſie um vieles weicher geworden. Sie hatte es ihm eingeſtanden, daß ſie ſchon lange unter der Entfremdung von Barbara leide, denn dieſe ſei doch immerhin die Tochter ihrer verſtorbenen Freunde; auch wäre ja jetzt dieſer Ehe, der Geſellſchaft gegenüber, die Schärfe genommen, denn die Ruſſen wären ja jetzt nicht mehr als unſere Peiniger anzuſehen, da ſie das Land verließen. Sie erklärte, ſie wäre nur deshalb noch nicht bei Barbara geweſen, weil ſie befürchtete, dieſe habe es ihr dauernd übelgenommen, daß ſie ſie damals ſo plötzlich verlaſſen und zur Hochzeit ſogar fortgefahren wäre. Aber auf Magnus' Andeutung hin, er fürchte, Barbara wäre krank und auch ſeeliſch nicht im Gleichgewicht, verſprach ſie, ſofort hinzufahren und zu verſuchen, die Beziehungen wieder anzuknüpfen. Dieſe kleine Hoffnung lebte in Magnus, daß wenigſtens ein wenig mehr Teilnahme und Wärme in Barbaras Leben kommen könne. Weder mit Irene noch ſeiner Mutter hatte er von ſeiner Begegnung mit Barbara ein Wort geſprochen.

*

Zu Irenens großer Freude kam eines Tages die Nachricht, daß der ſo lange erwartete Beſuch ihrer Mutter nun endlich ſtatthaben ſollte. Trotzdem es gerade eine heiße Arbeitsperiode war, fuhr Hans doch ſelbſt den weiten Weg auf die Station, ſeiner Schwiegermutter entgegen. Obwohl Frau von Manſtaff dies ganz in der Ordnung fand, konnte ſie doch nicht verſtehen, warum Hans ſich ſo auf dieſen Gaſt freue und ſich zu Blandina ſo hingezogen fühlte? Herr von Manſtaff, ſo gaſtfrei er auch war, konnte auch eine leichte Befürchtung nicht abweiſen, daß mit dem Erſcheinen des neuen Gaſtes der auf Gemütlichkeit geſtimmte Ton des Hauſes ſich ändern würde, daß ſie ſich alle gewiſſermaßen jetzt ſeeliſch und geiſtig in Toilette werfen müßten. Das Haus wurde mit Blumen geſchmückt, Magnus wurde gebeten, einen Blick in die Bibliothek zu werfen. „Denn Ihre Frau Mutter", meinte Herr von Manſtaff, „ſoll doch ſehen, daß wir nicht vollkommen Barbaren ſind." Magnus mußte lächeln, er verſtand den Unterton und fühlte, daß ſich hier etwas gegen ſeine Mutter wehrte. So ſehr er ſelbſt ſich des Beiſammenſeins mit ihr freute, ſo fühlte er doch, daß in ihm jetzt etwas war, das ihn hinderte, frei zu ihr zu ſtrömen. Er fürchtete ſich vor den ſtillen Augen, die in der Seele laſen.

Sie ſtanden alle auf der Terraſſe, als Blandina ankam. Irene flog ihr entgegen. Zum erſten Male hielt die Mutter ihr Kind als Frau in den Armen. Irene erſchien ihr gewachſen, aufrechter, ja, wie mit einem gewiſſen Stolz trug ſie ihr Haupt. Sie führte ſie die breite Treppe hinan zum erſten Stockwerk, ſie durchſchritten große, helle Räume. „Eigentlich wollten Hans und meine Schwiegereltern, Mama, du ſollteſt unten in einem Paradegaſtzimmer leben, aber ich weiß, du liebſt keine Läden und haſt ſie ſchon zu Hauſe

genug, so habe ich dich denn oben einquartiert. Hier im Mittelstock sind fast nur Wohnräume, die Schwiegereltern leben hier. Oben lebten Hans, die Gouvernanten und der Lehrer, da war das Schulzimmer und andere Gastzimmer. Hans hat nun das ehemalige Schulzimmer für dich neu malen lassen, ich hoffe, es wird dir gefallen."

Es war in der Tat ein wunderschön proportionierter Raum, der nach zwei Seiten hin Fenster hatte, in den sie eintraten. Blandina ging gerade hindurch und blieb an einem der hohen Fenster stehen. Sie sah über die Bäume des Parkes hinweg auf grüne Flächen und einen schwarzen Waldstreifen. Sie nahm den staubigen Hut ab, strich sich über die Stirn und blieb in Gedanken versunken dastehen. Da bemerkte Irene, wie ihre Mutter bleich und abgespannt aussah. „Mama," rief sie erschreckt, „bist du krank gewesen, oder ist es nur die Reise?" Blandina wandte sich ihr zu, die Augen noch voll Ferne. Sie schüttelte den Kopf: „Wie freue ich mich auf die Ruhe hier. Ich werde hier wunderschön leben." Irene war es, als vibriere etwas im Wesen der Mutter. Sie umarmte sie stürmisch: „Liebe, liebe Mama!" Nie noch hatte sich ihre Zärtlichkeit so spontan und schrankenlos geäußert. „Du bist glücklich, Irene?" — „Sehr, sehr glücklich. Wenn du wüßtest, was für ein Mensch Hans ist, wie gut er ist!" — „Ich weiß es, was er ist, Irene."

Der ersten Mahlzeit, die Blandina in Neu-Allen einnahm, war ein feierliches Gepräge gegeben worden. Die Speisen waren ausgesucht, und es gab mehrere Sorten Wein. Frau von Manstaff präsidierte zwar an der Tafel, und es hatte zuerst den Anschein, als dirigiere sie das Ganze; aber Blandina entging es nicht, wie Irenens Augen und diejenigen ihrer Schwiegermutter Frage und Antwort austauschten, und sie fühlte es bald heraus, daß es die junge Frau war, die die Fäden in der Hand hielt. Herr von Manstaff hieß in einer Tischrede Blandina willkommen, kurzum alles entwickelte sich in hübschen und fast feierlichen Formen.

Blandinas Gesicht war still und klar, und dennoch war es nicht nur Irene aufgefallen, daß die Mutter verändert aussah. „Diese Städter", sagte Frau von Manstaff nachher zu ihrem Gatten, „haben doch alle leicht so etwas Gequältes und Gehetztes, nicht wahr?" Auch sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, daß Asserin nicht mitgekommen war, sondern nach Petersburg gefahren sei, denn sie habe gedacht, die Freundschaft zwischen den beiden sei so stark, daß sie jetzt unzertrennlich wären. Auch Herrn von Manstaff war etwas an Blandina aufgefallen. Er erkannte im Lächeln, in der Art, mit der sie sich über die Schläfen strich, eine weiche, neue Wehmut, und diese Erkenntnis schlug ihm zum erstenmal eine Brücke zum Weib in ihr. Das, was ihm an ihr unverständlich gewesen war, war geschwunden. Das Leben mußte irgendwie an sie gerührt haben. So hatte sich im alten Frauenverehrer sogleich etwas zugunsten des neuen Gastes umgestellt, das ihn zart und abwartend ihr gegenüber stimmte.

Auch Magnus, der sich vor den stillen, klaren Augen seiner Mutter hatte verbergen wollen, erfuhr die Überraschung, daß diese Augen leicht getrübt waren, als blickten sie jetzt zu oft nach innen, ja sie erschienen ihm traurig und matt. In sein Bewußtsein trat keinerlei Erkennen dessen, was solche Wirkung erzeugt haben könnte; aber sein dunkles Gefühl wies ihm die Richtung, von der aus sie sich vollzogen haben könnte. Dies zeigte sich der Mutter gegenüber nur so, daß er kein Wort über Asserin sagte und keinerlei Fragen nach ihm tat.

So gestaltete sich Blandinas Erscheinen für alle zu etwas anderem, als sie erwartet hatten. Sogar Frau von Manstaffs Gunst ward ihr jetzt endgültig zuteil, als sie ihr wirkliches Interesse für die Konfitüren entdeckte. Sie hatte instinktiv doch wohl stets die Überlegenheit dieser Frau empfunden, und es tat ihr wohl, daß sie sich ihr gegenüber doch jetzt in einem stark erweisen konnte. Sie nahm mit Freuden Blandinas ehrliche Bewunderung entgegen, und dadurch stellte sich ihr Verhältnis zu ihr ins rechte Gleichgewicht. Nur Hans zeigte sich Blandina als das, was sie immer gewesen war. Er besprach zur Verwunderung seiner Eltern viele seiner Pläne mit ihr und erwiderte auf die Frage seiner Mutter, ob er denn wirklich fände, daß sie ihm einen praktischen Rat geben könnte? „Nein, nicht einen Rat, aber mehr kann sie mir geben." — „Was heißt das denn, was gibt sie dir denn mehr?" — „Sie gibt mich mir selbst. Mir fällt Gutes ein, wenn ich mich ihr gegenüber aussprechen darf." — „Ah so", sagte seine Mutter mit leerem Blick.

So geschah es, daß Blandina nicht nur das Leben in Neu-Allen nicht unterbrach oder störte, sondern es vielmehr auf eine neue Art belebte. Alle waren bald irgendwie, sorgend oder Teilnahme suchend, um sie beschäftigt. Obwohl sie sich viel auf ihr Zimmer zurückzog, bei offenem Fenster sitzend, mit dem weiten Blick vor sich, las oder schrieb, so war es doch, seit sie hier weilte, als wäre ein stärkerer Geist des Zusammengebundenseins in den kleinen Kreis getreten. Auch die Bergs waren jetzt ganz hineinbezogen, und alles war, wie auf eine höhere Stufe gehoben.

*

So vergingen reife und schöne Wochen, und der Herbst stand vor der Tür. Schon hatten die Bergs ihre Sachen gepackt, denn die drei Monate Schulferien waren nun zu Ende. Den letzten Abend speisten sie oben auf dem Gut. Das Abendbrot war eingenommen, und sie saßen alle auf der Terrasse, einem Platz, den Herr von Manstaff vorzog, weil er von hier aus den Wirtschaftshof übersehen konnte. Das Gespräch war lebhaft und angeregt gewesen und hatte sich meist um die Fragen der nächsten Zukunft gedreht, darum, was dem Lande an innerer und äußerer Politik bevorstehe. Die innere politische Gefahr trat von Tag zu Tag stärker hervor. Wenn auch die Deutschen, ob Gutsbesitzer, ob Städter, jetzt von allen öffentlichen

Ämtern ausgeschlossen wurden, so waren sie doch an Leben und Besitz bisher nicht angetastet worden; nun aber gewann auch hier zu Lande jene Bewegung des äußersten Radikalismus immer mehr an Boden. Auch hier hatte sich jetzt eine große maximalistische Partei gegründet und befehdete offen die bestehende Regierung. Diese Partei sammelte alle unzufriedenen und alle dunklen Elemente, so daß der Deutsche jetzt nicht nur in nationaler, sondern auch in sozialer Hinsicht ein Objekt der Verfolgung geworden war. Ansichten waren ausgetauscht worden, und nun war die kleine Gesellschaft in Schweigen versunken. Tiefe Dämmerung war eingetreten, ein jeder hing seinen Gedanken nach. Berg war mit seiner Auffassung, daß auch in den maximalistischen Ideen etwas Großes auftauche, hart von Herrn von Manstaff abgewiesen worden, er solle nur abwarten, was die Praxis mit diesen Ideen anfangen werde. Strenge Ideen ließen sich in der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit überhaupt nicht ausdrücken, das Leben verlange immer Anpassung und keine tote Konsequenzziehung. Magnus war heute abend stiller gewesen als sonst. Ihm konnte es jetzt oft geschehen, daß alles, was die Welt bewegte, ihm unverständlich wurde. Das Leben erschien ihm oft nichts anderes bezwecken zu wollen als ein Verzichten. Sein Herz war bedrückt.

„Kannst du sehen, Hans," sagte mit einemmal Herr von Manstaff, „wer da so eilig heranstolpert?" — „Ich denke, es ist Steinberg, es wird wohl etwas nötig sein." — „So spät kommt er doch nie, er schläft doch längst um diese Zeit", sagte Irene.

Es war aber doch in der Tat der Verwalter, der sich der Terrasse näherte. Und jetzt sahen sie es alle, daß er nicht nur sehr eilig daherkam, sondern daß er auch seine Mütze schwenkte. Magnus fuhr auf. Ein brennendes Gefühl durchströmte sein Herz. Er war der erste, der hinabrief: „Was ist es?"

Der Verwalter stand jetzt mitten unter ihnen. Der alte Mann atmete schwer: „Ich wollte den Herrschaften mitteilen — die Deutschen haben Riga genommen. Es sind Leute aus der Stadt hier, die erzählten es. Es ist ganz sicher." Alle erhoben sich und umdrängten ihn: „Was tausend," rief Herr von Manstaff, „also doch, endlich!?" — „Ja, und sie werden jetzt bestimmt vorrücken, und vielleicht sind sie schon in vierzehn Tagen hier bei uns", sagte der Verwalter erregt. Magnus stand neben Irene; sie umarmten sich, ohne ein Wort zu sagen. „Großer Gott," rief Frau von Manstaff, „in vierzehn Tagen, sagen Sie? wann ist das denn?" — „Mamachen, Mamachen," sagte ihr Gatte, „fang morgen an, die Kuchen zu backen, du hast zu wenig Zeit!" — Nun erhob sich ein allgemeiner Jubel. Es wurden Windlichte gebracht, Champagner. Der Verwalter mußte immer und immer wieder dasselbe erzählen. Magnus und Berg hätten gar zu gern ein deutsches Lied gesungen, aber man mußte sich zurückhaltend zeigen wegen der Leute. „Ach, im Grunde will ja unser Volk selbst, daß die Deutschen kommen sollen," sagte der Verwalter, „sie erkennen es ja selbst, daß mit dieser Wirtschaft und auf

diese Art nichts herauskommen kann. Hält sie nicht eine starke Faust von oben zusammen, so werden unsere Parteien sich bald zerreißen."

Es wurde angestoßen. Ernst und bewegt sahen sie einander an. „Willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an —" intonierte Herr von Manstaff leise. Dann sprachen sie von den Gefahren, die dem Lande drohen würden, wenn die deutschen Truppen anrückten. Es war klar, daß das letzte russische Militär sengen und plündern würde, vordem es abzöge. Es werde auf den großen Straßen abziehen nach Petersburg hin. „Ach, Hans," rief Frau von Manstaff, „dann kommt ja alles an uns vorbei?" — „Ihr könnt auch dann nicht hierbleiben", erklärte Hans entschieden. „Aber, wir bleiben," sagte Irene, „wir laufen in den Morast, wenn die russischen Soldaten auf den Hof kommen, und verstecken uns da!" — „Wäre ich nur gesund", rief Herr von Manstaff, auf sein Bein schlagend. „Ach, du bist ja ganz gesund", sagte seine Frau. „Nichts als eine Last bin ich, das sieht man jetzt. Nicht einmal ein Schutz kann ich dir sein." — „Du — kein Schutz?" fragte seine Frau erstaunt und sah ihn mit runden Augen an, „das ist doch eine sonderbare Auffassung." — „Deine Hand, Mamachen, ich wäre also doch noch eine Art Schutz für dich?"

Magnus faßte die Mutter am Arm und zog sie die Stufen hinab in den Park. Der Mond stand noch niedrig, es war dunkel hier, kaum vermochte man, die Konturen zu unterscheiden. Eine warme, treibhausartige Luft schlug ihnen in den dunklen Gängen entgegen. Über ihnen ragten die hohen Schwarzellern. „Wenn wir das erlebten, Mama! Ich wußte es gleich, als er kam. Mein Herz stand still. Die ganze Welt ist ausgewechselt. Man erstickte ja schon, so ohne Macht, so ohne Recht, so ohne Ehre zu leben. Und nun soll ein Glanz hereinbrechen, nun soll wieder Gerechtigkeit ins Land kommen. Wir sollen wieder etwas bedeuten." — „Ja, einen großen Schritt sind wir näher gekommen", sagte sie ernst. „Aber sie haben Riga lange warten lassen, und wir kennen ihre Pläne noch nicht, wissen es noch nicht, ob sie jetzt vorrücken werden." — „Ich aber will es glauben, und einmal wird und muß es jetzt sein!" rief er.

Hans und Irene hatten die Bergs ein Stück Wegs begleitet. Nun gingen sie über die Felder zurück, auf schmalem Fußwege dahinschreitend. Die Mondsichel stand jetzt schon hell und leuchtend am Himmel, die Luft war klar und eigentümlich mild. Sie gingen Hand in Hand dahin, die Arme im Gehen leicht hin- und herschwenkend. Irene sah mit großen Augen über die mondbeschienenen, weiten, abgeernteten Felder hin. Ihr war, ihr Herz müsse stillestehen vor Glück. Da fühlte sie sich emporgehoben, Hans hatte sie in die Arme genommen und lief mit ihr dahin. „Ach, Hans!" Sie lachten beide hell auf. Er setzte sie nieder. Er zog die Mütze ab, verneigte sich vor ihr und sagte: „Herr von Manstaff, Neu-Allen — Deutschland." — „Oh — sollen unsere Felder deutsches Land werden, einmal Deutschland sein?" rief Irene. „Und wenn nicht Deutschland, so doch ein Baltenstaat unter deutscher

Oberhoheit." — „Wundervoll", sagte sie inbrünstig. Er umfaßte sie: „Erinnerst du dich, Irene, wie wir einmal im Frühling hier standen, und es war lange Zeit solch eine Dürre gewesen, und du falteteſt die Hände und sagteſt: Unser täglich Brot gib uns heute?" Sie nickte ihm zu. „Siehst du, so beten wir jetzt nicht nur für das Brot des Leibes, sondern für unser ganzes geistig seelisches Gedeihen. Aber sollte Gott uns diese Gnade zuerteilen, die wir erbitten in Demut und froher Hoffnung, wie gut müssen wir dann nicht werden, Irene!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der dunkle Vorhang

Barbara hatte seit jenem Abend, da ihr Magnus ahnungslos das offenbart hatte, was in der Hülle dunkler Furcht schon lange in ihr lebte, in dumpfer Betäubung ihre Tage verbracht. Sie empfand keinen eigentlichen Schmerz, keine Verzweiflung, aber es starb etwas in ihr, und ab und zu stieg eine heiße Scham in ihr auf, denn ihr war, als wäre sie erniedrigt. Als sie ihren Mann wieder gesehen, hatte sie seinen Blick vermieden. In seinem Wesen war etwas Stilles, ja Sanftes. Es stieg dennoch in ihr auf: er ist glücklich gewesen.

Es war bald darauf, daß die Baroneſſe sie besuchte. Das alte Leben schien wiederzukehren, aber es freute sie nicht, es brachte ihr nur Weh. Rjasin war der alten Dame mit unverstellter Freude entgegengetreten und hatte sie gebeten, jetzt doch recht oft nach seiner Frau zu sehen. Barbara hatte sich nicht verbergen können vor den stumm fragenden Augen der Baroneſſe; mag sie es sehen, dachte sie, mögen es alle wissen.

An diesem Tage war es, daß ihr Mann es ihr sagte, daß er in den nächsten Tagen an die Front ginge, als Flieger. Jetzt, da die Deutschen offenbar doch nicht nach Estland vorrückten, müsse man sich abwehrend vor die Provinz stellen, denn es hätte keinen Sinn, dem Feinde zu viel russisches Land abzugeben. Es erfaßte sie keinerlei Erstaunen, es erschien ihr natürlich. Er suchte sich zu erklären: er brauche Leben, Bewegung, sie müsse ihn verstehen, er würde ihr ja auch in nichts nützen können. Sie schwieg. Er sah, daß sie stumm litt. Sie fühlte die Qual, die er durchmachte, und sagte: „Weißt du, wie du einmal von Omar sagteſt, der Kutscher wolle ihn zu einem Promenadentierchen machen und er sei doch ein so wildes, rassiges Geschöpf?" Er fuhr auf, dann zuckte er die Achseln und sagte dumpf: „Du wußteſt, wer ich war, ich habe dich nicht betrogen, mich dir nie anders gezeigt, als ich bin." — „Das ist wahr." — „Aber du willst mich zu dir zwingen!" rief er. „Ich?" Sie sah ihn mit großen Augen an. „Ja, und du kannst es auch, du könnteſt mich zu einem anderen Menschen machen." — „Willst du denn ein anderer Mensch sein, Leonid?" fragte sie. „Ich will dich nicht

quälen und betrüben, Barbara, denn ich liebe dich. Das darfst du nicht vergessen, daß ich dich liebe." Seine Lippen zuckten. „Leonid," rief sie, „komm zu mir!" Er sank vor ihr nieder, preßte seine Stirn an ihre Knie. „Es wäre besser, ich wäre tot und du wärest frei von mir, Barbara." — „Sprich nicht so. Wir wollen größer sein, wir wollen über unsere Fatalität hinauswachsen." Er sah auf und schüttelte den Kopf. Seine Augen leuchteten in feuchtem Glanz. „Das kannst auch du nicht. Aber du bist durch mein Herz gegangen, wie ein Schwert." Er stand auf, trat fort von ihr. „Du sagtest, daß du mich liebst", rief sie. Sie hatte sich aufgerichtet und stützte sich auf die Kissen: „Dein Herz ist gut, es wird so gewandelt werden, daß es mich und das Kind immer lieben wird, mit der wahren Liebe, denn die Liebe, glaube es mir, geht durch Schicksal und Abirrung. Sie ist etwas anderes, als du es noch weißt." Sie brach ab, denn er sah sie nicht an, er sah über sie hinweg und sagte leise: „Ich denke daran, was die Zigeunerin mir gesagt hat, über mein frühes Ende."

Da wurde sie mutlos. In ihrem erschöpften Zustande fürchtete sie sich vor jeder Art von Kampf. Ja, sie wollte nicht mehr um seine Seele und um sein Herz ringen, ihr Erlöserwillen erlahmte, sie wollte nicht mehr umformen, sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen.

Als aber die Stunde des Abschieds kam, erfaßte sie dennoch der Schmerz. Auch er war ergriffen, er küßte sie wie in den ersten Tagen der Liebe und mußte sich förmlich ihren Armen entreißen. Doch sie fühlte es heraus, daß sich in ihm etwas dennoch mit Heftigkeit auflehnte, daß er nicht weich werden wollte. Als der Wagen davonfuhr, schwerfällig im tiefen Sande des Waldweges, zeigte ihr ein jähes Licht, das aus ihrem Innern brach, daß er auf ewig herausfuhr aus ihrem Leben. Sie blieb allein. Doch da pochte etwas in ihr und zeigte, daß Leben von seinem Leben sich in ihr regte; das kleine Wesen in ihr mußte ihr jetzt höher stehen als alles in der Welt.

In den nächsten Tagen siedelte sie wieder in die Stadt zurück. Die Baronesse stellte sich ein und fragte, ob sie vielleicht wünsche, daß sie wieder zu ihr zöge für die Zeit, da sie ihrer großen Stunde entgegenginge? Barbara nahm das Anerbieten an, dabei mehr an das Kommende als an sich denkend. Nun umgab das Gewohnte sie wieder. Die Abende stellten sich früh ein, in allen Zimmern brannten wieder die vielen Lampen mit den bunten Schirmen. Die Kissen leuchteten wieder in allen Farben. Aber es war doch tiefe Dunkelheit um Barbara, und sie lebte dahin wie ein Mensch, der etwas Drohendes erwartet. An einem Tage übergab die Baronesse ihr einen Bücherpacken, der von Ostenhausens geschickt worden war. Die Bücher wären von Magnus, der ja jetzt auch fortgefahren wäre nach Finnland. Barbara blätterte in den Büchern und fand, daß Zeichen hineingelegt waren. Viele Stellen waren angestrichen. Sie starrte auf die schwarzen Buchstaben, suchte zu lesen und fand keinen Sinn heraus — ein tiefes Weh hatte ihr Gemüt erfaßt. Wie ein Heimweh war es. Nun erst fühlte sie ihre ganze Ver-

lassenheit. Ja! nur das eine blieb ihr jetzt, das mußte sie schützen, mit ihrer ganzen Kraft; sie war jetzt nichts mehr als eine Hülle.

*

Noch ein Abschied stand Barbara bevor — Mitka wollte in sein Dorf zurückkehren. Er war nicht kriegerisch gesinnt und hatte sich bei seinem Soldatenrat frei gemacht. „Denn", sagte er, „für mich ist dieser Krieg doch zu Ende. Ich gehe überhaupt nie mehr in einen Krieg. Ich will mein Feld bestellen und sehen, was aus meiner Braut geworden ist." Als die Jungfer ihn daraufhin schnippisch fragte, was er wohl tun würde, wenn seine Braut ihm unterdessen einige Kinder geschenkt haben würde?, nickte er nur mit dem Kopf, seufzte schwer und sagte etwas von armen, verlassenen Herzen, und daß ja auch fremde Kinder gute und unglückliche kleine Geschöpfe sein könnten. Eine ganze Woche lang packte er in verschiedene Holzkisten all sein Hab und Gut ein. Alle Tage fuhr er zur Stadt und erhandelte wieder etwas Neues oder tauschte etwas um. „Im Dorf", sagte er, „ist ja nichts, und ich kann nicht mit leeren Händen aus dem Krieg zurückkommen." Die Leute des Hauses hatten ihren Spaß an ihm und gaben ihm Ratschläge. Auch die Jungfer lachte über ihn, obwohl er sie viele Male des Tages an den Händen faßte und fragte, ob sie auch um ihn weinen würde? Sie sah ihn nach solch einer Frage blinzelnden Auges an und sagte: „Ich habe dich ganz gern gehabt, aber du bist doch zu dumm, Mitka." Da schüttelte er den Kopf: „Ich bin nicht dumm, das scheint euch Stadtmenschen nur so. Ich sehe und höre vieles, wovon ihr nichts merkt."

Am Tage vor seiner Abreise trat er mit drei silbernen Löffeln in der Hand vor Barbara hin: „Barbara Antonowna, darf ich diese drei silbernen Löffel mitnehmen? Sie sagen zwar alle, es gäbe jetzt kein Eigentum mehr, aber ich frage dennoch." Barbara sah in das breite, gerötete Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und den schiefliegenden Augen, auf das wirre, dunkle Haar, das ihm kraus über die Stirn fiel, sah die Gutmütigkeit und Kindlichkeit, die aus seinen Zügen hervorleuchtete, und sagte: „Ja, nimm dir vier, nimm sie von mir." — „O, danke," rief er strahlend, „das hätte ich nie gewagt zu hoffen, nun bekommt meine Großmutter auch einen Silberlöffel. Zwei für Vater und Mutter und einen noch für die Braut." — „Du hast also im Dorf auch noch eine Braut?" — „Die wahre, Herrin, die wahre, die mir verlobt ist." — „Und die Bräute, die du hier verläßt?" — „Ja, Euer Hochwohlgeboren, so ist es schon im Leben", sagte er seufzend.

Als er abfuhr, weinte er. Er küßte Barbara die Hand und die Schulter, streichelte sie, segnete sie und bat sie um Verzeihung. Und er bat nicht nur für sich, sondern auch für seinen Herrn um Vergebung. „Er ist ja nicht schlecht, Leonid Alexandrowitsch, er ist nur zuweilen vom Teufel besessen, dann trinkt er oder läuft einem Weibe nach. Aber es geht ja wieder alles vorüber, und seine Seele wird dadurch nicht beschmutzt. Er ist nicht ein Mann

für solch eine heilige und feine Frau wie Sie, aber Sie werden Barmherzigkeit üben. Gott bewahre Sie und Ihr Kind. Mitka behält Sie im Herzen und betet für Sie." — „Dank, mein Lieber, Guter, auch ich werde dich nicht vergessen."

Barbara ging wie träumend durchs Haus. Die Sachen ihres Mannes waren alle von Mitka eingepackt worden. Nichts von außen mahnte sie mehr daran, daß er noch dastand in ihrem Leben. Es war, als habe nie ein fremder, unruhiger Geist in diesem alten, vornehmen Patrizierhaus gelebt. Einige Zeilen aus einem alten Liede umklangen sie: „Aus meiner Krone fielst du heraus, aus der Lebenskrone, du leuchtender Stern" . . . Das Leben ging seinen stillen Gang weiter, und doch war es ihr immer noch so, als verberge sich etwas Lauerndes. Sie hatte einige Telegramme von Rjasin bekommen, dann kamen keine mehr an, sie wußte nichts mehr von ihm. Dies beunruhigte sie noch nicht, denn es hatten noch keine größeren Kämpfe stattgefunden. Freilich, er war ein Flieger, war als solcher der Gefahr mehr ausgesetzt, aber noch kam keine Furcht in ihr auf. Das eine stellte sich ihr ja doch immer wieder vor die Seele: er wird nicht zu mir zurückkommen! Es war, als wäre ihr eigenes Leben ausgelöscht. Da überfiel sie eines Tages das Dunkle.

Vom Morgengrauen an war ein schwerer, dichter Regen vom Himmel gefallen. Barbara hatte nur wenig geschlafen in dieser Nacht, eine ihr selbst unerklärliche Unruhe hielt sie wach. Ja, so stark war diese Unruhe, daß sie Beängstigungen empfand. Der Arzt war in der letzten Zeit mit ihrem Befinden nicht zufrieden gewesen; auch hatte er die Herztöne des Kindes für zu schwach befunden. Es wird etwas geschehen, dachte Barbara, irgend etwas kommt über mich.

Sie kleidete sich allein an; es war noch ganz früh am Morgen, die Leute waren noch beim Räumen und erschraken, als sie ihre Herrin, bleich und mit wirrem Haar, wie suchend durch die Zimmer gehen sahen. Ja, Barbara ging durch das ganze Haus, und so geschah es, daß sie an der Küche vorüberkam. Hier fand sie niemanden von ihren Leuten vor, nur ein fremder Soldat saß da und trank Tee. Obwohl Barbara, was den Besuch ihrer Leute anbetraf, stets sehr weitherzig war, war ihr doch dieser fremde Gast unangenehm, ja sie erschrak vor ihm. Sie blieb stehen und sah ihn aufmerksam an. An seinen hohen Stiefeln klebte ein dichter Straßenschmutz, das ganze Aussehen dieses Menschen war verwildert. Da stellte es sich ihr hin, daß er vielleicht von der Front käme? Sogleich begann ihr Herz heftig an zu schlagen. „Sie sind zu Gast hier?" fragte sie nähertretend. Er erhob sich. „Nein, ich muß die Herrin dieses Hauses sprechen. Der Diener sagte mir, sie schliefe noch, und er würde es einer alten Dame sagen, er ist gerade fortgegangen." — „Was sagen?" fragte sie und führte unwillkürlich die Hand zum Herzen. „Ich habe zu sagen, daß der Flieger Leonid Alexandrowitsch Rjasin" — Barbara sah das fremde Gesicht nahe vor sich, es hatte Farbe und Kontur

verloren, es war ganz flach geworden, verschwand, ging in die Wand über, und diese Wand schwankte auf sie zu —, „daß er verunglückt ist", hörte sie wie aus weiter Ferne, „verunglückt im Flugzeug. Mit dem Flugzeug zugleich aufgebrannt —." Ein Sausen und Brausen, dann hereinstürzende Nacht ... Barbara wankte und fiel gegen einen Stuhl. Der herzuspringende Soldat konnte sie gerade noch aufhalten, so daß ihr Kopf nicht an die Steindiele schlug. So fanden Mattwei und die Baronesse sie. Laut jammernd beugte er sich über ihr leichenblasses Gesicht. Die Baronesse jedoch verlor nicht die Geistesgegenwart und schickte sogleich zu einem Arzt.

Barbara blieb lange in tiefer Ohnmacht befangen. Da jagten wilde, zerstörende Schmerzen sie auf. Sie durchschnitten ihren Leib wie Schwerter und zerrten an ihrem ganzen Körper. Sie lag im Bett, sah die gemalte Decke des Zimmers. Was nun, was nun? schrie es in ihr, und sie warf die Arme von sich und stöhnte auf. Eine fremde Frau beugte sich über sie, sie sah den weißen Kittel des Arztes. Dann wurde ihr eine Maske übers Gesicht gezogen.

Das ganze Haus war von schwerem, süßlichem Chloroformgeruch durchschwängert. Es regnete und regnete auf die Dächer und die Straßen, als solle die ganze Welt hinter dem Vorhang des Regens verschwinden. Im Hause waren alle Lampen aufgedreht, so dunkel war es in den Zimmern. Alle fürchteten sich und zitterten. Mattwei wich nicht von Barbaras Tür und sah forschend in jedes Gesicht, das von ihr kam. Er wußte, sie hatte jetzt alles verloren, was sie so sehr behütet hatte, lag nun als toter Körper da, steif und starr, ohne Leben, ohne Seele. Das mußte er bergen, in einen Sarg tun. Das Leben ging grausam um mit seiner Herrin.

Barbara war lange Zeit sehr krank. Das Haus war zu einem Krankenhaus geworden. Wochen verstrichen. Sie kam nicht zu Kräften, denn der Wille half ihr nicht. Teilnahmlos lag sie da, immer noch über alles Maß erschöpft, wie ausgesaugt vom Leben. Sie sprach mühsam nur das Notwendigste und lag da mit geschlossenen Augenlidern. Ihre Seele war tief zurückgezogen, als scheue sie sich, zurückzukehren zum Leben.

(Schluß folgt)

Die englische Politik im Osten

Von

Alfredo Hartwig

England hat das große Ziel seiner Geschichte, das sich in dem einzigen Wort „Weltherrschaft" verkörpert, nie aus den Augen verloren, und daher ist auch seine Politik im Baltikum nicht als etwas Selbständiges, sondern nur als eine Episode, als ein Nebenweg aufzufassen, den man zum Verständnis in Deutschland auf den Hauptweg zurückverfolgen muß. Es zeigt sich dann sofort, daß, selbst soweit nur die östliche Politik Englands in Frage steht, die Bekämpfung des russischen Bolschewismus gar kein Ziel Englands ist. Noch weiß man auch in England nicht, was aus Rußland letzten Endes wird. Daher bekämpft auch England den Bolschewismus nicht, sondern stellt ihn in die wirtschaftliche Rechnung als Faktor ein, mit dem man paktiert. In den Führern des Bolschewismus, besonders in Lenin und Trotzki, sowie dem Wirtschaftsdiktator Krassin, hat England gleichwertige Partner erkannt, die sich nicht in die Karten blicken lassen und noch weniger daran denken, ihre letzten Trümpfe schon zu zeigen oder gar ausspielen zu wollen. Somit ist England weder in der Lage, noch gewillt, dem russischen Bolschewismus gegenüber eine scharfumrissene Politik zu führen; es muß lavieren, bis man in Rußland Farbe bekennt. England treibt ebensowenig eine Politik ohne Berücksichtigung der eigenen Volkswirtschaft, wie es keine weltwirtschaftlichen Pläne faßt, ohne daß die hohe Politik hierbei Pate gestanden hätte. Auf diese Wahrung rein englischer Interessen zielt aber die Politik Englands auch im Baltikum hin, obwohl es in der Stellungnahme zum Sowjet die Vertretung und die Führerrolle der Entente übernommen hatte. Der Gegensatz innerhalb der Entente, in erster Linie zwischen England und Frankreich erlaubt nur einen englischen Lotsen auf der Kommandobrücke. England läuft wieder im Fahrwasser eigener egoistischer Pläne und behandelt die Wünsche und Interessen der Entente nach dem Grundsatze: L'Entente c'est moi!

Mit dieser egoistischen Politik findet England immer wieder den Weg zum Erfolge. Es folgt der jeweiligen Lage in Rußland und paßt sich ihrem Wechsel in der Wahl seiner Maßnahmen an, die eben den Anschein der Planlosigkeit erweckt. England muß nicht nur auf das genaueste die Entwicklung des russischen Bolschewismus in Rußland selbst verfolgen, sondern auch dessen Stellungnahme zu Deutschland und den übrigen Völkern der Entente.

Mit der Zertrümmerung des Zarenreiches, die durch England nicht verhütet wurde, und der Blutherrschaft des Bolschewismus mußte im russischen Bürgertum und seiner Intelligenz allmählich eine Ernüchterung in der bisherigen Stellungnahme zu England eintreten. Je mehr aber ein aufkeimender russischer Nationalismus erstickt wurde, desto besser für England. Auch der

Tag muß einmal kommen, wo der russische Arbeiter seine Ohnmacht einsieht und mit oder ohne Bolschewismus zu einer Form der kapitalistischen Wirtschaft zurückkehrt, die ihm Brot gibt. Zu diesem Wiederaufbau muß die Intelligenz herangezogen werden; aber nur eine Intelligenz, die im englischen Interesse der Industrie zum Leben verhilft und Rußlands Naturschätze erschließt. Nahm aber die russische Intelligenz infolge irgendwelcher Konstellationen endgültig im nationalen Sinne ihre Aufgabe in Angriff, so war sie eine Gefahr, zu deren Bekämpfung sich England nicht einmal die Finger schmutzig zu machen brauchte, wie etwa zur Beseitigung Roger Casements. Ein laisser faire, laisser aller mit einigen Nachhilfen genügte. Der Bolschewismus arbeitete für England. Kühl sah England der Hinmordung der „Burjuis" zu, wie es ohne Nerven irgendwelcher Art zu verspüren, den Hungertod über Millionen von Kindern und Frauen in Indien, Afrika, Österreich und Deutschland verhängte.

Von der See aus bereitet man auch im Baltikum wieder die „friedliche Durchdringung" des Hinterlandes vor, die sich bisher überall von Stützpunkten an der See aus für England bewährt und dem englischen Kaufmann die kommerzielle Vorherrschaft gesichert hat. Der finanzielle ruhende Pol für die auch im Baltikum sofort einsetzende Tätigkeit englischer Banken wird wieder London sein, und man wird von der Themse aus die Valuta jener zur Selbstregierung unfähigen Länder so regeln, wie es den englischen Interessen frommt. Und wie England stets seinen Handelsinteressen ein christliches oder ethisches Mäntelchen umzuhängen verstanden hat — es sei hier nur an den Opiumkrieg erinnert! —, so beginnt es ohne Gefährdung des so kostbaren englischen Blutes vom sichern englischen Schiffsborde aus ein unter der Spitzmarke „Kampf gegen den Bolschewismus" tatsächlich die wirtschaftliche Ausbeutung des Baltikums und Rußlands in die Wege zu leiten.

England weiß genau, daß ein wirtschaftlich nach Osten orientiertes Deutschland unbesiegbar ist. Die englischen Führer sprechen es ganz offen aus, daß Deutschland militärisch nicht besiegt worden ist, sondern seine Niederlage ganz anderen Faktoren zuschreiben muß. Eine Neuauflage des Hungerkrieges ist aber unmöglich bei einem wirtschaftlich starken deutschfreundlichen Rußland. Ebenso ist England davon überzeugt, daß es ihm nie wieder glücken wird, ein so gelungenes Weltkesseltreiben gegen Deutschland zu veranstalten, selbst wenn sich wieder deutsche Diplomaten finden sollten, die unbewußt Englands Interessen beinahe wie englische Diplomaten fördern. Dieselbe wirtschaftliche Absperrung, die während des Krieges gegenüber Deutschland mit so glänzendem Erfolge durchgeführt wurde, muß auch nach dem „Frieden" im englischen Lebensinteresse beibehalten werden. Nach Westen ist Deutschland abgeschlossen; nach Osten muß die Tür verrammelt werden; um so mehr, als sich nach Süden ein Spalt zu öffnen beginnt. Die Gefahr zieht herauf, daß Deutschland sich der beliebigen Anwendung des Zwangsmittels der Hungerblockade gegenüber eindruckslos verhalten oder gar entziehen könnte.

Man verrät wahrlich keine Geheimnisse, wenn man auf diese Zusammen-

hänge hinweist. England hat sie längst erkannt; und es ist ein Programm, das die „Times" folgendermaßen entwickeln:

„Wenn wir im Westen gewonnen haben, um im Osten zu verlieren, so wird der nächste Krieg früher oder später kommen. Wir werden ihn dann unter Verhältnissen auskämpfen müssen, die für uns weniger günstig sind als die jetzigen. Wir müssen der Gefahr ins Auge sehen und die Tatsache erkennen, daß ein sehr gefährliches Komplott gegen den Sieg der Alliierten und namentlich gegen England geschmiedet wird. Wir müssen nicht nur handeln, sondern wir müssen auch schnell handeln."

Rußland ist der Angelpunkt der Politik und damit der künftigen Weltgestaltung; dann folgt — aber im Zusammenhang mit ihm — Deutschland; beide Staaten allerdings infolge ihrer politischen und wirtschaftlichen Schwäche zunächst mehr als Objekt wie selbst handelnd. England, Nordamerika und Japan sind die Pole und treibenden Kräfte. Denn Rußland soll nicht nur wirtschaftlicher Jagdgrund, sondern politisches Aufmarschgelände werden im Endkampfe um Indien.

So geschickt auch England durch die Knebelung Persiens im letzten Vertrage gehandelt haben mag: ein Reservezugang nach Indien muß geschaffen werden, wenn der Weg Kapstadt—Kairo—Persien—Indien einmal eine Störung erleiden sollte. England sieht mit nüchterner Berechnung die Gefahren, die diesem Wege drohen, selbst wenn nur lokale Schwierigkeiten entstehen, wie Aufstände in Ägypten, Arabien, der Türkei oder Persien; ganz abgesehen von dem Riegel, der sich etwa durch Afghanistan oder Indien selbst vorschieben ließe, im Verein mit einer Bedrohung des Seeweges durch die japanische Flotte. Schon jetzt geht es um Indien, und Englands Kampf im Baltikum dient nur der Befestigung der Stützpunkte des Brückenkopfes, der die Verbindung mit dem europäischen England und seiner Zufahrtsstraße durch ein englandfreundliches oder untertäniges Rußland ermöglichen und sichern soll.

England bereitet seinen Endkampf mit Japan vor, das seinerseits an dem Erwachen des indischen Nationalismus den tätigsten Bundesgenossen findet. Indien sucht längst Deutschlands Freundschaft von Beginn des Weltkrieges an; Deutschlands Schicksal wird von Indien als ein Schlag empfunden, wie er dem eigenen Leben, dem nationalen Hoffnungstraum nicht schwerer zugefügt werden konnte. Indien müßte Deutschlands Verbündeter sein, selbst wenn Deutschland keinen Sympathien in Indien begegnen würde. Der indische Markt mit seinen mannigfachen Beziehungen ist für Japan eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Beide Völker, Deutschland und Japan, können dort nebeneinander Handel treiben, ohne in ernstere Kollisionen zu kommen; ganz abgesehen davon, daß Deutschland in absehbarer Zeit nicht in der Lage ist, in Indien mit kaufmännischer Stoßkraft aufzutreten.

Englands Reserveweg nach Indien über das Baltikum ist aber noch aus einem anderen Grunde bedeutungsvoll. Auch Nordamerika ist kein absolut sicherer Faktor für England. Gewiß kann im Falle irgendeiner Komplikation die japanische Flotte von der nordamerikanischen in Schach gehalten werden;

aber nur wenn Japan sich einschüchtern ließe und einer Auseinandersetzung mit der Waffe aus dem Wege ginge. Das ist nicht anzunehmen; um so weniger, als die Entscheidung mit Nordamerika im japanischen Volke nationaler Wille ist. Auch würde die japanische Politik ihr Volk nicht ohne starke Rückendeckung in den Krieg ziehen lassen. Diese Deckung liegt aber in der Richtung Rußland—Deutschland. Die englische Flotte wäre dann gar nicht in der Lage, mit entscheidenden Kräften den Nordamerikaner zu unterstützen. Und welche Gewähr hat England, daß sich in Nordamerika nicht ein zweiter „Wilson" findet? Weder in England noch in Nordamerika ist die Erziehung des Volkes auf den Altruismus, die Völkerliebe und den Internationalismus in der Politik eingestellt; keiner der beiden Rivalen verfügt über ein Auswärtiges Amt, das man dem deutschen ebenbürtig an die Seite stellen könnte. In England besteht nirgends ein Zweifel über das Wesen der Monroedoktrin und den wirtschaftlichen Imperialismus Nordamerikas, dessen Riesenhandelsflotte doch sicherlich nicht zur Unterstützung des englischen Handels erbaut ist. Gewiß wird der Handel und der politische Expansionsgedanke Nordamerikas zunächst mehr von Japan als von England bedroht. Trotzdem ist augenblicklich noch nicht vorherzusagen, an wessen Bekämpfung Nordamerika in der näheren Zukunft ein höheres Interesse haben muß oder wird. Japan ist das Zünglein an der Wage!

Deutschland aber ist ausgeschaltet und somit das gefährlichste Zentrum des Widerstandes gegen Englands europäisch-asiatische Pläne beseitigt, so daß auch diesmal wieder die englische Rechnung zu stimmen und England freie Bahn für seine letzten Weltmonopolspläne zu haben scheint.

Und doch wird es gerade diese im Baltikum und Rußland verfolgte Politik sein, die Englands Weltherrschaft erschüttern muß. Nicht das Endziel Englands ist falsch, sondern die Wahl und Reihenfolge der Mittel, durch die dieses Ziel erreicht werden sollte. Anstatt zunächst den Bolschewismus in Rußland im eigensten Interesse Englands aktiv zu bekämpfen und sich so die politische Vorhand zu sichern, gegen die es für Deutschland keine Auflehnung in menschlich absehbarer Zeit gegeben hätte, ließ es England bei einer zeitweiligen Unterstützung der antibolschewistischen Generale durch Sympathien und Waffenlieferungen bewenden und erblickte in der restlosen Zertrümmerung des längst schon genügend wehrlosen Deutschlands die wichtigste Etappe. Inwieweit hierbei England freiwillig gehandelt hat oder aus politischen Gründen auf französische Wünsche eingehen mußte, soll hier nicht untersucht werden. Der Bolschewismus erhielt jedenfalls in Rußland Oberwasser und konnte seine Lehre siegreich nach Osten in die englischen Interessengebiete und in Richtung auf Afghanistan—Indien werfen. Und selbst wenn sich England in Erkenntnis der Lage noch entschließen wollte, dem russischen Vormarsche einen gewissen Einhalt gebieten zu wollen: die Beunruhigung des englischen fernen Ostens ist da und wird unabhängig von den weiteren Schicksalen des Bolschewismus eine Eigenbewegung erhalten und weitere Früchte zeitigen.

England ist aber tatsächlich gar nicht mehr in der Lage, eine großzügige

Aktion von sich oder den Alliierten aus in die Wege zu leiten. Denn bedroht sind in erster Linie und zunächst nur englische Interessen. In England selbst aber tobt der Kampf der Meinungen zwischen Churchill und Curzon, der nur die Auswirkung des Widerstandes englischer Arbeiterkreise gegen jedwedes antibolschewistische Unternehmen mit Waffengewalt ist. So bleibt England nur wieder die Zuflucht zum deutschen Landsknechte, der mit seinem Leibe englische Interessen decken soll. Ist das erst einmal geschehen, so wird Englands Diplomatie im Verein mit der Geschicklichkeit der deutschen Kollegen vom Fach schon wieder dafür sorgen, daß der Lohn für die Errettung Englands aus der Gefahr wieder echt englisch wird.

Deutschland muß fest bleiben und alles versuchen, um zunächst mit Rußland zu einer Verständigung zu gelangen.

Unsere Orientierung kann allen Englandschwärmern zum Schmerze nur nach Osten gehen. Die Gefahren des Anschlusses unter der augenblicklichen innerpolitischen Konstellation in Rußland und Deutschland sind nicht zu unterschätzen. Deutschland aber hat keine Wahl mehr in den Mitteln zu einem wirtschaftlichen Wiederaufstieg. Der Friedensvertrag ist unerfüllbar; in seinen Blankobedingungen, die ewig mit dem Namen Erzbergers verknüpft sein werden, gibt er dem Feinde bei jeder Gelegenheit das Recht des Einmarsches, der Hungerblockade sowie der Anwendung jedweden sonst geeignet erscheinenden Zwanges. Wir predigen den Völkerfrieden und die Abkehr vom Hasse, das „Liebet eure Feinde mehr denn euch selbst"! Clemenceau aber sagt (La mélée sociale): „Leben heißt töten; denn töten muß, wer sich wehren will!" Wer heute noch auf Einsicht der wirtschaftlichen Belastungsfähigkeit Deutschlands bei der Entente, in erster Linie bei Frankreich und England, rechnet, gehört zu den unverbesserlichen Ideologen, denen die Geschichte und der Weltkrieg nichts gelehrt haben.

Es ist eigenartig, daß gerade die radikalsten Kreise Deutschlands von diesem Glauben an das Mitleid der Entente sich abzukehren beginnen. Aber noch immer schwebt ihnen als Ideal die russische Räterepublik derjenigen embryonalen Gestaltung vor, die man in Rußland als unproduktiv, als „rudis indigestaque moles" bereits überwunden hat. An die Lebensfähigkeit der Internationale glaubt auch der Kommunist nicht mehr, nachdem die französischen sozialistischen Kreise linker Richtung sich entschieden auf den nationalen Standpunkt gestellt haben. Aber der deutsche Internationalist sieht den Grund dieser Stellungnahme nicht in der nationalen Denkrichtung des ausländischen Arbeiters, in der Tatsache, daß der französische oder englische Arbeiter in erster Linie Nationalist und gewissermaßen nur im Nebenberufe „internationaler Sozialist" ist, sondern er sucht die Erklärung in dem mangelnden Interesse, das der ausländische Proletarier an dem heutigen Deutschland haben muß, wo der Arbeiter mehr denn je „entrechtet" ist. Ein Spiegelbild dieses inneren Kampfes, dieses Zwiespaltes zwischen Erkennen und Verkennen der Tatsachen und ein Schulbeispiel für die Denkart des radikalen deutschen Arbeiters und „Intellektuellen" gibt die „Rätezeitung" vom 17. Februar 1920, wenn sie schreibt:

„Die Kapitalisten der Entente wollen nichts anderes als die restlose Bindung, d. h. die Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft ganz von ihrem Gutdünken und von ihrem Profitinteresse. Von diesen ist weder Gnade noch Milde zu erwarten. Sie werden versuchen, das Äußerste aus dem deutschen Volk herauszuquetschen, ohne Rücksicht darauf, ob ein paar Millionen deutscher Proletarier dabei durch Hunger verrecken. Helfen könnte uns vielleicht das Proletariat der Entente, aber welches Interesse sollte gerade das klassenbewußte Proletariat der alliierten Völker an einem Lande haben, in dem man mit den brutalsten Maßnahmen jede freiheitliche Regung der Arbeiter unterdrückt? . . .

Der Westen will und kann Deutschland nicht helfen. Das sollte allmählich auch der blödeste Trottel merken. Der Westen sucht sich zu retten, indem er Deutschland rücksichtslos als Ausbeutungsobjekt gebraucht. Heute gebraucht, nicht in fünf oder zehn Jahren, wenn aus einem gekräftigten Körper mehr an Leistung herauszuholen ist. Abgesehen davon, daß der Westen immer noch — was bei dem Geiste, der sich in den Taten der Regierung manifestiert, begreiflich ist — diesen gestärkten deutschen Organismus fürchtet.

Wenn nur ein Funke von realpolitischem Geiste in den Männern, die zu unserem Unglück an der Spitze stehen, lebendig wäre, wenn nur ein Schatten des großen Staatsmannes Bismarck unter ihnen weilte, dann hätte man längst den einzigen Ausweg nach dem Osten gesucht. Aber das ist das Trostlose, das einem beim Anblick dieser Regierung fast mit Mitleid erfüllt, daß sie weder Ideale hat, noch Realitäten zu erkennen und danach zu handeln vermag. Während man die große, auf nichts gegründete Phrase gegen die Brutalitäten des Westens sich anmaßt, lauert man immer noch auf die Gnade dieses Westens. Auf Grund dieser unseligen, bornierten Hoffnung schiebt man die Verhandlungen mit Rußland von Woche zu Woche hinaus. Hinter verschlossenen Türen, im Dunkeln versucht man Schieberverbindungen herzustellen, an denen Sowjetrußland kein Interesse hat. Glaubt man mit derartigen Schwächlichkeiten imponieren zu können? Oder muß nicht Verachtung notwendige Folge so kläglichen Verhaltens sein?"

Ein zu weites Eindringen der Entente in Deutschland, eine Unterbindung seines Existenzminimums müßte Folgen zeitigen, die auf die besetzenden Mächte direkt zurückschlagen würden, ohne daß diese dann in der Lage wären, zum eigenen Schutze dem rollenden Schicksale Einhalt zu gebieten. Rußland ist unter Lenin über die Kinderkrankheiten des Bolschewismus heraus und auf dem Wege zu einer Gestaltung seines Wirtschaftslebens, die Rußland einer Konsolidierung entgegenführt. Hier heißt es zugreifen, ehe wir wieder zur Freude unserer Feinde auf unserem Konto der verpaßten Gelegenheiten neue Debetposten buchen müssen. Deutschland muß wieder zu den erprobten Richtlinien der Bismarckschen Politik zurückkehren. Die östliche Grenze der russischen Militärmacht war zu Bismarcks Zeiten auch gleichzeitig ein finis orbis politici. Der kleine Agrarstaat Japan sprach damals noch kein gewichtiges Wort im Konzert der Völker. Heute ist Japan eine Militär- und Finanzmacht ersten Ranges, und so muß Deutschland über ein konsolidiertes Rußland und Innerasien unter Lenin und Enver seine Blicke weiter hinaus wenden nach dem Lande der aufgehenden Sonne. Es darf keine „Gelbe Gefahr" für uns geben; selbst wenn wir der japanischen Ware auf den verschiedenen Plätzen als starker oder stärkerer Konkurrenz begegnen. Der

Findigkeit der — allerdings nicht durch ein unzweckmäßiges Rätesystem[1]) „sozialisierten" — deutschen Industrie und des Exporthandels wird immer wieder Gelegenheiten eröffnen, bei denen ein Absatz, wenn auch nur manchmal mit bescheidenem Nutzen sich ergeben wird. Japan kann nicht die Welt versorgen; und es verschlägt nichts, wenn wir zunächst einmal an manchen Orten nur bescheidene Nachlese halten. In unserer politischen Stellung zu Japan haben wir das „Völker Europas, wahrt euere heiligsten Güter" mit allen den folgenden Sünden abgebüßt. Japan trägt nicht mehr nach und hat ebenfalls zwischen dem politisch indifferenten und eher japanfreundlichen deutschen Volke und der deutschen Politik unterschieden. Auch in Japan begegnet uns diese begriffliche Trennung, die Wilson durchaus richtig erfaßt hatte. Aber zur Propaganda von Japans „Asien den Asiaten" (das heißt den „Japanern") und seine weiter ostwärts gehenden Zukunftspläne war es ein wertvolles Zugmittel, das ausgedient hatte, nachdem Tsingtau japanisch geworden war. Japan ist auf die chinesischen und russischen Hilfsquellen und die deutsche Industrie im Falle eines Krieges angewiesen. Seine Rückendeckung endet nicht an der Gebirgsscheide zwischen Asien und Europa, sondern muß sich so scharf wie möglich an das angelsächsische Interessengebiet heranschieben. Der Rhein, nicht der Ural ist hier die Grenze für Japan als Spitze des Bündnisses Japan-Rußland-Deutschland!

Frankreich kann nicht Japans Freund in der Zukunft sein, weil es sich Deutschland immer mehr zum Feinde macht und seine ganze Karte auf England und Nordamerika setzt, sofern letzteres für einen europäischen Kriegsschauplatz noch einmal in Frage kommen sollte. Es ist bezeichnend genug, daß Clemenceau in seiner Senatsrede nur von England und Nordamerika als den Völkern spricht, die Frankreich im Falle eines Angriffes seitens Deutschlands mit „unverzüglicher Hilfeleistung" beispringen sollen. Frankreich ist auf dem besten Wege zu einer „isolation", die zwar an die „Splendid isolation" Deutschlands im Weltkriege nicht heranreichen wird, aber doch für uns einige Hoffnungen erweckt. Frankreichs wahnsinnige Angst vor einem Erstarken Deutschlands und seine sadistische Wut gegen alles Deutsche entspringen einem Unterbewußtsein, das die werdende Vereinsamung vorempfindet und in einer verkehrten Politik ihre Äußerung finden läßt. Der Riß zwischen den Interessen Frankreichs und Englands in der Zukunft beginnt sich auch in der Frage des Baltikum zu zeigen. Die Beherrschung der Ostsee durch England, die Schaffung englischer Flottenstützpunkte an den verschiedensten Stellen ihrer Küste liegt genau so wenig im Zuge einer frankophilen Politik, wie die Vorbereitung Englands zu einer möglichst einseitigen Durchdringung Rußlands. Schon jetzt beginnt Frankreich allerlei „Anfragen" an seinen „Verbündeten" zu richten, die deutlich die erwachende Unsicherheit und Nervosität zeigen. Vielleicht lernt unsere Diplomatie und die ihr anhängenden oder sie „orientierenden" Kreise aus der Behandlung Frankreichs durch England!

In Deutschland aber steht nicht der Bestand oder die Fortsetzung des Reiches so im Vordergrunde weiter Kreise, wie die Befürchtung um das

[1]) In Rußland bereits wieder abgeschafft!

Schicksal der „deutschen Kultur" und der „Demokratie". Die Perspektive eines japanischen Sieges im Zuge einer Erstarkung des gelben Mannes wird in vielen den Widerstand gegen eine Orientierung Deutschlands mit weitgehenden östlichen Zielen in besonderer Stärke wachrufen. Aber auch hier heißt es, die Verhältnisse ohne falschen Idealismus im Lichte der Tatsachen betrachten.

Wenn unsere weißen Feinde mit Hilfe der buntscheckigsten Bundesgenossen unsern Untergang erstrebten, wenn sie selbst alles Deutsche in ihrer Mitte mit allen Kräften auszurotten bestrebt sind und eine Selbstbefreiung von jeder Infiltration deutscher Kultur vornehmen, so haben wir wahrhaftig näherliegende Aufgaben, als wieder Kulturmissionare spielen zu wollen. Läutern wir uns erst selbst einmal von undeutscher Kultur in Politik, Erziehung, Theater, Kino usw., und behalten wir dann die echten alten Perlen für uns. Wir erweisen der deutschen Kultur den schlechtesten Dienst, wenn wir die Möglichkeit politischen Aufstieges von der Hand weisen, weil sie uns in die Gesellschaft des gelben Mannes führt. Ägyptens, Indiens, Griechenlands und Roms Kulturen leben fort und haben Ewigkeitswert, obwohl ihre Träger aus der Liste der großen Völker durch fremde oder eigene Schuld gestrichen wurden.

Lebensmittel und Rohstoffe sind heute die materiellen Bausteine für den Wiederaufbau des deutschen Volkes. Beide schafft oder vermittelt uns der Osten. Heute drohen wir zu verarmen, weil die Knute des Friedensvertrages auf uns lastet, weil uns das Halseisen der Hungerblockade jederzeit zugezogen werden kann. Wir verkaufen den Rest unserer Waren und Industrien an das Ausland zu Preisen, die einer wahnsinnigen Verschleuderung, einem überstürzten „Ausverkauf wegen Konkurs" gleichkommt. Das Ausland wird Herr unserer Fabriken, indem es im Verein mit einer deutschen selbstmörderischen Geld- und Wirtschaftspolitik die Valuta niedrig hält und zu immer weiterem Fallen zwingt. Mit diesen Schleuderpreisen für unsere wirtschaftlichen Erzeugnisse müssen wir im Austausch stetig im Preise steigende Lebensmittel und Rohstoffe eintauschen, statt erstere nach Möglichkeit im eigenen Lande zu erzeugen und letztere aus Freundeshand zu erhalten. Die Entscheidung über die Gestaltung unserer Valuta liegt nur so lange in der Hand unserer Feinde, wie wir selbst es im politischen und wirtschaftlichen Charlatanismus verschulden.

Deutschlands Stellung ist nicht verzweifelt, wenn es das Seinige tut, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Napoleon ging an Rußland zugrunde, als er mit ihm den letzten Stein seinem Weltherrschaftsgebäude einfügen wollte. England wird in gleicher Weise in der Übersättigung sein Schicksal finden. Auf 1806 folgte für Preußen, gestützt auf freundschaftliche Beziehungen zu Rußland, ein 1813, das Preußens Wiedergeburt ermöglichte und die Gründung des Reiches vorbereitete. Besinnt Deutschland sich jetzt auf sich selbst, wählt es seine Führer in der äußern und innern Politik nicht nach der Parteischablone, der Anzahl der Examina oder dem Grundsatz meinungsloser Homogenität; richtet es seine Blicke ostwärts, so wird auch für Deutschland noch einmal das Symbol der Flagge Japans leuchten: die Morgensonne der Zukunft!

Die Dreigliederung des sozialen Organismus

Nach Dr. Rudolf Steiner

Von

Erich von Köbke

Eins der charakteristischsten Kennzeichen in dem Leben der Gegenwart bildete bereits vor dem Kriege das Wiedererwachen des Geisteslebens, das jetzt verstärkt eingesetzt hat, und das sich auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wirkens zur Geltung bringt. In Kunst, Wissenschaft und Literatur hat der Materialismus seine unumschränkte Herrschaft verloren. Der Naturalismus, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Literatur fast absolut herrschte, ist durch Erscheinungen anderer Richtung abgelöst; ich will hier nur an die Märchendramen von Hauptmann und Maeterlinck, an Stücke von dem jetzt so viel gespielten Strindberg, an die Wiedereroberung Schillers und Kleists für die Bühne erinnern. Den gleichen Vorgang finden wir in der Malerei. Die sogenannte „Armeleutmalerei", der Naturalismus sind fast gänzlich zurückgedrängt; der Expressionismus, der auf das Geistige hinter den Erscheinungen zurückgeht, herrscht vor. In der Kirche haben nach der Revolution lebhafte Bewegungen eingesetzt. Weite Kreise, die vorher der Kirche gleichgültig gegenüberstanden, haben sich wieder auf ihre Zugehörigkeit besonnen; an dieser Stelle darf noch auf die Gemeinschaftsbewegung hingewiesen werden. Insbesondere aber kommt das Geistesleben zum Ausdruck in der theosophischen und anthroposophischen Bewegung, deren Bedeutung in keiner Weise unterschätzt werden darf. Falsch, ja ein Verbrechen an dem Geist wäre es, diese Bewegungen in den Dienst irgendeiner Parteipolitik spannen zu wollen; ebenso falsch wäre es aber, sich feindlich ihnen gegenüber zu stellen oder, was so ziemlich dasselbe ist, achtlos an ihnen vorüberzugehen. Eine solche Stellungnahme wäre um so irriger, als die theosophischen Ideengänge bereits ihre Rückwirkung auf die Politik — nicht Parteipolitik — geäußert haben. Diese Rückwirkung, deren Tragweite vorerst noch nicht übersehbar, aber auf die Dauer nicht zu unterschätzen ist, kommt zum Ausdruck in dem Buche des geistigen Führers der Antroposophen, des bekannten Dr. Rudolf Steiner[1]).

Das vorliegende Werk geht, wenn dies auch in ihm selbst an keiner Stelle ausgesprochen wird, und wenn es auch ohne jede Kenntnis der theosophischen Lehren verständlich ist, in seinem innersten Wesen auf theosophische Untergründe zurück; es wird sich daher wohl als nützlich erweisen, in gedrängtester

[1]) Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft. Stuttgart 1919, Greiner und Pfeiffer.

Darstellung eine kurze Übersicht über die Grundlagen der Theosophie (Anthroposophie), soweit sie hier in Betracht kommen, zu geben. Hierbei stoße ich allerdings auf eine rechte Schwierigkeit. Irgendein bestimmter Lehrsatz, der als eine Art von Dogma für die Theosophen bindend wäre, besteht nicht; immerhin kann man die Karma- (Wiedervergeltungs-) Lehre und die der Reinkarnation (Wiederverkörperung) als Gemeingut, als communis opinio aller Theosophen wohl ansprechen. Beide Lehren, die nach Ansicht der Theosophen in keiner Weise dem Christentum[1]) widersprechen, vielmehr mit ihm wohl vereinbar sind, sind zunächst geeignet, unserem gesamten Leben neue Ideen zuzuführen und es auf neue Grundlagen zu stellen. Gerade diese Lehren ergeben in ihren Folgerungen befriedigende, auch für die Massen leicht verständliche Erklärungen für die vielen Ungleichheiten in den verschiedenen Lebensschicksalen der einzelnen Menschen. In Verbindung mit der Lehre der „Alleinheit" führen sie zielgemäß zu einem Leben, das von dem Christuswort durchdrungen ist: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!"

Reinkarnation und Karma haben die Unsterblichkeit der einzelnen Menschen zur Voraussetzung. Der Mensch ist Gott entsprungen; nach Verstrickung in die Materie kehrt er auf langen Pilgerfahrten sich ständig vergeistigend zu Gott zurück. Der Mensch selbst zerfällt — von der theosophischerseits fast überall angenommenen siebenfachen Zusammensetzung abgesehen, die hier ohne näheres Interesse ist — im wesentlichen in drei Teile, nämlich in Körper, Seele und Geist.

In dem Mittelalter wurde bekanntlich der Mensch vielfach als Mikrokosmos, als kleine Welt bezeichnet. „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde; zum Bilde Gottes schuf er ihn." Diese Auffassung des Menschen wird von der Theosophie geteilt; es wird von ihr aber vielfach auch angenommen, daß hinter den Sternen höhere geistige Wesen stehen, deren leibliche Körper die Sterne sind. Eine Übertragung dieser Gedankengänge auf die Volksstämme, auf die Nationen liegt nahe.

Aus diesen theosophischen Untergründen ist nun das Buch von Steiner entsprungen. Das Werk Steiners zerfällt in vier Abschnitte. Der erste behandelt „Die wahre Gestalt der sozialen Frage, erfaßt aus dem Leben der modernen Menschheit". Bei dieser Betrachtung geht Steiner zunächst von den geistigen Untergründen der „modernen proletarischen Bewegung" aus, wie denn überhaupt in der theosophischen Denkweise die stärkste Realität — stärker als den materiellen Erscheinungen, die lediglich Ausflüsse geistiger Gedanken und Bewegungen sind — den Gedanken, dem Geiste zuerkannt wird. Nach Steiner ist demgemäß die proletarische Bewegung nicht unmittelbar aus der Tatsache, daß der Arbeiter an die Maschine gestellt, und daß er in die kapitalistische Lebensordnung eingespannt worden ist, sondern aus dem Umstand

[1]) Ohne Annahme der Reinkarnation- und Karma-Lehre ist zum Beispiel die Frage der Jünger nach dem Grund der Blindheit des Blindgeborenen in Ev. Joh. 9. 2 wohl kaum verständlich.

entsprungen, daß ganz bestimmte Gedanken sich innerhalb des Klassenbewußtseins des Proletariers bei seiner Arbeit an der Maschine und in der Abhängigkeit von der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ausgebildet haben. Wer die proletarische Bewegung verstehen wolle, der müsse vor allem wissen, wie der Proletarier denkt. Denn die proletarische Bewegung wird — und hier ist Steiner unbedingt zuzustimmen — nicht von „außermenschlichen Kräften", von „Wirtschaftsimpulsen" gemacht, sondern von Menschen, von deren Vorstellungen und Willensimpulsen. Da nun dem Proletarier Maschine und Kapital nichts gegeben haben, was seine Seele mit menschenwürdigem Inhalt hätte erfüllen können, wie zum Beispiel dies in dem mittelalterlichen Handwerk für den Handwerker der Fall gewesen war, habe die moderne proletarische Bewegung ihren geistigen Inhalt anderwärts gesucht; sie habe ihn in der modernen materialistischen Wissenschaftlichkeit, insbesondere in dem auf dieser Grundlage entstandenen marxistischen Denksystem gefunden. Die proletarische Bewegung der Gegenwart sei, wie vielleicht noch keine andere Bewegung der Welt, aus Gedanken entsprungen.

„Als wirklich wichtig aber muß erscheinen, daß im Proletarierempfinden für den ganzen Menschen entscheidend geworden ist, was bei anderen Klassen nur in einem einzelnen Gliede ihres Seelenlebens verankert ist: die Gedankengrundlage der Lebensgesinnung. Was in ihm auf diese Art innere Wirklichkeit ist, der Proletarier kann es nicht bewußt zugestehen. Er ist von diesem Zugeständnis abgehalten dadurch, daß ihm das Gedankenleben als Ideologie überliefert worden ist. Er baut in Wirklichkeit sein Leben auf die Gedanken, empfindet diese aber als unwirkliche Ideologie."

Allerdings wirke in den Forderungen des modernen Proletariats die Sehnsucht nach einem anderen Zusammenhang mit dem Geistesleben mit, als ihm die gegenwärtige Gesellschaftsordnung geben könne.

„Gegenwärtig vermeint der Proletarier eine Grundkraft seiner Seele zu treffen, wenn er von seinem ‚Klassenbewußtsein' redet. Doch die Wahrheit ist, daß er seit seiner Einspannung in die kapitalistische Wirtschaftsordnung nach einem Geistesleben sucht, das seine Seele tragen kann, das ihm das Bewußtsein seiner Menschenwürde gibt, und daß ihm das als ideologisch empfundene Geistesleben dieses Bewußtsein seiner Menschenwürde nicht entwickeln kann. Er hat nach diesem Bewußtsein gesucht und hat, was er nicht finden konnte, durch das aus dem Wirtschaftsleben geborene Klassenbewußtsein ersetzt.

Sein Blick ist wie durch eine mächtige suggestive Kraft bloß hingelenkt worden auf das Wirtschaftsleben. Und nun glaubt er nicht mehr, daß anderswo in einem Geistigen oder Seelischen ein Anstoß liegen könne zu dem, was notwendig eintreten müßte auf dem Gebiete der sozialen Bewegung. Er glaubt allein, daß durch die Entwicklung des ungeistigen, unseelischen Wirtschaftslebens der Zustand herbeigeführt werden könne, den er als den menschenwürdigen empfindet. So wurde er dazu gedrängt, sein Heil allein in einer Umgestaltung des Wirtschaftslebens zu suchen."

Auf diese Weise ist also der Proletarier dazu gekommen, das einzige Heil für den sozialen Organismus in der Überführung allen Privatbesitzes an Produktionsmitteln in gemeinschaftlichen Betrieb oder gar in gemeinschaftliches Eigentum zu erblicken. Eine solche Meinung sei nur dadurch erklärlich, daß

die Proletarier den Blick abgelenkt von allem Seelischen und Geistigen und ihn nur hingerichtet auf den rein ökonomischen Prozeß hatten. Der Proletarier erhofft, daß das Wirtschaftsleben selbst sich so entwickeln müsse, daß ihm zuletzt sein volles Menschenrecht werde; um dieses wird von ihm gekämpft. Hierbei sei bedeutungsvoll, daß die moderne kapitalistische Wirtschaftsordnung im Grunde nur Waren innerhalb ihres Gebietes kenne. Sie kennt Wertbildung dieser Waren innerhalb des wirtschaftlichen Organismus; und so sei innerhalb des kapitalistischen Organismus der neueren Zeit etwas zu einer Ware geworden, von dem heute der Proletarier empfindet: es darf nicht Ware sein!

Demgemäß lebe in den Instinkten, in den unterbewußten Empfindungen des Proletariers ein Abscheu davor, daß er seine Arbeitskraft dem Arbeitnehmer ebenso verkaufen müsse, wie man auf dem Markte Waren verkauft, und daß Arbeitskraft auf dem Arbeitskräftemarkt nach Angebot und Nachfrage verhandelt wird. Der Kapitalismus ist die Macht geworden, die der Arbeitskraft, einem Teil des Menschen selbst, den Charakter einer „Ware" aufdrückt. Wolle man eine Besserung, so muß nach Steiner die Arbeitskraft aus dem Wirtschaftsleben, das alles ihm Eingegliederte zur Ware stempeln müsse, herausgezogen werden.

„In der Erzeugung und in dem zweckmäßigen Verbrauch von Waren besteht das Wirtschaftsleben. Man kann nicht die menschliche Arbeitskraft des Warencharakters entkleiden, wenn man nicht die Möglichkeit findet, sie aus dem Wirtschaftsprozeß herauszureißen. Nicht darauf kann das Bestreben gerichtet sein, den Wirtschaftsprozeß so umzugestalten, daß in ihm die menschliche Arbeitskraft zu ihrem Rechte kommt, sondern darauf: wie bringt man diese Arbeitskraft aus dem Wirtschaftsprozeß heraus, um sie von sozialen Kräften bestimmen zu lassen, die ihr den Warencharakter nehmen?"

Das Finden einer anderen Wirtschaftsform kann nach Steiner nicht abhelfen; sie würde die Arbeitskraft nur in einer anderen Art zur Ware machen. Eine Abhilfe will Steiner durch seine „Dreigliederung" bringen.

Als Abhilfe schlägt also Steiner eine Dreigliederung des sozialen Organismus vor, wobei er von dem kompliziertesten natürlichen Organismus, dem menschlichen Organismus, ausgeht. Die Wesenheit des menschlichen Organismus beruhe darauf, daß er drei nebeneinander wirksame Systeme aufzuweisen habe, von denen ein jedes mit einer gewissen Selbständigkeit wirke. In dem menschlichen Organismus wirke zunächst als ein Gebiet dasjenige System, welches „Nervenleben und Sinnesleben" in sich schließe, das man auch den Kopforganismus nennen könne. Als zweites System bezeichnet Steiner das rhythmische System, das mit Atmung, Blutzirkulation, also mit all dem zusammenhänge, was sich in rhythmischen Vorgängen des menschlichen Organismus ausdrücke, und als drittes System sei anzuerkennen alles dasjenige, was als Organe und Tätigkeiten mit dem „eigentlichen Stoffwechel" in Zusammenhang stehe. In diesen drei Systemen, die offenbar ihre Untergründe in der Dreigliederung des Menschen in Körper, Seele und Geist finden, ist nach Steiner enthalten „alles dasjenige, was in gesunder Art unter-

hält, wenn es aufeinander organisiert ist, den Gesamtvorgang, der sich abspielt im menschlichen Organismus".

Eine bloß mechanische Übertragung dieser Systeme auf den sozialen Organismus will Steiner nicht gelten lassen; man müsse eine solche Übertragung nur unter Wahrung der besonderen Gesetze dieses geistigen Organismus vornehmen. Insbesondere wird die „Sozialisierung kein Heilungsprozeß, sondern ein Kurpfuscherprozeß am sozialen Organismus sein, vielleicht sogar ein Zerstörungsprozeß, wenn nicht in die menschlichen Herzen, in die menschlichen Seelen einzieht wenigstens die instinktive Erkenntnis von der Notwendigkeit der Dreigliederung des sozialen Organismus". Dieser muß, wenn er gesund wirken solle, drei solche Glieder gesetzesmäßig ausbilden.

Das erste dieser Glieder ist das Wirtschaftsleben. Dieses ökonomische Leben muß ein selbständiges Glied für sich innerhalb des einzelnen Organismus sein; es hat zu tun mit all dem, was Warenproduktion, Warenzirkulation, Warenkonsum ist.

Als zweites Glied des sozialen Organismus sei zu betrachten das Leben des öffentlichen Rechts, das eigentliche politische Leben, das man im Sinne des alten Rechtsstaates als das eigentliche Staatsleben bezeichnen könnte; es würde nur zu tun haben mit all dem, was sich aus rein menschlichen Untergründen heraus auf das Verhältnis des Menschen zum Menschen bezieht. Es muß sich vom Wirtschaftsleben unterscheiden wie im menschlichen natürlichen Organismus die Tätigkeit der Lunge zur Verarbeitung der äußeren Luft sich von den Vorgängen im Nervensinnesleben abscheidet.

Als Neuland — und hier liegt die Bedeutung des Steinerschen Werkes — bringt Steiner das dritte Glied, nämlich alles dasjenige, was sich auf das geistige Leben bezieht. „Noch genauer könnte man sagen, weil vielleicht die Bezeichnung ‚geistige Kultur' oder alles das, was sich auf das geistige Leben bezieht, durchaus nicht ganz genau ist: alles dasjenige, was beruht auf der natürlichen Begabung des einzelnen menschlichen Individuums".

Das Wirtschaftsleben beruht nach Steiner auf der nun einmal gegebenen „Naturgrundlage", die dem Wirtschaftsleben und dadurch dem gesamten sozialen Organismus ihr Gepräge aufdrückt. Diese Naturgrundlage, die in den einzelnen Ländern eine verschiedene sei — in Deutschland ist das mittlere Erträgnis der Aussaat von Weizen etwa das Sieben- bis Achtfache, in Chile das Zwölffache, in Nordmexiko das Siebzehnfache und in Peru das Zwanzigfache — muß dem Leben des sozialen Organismus so zugrunde gelegt werden, wie bei der Erziehung des Menschen die natürliche, geistige und körperliche Begabung und Tüchtigkeit des einzelnen Menschen zugrunde gelegt werden muß. In dieses Wirtschaftssystem gehört aber nicht die menschliche Arbeitskraft und Arbeitsleistung, die vielmehr in das Gebiet des eigentlichen Staatslebens fallen; wie im menschlichen Organismus das Kopfsystem von dem Lungen- und Herzsystem abhängig sei, so sei auch das Wirtschaftssystem von der menschlichen Arbeitsleistung abhängig. Diejenigen Interessen, die mit dem menschlichen Arbeitssystem zusammenhängen, bilden sich mit der Ent-

faltung des seelischen und natürlichen Menschenwesens. Daß Einrichtungen bestehen, diese Interessen zu befriedigen, sei Aufgabe des Wirtschaftslebens, das jedoch selbst mit nichts anderem zu tun habe, als allein mit der Herstellung und dem Tausch von Waren, das heißt von Gütern, die ihren Wert durch das menschliche Bedürfnis erhalten. Die Waren aber haben ihren Wert durch denjenigen, der sie verbraucht; die Beziehungen von Mensch zu Mensch, nach denen der eine für den anderen Waren erzeugt, also arbeitet, gehören jedoch in das Gebiet des Rechtslebens, das von dem Wirtschaftsleben abgesondert gehalten werden muß. Demgemäß muß im gesunden sozialen Organismus neben dem Wirtschaftsleben und in Selbständigkeit ein Leben sich entfalten, in dem die Rechte entstehen und verwaltet werden, die von Mensch zu Mensch bestehen. Das Rechtsleben ist aber dasjenige des eigentlichen politischen Gebietes des Staates.

„Der gesunde soziale Organismus erfordert als zweites Glied neben dem Wirtschaftskörper das selbständige politische Staatsleben. In dem selbständigen Wirtschaftskörper werden die Menschen durch die Kräfte des wirtschaftlichen Lebens zu Einrichtungen kommen, welche der Warenerzeugung und dem Warenaustausch in der möglichst besten Weise dienen; in dem politischen Staatskörper werden solche Einrichtungen entstehen, welche die gegenseitigen Beziehungen zwischen Menschen und Menschengruppen in solcher Art orientieren, daß dem Rechtsbewußtsein des Menschen entsprochen wird."

Im weiteren Verlauf der Abhandlung Steiners werden nähere Richtlinien über das Nebeneinanderbestehen dieser beiden Organisationen, deren Leitungen miteinander zu verkehren hätten, annähernd wie gegenwärtig die Regierungen souveräner Staatsgebiete, gegeben. In der wirtschaftlichen Organisation habe die aus der „Erziehung für einen Wirtschaftszweig und die aus der Erfahrung in demselben gewonnene Vertrautheit mit ihm für die leitenden Persönlichkeiten die nötigen Gesichtspunkte abzugeben. In der Rechtsorganisation wird dagegen durch Gesetz und Verwaltung verwirklicht, was aus dem Rechtsbewußtsein als Beziehung einzelner Menschen oder Menschengruppen zueinander gefordert wird. Die Wirtschaftsorganisation wird Menschen mit gleichen Berufs- oder Konsuminteressen oder mit in anderer Beziehung gleichen Bedürfnissen sich zu Genossenschaften zusammenschließen lassen, die im gegenseitigen Wechselverkehr die Gesamtwirtschaft zustande bringen. Diese Organisation wird sich auf assoziativer Grundlage und auf dem Verhältnis der Assoziation aufbauen. Diese Assoziationen werden eine bloß wirtschaftliche Tätigkeit entfalten. Die Rechtsgrundlage, auf der sie arbeiten, kommt ihnen von der Rechtsorganisation zu".

Steiner hofft nun, daß die Wirtschaftsassoziationen, die ja ihre Wirtschaftsinteressen in den Vertretungs- und Verwaltungskörpern der Wirtschaftsorganisation zur Geltung bringen können, nicht den Drang entwickeln werden, in die gesetzgebende oder verwaltende Leitung des Rechtsstaates einzudringen, wie dies gegenwärtig zum Beispiel von dem Bund der Landwirte, von der wirtschaftlich orientierten Sozialdemokratie u. a. m. geschehe, um das anzustreben, was ihnen innerhalb des Wirtschaftslebens zu erreichen nicht möglich

sei. Wirtschaftet der Rechtsstaat in keinem Wirtschaftszweig mit, dann wird er nur Einrichtungen schaffen, die aus dem Rechtsbewußtsein der zu ihm gehörenden Menschen stammen. Allerdings sei es selbstverständlich, daß der Vertretung des Rechtsstaates dieselben Personen angehören können, die im Wirtschaftsleben tätig sind. Durch eine radikale Trennung des Wirtschaftslebens und des Rechtslebens würde aber ein derartiger Einfluß des Wirtschafts- auf das Rechtsleben ausgeschlossen werden, der „die Gesundheit des sozialen Organismus so untergräbt, wie sie untergraben werden kann, wenn die Staatsorganisation selbst Zweige des Wirtschaftslebens versorgt, und wenn in derselben die Vertreter des Wirtschaftslebens aus dessen Interessen heraus Gesetze beschließen".

Das Wirtschaftsleben muß also aus dem Gebiet des politischen Staatswesens herausgelöst werden. Die Art, wie, und das Maß, in dem ein Mensch für den Bestand des sozialen Organismus zu arbeiten habe, müssen aus seiner Fähigkeit heraus und aus den Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins geregelt werden. Eine solche Regelung kann nur geschehen, wenn sie von dem politischen Staate aus in Unabhängigkeit von der Verwaltung des Wirtschaftslebens erfolgt.

Im Gegensatz zu den vorgetragenen Forderungen nach Errichtung der politischen und wirtschaftlichen Organismen, die durch die Verfassung und durch die kommenden Betriebsräte praktisch für die nächsten Zeiten ihre Erledigung, aber nach Ansicht vieler Anhänger der Steinerschen Dreigliederung nicht ihre Erfüllung finden, bildet die von Steiner verlangte Einfügung des dritten Gliedes, des geistigen Lebens, in den sozialen Organismus wirkliches Neuland. Aus diesem Grunde möchte ich die entsprechenden Ausführungen Steiners wörtlich wiedergeben. Nach Steiner wirkt in all dasjenige, was durch das Wirtschaftsleben und das Rechtsbewußtsein in der Organisation des sozialen Lebens hervorgebracht wird, hinein das, was aus der dritten Quelle stammt: aus den individuellen Fähigkeiten des einzelnen Menschen.

„Dieses Gebiet umfaßt alles, von den höchsten geistigen Leistungen bis zu dem, was in Menschenwerke einfließt durch die bessere oder weniger gute körperliche Eignung des Menschen für Leistungen, die dem sozialen Organismus dienen. Was aus dieser Quelle stammt, muß in den gesunden sozialen Organismus auf ganz andere Art einfließen als dasjenige, was im Warenaustausch lebt, und was aus dem Staatsleben fließen kann. Es gibt keine andere Möglichkeit, diese Aufnahme in gesunder Art zu bewirken, als sie von der freien Empfänglichkeit der Menschen und von den Impulsen, die aus den individuellen Fähigkeiten selbst kommen, abhängig sein zu lassen. Werden die durch solche Fähigkeiten erstehenden Menschenleistungen vom Wirtschaftsleben oder von der Staatsorganisation künstlich beeinflußt, so wird ihnen die wahre Grundlage ihres eigenen Lebens zum größten Teile entzogen, die nur in der Kraft bestehen kann, die sie aus sich selbst entwickeln müssen. Wird die Entgegennahme solcher Leistungen vom Wirtschaftsleben unmittelbar bedingt oder vom Staate organisiert, so wird die freie Empfänglichkeit für sie gelähmt, die allein geeignet ist, sie in gesunder Form in den sozialen Organismus einfließen zu lassen. Für das Geistesleben, mit dem auch die Entwicklung der anderen individuellen Fähigkeiten im Menschenleben durch unübersehbar viele

Fäden zusammenhängt, ergibt sich nur eine gesunde Entwicklungsmöglichkeit, wenn es in der Hervorbringung auf seine eigenen Impulse gestellt ist, und wenn es in verständnisvollem Zusammenhange mit den Menschen steht, die seine Leistungen empfangen."

Die Bedingungen für die Entwicklung des geistigen Lebens würden zur Zeit gehemmt durch eine Verschmelzung eines großen Teils dieses Lebens mit dem politischen Staatsleben, die sich im Laufe der Jahrhunderte ergeben habe. Man spricht ja wohl von „Freiheit der Wissenschaft und des Lehrens", aber — und hier ist Steiner unbedingt beizustimmen — man betrachtet es als selbstverständlich, daß der politische Staat die „freie Wissenschaft" und das „freie Lehren" verwaltet. Man entwickelt in der Tat kein Empfinden dafür, wie dieser Staat dadurch das Geistesleben von seinen staatlichen Bedürfnissen abhängig macht.

„Durch die Verschmelzung mit dem Staatsleben hat eben nicht nur die Verwaltung der Wissenschaft und des Teiles des Geisteslebens, der mit ihr zusammenhängt, in den letzten Jahrhunderten das Gepräge erhalten, sondern auch der Inhalt selbst. Gewiß, was in Mathematik oder Physik produziert wird, kann nicht unmittelbar vom Staate beeinflußt werden. Aber man denke an die Geschichte, an die anderen Kulturwissenschaften. Sind sie nicht ein Spiegelbild dessen geworden, was sich aus dem Zusammenhang ihrer Träger mit dem Staatsleben ergeben hat, aus den Bedürfnissen dieses Lebens heraus? Gerade durch diesen ihnen aufgeprägten Charakter haben die gegenwärtigen wissenschaftlich orientierten, das Geistesleben beherrschenden Vorstellungen auf das Proletariat als Ideologie gewirkt."

Ein Spiegelbild der materiellen Interessen und Interessenkämpfe sah der proletarisch Denkende; das erzeugte in ihm die Empfindung, alles Geistesleben sei Ideologie, sei Spiegelung der ökonomischen Organisation.

Steiner hofft nun, daß eine solche das geistige Leben des Menschen verödende Anschauung aufhören würde, wenn die Empfindung entstünde, daß im geistigen Gebiet eine über das materielle Außenleben hinausgehende Wirklichkeit waltet, die ihren Inhalt in sich selber trägt. Einer solchen selbständigen Stellung bedürfe insbesondere Kunst, Wissenschaft, Weltanschauung und alles, was damit zusammenhängt, wie denn im Geistesleben alles miteinander in Verbindung steht. „Die Freiheit des einen kann nicht ohne die Freiheit des anderen gedeihen." So müsse auch nicht nur die Hervorbringung, sondern ebenfalls die Aufnahme dieses Geisteslebens durch die Menschheit auf dem freien Seelenbedürfnis beruhen.

„Lehrer, Künstler usw., die in ihrer sozialen Stellung nur im unmittelbaren Zusammenhange sind mit einer Gesetzgebung und Verwaltung, die aus dem Geistesleben selbst sich ergeben, und die nur von dessen Impulsen getragen sind, werden durch die Art ihres Wirkens die Empfänglichkeit für ihre Leistungen entwickeln können bei Menschen, welche durch den aus sich wirkenden politischen Staat nicht nur dem Zwang zur Arbeit unterliegen, sondern denen das Recht auch die Muße gibt, welche das Verständnis für geistige Güter weckt."

Am Schlusse dieses zweiten grundlegenden Abschnittes seines Werkes weist Steiner darauf hin, bereits am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wäre der Ruf nach einer Neugestaltung des sozialen menschlichen Organismus er-

schollen. Wie eine Devise dieser Neuorganisation habe man die drei Worte „Brüderlichkeit, Gleichheit, Freiheit" gehört. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts habe es scharfsinnige Denker gegeben, welche gezeigt hätten, wie unmöglich es sei, in dem einheitlich sozialen Organismus diese Ideen zu verwirklichen. Insbesondere sei es unmöglich, wenn diese drei Impulse sich verwirklichen, daß dann also die in jedem Menschenwesen notwendig begründete Freiheit zur Geltung käme. In dem dreigliedrigen Organismus sei eine solche Synthese möglich: das Zusammenwirken der Menschen im Wirtschaftsleben müsse auf derjenigen Brüderlichkeit beruhen, die aus den Assoziationen heraus entstünde. In dem zweiten Gliede, in dem System des öffentlichen Rechts, sei die Idee der Gleichheit, und auf dem geistigen Gebiete, das in relativer Selbständigkeit im sozialen Organismus zu stehen habe, sei der Impuls der Freiheit zu verwirklichen.

„So angesehen, zeigen diese drei Ideale ihren Wirklichkeitswert. Sie können sich nicht in einem chaotischen sozialen Leben realisieren, sondern nur in dem gesunden dreigliedrigen sozialen Organismus. Nicht ein abstrakt zentralisiertes Sozialgebilde kann durcheinander die Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklichen, sondern jedes der drei Glieder des sozialen Organismus kann aus einem dieser Impulse seine Kraft erschöpfen. Und es wird dann in fruchtbarer Art mit den anderen Gliedern zusammenwirken können."

Der Inhalt der letzten zwei Kapitel des Steinerschen Werkes kann kürzer als die beiden ersten grundlegenden Abschnitte besprochen werden; sie behandeln den „Kapitalismus" sowie die „internationalen Beziehungen der sozialen Organismen".

Nach Steiner soll die Dreigliederung auch auf das soziale Verhältnis, das in dem Zusammenwirken von Kapital und menschlicher Arbeitskraft entsteht, angewandt werden: Es muß unterschieden werden: „die Unternehmertätigkeit, die auf der Grundlage der individuellen Fähigkeiten einer Person oder einer Gruppe von Personen beruhen muß; das Verhältnis des Unternehmers zum Arbeiter, das ein Rechtsverhältnis sein muß; die Hervorbringung einer Sache, die im Kreislauf des Wirtschaftslebens einen Warenwert erhält." Die Unternehmertätigkeit wird von Steiner dem geistigen Organismus zugewiesen; allerdings soll bei ihrer Auswirkung an Stelle des Egoismus ein anderer Antrieb für ihre Betätigung treten, nämlich das aus einem gesunden Geistesleben entstehende „soziale Verständnis". Ein solches „soziales Verständnis" müsse auch bei den Arbeitern hervorgerufen werden.

„Im gesunden sozialen Organismus soll der proletarische Arbeiter nicht an seiner Maschine stehen und nur von deren Getriebe berührt werden, während der Kapitalist allein weiß, welches das Schicksal der erzeugten Waren im Kreislauf des Wirtschaftslebens ist. Der Arbeiter soll mit vollem Anteil an der Sache Vorstellungen entwickeln können über die Art, wie er sich an dem sozialen Leben beteiligt, indem er an der Erzeugung der Waren arbeitet. Besprechungen, die zum Arbeitsbetrieb gerechnet werden wie die Arbeit selbst, sollen regelmäßig von dem Unternehmer veranstaltet werden mit dem Zweck der Entwicklung eines gemeinsamen Vorstellungskreises, der Arbeitnehmer und Arbeitgeber umschließt."

Nach Steiner ist nun das Kapital das Mittel, die individuellen Fähigkeiten der einzelnen Menschen zur Güterzeugung für weite Kreise des sozialen Lebens wirksam zu verwenden.

„Vom Geistesarbeiter bis zum handwerklich Schaffenden muß ein jeder Mensch, wenn er vorurteilslos dem eigenen Interesse dienen will, sagen: ich möchte, daß eine genügend große Anzahl befähigter Personen oder Personengruppen völlig frei über Kapital nicht nur verfügen können, sondern daß sie auch aus der eigenen Initiative heraus zu dem Kapital gelangen können; denn nur sie allein können ein Urteil darüber haben, wie durch die Vermittlung des Kapitals ihre individuellen Fähigkeiten dem sozialen Organismus zweckmäßig Güter erzeugen werden."

Auf der anderen Seite will aber Steiner das aus dem Kapitalbesitz entstehende Eigentumsrecht grundlegend ändern; insbesondere soll es nach ihm nicht in ein Mittel zu einer ungerechtfertigten Machtentfaltung umschlagen. Ein Vorgang wird von Steiner auf dem Gebiet des geistigen Eigentums gefunden, das einige Zeit nach dem Tode des Schaffenden bekanntlich in den freien Besitz der Allgemeinheit übergeht.

Die rechtzeitige Überleitung des Eigentums ist nun Sache des Rechtsstaates, der aber immer Rechtsstaat gegenüber dem privaten Eigentum, das er niemals selbst in seinen Besitz zu nehmen hat, bleiben wird; er wird also nur bewirken, daß das Eigentum im rechten Zeitpunkt in das Verfügungsrecht einer Person oder Personengruppe übergeht, die wieder ein in den individuellen Verhältnissen bedingtes Verhältnis zu dem Besitze entwickeln können. Als Zeitpunkt für den Übergang denkt sich Steiner denjenigen, an dem die in Rede stehende Persönlichkeit aufhört, die Produktion zu verwalten; mit übergehen soll auch dasjenige Kapital, das aus dem Produktionsbetriebe gewonnen wird und nicht zu dessen Erweiterung verwendet wird.

„Als persönliches Eigentum der den Betrieb leitenden Persönlichkeit soll nur gelten, was diese bezieht auf Grund derjenigen Ansprüche, die sie bei Aufnahme des Produktionsbetriebs glaubte wegen ihrer individuellen Fähigkeit machen zu können, und die dadurch gerechtfertigt erscheinen, daß sie aus dem Vertrauen anderer Menschen heraus bei Geltendmachung derselben Kapital erhalten hat. Hat das Kapital durch die Betätigung dieser Persönlichkeit eine Vergrößerung erfahren, so wird in deren individuelles Eigentum aus dieser Vergrößerung so viel übergehen, daß die Vermehrung der ursprünglichen Bezüge der Kapitalvermehrung im Sinne eines Zinsbezuges entspricht."

In weiteren Ausführungen legt der Verfasser dar, daß die für die Aufgaben des Rechtsstaats erforderlichen Mittel nach Übereinkunft zwischen den Vertretungen des Rechtslebens und denen des Wirtschaftslebens von letzterem aufzubringen sind. Zu solchen Ausgaben rechnet Steiner auch alle solche Lasten, die sich aus den Rechten ergeben, die in rein menschlichen Verhältnissen ihren Ursprung haben; es gehören also hierher z. B. alle Ausgaben für die Rechte der Kinder auf Erziehung; dem Familienvater soll demgemäß ein höheres Einkommen als Arbeiter gewährt werden als dem Einzelstehenden. Altgewordene, Invaliden, Witwen und Kranke haben das Recht auf einen entsprechenden Lebensunterhalt. „Das Wirtschaftsleben soll abhängig sein hier von dem, was sich in dieser Beziehung aus dem Rechtsbewußtsein ergibt."

In gleicher Weise wie das Rechtsleben hat aber auch das geistige Leben Anspruch auf Bereitstellung der erforderlichen Mittel aus dem Wirtschaftsleben. Und in der Tat können bei den kommenden außerordentlichen Lasten, die das deutsche Volk zu tragen haben wird, vielleicht nur auf diese Weise die Ausgaben für die Kulturaufgaben für die Folge einigermaßen sichergestellt werden.

In dem letzten Abschnitt des Steinerschen Werkes werden die internationalen Beziehungen des sozialen Organismus behandelt. Nach Steiner soll die Dreigliederung sich auch auf die internationalen Beziehungen erstrecken; jedes der drei Gebiete soll nach Steiner weiterhin sein selbständiges Verhältnis zu den entsprechenden Gebieten der anderen sozialen Organismen haben. So sollen die wirtschaftlichen Beziehungen des einen Landgebietes zu solchen eines anderen in völliger Unabhängigkeit von den Beziehungen der Rechtsstaaten sich entwickeln. Das Gleiche gilt von den Beziehungen auf politischem und vor allem von denen auf geistigem Gebiete, welch letzterem Steiner die größte Bedeutung beimißt. „Die geistigen Organisationen der einzelnen Landesgebiete werden zueinander in Beziehungen treten können, die *nur* aus dem gemeinsamen Geistesleben der Menschheit selbst sich ergeben. Das vom Staate unabhängige, auf sich selbst gestellte Geistesleben wird Verhältnisse ausbilden, die dann unmöglich sind, wenn die Anerkennung der geistigen Leistungen nicht von der Verwaltung eines geistigen Organismus, sondern vom Rechtsstaate abhängt. In dieser Beziehung herrscht auch kein Unterschied zwischen den Leistungen der ganz offenbar internationalen Wissenschaft und denjenigen anderer geistiger Gebiete."

„Dadurch bilden sich *vielgestaltige* Zusammenhänge zwischen Völkern, Staaten und Wirtschaftskörpern, die jeden Teil der Menschheit mit anderen Teilen so verbinden, daß der eine in seinen eigenen Interessen das Leben der anderen mitempfindet. Ein Völkerbund *entsteht* aus wirklichkeitsgemäßen Grundimpulsen heraus. Er wird nicht aus einseitigen Rechtsanschauungen ‚eingesetzt' werden müssen."

*

Die in dem Buche vorgetragenen Gedankengänge sind nicht erst eine Folge des Krieges oder der Revolution, sie sind vielmehr von dem Verfasser bereits vor dem Kriege — allerdings nur in verhältnismäßig kleinen Kreisen — entwickelt worden. Erst im Januar vorigen Jahres reifte der Entschluß, den Versuch einer größeren Volksbewegung zu machen. Demgemäß begab sich im Januar vorigen Jahres eine Abordnung nach Dornach bei Basel, dem damaligen ständigen Aufenthalte Dr. Steiners, um ihn zu bitten, den Impuls für eine Volksbewegung zu geben. Die erste Frucht dieser Bitte bildete ein Aufruf an das deutsche Volk und an die Kulturwelt, der von einer großen Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus den verschiedensten Parteien unterschrieben und in weitestgehender Weise verbreitet wurde, ohne daß jedoch die Tagespresse hiervon im allgemeinen nähere Notiz nahm. In dem Aufruf werden in gekürzter Form die Gedankengänge über die Dreiteilung dargelegt. Zu

gleicher Zeit entfaltete Dr. Steiner in der Schweiz eine Bewegung zugunsten der Dreigliederung. Am Ostersonntag, den 20. April, traf endlich Dr. Steiner in Stuttgart ein; zwei Tage später fand eine Versammlung der Unterzeichner des Aufrufs von Stuttgart und Umgebung statt, in der die Gründung des „Bundes für Dreigliederung des sozialen Organismus" beschlossen wurde. Einige Zeit hiernach erfolgte auch die Veröffentlichung des grundlegenden Steinerschen Werkes über die Dreigliederung. Eine eifrige Werbetätigkeit setzte auf diesen Vorgang ein; insbesondere wurde eine große Anzahl Vorträge von Steiner in Arbeiterkreisen gehalten, die für die Bewegung weitgehendes Interesse zeigten; andererseits blieben die Hemmungen naturgemäß nicht aus. Man machte den Ideengängen Steiners den Vorwurf der Utopie und der Unausführbarkeit. Die politischen Parteien nahmen ohne besondere Ausnahme keine günstige Stellung ein. Vielfach wurde, wie dies bei dem jetzt herrschenden Materialismus ja leicht erklärlich ist, der Bewegung, der sich naturgemäß viele Anhänger der Anthroposophie angeschlossen hatten, gerade aus letzterem Grunde Mißtrauen entgegengebracht. — Zum 11. Juli 1919 erschien zum ersten Male eine Wochenschrift „Die Dreigliederung des sozialen Organismus" zu Stuttgart, in der auch eine Abhandlung von Karl Unger „Zur Geschichte der Dreigliederung" erschienen ist, der die vorstehenden Ausführungen über den Verlauf der Bewegung entnommen sind. Ob und welche Erfolge die Bewegung auch zeitigen dürfte, steht dahin; die Bedeutung der hinter der Bewegung stehenden anthroposophischen Kreise — die anthroposophische Gesellschaft allein zählt mehrere Tausend Mitglieder — sollten auch die Realpolitiker nicht unterschätzen. Hemmend wird offenbar der Widerstand der politischen Parteien sein, der auch jetzt noch kaum nachläßt; auch an sonstiger Gegnerschaft fehlt es nicht. — Nach einer Erklärung seines Arbeitsausschusses, die in der Form eines Flugblattes veröffentlicht wurde, vertrat der Bund, der die Schaffung einer Betriebsräteorganisation nach russischem Muster unbedingt ablehnt,

„auf dem politischen Gebiet keine anderen Ideen als die der Gleichheit, nämlich des gleichen Rechts für alle,
auf dem Wirtschaftsgebiet keine anderen als die der Brüderlichkeit, nämlich auf freies Vertragsverhältnis und Assoziationen gestellte Leistung und Gegenleistung, statt Kauf und Verkauf von Arbeitskraft, und
auf dem geistigen Gebiet keine anderen Ideen als die Entbindung freien Menschentums."

*

Wie ich bereits am Eingang der Abhandlung ausgeführt hatte, wäre es falsch, an den jedenfalls äußerst geistreichen Steinerschen Gedankengängen und an der von ihnen hervorgerufenen Bewegung achtlos vorüberzugehen oder diese für irgendwelche parteipolitischen Zwecke auszubeuten. Parteipolitisch sind die der Bewegung zugrunde liegenden Gedanken jedenfalls neutral, wenn auch von mancher Seite aus die Bewegung selbst mitunter parteipolitischen Zwecken — zu Unrecht — dienstbar gemacht werden möchte. Offiziell hat

übrigens der Arbeitsausschuß des Bundes ausdrücklich — zu vergl. Erklärung vom 5. September 1919 — erklärt, daß er mit keiner Parteibewegung, wie sie auch heißen möge, etwas zu tun haben könne.

Die Steinerschen Ideengänge fordern zunächst einen wirtschaftlichen und einen staatlichen Organismus. Ich brauche nicht näher hierauf einzugehen, da diese Forderungen durch die Reichsverfassung und durch die bevorstehende Schaffung des wirtschaftlichen Rätesystems, wie bereits ausgeführt, praktisch wohl für die nächste Zeit erledigt sind. Von den Anhängern der Lehre über die Dreigliederung wird bemängelt, daß die Verquickung zwischen wirtschaftlichem und politischem Leben durch die reichsrechtliche Betriebsrätegesetzgebung nicht beseitigt sei. Hierbei wird auch beklagt, daß eine Heraushebung der Arbeitskraft aus dem Wirtschaftsleben und seine Zuweisung an den politischen Organismus nicht erfolgt ist. Gerade letztere Forderung Steiners halte ich übrigens für einen sehr glücklichen Griff. Ich glaube tatsächlich, daß die Schärfe, die unsere Arbeiterbewegung genommen hat, zu einem guten Teil dem — teilweise unbewußten — Abscheu unserer Arbeiterschaft gegen den Verkauf ihrer Arbeitskraft als „Ware" zuzuschreiben ist; die im Eingang wiedergegebenen Ausführungen Steiners halte ich für durchaus zutreffend, wie auch Steiner zugestimmt werden muß, wenn er fordert, daß die Arbeiter sich mit vollem Anteil an der Sache Vorstellungen über die Art ihrer Beteiligung an dem sozialen Organismus bei Herstellung der Waren machen müssen.

Ein weiteres wichtiges Neuland des Steinerschen Werkes betrifft die Bildung des geistigen Organismus. Diese Forderung entspricht der idealistischen Weltanschauung Steiners und steht im wohltuenden Gegensatz zu dem jetzt herrschenden Materialismus, der leider in einer geradezu unerhörten Unterschätzung der geistigen Arbeitsleistungen und der Bedeutung geistiger Ideen sich auslebt. Die Gefahr, die aus einer solchen Denkweise sich für unsere Kulturentwicklung ergibt, dürfen wir in keiner Weise unterschätzen. Wir haben zwar zurzeit eine Überproduktion auf wissenschaftlichem Gebiet. Die Gelehrtenberufe sind auf das äußerste überfüllt. Das Angebot ist weit größer als die Nachfrage. Demgemäß ist aber mit einer Proletarisierung dieser Berufe, deren Angehörige man ja vielfach schon als „Stehkragenproletarier" bezeichnet hat, zu rechnen. Zum anderen ist auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß, wenn die Handarbeit auf die Dauer besser bezahlt wird als geistige Arbeit, dann späterhin unsere Universitäten und technischen Hochschulen veröden und unsere vorwärtsstrebende Jugend sich anderen Berufen, insbesondere solchen, die ihnen die Möglichkeit einer Auswanderung gewähren, zuwendet. Die Folgen einer solchen Entwicklung für unsere Kultur werden aber auf die Dauer vernichtende sein.

Als geistige Arbeit ist auch die vielfach verkannte und verschmähte Unternehmertätigkeit zu rechnen. Mit Recht weist Steiner sie dem geistigen Gebiet zu.

Unsere Kultur wird aber nicht nur durch die herrschende materialistische Denkweise, insbesondere durch die Unterschätzung der geistigen Arbeit bedroht,

sie wird auch auf das ernsteste gefährdet dadurch, daß bei den furchtbaren finanziellen Lasten, die auf uns ruhen oder noch ruhen werden, die für sie notwendigen Mittel in der erforderlichen Höhe möglicherweise von dem Reiche und den Gliedstaaten auf die Dauer vielleicht nicht mehr zur Verfügung gestellt werden können.

Dadurch, daß Steiner in erster Linie dem geistigen Organismus die Verfügung über die Erträgnisse des Wirtschaftslebens zuweisen will, wird bei Durchführung seiner Ideen der tatsächliche Eintritt dieser Befürchtungen verhütet. Reichen die von dem Wirtschaftsleben zur Verfügung gestellten Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse der geistigen und politischen Organismen nicht aus, so muß in dem Wirtschaftsleben mehr produziert und geleistet werden. Die Erhaltung unserer Kultur ist in der Tat unsere wichtigste Frage; können wir der Welt hier nichts mehr bieten, so wird unser Schicksal endgültig besiegelt. Unser Geistesleben und unsere Kultur wird letzten Endes auch von der Gefahr des Eindringens der Politik in die Schule, in die Kirche usw. bedroht. Die „Freiheit", die Steiner diesen geistigen Organismen gewähren will, und die nicht mit Zügellosigkeit zu verwechseln ist, kann uns vielleicht hiervor bewahren.

Es kann nicht genug betont werden, daß den geistigen Hintergrund des Buches der durchaus zutreffende Gedanke bildet, daß auf die Art der Lebensauffassung, in der wir an die Erfüllung der uns obliegenden Aufgaben herantreten, der entscheidende Wert zu legen ist. Geistige Ideen sind stärker — und hierin liegt ein großer Trost für die Zukunft Deutschlands — als alle materiellen Erscheinungen.

Daß Schwierigkeiten bei einer etwaigen Durchführung der Steinerschen Ideen, die natürlich nicht von heute auf morgen durchgesetzt werden können, und die noch einer weitgehenden Ausgestaltung im Detail bedürfen, vielleicht auch nur Samenkörner für die Zukunft sind, sich ergeben werden, ist dem Verfasser selbst klar. Solche Schwierigkeiten werden zum Beispiel bei der Bestimmung der zu den einzelnen Organismen Wahlberechtigten, bei Feststellung der Wahlmoden und anderem mehr reichlich zutage treten.

Nicht mit Unrecht betont daher der Verfasser am Schlusse seiner Ausführungen, daß seine Ideen nur allgemeine Anregungen, nicht Programme sein sollen. Welches aber auch das Schicksal der Bewegung sein mag, in jedem Fall sollen diese Zeilen dazu dienen, hier auf die Bewegung hinzuweisen und die Leser für sie zu interessieren, da jede Bewegung, die neue Wege weist, mit größter Sorgfalt beachtet werden sollte.

Elisa

Biographische Notizen zu De Costers „Briefe an Elisa"

Von

Else Schulhoff

Als ich im Jahre 1901 zum ersten Male in Deutschland über den bis dahin dort gänzlich unbekannten großen belgischen Schriftsteller Charles De Coster und seinen „Ulenspiegel" schrieb [1]), erwähnte ich dabei auch die für die Geschichte seiner seelischen und künstlerischen Entwicklung höchst interessanten Jugendbriefe an eine Freundin. Diese Briefe, die der Student De Coster in den Jahren 1851 bis 1856 an ein geliebtes Mädchen schrieb, sind kürzlich im Insel-Verlag in einer deutschen Übersetzung von Georg Goyert erschienen. Oder richtiger gesagt eine Auswahl jener Briefe, denn die Hundertfünfzig zuerst im Jahre 1894 (fünfzehn Jahre also nach des Dichters Tode) von seinem Freunde Ch. Potvin veröffentlichten und hier übersetzten „Lettres à Elisa" bilden nur etwa den vierten Teil der wirklich vorhandenen. Der deutschen Ausgabe ist kein Vor- oder Nachwort, keine irgendwelche Erklärung über die Empfängerin der Briefe beigegeben; der Leser erfährt nichts weiter über sie als das wenige, was aus ihnen selbst hervorgeht. Vielleicht weil der Herausgeber selbst nichts Weiteres von ihr wußte, denn schon seit Jahren scheint selbst in Brüssel jede Tradition über Elisa merkwürdigerweise so verschwunden, daß ich auch mit freundlicher Hilfe der dortigen königlichen Bibliothek nicht einmal ihren Familiennamen sicher feststellen konnte. Immerhin gibt doch Herr Potvin in der oben erwähnten Ausgabe einige biographische Mitteilungen über sie. Es scheint also eher — und Änderungen, die leider im deutschen Text der Briefe vorgenommen sind, scheinen dies zu bestätigen —, daß der Herausgeber wünschte, diese Briefe eines Dichters möchten auch nur rein dichterisch-poetisch genossen werden, daß er fürchtete, ihnen jenen feinen Schmelz des Ungreifbaren abzustreifen, sie — ein Vorwurf, der ja seinerzeit gelegentlich der Kommentare zu Goethes Briefen an Frau von Stein gemacht wurde — „vom Poetischen in das Biographische herabzuziehen". Mir scheint nun freilich, daß ein Brief kein Gedicht ist und sein soll, und daß der Leser, der solche Worte liest wie: „Du bist es, die mich gelehrt hat zu leben und zu denken, Dir verdanke ich alles", und noch nach sieben Jahren, schon nach dem Bruch, als das ach so heiße „Du" dem kühlen „Sie" gewichen ist: „Man muß nicht einen armen Narren allein lassen, der

[1]) In einem Aufsatz der „Nationalzeitung" vom 21. und 22. Juli, der Herrn von Oppeln-Bronikowski zu seiner berühmt gewordenen kongenialen Übersetzung des Romans anregte, und dem er die Ehre erwies, ihn seinem Nachwort einzufügen.

nur Sie auf Erden hat, denn Sie sind sein Herz, sein Leben, alles", — daß der Leser nicht nur zu seufzen braucht: „wie reizend muß diese Frau gewesen sein", sondern das Recht hat zu fragen: „wer war diese Frau?"

Der folgende Versuch, diese Frage wenigstens einigermaßen zu beantworten, stützt sich außer auf die Aufzeichnungen Herrn Potvins besonders noch auf mündliche Mitteilungen des verstorbenen verdienstvollen Herausgebers der Brüsseler Zeitschrift „Fédération artistique", Herrn Alphonse Van Ryn, eines genauen Kenners und begeisterten Verehrers von De Coster.

*

„Ihr Platz ist in der tiefsten Tiefe meines Herzens, inmitten der süßesten Gesänge meiner Jugend, inmitten der süßesten, reinsten, heiligsten Aspirationen meines Herzens."

(De Coster an Elisa 1858.)

Charles De Coster hat gewissermaßen selbst ein Vorwort zu den Briefen geschrieben, eine kleine Erzählung, die eigentlich als Einleitung jeder Ausgabe der „Briefe an Elisa" vorgedruckt werden sollte. „Erinnere Dich, daß unsere Liebe mit einem Zank von weitem angefangen hat, dem Dummkopf von Publikum als Futter vorgeworfen." Diese Stelle aus einem der ersten Briefe bezieht sich auf eine Novelle, die der vierundzwanzigjährige Student 1851 in einer Brüsseler Zeitschrift erscheinen ließ, unter dem Titel „Schattenriß eines Verliebten" („Silhouette d'amoreux", Revue nouvelle, 15. Oktober und 1. November 1851). Sie ist, da „D." gezeichnet und daher nur wenigen als De Costers Werk bekannt, den Übersetzern bisher entgangen. Für den „Dummkopf von Publikum" die feine, aber fast ein wenig zu harmlose Geschichte eines in ein junges Mädchen verliebten Studenten, für eine einzige Leserin aber eine glühende Liebeserklärung. Denn hier fand sie wörtlich alles aufgezeichnet, was zwischen ihnen vorgegangen war, ihr erstes Zusammentreffen, ihre Gespräche und Neckereien, ihr Spotten über seine Liebe und seine Verzweiflung. Diese Leserin war eine Freundin seiner Schwester Caroline, die neunzehnjährige Elisa X., aus einer sehr angesehenen Brüsseler Familie, deren Haus in nächster Nähe seines Elternhauses lag. Sehr anmutig schildert De Coster in der Novelle das erste Zusammentreffen zwischen René, wie er sich, und Lucie, wie er die Geliebte nennt. René, eines Tages allein zu Hause, hört an der Haustür läuten und findet sich, als er sie öffnet, einem jungen Mädchen gegenüber, die „sozusagen seine Nachbarin war, aber von der er bis jetzt nur ziemlich von weitem die breiten braunen Scheitel erblickt hatte". Sich seiner im Erdgeschoß wohnenden Schwester gegenüberglaubend, sagt sie, im Begriff einzutreten, „liebste —", als René, „der sehr verwirrt war", mit schüchterner und brüsker Stimme sagte: „Ich bin allein zu Hause." Das junge Mädchen geht mit einem kurzen, trockenen Gruß fort. Von seinem Fenster im oberen Stock sieht René ihr nach, und plötzlich durchzuckt ihn „der süße Gedanke, daß er liebt, und die noch süßere Hoffnung, daß er geliebt werden kann". Aus den Briefen an Elisa können wir auf den Tag fest-

stellen, daß und wann diese anmutige Szene sich in der Wirklichkeit abspielte. Am 17. August 1854 schreibt er ihr: „Gestern habe ich ein Datum auf meine Wand geschrieben: am 16. dieses Monats vor drei Jahren war es, als ich Dir aufmachte und Du einen Schritt vorwärts tatest und zu mir sagtest: „Liebste . . Erinnerst Du Dich?"

Hier das Bild Lucie-Elisas, ein impressionistischer Eindruck, wie es „uns die Liebe ins Herz gräbt, und das mehr wert ist als Öl oder Aquarell".

„Ihre Hautfarbe war von jener matten Bläße, die das Zeichen des Überflusses eines sanguinischen Temperamentes ist; niemals hatte ein rötlicher Ton diese heiße südliche Karnation gefärbt. Es war schwierig, ihre Augen zu sehen, die sie mit einem sonderbaren Eigensinn versteckte. Aber es gab Augenblicke, wo, wenn man ihren Blicken begegnete, man in ihnen eine so große Lebhaftigkeit fand, einen so wollüstigen Schein, einen so magnetischen Glanz, daß man entweder recht alt, oder recht kalt, oder recht zerstreut sein mußte, um nicht lebhaft beunruhigt zu werden . . ."

Es ist eine etwas problematische, zu denken gebende Note in dieser Schilderung, aber der junge verliebte Verfasser hatte schärfer beobachtet, als er selbst wußte, denn er fährt harmlos fort:

„Diejenigen, die sie kannten, sagten, daß sie nicht gesetzt genug sei. Es gab ein paar unter ihren Kinderspielzeugen, die sie noch nicht aufgegeben hatte. Frauen behaupteten, daß sie sich wirklich ein wenig gehen lasse, ihren Geist nicht genug bilde. René würde darauf geantwortet haben, daß ihr Geist das nicht nötig habe, und daß er reizend sei, so wie er sei."

Es folgen mehrere Zusammentreffen, die Renés Verliebtheit steigern, ihn zwischen Hoffnung, Furcht, Skeptizismus, „Verzweiflung in Lustigkeit verkleidet" umherwerfen. Auf einem Balle — der, wie alle Szenen der Novelle, wirklich stattgefunden hatte — noch vierzig Jahre später erinnerte sich De Costers Schwester aller seiner Einzelheiten — wagt er, Lucie ein halbes, aber so verworrenes Geständnis seiner Liebe zu machen, daß er nicht weiß, ob sie, die ihm neckend eine Rose schenkt, ihn verstanden hat. Und nun folgt jener „Zank", von dem De Coster an Elisa als vom Anfang ihrer Liebe schreibt. René erfährt, daß Lucie ihn vollständig verstanden, aber über den „seufzenden Liebhaber" mit ihren Freundinnen, ja sogar mit ihrer Jungfer (die in den „Briefen" öfter erwähnte Vertraute Virginie) gespöttelt hat. Empört und stolz beschließt er, seiner Liebe ein Ende zu machen. „Wenn ich wollte, daß Lucie mich lieben sollte, würde sie mich lieben . . . aber ich will nicht." Und als Symbol seines erstorbenen Gefühls wirft er die von ihr erhaltene Rose ins Feuer. „Das nannte René, seine Liebe begraben."

Damit schließt die Novelle — und beginnen unmittelbar die „Briefe an Elisa". Denn für das junge Mädchen war das, was sie gelesen, eine doppelte Erleuchtung gewesen; sie wußte nun, daß sie nur gespottet und gelacht hatte, weil sie nicht wagte, an ebenso wirkliche tiefgehende Gefühle des jungen Dichters zu glauben, wie er in ihr geweckt hatte. So antwortete sie, als er sie nun durch seine nichtsahnende Schwester fragen ließ, ob sie glaube, daß Lucie René jemals lieben könne: „Sie liebt ihn schon." Auf ihre Antwort jubelt

er seinen ersten Brief mit dem für den „Anbeter der Melancholie" so charakteristischen Anfang: „Sie lieben mich. Endlich! Mein Glück ist so groß, daß es einer Traurigkeit gleicht." [1])

De Coster hat es immer wieder ausgesprochen, daß diese Liebe für ihn die Offenbarung über die Liebe überhaupt gewesen sei, die der Student bis dahin nur in einer recht derb-sinnlichen Form gekannt hatte. Er wiederholt es Elisa fortgesetzt in seinen Briefen, und, was mehr sagen will, er wiederholt es fortgesetzt sich selbst. Es existiert eine Art Tagebuch, daß er nur für sich über die ersten Jahre dieser Liebe führte. Zum Schutz vor unberufenen Augen ist es in Romanform redigiert unter dem Titelnamen der Heldin „Lucie". So, und sich selbst René, nennt er sie darin nach den Namen jener ersten ihr gewidmeten Novelle — aber oft genug gleitet die Feder aus, und statt der Pseudonyme stehen die richtigen Namen. „Ehe René sie kannte, wußte er nicht, was Liebe war." „René sah den Unterschied zwischen der Liebe und der Sinnlichkeit"; ähnliche Bemerkungen finden sich zahlreich. Alles, was ihn an Elisa entzückte, ihre Neckereien und ihre ernsten Gespräche, zeichnet er auf; aber auch als sie bei ihrem ersten gemeinsamen Ausflug ein nach seiner Ansicht für den Salon, nicht fürs Land passendes Kleid trägt, gibt ihm das Anlaß zu einer Ausführung über „die Scham, die der Nährstoff der Liebe ist", um gleich hinzuzusetzen: „welcher Schatz ist dieses Kinderherz."

In diese Liebesidylle mit all ihrer beglückenden Heimlichkeit, all dem Zauber und all der Naivität eines ersten großen tiefen Gefühls, wie man es in den Briefen nachlesen mag, fiel nach etwa zwei Jahren ein dunkler Schatten, der sie hart auf ihre Echtheit prüfte. Eine zunehmende Traurigkeit und Gedrücktheit Elisas war dem Verliebten aufgefallen; sie sprach von „schrecklichen Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen", und er drang in sie, ihm zu sagen, was sie quäle (Brief 48). Es spricht sehr für das junge Mädchen, daß sie jetzt den Mut, die Verpflichtung in sich fand, ihm ein furchtbares, schwer auf ihr lastendes Geheimnis zu beichten auf die Gefahr hin, ihn damit auf immer zu verlieren. Kaum dem Kindesalter entwachsen, in jenen Jahren, deren größter Reiz, aber auch größte Gefahr gerade die unbefangene Unschuld ist, war sie, die ihre Mutter früh verloren hatte, das Opfer eines gewissenlosen Verführers geworden.

Der erste Eindruck auf De Coster, der in ihr das reine unschuldige Kind gesehen, das er „toll vor Verlangen respektiert hatte", war nieder-

[1]) Alle hier angeführten Zitate aus den Briefen sind nach den französischen Originalen, da, wie schon erwähnt, die deutsche Übersetzung sehr willkürlich und ungenau ist. Wohl zugunsten einer sogenannten einheitlich-poetischen Stimmung sind die herben und kräftigen Stellen teils fortgelassen, teils verwässert. So, wenn etwa gleich in diesem ersten Briefe ein „wie gern hätte ich alle Leute, die uns umgeben, zum Teufel gejagt" mit „wie gern hätte ich auf jede Gesellschaft verzichtet" wiedergegeben wird; oder wenn das „Sie" der Anrede, das erst im Laufe des Briefes mit plötzlicher Leidenschaft in das „Du" übergeht, unterdrückt wird usw. Es ist dies um so bedauerlicher, als die Übersetzung — deren sonst sehr gewandte schöne Sprache hervorgehoben sei — dadurch bedeutend eintöniger wirkt und für biographische Zwecke leider ganz unbrauchbar ist.

schmetternd — daher also jener halb scheue, halb wissende Blick, den er in ihrem Lucie-Porträt geschildert, aber nicht verstanden hatte! Schneidend spricht er ihr in dem Antwortbrief auf ihr Geständnis von dem „gräßlichen Bilde, das mich heute nacht vor Ekel schaudern gemacht hat". Und ein hartes „Sie" anwendend: „Ich liebe Sie, und ich werde Sie nie mehr küssen können, nie mehr. Es ist unmöglich." Bald jedoch gewannen gerechtere, edlere Gefühle die Oberhand, die gewiß mit in dem Zauber wurzeln, den die reizende Geliebte auf ihn ausübte, aber ebenso in der schönen Idealität seines ganzen Wesens, und die sich angesichts ihrer Verzweiflung, ihrer Tränen bis zur Exaltation steigern: „Mein Engel, meine Geliebte, ich habe Dich gerettet, ich, Du mußtest mir begegnen. Du bist ganz unschuldig, hast nur mich geliebt." Er beschwört sie, nicht mehr zu weinen, ihm seine erste ungerechte Härte zu verzeihen, ihm weiter alles zu vertrauen. Bestärkt wurde er in diesen Gefühlen durch einen Freund, dem er sich anvertraut hatte, dem wenige Jahre später jung verstorbenen Schriftsteller Felix Thyes. „Das Geständnis, das sie Dir gemacht hat," schrieb ihm dieser in einem noch erhaltenen Briefe, „ist eine mächtige Bürgschaft für die Zukunft. Vergiß auch nicht, daß Du ihr Rechenschaft schuldig bist über die Leidenschaft, die sie beherrscht ... Denke darüber nach, was den wahren Fall der Frau ausmacht und was sie wieder erhebt." Erschüttert und zugleich von tiefstem Vertrauen zu dem Schreiber dieses Briefes erfüllt, den ihr Geliebter ihr mitteilte, faßte Elisa den Entschluß, Thyes aufzusuchen und sich mit ihm über ihr Verhältnis zu De Coster auszusprechen. Im Anschluß an diesen Besuch schrieb ihr Thyes in einem „brüderlichen", für alle Beteiligten sehr charakteristischen Brief: „Charles ist ein edler und guter Charakter, eine prachtvolle Natur, fähig, alle schönen und großen Dinge zu verstehen und zu tun. Was ihm fehlt, sind jene kleinen bürgerlichen Tugenden, von denen man in unserem Alter wenig Aufhebens macht, die jedoch feste Bürgschaften des Glückes sind ... das sind keine Fehler für einen Künstler ... aber in das Herzensleben bringen sie Leiden und eine fortwährende Aufregung ... Diese Herzensruhe, ohne die es kein wirkliches Glück gibt, können nur Sie, mein Fräulein, nur Sie ihm geben ... Seien Sie für Charles nicht nur die angebetete Frau, seien Sie auch die Muse, die begeistert, der Engel, der berät und stärkt ..."

Wenn es für De Coster noch einer Probe bedurft hätte, um ihr sein vollstes Vertrauen wieder zuzuwenden, so war es, schreibt er ihr, dieser Besuch bei seinem Vertrauten, und was ihm dieser darüber mitteilte. Er will in ihrer Vergangenheit nichts mehr sehen als eine „mutwillige Kinderei", und er findet das schöne Schlußwort: „Ich werde diesen schwarzen Fleck auslöschen; nein, ich werde ihn nicht auslöschen, ich lösche ihn aus, er existiert nicht mehr."

Ein schlimmer Stachel blieb noch zurück. Der Verführer, den Elisa ihm nicht genannt, den er aber in einem Hausfreund ihres elterlichen Hauses erraten hatte, ging dort nach wie vor ein und aus — es ihm untersagen, hätte Entdeckung durch ihre Familie bedeutet. „Oh, ich wollte, ich wäre Herr in deinem Hause und hätte eine gute Reitpeitsche", knirscht De Coster. Aber

auch das bedeutete ihm bald nichts mehr, der Elende wurde ihnen „Luft, die schlechte Luft von gestern".

Das schreckliche innere Erlebnis hatte sie enger zusammengebracht als je, es gab nichts mehr, woran er den „petit ange" — ihr Name für ihn war „bijou" — nicht teilnehmen ließ, besonders auch an seinem literarischen Schaffen. Für die Geschichte des Entstehens seines zweitbedeutendsten Werkes, der „Légendes flamandes", sind die Briefe an Elisa aus dem Jahre 1856 von größtem Interesse. In all diesen Jahren des Tastens und Suchens, der häuslichen Verstimmungen über das Fehlschlagen verschiedener Ansätze zu dem von seiner Familie gewünschten sicheren bürgerlichen Berufe, gab ihm Elisas hingebende, verstehende Liebe die Atmosphäre, in der sein Genie sich entfalten konnte. Ein bequemer Liebhaber war der junge Dichter nicht; bald ist ihm Elisa zu heiter, bald zu traurig; ein roter Schal, den sie trägt, die zufällige Bemerkung eines Gleichgültigen, sie habe etwas Herausforderndes, reizen ihn zu heftigen Vorwürfen über ihre Koketterie, über ihren Mangel an Zurückhaltung. Die Briefe sind voll von reuigen Bitten um Verzeihung für ihr gemachte Szenen und voll von Dank und Beschämung für die rührende Sanftmut und Geduld, die sie ihnen entgegensetzte. „So schlecht ich gewesen bin, nie hast Du mir ein hartes Wort gesagt. Wenn ich Dich gequält, war es nicht eine Bosheit, die aus Deinem Munde kam, es war eine Klage, eine arme, sehr sanfte Klage, dazu gemacht, jeden andern zu rühren, als das brutale Geschöpf, das ich manchmal bin." Daß sein von Natur bei aller Idealität oft schroffer Charakter, die brüske Art seines Benehmens sich unter ihrem Einfluß änderte, bezeugten alle seine Freunde, und er fühlte es selbst. In den Briefen und in dem Lucie-Tagebuch finden sich bezeichnende Worte wie: „Die Liebe, die René für Lucie hegt, hat ihn gelehrt, höflich und liebreich mit den Armen zu sein," oder: „Zwei Dinge verdanke ich Dir, die ich nie vorher gekannt habe: die Tränen und die Liebe zum Lande." Auch wie sehr Elisa innerlich an dieser Liebe wuchs, liest man zwischen den Zeilen der Briefe: „Ihr Charakter verschönert sich. Die Poesie singt darin", notiert er im Tagebuch. Aus dem bei allem liebenswürdigen Reiz launischen, verzogenen, etwas verderbten jungen Ding wird sie wirklich die von Thyes für den Freund ersehnte Engelmuse. Von De Costers erstem Charakterisieren ihrer Gedanken als „hübsche, kleine, zwitschernde, singende Vögel, kleine Engel mit Flügeln aus Sammet, reich abschattierte Schmetterlinge" ist ein weiter, aufsteigender Weg bis zu der Kritikerin, der er alles unterbreitet, der er in einem der letzten Briefe das Zeugnis gibt: „Dank Dir habe ich glückliche Inspirationen gehabt, die die Stufen, die ersten zu meinem Rufe sind." „Kein einziges meiner Bücher, in dem Dein Bildnis nicht skizziert ist" — das gilt nicht nur von dem Schaffen aus jener Zeit, in dem „Jeanne" in der gleichnamigen Komödie nach des Dichters Ausspruch ihre besonderen Züge und Sprache trägt, sondern auch von der weiblichen Heldin seines Hauptwerkes „Ulenspiegel", der reizenden Nesle, mit ihrer Anmut, ihrer Sanftmut bei allem Temperament, ihrer Treue und Schelmerei, und von der Heldin seines letzten Romans, der „Hochzeits-

reise" (ersch. 1870), das ja überhaupt nur ein Versuch ist, den der Geliebten gegenüber so oft ausgesprochenen Wunsch, „unser süßes Leben der Verliebten in der Ehe fortzuführen", wenigstens in der Dichtung zu verwirklichen.

Warum ist dieses von De Coster immer wieder und wieder betonte Verlangen, die Geliebte als Gattin heimzuführen, in der Wirklichkeit gescheitert? Die in den Briefen gelegentlich zutage tretenden Hindernisse wie: daß er ihrer Familie als Freier nicht genehm, daß seine Mutter dem Verhältnis nicht gewogen sei, wären, sobald er eine Lebensstellung hatte, gewiß nicht unüberwindlich gewesen. Vielleicht findet sich die Lösung des Rätsels in einem nachgelassenen Manuskript „Naivités" überschrieben, in dem der Dichter lange nach der Trennung von Elisa offenbar versucht, sich mit dem ganzen Problem dieser Liebe, die ihn nicht loslassen wollte, auseinanderzusetzen. Das junge Mädchen, von dem er darin spricht, hat ganz Elisas Schicksal erlitten, ohne Liebe verführt, dann einem jungen Mann — „schön, jung und zartfühlend" — im geheimen durch wahrste, hingebendste Liebe verbunden: „Aber niemals wird sie ihm durch Heirat angehören: sie will nicht, daß die Welt lacht." Wenn dieses der Grund war — und nichts spricht dagegen —, so ist „der kleine Engel" eine große Heldin gewesen.

Nach sieben Jahren, im Jahre 1857, kam es zur ersten Trennung. In einem späteren Briefe spricht De Coster von „entsetzlichen Augenblicken, furchtbaren Szenen", die ihr vorangegangen seien, von „zerstörtem Glauben, zerstörten Illusionen". Beim Lesen seiner Briefe aus der Zeit vorher hat man den Eindruck, daß er sie furchtbar, und daß er sie ungerechterweise gequält hat, daß Intrigen und Einflüsterungen seiner Umgebung, die ihn, wie er selbst immer wiederholt, von ihr trennen wollten, ihn beeinflußt haben. Ein „harter Brief" von ihr, den er selbst als gerecht anerkennen mußte, gab ihm seine Freiheit zurück, die er annahm. Er suchte nun Elisa zu vergessen, auf Reisen, in guter und schlechter Gesellschaft, in der Arbeit, in einer andern Liebe — alles umsonst. Nach dreivierteljähriger Trennung kehrte er leidenschaftlicher als je zu ihr zurück: „Ich hatte nur gelebt in Gedanken an Dich, jeder Tag brachte mich Dir näher." Aber bald zeigte sich, daß der entstandene Riß nicht mehr zu überbrücken war, die Vorwürfe begannen von neuem, das Vertrauen war geschwunden, die Liebe wurde eine Qual. „Ach, unsere schöne Liebe, wo ist sie? Ich liebe Dich," — dieser Schluß seines großen Abrechnungsbriefes vom Frühjahr 1858 ist charakteristisch für die Stimmung aller. Wenn er ihr vorwirft, sie habe sich verändert, den früheren Sonnenschein in ihrem Wesen vermißt, findet, sie sei hart und bitter geworden, so fühlt der Leser, daß die ahnungslose Grausamkeit seiner Worte die Schuld daran trägt. Ein besonderer Anstoß kam noch hinzu, der ihm dann die endgültige Trennung als ein „Opfer der Pflicht" erscheinen ließ. — Seine von ihm zärtlich geliebte Mutter war die größte Gegnerin seines Verhältnisses zu Elisa, das ihr die Zukunft des angebeteten Sohnes zu verderben schien. Ein nur vages Gerücht von ihrer vor der Familie geheimgehaltenen Wiedervereinigung hatte diese Überzeugung zu einer so krankhaften Exaltation gesteigert, daß der Sohn

einen Schlaganfall befürchtete, wenn sie es als Tatsache erfahren würde. So schrieb er der noch immer heiß Geliebten den schmerzlichsten Abschiedsbrief: „Ich verlasse Sie, während ich Sie liebe. Die Pflicht ist stärker als ich. Helfen Sie mir sie erfüllen." Aber er konnte nicht von ihr lassen; wenige Wochen später folgt ein Brief, der die Bankerotterklärung seines Lebens ohne ihre Liebe ausspricht, und da Elisa im tiefsten verletzt sich stumm abweisend verhält, am Ende des Jahres ein Verzweiflungsschrei: „Ich schäme mich, mein Fräulein — — nach einem Kampf von zehn Monaten machen Sie mich meinen Stolz opfern, um ihn Ihnen zu Füßen zu werfen und Ihnen zu sagen: ich liebe Sie." Wenn sie ihm diesen Brief nicht zurückschickte, sollte es ein Zeichen sein, daß auch sie ihn noch liebt. Der Brief kam zurück — es war aus.

Seine Freunde berichten von De Costers Verzweiflung, seinen Tränenströmen. „Ohne seine Mutter und seine Schwester würde er es nicht überlebt haben."

Die weitere Geschichte des „kleinen Engels" klingt wehmütig mit einer leisen schmerzlichen Würde aus. Sie war damals erst fünfundzwanzig Jahre alt; kaum zwölf Jahre später ist sie gestorben. Nach dem Tode ihres Vaters, kurz nach der Trennung von De Coster, war sie zu ihrer verheirateten Schwester gezogen. „Sie war", erzählte ein Freund der Familie Herrn Potvin, „der Charme des Hauses und starb an einer schleichenden Schwindsucht, ohne daß je eine Klage hätte erraten lassen, sie trüge ein Geheimnis im Herzen."

Anderthalb Jahre vor ihrem Tode erschien das Meisterwerk ihres früheren Freundes, der „Ulenspiegel", — hat sie es noch gelesen? Sie war damals schon sehr krank.

Was ist jenes „Besondere" gewesen, daß De Coster nicht nur so lange in der Liebe zu Elisa festhielt, sondern auch, als später andere bedeutendere Frauen gebietend in sein Leben getreten waren, sie ihm so unvergeßlich machte, daß sein letztes, schon erwähntes Buch nur ein Zurückrufen des verlorenen Paradieses dieser Jugendliebe ist? Ich glaube, es liegt dort, wo dieser „Anbeter der Schwermut" — für den in „jener Melancholie, jener ausgesuchten Traurigkeit, die die geheimsten Fibern des Herzens berührt, das ganze Wesen der Kunst ruht" — solche Worte an die Geliebte schreibt: „Wie Du heute schön warst, Du hattest einen so feinen Ausdruck glücklicher Schwermut. So liebe ich Dich so sehr." Oder: „Wie gut Deine beiden Briefe sind! Sie haben beide diese Färbung entzückender Traurigkeit, die die ganze Liebe ist." Zwischen den vielen hundert Briefen von ihm an sie ist ein einziges kleines Briefchen von ihr an ihn erhalten geblieben, undatiert, aber wohl aus der ersten Zeit ihrer Verbindung stammend. Sie schreibt ihm, daß sie am Sonntag bei der Hauptmesse, wo sie allein in einer Ecke betete, plötzlich ihre Tränen fließen fühlte: „aber es waren so süße Tränen, ich war so vollkommen glücklich."

Neue Wege der bildenden Kunst[1]

Von

Max Osborn

III. Die Lage von heute

In breitem Strome fluteten die Wellen der neuen Bewegung alsbald über ganz Europa. Gerade dies ist bezeichnend für ihren Charakter. Es handelte sich nicht mehr um eine Lehre, die in irgendeiner Ecke oder an einer weithin sichtbarer Stelle der großen abendländischen Siedelung von einem genialischen Kopf und Herzen gefunden und von diesem Zentralpunkt aus über den ganzen Weltteil gewandert war, sondern um das explosive Hervorquellen einer neuen Gedanken- und Vorstellungswelt. Wie im Frühling die jungen Keime nicht an einem beliebigen Punkte aufsprießen, während ringsum noch Winteröde bleibt, sondern ringsum der ganze Himmelsstrich, der im gleichen Klima liegt, von blühender Verjüngung gesegnet wird, so bricht jetzt allenthalben, fast zu gleicher Zeit, die neue Saat der bildenden Künste auf. Kein besserer Beweis für die Zwangsläufigkeit und das organische Werden der überraschenden Erscheinung ist denkbar als diese Internationalität.

Daß in Paris das Vorspiel geliefert wurde, daß einzelne große Persönlichkeiten von den Gefilden des Impressionismus sich den individuellen Weg ins Neuland bahnten, kommt dabei nicht so sehr in Betracht. Die Dinge lagen wesentlich anders als etwa zu der Zeit, da die Meister von Fontainebleau sich zu der klingenden Gefühlswelt der intimen Landschaftskunst durchkämpften, oder als die Männer von Battignolles die Freilichtmalerei erfanden. Das waren Programme, die allmählich, aber sehr langsam, erst in jahrzehntelanger Reise, sich über Europa verbreiteten. In ihnen hatte die Gestaltungsfreude des neunzehnten Jahrhunderts in einem bestimmten Stadium sich zu bestimmten Komplexen von Formvorstellungen verdichtet — aber, wenn es erlaubt ist, so zu sprechen: man könnte sich vorstellen, daß dieser Ruck in der Entwicklung sich schließlich auch auf eine andere Weise vollzogen hätte; daß hier tatsächlich große Persönlichkeiten am Werke waren, die der Kunst der Welt ihren Willen diktierten. Jetzt hat die Weltkunst selbst einen jungen Willen erzeugt, und nur die Form seiner Betätigung wird vom Wirken führerhafter Meister nach dieser oder jener Richtung beeinflußt. Früher war dann der Gang so, daß von den einzelnen Ländern her vorwärtsblickende junge Geister zu den Zentren strebten, von dort die neuen Prinzipien in ihre

[1]) Siehe „Deutsche Rundschau". XLVI, 4, S. 97 ff. und 5, S. 243 ff.

Heimat brachten und hier nun auf ihre Generation befruchtend wirkten. Jetzt beobachten wir einen anderen Rhythmus der großen Wandlung: bei den verschiedenen Nationen erhebt sich eine aufsteigende Generation, von Durst und Sehnsucht nach dem ihr gemäßen Ausdruck erfüllt, sucht tastend umher, oft in ungeschickten Sprüngen, manchmal in geradezu groteskem Gehabe, unsicher und lallend — und entnimmt nun erst aus den Werken der Meister des älteren Geschlechts, die sie sich, fast überrascht, voranschreiten sieht, Anregungen, um ihren unklar empfundenen Gedanken bildnerische Gestalt zu geben.

Wer selbst das zweifelhafte Glück hat, sich höherer Lebensjahre zu rühmen, wird immer, wenn ein neues Zeichen der Kunst aufgepflanzt wird und der Weg durch Gestrüpp zu fremden Zielen umbiegt, mit sich zu kämpfen haben, um der Begeisterung der Jugend, die strahlend voranläuft, zu folgen. Man sieht stets gleichsam mit den Augen der Maler der früheren Generation und ist nur zu leicht geneigt, die Bedingungen dieses Sehens für unabänderliche Grundgesetze des Sehens überhaupt zu betrachten. Die kritische Kunstbetrachtung älterer Manier zog daraus meist sehr bequeme Konsequenzen. Sie sagte sich: Sei im Besitze, und du bist im Recht. Praktisch ausgedrückt: sie urteilte über die neuen Erscheinungen der Kunst nach Maßgabe der den älteren Erscheinungen entnommenen Normen und glaubte sich so imstande, da sie sich ja auf einen geheiligten Kodex zu stützen vermeinte, Prädikate austeilen zu können, wie gut oder schlecht, schön oder häßlich, erlaubt oder nicht erlaubt. Mit solchen Gewohnheiten war der neuen Bewegung gegenüber überhaupt nichts auszurichten. Denn dies ist festzuhalten: nicht eine neue Etappe der Kunstentwicklung, die sich seit den Tagen der Renaissance fortgesponnen hatte, hat eingesetzt, sondern ein neuer Abschnitt, ja ein neues Buch beginnt. Die große Rückbildung, von der wir schon gelegentlich Gauguins sprachen, schuf ganz andere Voraussetzungen, und immer mehr erscheinen uns die Führer, von denen unsere Betrachtung in diesen Heften ausging, der Hauptsache nach als Vorahner. Das Zurückgreifen auf längst vergessene Begriffe aus Zeiten, die von unserer Bildung, unserem Wissen, unserem Handwerk, unserer tausendfach verästelten technischen Erfahrung noch nichts kannten, bedeutet zweifellos eine grundstürzende Wendung — eine Erscheinung, die, wie man kühnlich behaupten kann, in der ganzen Kunstgeschichte überhaupt noch nicht dagewesen ist. Ob damit geradezu eine „Wiederkehr der Kunst" in dem Sinne heraufbeschworen wurde, wie ihn die Wortführer der neuen Modernen im Auge haben — also eine Abkehr von unkünstlerischer oder unkünstlerisch gewordener Anschauung zu einer solchen, die man im Grunde eigentlich erst wieder als eine künstlerische bezeichnen kann — das wird sich heute noch nicht entscheiden lassen. Die Behauptung ist noch kein Beweis. Aber jedes aufsteigende Geschlecht braucht den Mut solcher Behauptungen, um sich das gute Gewissen für seine Arbeit zu sichern.

Aus diesen Gründen jedoch sieht sich der kritische Betrachter vor der Pflicht, allen Vorurteilen, vorgefaßten Meinungen und angeblichen Sicher-

heiten der Theorie zu entsagen und seine ganze Aufmerksamkeit lediglich der Frage zuzuwenden: was für Triebkräfte sind es, die auf einmal ihr Haupt erhoben, wie und warum sind sie mächtig geworden, und auf welche Weise setzen sie sich in künstlerische Gestaltung um? Wer so an die neuen Dinge herantritt, verzichtet zunächst auf die Gottähnlichkeit des fest im Gleichgewicht ästhetischer Regeln ruhenden Richters, aber er gewinnt dafür die Freiheit und geistige Kraft des Forschers, der die Elemente der gegebenen Erscheinungen analysiert, um ihrem Sinn näherzukommen. Doch auch der älter Gewordene fühlt sich, wenngleich mitunter geradezu widerwillig, vom Strome mit fortgerissen. Er gehört ja schließlich nicht nur der Zeit seiner eigenen Jugend, sondern auch der seiner späteren Jahrzehnte an. Wenn es mir gestattet ist, von mir persönlich zu sprechen — nicht weil ich glaube, daß dies Erlebnis an sich besondere Wichtigkeit beansprucht, sondern weil mir die gewonnenen Erfahrungen typisch zu sein scheinen — so möchte ich folgendes bekennen: Bis zum Kriege stand ich dem Gebrodel der neuen Kräfte ringsum zweifelnd und skeptisch gegenüber. Nicht nur weil ich hier Unvollkommenheiten im einzelnen erkannte, sondern weil ich das Gefühl hatte, daß an einem festgefügten Bau von großer Schönheit und logischer Konstruktion ohne tiefste Notwendigkeiten gerüttelt werde. Das große Gesamtbild der modernen Kunst, das sich aus Realismus, Naturalismus und Impressionismus mit dessen letzten Ausläufern entfaltet hatte, erschien mir so bedeutungsvoll, so tief aus dem Erdboden unseres kulturellen Lebens aufgewachsen, daß mich Ängstlichkeit beschlich, die großen Errungenschaften, die daraus resultierten, könnten verloren gehen. Da kam das ungeheure Erlebnis des Krieges und der Erdbebenerschütterungen, die ihm unmittelbar folgten. Die Jahre des Grauens hatten mich quer durch Europa geworfen, die Nöte der Zeit mir ein Arbeitsfeld fern von der Kunstprovinz gewiesen. Nun kam ich zurück. Und mit einem Schlage fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Anders, als ich es je vorher für möglich gehalten hatte, erschien mir nun der stürmische Drang und das unbezähmbare Verlangen der jungen Künstler. Ich fühlte, wie ihr sehnsüchtiges Wollen, ihr heißer Trieb zu stärkerem, tiefergreifendem Ausdruck auch in mir lebendig wurde, wie die Gesamtheit des früher Geschaffenen diesem alles zurückdrängenden Verlangen nicht Genüge leisten konnte. Einer der ersten Kunstbesuche in der furchtbar veränderten Heimat galt einem befreundeten Sammler, der eine erlesene Reihe impressionistischer Werke besitzt, meisterliche Stücke von Monet, Renoir, Sisley, Liebermann und so fort. Ich schritt die Reihe ab, die ich aus langjähriger Kenntnis gut im Gedächtnis trug, und — war tief enttäuscht. Etwas wie Vergangenheit lächelte mich trübe an, etwas Mattes, Blasses, unlebendig Gewordenes. Ich fühlte mit plötzlichem Erkennen die gewaltige Kluft, die zwischen diesen reifen Meisterwerken eines verklungenen Abschnitts und dem derben, strotzenden oder unseeligen Wunsche der neuen Zeit gähnte. Und in mir griff die unerschütterliche Überzeugung Platz: unmöglich, daß diese Art den heute Lebenden wahr-

haft genügen und Befriedigung gewähren kann. Freilich, was ist den alten Meistern in der königlichen Hoheit ihrer Größe an neuen Meistern an die Seite zu stellen? welche neue Rundheit und Geschlossenheit künstlerischen Denkens und Gestaltens darf sie grüßen? Die Antwort setzt in Verlegenheit. Aber vielleicht nur darum, weil die Frage falsch gestellt ist. Denn nicht dies kann maßgebend sein für das Anschauen der künstlerischen Werke eines neuen Bekenntnisses: ob sie ihren Vorgängern die Wage halten können — sondern nur dies: ob sie mit demselben inneren Zwang, der gleichen Folgerichtigkeit aus natürlichen, gewordenen und somit als Tatsache zu respektierenden allgemeinen Bedingungen hervorgeblüht sind wie jene. Hieran aber ist nicht mehr zu zweifeln gestattet.

*

In Deutschland traten die ersten Anzeichen eines neuen Willens in denselben äußeren Formen auf wie zwanzig Jahre vorher. Wieder gab es eine „Sezession", nur daß jetzt die alten Sezessionsgemeinschaften die Rolle des konservativen Prinzips übernahmen und die Jugend in die plötzlich allenthalben aufschießenden „juryfreien Ausstellungen" abwanderte. Oder: nicht eigentlich abwanderte, sondern zu gelegentlicher Manifestation flüchtete. Die Sezessionen selbst konnten sich des Ansturmes von links freilich nicht lange erwehren. Wenn sie nicht selbst den Ast absägen wollten, auf dem sie saßen, und das alte Prinzip der Freiheit verleugnen wollten, unter dessen Zeichen sie einst aufgeblüht waren, so konnten sie den neuen Gedanken, die an die Tür pochten, den Einlaß nicht ernstlich verweigern. Alsbald gärte, rumorte und grollte es überall. Die Art, wie die Revolutionäre in das festumzäunte Gehege des schon würdig und bürgerlich gewordenen Sezessionismus einbrachen, ließ sofort an Keckheit und Rücksichtslosigkeit nichts zu wünschen übrig. Als Hauptstadt des jungen deutschen Expressionismus, der über Nacht da war und plötzlich alle Geister beschäftigte, konnte eine Zeit lang Dresden angesehen werden. Die sächsische Residenz mochte sich dazu als besonders geeignet empfehlen. Denn hier wehte seit Jahrzehnten eine freie Luft, ohne daß die fortschrittlichen Gedanken wie in München und Berlin gleich zu straffen Organisationen geführt hatten, die mit ihren Vorteilen auch immer die Gefahr einer gewissen Erstarrung in sich tragen. Nun erfolgte an der Elbe der erste Zusammenschluß jüngerer Künstler zur Betonung und Erkämpfung neuer Ziele. Man nannte sich „Die Brücke", wobei nicht ganz klar, aber auch gleichgültig ist, wohin diese Brücke führen sollte. Vermutlich schwebte lediglich der Gedanke vor, daß es gelte, eine Brücke ins Neuland hinüberzuschlagen, das erst noch entdeckt werden sollte. Man mag einwenden, daß eine solche Brücke naturgemäß den Eindruck erwecken mußte, als wenn sie in der Luft schwebe. In Wahrheit aber trat der Kreis sehr energisch und selbstbewußt auf. Aus ihm sind in der Tat mehrere Künstler hervorgegangen, die bis heute an der Spitze der Bewegung in Deutschland geblieben sind.

Unter ihnen vor allem Max Pechstein, der bald nach Berlin übersiedelte und

hier als ein Hecht im Karpfenteich in der Sezession je nachdem Un
Schrecken, oder Freude verbreitete. Hier präsentierte sich, mit ursprün
Kraft derb zufassend, ein ungewöhnlich starkes Talent, das sich entsp
zeigte, durch radikale Betonung und Herausarbeitung der materiellen
des Sichtbaren dem Sinn der Erscheinungen unmittelbar auf den Lei
rücken. Das geschah hier durchaus nicht auf dem Wege der Abstraktio
sondern mit einem frohen und gesunden Weltgefühl. Pechsteins Kunst be
saß von vornherein eine von Kraft geschwellte, leuchtende Sinnlichkeit, die
niemals die Beziehungen zur Natur abbrach. Aus der früheren Subtilität
schritt er mit unbekümmerter Kühnheit zu einer straffen und freudigen Konzen
tration des Ausdrucks in breiten Farbflächen und bewußten Konturen auf,
die zunächst wohl als roh erscheinen mußten, bis man die Klarheit seines
Bildaufbaus erkannte und schätzen lernte. Ein sicherer Malerinstinkt, der
niemals zweifelhaft war, auf welchen Weg ihn eine Aufgabe drängte, gab
die Mittel an die Hand, persönlichste Gefühlserlebnisse und Vorstellungen
mitzuteilen. Gleich zu Anfang wurde bei Pechstein die Verbindung klar, die
mit einem Male die Tafelmalerei zur dekorativen Malerei anzuknüpfen im
Begriff war. Die triebhafte Lust an der ungeschmälerten Wirkung der ab
soluten farbigen Eigenschaft menschlicher und landschaftlicher Objekte ließ
Vergleiche mit den Wirkungen der Glasmalerei, der Mosaikkunst, der reinen
koloristischen Musik edler orientalischer Gewebe aufsteigen. Sofort war eine
Mission der jungen Kunst angedeutet: daß die Malerei berufen sei, im Bunde
mit anderen Künsten, als die große und wichtigste Helferin der Architektur,
festliche Gestaltungen hervorzubringen. Das Muster Gauguins wirkte auf
Pechstein: er zog auf Entdeckungen in außereuropäische Länder, nach den
Südseeinseln, um dort mit der rauschenden Buntheit und dem flutenden Sonnen
licht, das Landschaft und Menschen umströmte, zugleich eine freie und reine
Welt kulturferner Primitivität zu studieren, sich in sie zu versenken. Ihn
reizte das Ursprüngliche, eine naturnahe, animalische Existenz, zu der die alt
gewordene Menschenwelt wieder zurückkehren sollte. Nicht programmatisch
wirkte dieser Trieb in ihm, sondern ganz instinktiv, und diese Haltung einer
aus Blut und Gefühlsleben geborenen Kunstart blieb seinen Bildern treu.
Ganz von selbst fühlte er den Drang, exotische Natur als rechten Hinter
grund für seine quellenden Schöpfungen aufzustellen — Gauguin war ihm
dabei nur eine Anregung für die äußere Methode, und weitab von der
graziösen, geschmäcklerischen Oberflächenkunst des Franzosen bohrte er in die
saftigen Gründe der fremden Gluten, die er einzufangen strebte. Es zeigte
sich, daß der dekorative Gehalt seiner Gemälde nicht Ausgangspunkt, sondern
Nebenwirkung war, durchaus dem Sinn der ganzen Bewegung entsprechend.

Am nächsten von den Künstlern der „Brücke" stand Pechstein das Tem
perament von Karl Schmidt-Rottluff, der in den derben Vereinfachungen
landschaftlicher und figürlicher Motive über den Kameraden noch hinausging
und in der leidenschaftlichen Gier, den reinen Charakter des Farbigen heraus-

zuschälen, allerdings bis an die Grenze dessen vorrückte, was die Malerei an ursprünglicher Rücksichtslosigkeit sich zu gestatten vermag. In den Figurenbildern Schmidt-Rottluffs trat zugleich noch ein anderer Zug hervor: das Geheimnisvolle, Rätselhafte und letzten Endes Unerklärliche des Erdlebens überhaupt wie im Symbol klingen zu lassen, doch die Rätsel nicht etwa rationalistisch zu deuten, sondern in ihrer Bildgestaltung gerade das Unwägbare, Unlösliche sinnfällig zu machen, das sich in ihnen birgt. Darin teilte Schmidt-Rottluff sich mit Ernst Ludwig Kirchner, der, nun freilich von ganz andersartigem Temperament beherrscht, feinfühliger, nervöser, die Zusammenhänge der Wirklichkeitswelt mit neuen, vom Gewohnten abweichenden Augen betrachtete, mit Blicken, die freilich nur scheinbar einem unverbildeten, vom Wissensqualm entladenen Innenleben entstammten, in Wahrheit gleichsam einer unbewußt arbeitenden Raffiniertheit angehören. Wieder anders trat Erich Heckel auf, zuerst mit Interieurbildern, die der alten Sicherheit des klassisch gewordenen Impressionismus eine fragende Skepsis gegenüberstellten. Die Form war oft übermütig, grotesk verzerrend, das Substantielle der Tatsachenwelt im Spiel durcheinanderwürfelnd; aber wer schärfer hinsah, blickte in schreckhaft ernste Gründe. Der Krieg schleuderte dann Heckel in die Furchtbarkeit unsagbaren Geschehens, und das Ergebnis war eine neue Art seiner Malerei, die sich nun nicht mehr auf höhnisches oder dämonisches Gelächter einließ, sondern dem aufgewühlten Gefühlsleben ohne Umschweife zum Ausdruck verhelfen wollte. So gelangte er zu Landschaften und figürlichen Entwürfen, in denen ein erneutes religiöses Empfinden mit einer Innerlichkeit von wahrhaft gotischer Weihe sich aussprach, durchaus nicht durch direkte Anlehnung an gotische Vorbilder, sondern durch eine seelisch erfaßte Beschwörung mittelalterlichen Wesens. Vielleicht geht man überhaupt zu weit, wenn man bei der jungen Kunst das Wort Gotik so sehr in den Vordergrund schiebt. Es ist ganz richtig, wenn man von „heimlicher Gotik" gesprochen hat. Das will sagen: von einer formal bedingten Anlehnung an die Kunstgedanken vor der Renaissance ist nicht immer die Rede, sondern nur von einer Sehnsucht nach der verlorenen Welt, die den europäischen Menschen eine klare Totalität ihres Lebens verbürgte — einer Totalität, die sich allerdings, wie im Mittelalter, um den Kern des Religiösen kristallisiert. Nur daß das religiöse Moment von allen Schalen des Konfessionellen befreit auftritt, eben als reiner Kern, als sozusagen überkonfessionelles oder akonfessionelles mystisches Verlangen, das dem zwischen den Mysterien der Geburt und des Todes taumelnden Menschen von seiner Keimzelle an eingepflanzt ist.

Damit war gleich ein starker Ton angeschlagen worden. Man kann die Bedeutung der „Brücke" nicht leicht zu hoch anschlagen. An anderen Stellen ging der Weg mehr von außen ins Innere. Als im Jahre 1912 der „Rheinische Sonderbund", der sich bewußt in den Dienst der neuen Ideen stellte, am Aachener Tor zu Köln seine unvergeßliche erste Ausstellung veranstaltete, standen dort Cézanne und van Gogh als die großen Haupt-

trümpfe der Sammlung im hellsten Lichte. Das bedeutet nicht nur, daß der junge Expressionismus — dies ganz nach Art seines feindlich gewordenen Vaters, des Impressionismus — nach Ahnherren suchte, um, in ehrwürdiger alter Sitte, seine Existenzberechtigung darzulegen. Man bewies damit im deutschen Westen zugleich, wie sehr man die Brauchbarkeit der im nahen Frankreich aufgetauchten Künstlererscheinungen zu nutzen sich bemühte. In der Tat spürte man in Köln sehr deutlich den übermächtigen Einfluß des Cézanne. Der Rheinländer Friedrich August Deußer, der, schon nicht mehr in der ersten Jugend stehend, von tüchtigen Historien und Reiterbildern in guter toniger Haltung plötzlich zu frischen, neuen Helligkeiten abschwenkte, der religiöse Epiker Albert Weisgerber fühlten und bekannten sich offen als Schüler des großen Franzosen. Andere suchten sich auf van Goghs Spuren zurecht zu finden, wie Christian Rohlfs, aus Holstein gebürtig, zuerst in Weimar als Unruhestifter auftretend, schließlich in Hagen i. W. tätig, wo Karl Ernst Osthaus' Folkwang-Museum frühzeitig einen Sammelpunkt nachimpressionistischer Bestrebungen bildete — oder der Ostdeutsche Theo von Brockhusen, der in Berlin seßhaft ward. Wieder andere blickten nach Matisse, wie Hans Purrmann oder Heinrich Nauen, der abermals das Rheinland vertrat. Aus Bonn ferner war August Macke gebürtig, der gleichfalls von Matisse ausging, um von der flächigen Geschmacksmalerei des Cézanne-Fortsetzers zu Landschaftsbildern und Porträts überzuleiten, in denen sich wieder das nun immer entschiedener zur Herrschaft gelangende Gefühl für die Problematik der sinnlich wahrnehmbaren Welt aussprach.

Was sich in München bemerkbar machte, trieb in der gleichen Richtung. Mit dunkel leuchtenden Farben ging Adolf Erbslöh daran, aus streng gestalteten, in breiter Flächenarchitektur aufgebauten Landschaften das innere Formgesetz der sichtbaren Dinge unter und hinter der Alltäglichkeit zu erfassen. Von ihm führt eine Linie hinüber zu Alexander Kanoldt, der sich nun schon, wie übrigens auch Macke, in seinen letzten Arbeiten mit dem Kubismus berührte. Aber alles, was in München an neuen Versuchen auftauchte, ward weit in den Schatten gestellt durch die vollkommen eigenwilligen, mit keinem Vorbild vergleichbaren Tierphantasien von Franz Marc. In Marc, Macke und Weisgerber beklagt der deutsche Impressionismus seine schmerzlichsten Kriegsopfer. Der Verlust Marcs ist dabei vielleicht der schwerste. Denn keiner hat in deutschen Landen tiefer in die mystischen Gründe des Lebens, das in der Natur seinen greifbaren Spiegel findet, hinabgeleuchtet als dies malerische Genie. Für Marc wurde das Tier, dessen farbige Erscheinung er mit außerordentlicher Kunst beschwor, gleichsam eine Verkörperung instinktmäßigen Lebens. Eine Weltanschauung, die Natur und Geist, Seele und Form zu einer großen Einheit zusammenzubinden suchte, fand hier ihr Symbol. Mit wunderbarer Witterung für das Wesen von Hunden und Katzen, Wölfen und Pferden, Affen und Rindern umschrieb er mit kräftiger, gestaltender Handschrift ihre körperliche Erscheinung, die untertauchte in die organisch

wachsende Natur der Umgebung und noch im unorganischen Gestein ihre Brüder fand. Ein urtümliches Daseinsgefühl grüßt aus diesen Bildern Marcs, für die das Gebot anatomischer Richtigkeit nicht bestehen konnte, weil treue Naturnachbildung, auch wenn sie nicht peinlich war, die Phantasie mehr in Fesseln geschlagen als angeregt hätte. Marc ging darin sehr weit. Als eins seiner Hauptwerke hängt der „Turm der blauen Pferde" jetzt in der modernen Abteilung der Nationalgalerie im Kronprinzenpalais zu Berlin. Mit großer Kühnheit ward hier gerade das Irrationale gesucht, das der banalen Tatsächlichkeit in weitem Bogen aus dem Wege ging und eben dadurch zu einem Zeichen, zu einer Hieroglyphe für Unausdrückbares wurde.

Man hat über die Neigung der jungen Künstler zum Irrationalen sich weidlich den Kopf zerbrochen. Und mir scheint in der Tat, als liege hier eins der tiefsten Probleme der neuen Kunst verborgen. Die jungen Künstler verzichten auf das, was unsere Augen gewohnheitsmäßig als natürlich und richtig ansehen. Woher diese plötzliche, allen Völkern gemeinsame Abschwenkung von Gesetzen, die jahrhundertelang als unverbrüchlich galten? Mich dünkt, gerade die jüngste Zeit hat uns einen Hinweis auf die tiefsten Zusammenhänge gegeben, die hier zwischen der Kunst und der gesamten Stimmung unserer Gegenwartskultur bestehen. Das große Ereignis der wissenschaftlichen Forschung der letzten Jahre ist das Auftreten und die Bestätigung von Einsteins Relativitätstheorie. Der Kern des Neuen, das hier überraschend, mehr: überwältigend zutage getreten ist, ist die Umstürzung des menschlichen Begriffes von einer der Grundkategorien unseres gesamten Denkens: des Raumes. Die „Relativität", die im Namen des Einsteinschen Gedankengebäudes enthalten ist, weist eben darauf hin, daß Vorstellungen, die wir als gesichert anzusehen uns gewöhnt hatten, ihre alte felsenfeste Stellung aufgeben mußten. Man hat den letzten Sinn der neuen Theorie auf die klare Formel gebracht: sie bedeute das Aufhören des Absolutismus — natürlich nicht in politischer Beziehung, sondern im Hinblick auf Denken und sinnliche Wahrnehmung. Es wurde bewiesen, daß unser Sehen, ja unser mathematisches Rechnen nicht unter allen Umständen unter den gleichen Gesetzen steht, sondern sich wandeln kann je nach der Stellung und den Bedingungen des Beobachters und des Beobachteten. Also: auf methodologische Weise hat die exakte Forschung gelehrt, daß unserem Auge durchaus nicht immer so zu trauen ist, wie wir annahmen. Wie sonderbar trifft sich damit ein aus völlig unwissenschaftlichem Vorstellen instinktiv erwachsenes Malergefühl: daß die für unveränderlich gehaltenen Gesetze des perspektivischen Sehens und der sonstigen Gewohnheiten unserer Augenwahrnehmung nicht immer und in jedem Falle respektiert werden müssen! Und wie sonderbar begegnet sich mit der Neugestaltung des wissenschaftlichen Begriffes vom Raum der naiv tastende Versuch des Kubismus, den Raum an sich neu aufzubauen und zu systematisieren! Nicht etwa, daß eine klare Parallele sich bietet, die verstandesmäßig hier und dort Gleichheiten auftauchen läßt. Nur der tiefste Grund der geheimnisvollen Unruhe, die in

die Künstler der Natur gegenüber gekommen ist, scheint mir hier von einer Seite her erhellt zu werden, die bisher nicht beachtet worden ist. Die Annahme, die ich eben aussprach, wird sogleich weniger gewagt erscheinen, wenn man auf die zweifellos vorhandenen unterirdischen Beziehungen hinweist, die zwischen der Spektralanalyse und der mikroskopischen Forschung des neunzehnten Jahrhunderts einerseits und der analytischen Kunst des Impressionismus auf der anderen Seite bestanden haben. Und so wären wir doch einer, freilich in ganz neuen Formen auftretenden Totalität des geistigen Lebens näher gekommen, als es beim ersten Hinblicke den Anschein hat? . . .

*

Es wankten alle alten Gültigkeiten. Sie wurden nicht aus Überdruß verpönt, sondern weil sie untrennbar verknüpft waren mit dem alten System der Künste, dessen Ziel sich im Erfassen der äußeren und der einzelnen Erscheinung zu erschöpfen schien. Man strebte nach Tiefergreifendem, nach den letzten dynamischen Kräften von Welt und Leben, deren verborgene Funktionen beschworen werden sollen. Dabei ergeben sich immer deutlicher mehrere voneinander geschiedene Strömungen.

Auf der einen Seite stehen die Künstler, die den Bildern des Wahrnehmbaren aus neuem Geist gegenübertreten. Zu ihnen rechnen die deutschen Maler, die oben genannt wurden, und nicht sie allein. Was sie bestimmt, ist nicht ein Abrücken von der Natur überhaupt, sondern von der Naturnachbildung, die am speziellen Ausschnitt haftet. Man will im eigentlichsten Sinne der Natur nicht mehr dienen, nicht mehr ihr Sklave sein, sondern ihr Herr oder ihr Ebenbürtiger, selbst die Rolle der Natur übernehmen und gleichsam schöpferisch mit ihr in Konkurrenz treten. Wie das geschieht, ist Sache des Temperaments, des persönlichen Erlebens, des individuellen Gefühlsverhältnisses zu den Problemen des Seins innerhalb der uns gegebenen Wirklichkeit. Jedem ist sein Recht verliehen. Es gibt kein Gesetz, das ihn bindet. Daher die erstaunliche Verschiedenheit der Expressionisten. Daher sein Mangel an schulbildender Kraft. Hier, wo alles auf das in den letzten Falten der Seele schlummernde Empfinden ankommt, kann kein Schema geformt, keine Lehre weitergegeben werden. Die Werke der Impressionisten sind oft sehr nahe verwandt. Es ist mitunter schwer, Bilder von Monet, Sisley, Pissarro zu unterscheiden, von den Geistern zweiten Grades, auch von denen „zweiten Grades erster Ordnung" zu schweigen. Jetzt lösen sich so feste Zusammenhänge vollständig auf. Wo ist das Gemeinsame zwischen Pechstein, Heckel, Kirchner, Schmidt-Rottluff, Kanoldt — wenn es nicht in der allen gleichen Sehnsucht liegt, die visionäre Erkenntnis der Grundelemente des Sichtbaren zu entwickeln, besser: der Möglichkeiten, seinen Sinn, sein geistiges Leben in Darstellbarkeit aufzufangen? Wie das geschehen kann, vermag nur jeder Künstler, der den Namen verdient, selbst und für sich allein zu entscheiden. Was nützt hier irgendeine Formel? Nur die hin und her flutenden

Anregungen durch Gestaltungen, durch Gespräche, Gedankenaustausch können gemeinschaftliche Züge zutage fördern, oder die Zeitstimmung, die aus der Weltanschauung einer Generation geborenen Keime, die sich in der Luft verteilen und auf die Individuen überpflanzen.

Wer ordnet Emil Nolde in eine Kategorie? In höheren Jahren fing dieser Künstler an, sich zu häuten. Ein Altersgenosse der deutschen Impressionisten, der mit diesen Jahre hindurch in gleichem Schritt marschiert war, warf plötzlich alles über Bord, was er gelernt hatte, und tauchte wieder ins Ursprüngliche zurück. Er ging dazu über, Menschen in ihrer Wesenhaftigkeit zu fassen, die Urgedanken ihrer Lebendigkeit zu lesen. So entindividualisierte er sie und grub das Einfachste und Entscheidendste aus ihrem erlebten Bilde, mit der Primitivität des barbarischen Instinktmenschen, der keine Schule genossen hat und alles aus seiner Inbrunst schaffen muß. Was als Willen und Drang, Leidenschaft und geistige Triebkraft darin wirksam sich präsentierte, ward in den Lavaströmen glühender Farben aufgezeigt, in Faßbares umgesetzt. Nolde ging in die Ferne. Der gleiche Drang, der Gauguin aus Europa getrieben, der Pechstein übers Meer führte, lockte ihn in die deutschen Südseekolonien, daß er die unmittelbare, körperhafte Berührung mit dem Ursprünglichen fände. Und er ward ein Erneuerer des Religionsbildes, weil hier die Themata des primären Empfindens, des persönlichsten und des allgemeinsten zugleich, zur Auswahl bereit liegen; man braucht nur zuzugreifen. Nolde malte nicht diese oder jene religionsgeschichtliche Szene, nicht einen Vorgang aus den Evangelien, wenngleich Motive dieser Art als Haken dienten, um einen Bildplan daran zu befestigen, sondern er malte die religiöse Ergriffenheit, Beseelung, Glut und Besessenheit selbst, die so reich ist, daß man sie von allen Seiten her in Angriff nehmen kann, ohne sie auszuschöpfen, und die von jedem Thema aus bis in ihre Gründe beleuchtet werden kann, immer neu, immer anders, immer näher um das mystische Geheimnis kreisend, das ihren Kern bildet. Aus rauschenden Farben, die im Glanz ihrer unvermischten Gewalt leuchten, wachsen Symbole des Unausdrückbaren, das in den heiligen Zauberbann schwelgerischer optischer Spiele gehoben wird. Christus selbst, die Jünger, die Ehebrecherin, die jubelnden Proselyten von Jerusalem — sie sind nicht nur aus dem Historischen, sie sind aus der Alltäglichkeit überhaupt, die dem Individuell-Menschlichen unter allen Umständen anhaftet, gelöst. Ahnungen nur von ihnen, Spiegelungen ihres Wesens, das das Wesen von Millionen in sich schließt, bleiben übrig. Unsere Seelennot, unser Jubel, unser Hoffen und unsere Verzücktheit sind sie — sind mehr als das: sind der Zweifel und Jammer, das Licht und die Finsternis, das Lebenmüssen und die Frage von allem, was, bewußt oder unbewußt, über die Erdkruste schleicht oder an ihr festgewachsen ist.

Wer ordnet Oskar Kokoschka ein? Von ganz anderem Winkel aus treibt er seine künstlerische Forschung in die Probleme des Menschentums. Nicht barbarisieren ist hier die Lösung, sondern aus tausend Verfeinerungen die Ant-

wort gewinnen. Scheinbar haftet das am Einzelfall, am Individuellen. Mit besonderem Messer wird in grausamer Sektion das Innerste des Seelentums bloßgelegt, das sich im Sichtbaren öffnet. Das zirkulierende Blut selbst, die Windungen des Gehirns scheinen sich in diesen Porträts und Gruppenbildern zu enthüllen. Wir fühlen das Werden und Aufbauen, den im Stoffwechsel materiell gewordenen geistigen Prozeß der versteckten Gründe und die unerklärbaren, undurchsichtigen Wechselwirkungen dieser Kräfte. Bei dem Wahrnehmbaren beruhigt man sich nicht. Seine Elemente werden neu geschichtet, erst zerlegt und dann noch einmal konstruktiv-logisch getürmt. Nicht abstrakt, sondern höchst konkret, und mit den konkreten Mitteln der Farbe gedeutet. Höchstes Wissen des farbigen Lebens und Wogens ist Kokoschkas Meisterschaft. Zu unvergleichlichen Stufungen und Tönungen, Lagerungen und Verschlingungen, im ordnenden Wechsel von kalten und warmen Massen wird aus neugewordenem Raffinement unerschöpflicher Reichtum ausgebreitet und alles überstrahlt von einer aus unergründlichen Quellen gespeisten Geistigkeit, die in tausendfach durchgekneteten Gesichtern, in urtümlichen Instinktgebärden von Armen und Händen dem Verstehenden vernehmlich spricht.

Querdurch kam eine neue Phantastik. Der Russe Chagall erschien und fabulierte. Und machte Ernst mit dem Recht des Märchens, das im feinen souveränen Spiel, bald um seiner selbst willen, bald um symbolhafte Möglichkeiten zu ergreifen, getrieben wird. Der Phantasieblick des Malerpoeten stülpt nicht nur Elemente der Wirklichkeit aufeinander — er nimmt die Oberfläche des Seienden als Glaswand, durch die er ins schillernde Innere blickt. Bäurisch und kindhaft wird sinniert, nicht aus Vorstellungen des Zivilisierten und Erwachsenen, sondern aus unverbildeter, ungeübter, plump gebliebener Erfindungsgabe, die sich dann wieder mit hoher handwerklicher Hilfe verbindet und ihre Spekulationen in fließende Farbströme von seltener Ausdruckskraft bettet. Cézanne half hierbei; ohne seine Führung des Pinsels ist auch dieses Russen Vortrag nicht zu denken. Doch eine Anschauung von eigenen Gnaden setzt sich bei ihm mit dem Göttlichen, lächelnd, auseinander.

Und daneben bildete sich ein anderes Flußbett. In ihm treiben die Temperamente, denen an dieser Selbstherrlichkeit der Natur gegenüber nicht genug ist, um den Ausdruck der rumorenden Gefühlserkenntnis zu gestalten, die innere Musik tönen zu lassen, die im Rhythmus von Formen und Farben arbeitet. Wenn man diesen Rhythmus selbst fassen könnte! Ohne Umschweife! Ohne Spiegelung! Auf direktem Wege! Wassili Kandinsky unternahm das Wagnis. Er schrieb ein Buch über das „Geistige in der Kunst" und scheint in den „Kompositionen" und „Improvisationen", die er sich nach den dort niedergelegten Theorien erfand, geistige Zustände bildhaft formen zu wollen. Aber so einfach ist der Weg nicht, den er beschritt. Er hätte sein Buch auch nennen können „Über das Sinnliche in der Kunst" — denn sinnliche Funktionen sind seine Ziele. Aber freilich: zu dem Zweck, in diesen

sinnlichen Funktionen menschlichen Innenlebens die geistige Maschinerie zu fassen, die ihnen zugrunde liegt. Nicht die Seelenvorgänge des Subjektiven, sondern die allgemeineren Gesetzmäßigkeiten des kosmischen Seins überhaupt. Jede Form ist verabschiedet, und es bleibt als Thema allein das sinnlich-musikalische und mystische Leben der reinen Farbe, die nur selten eine flüchtige Andeutung von faßbaren Dingen, meist aber überhaupt keinen Gegenstand mehr kennt, sondern, wirklich absolut geworden, nur noch als Wert zu Nachbarwerten und Kontrasten spricht. Das Bild gleicht einer von bestimmter Absicht geordneten Palette. Die Malerei ist hier am Ende ihres Weges angelangt; sie ist nicht mehr Mittel zum Ausdruck, sondern das Mittel ward Selbstzweck.

Handwerklich gesprochen kommt Kandinskys Art — und die der zahlreichen Nachahmer und Epigonen, die sich an ihn heften — auf ein Rhythmisieren der Fläche heraus, wie der Kubismus ein Rhythmisieren des Raumes ist. Die Verwandten grüßten sich und gingen vielfache Verbindungen ein. Die zarteste in den keuschen und subtilen Bildchen von Paul Klee, der aus eigener Melodie die Mischung vollzog, während die andern nur zu leicht hilflos sich an das Credo halten. Denn es liegt im Wesen des Systematischen, daß es kleinere Geister anzieht. Hier ist eine Schulbildung eingetreten, und damit allein auch schon die Sackgassengefahr, der drohende unfruchtbare Schematismus von Lehrgebäuden entschleiert, die ihre Herkunft aus dem Gedanklichen, Cerebralen nicht verleugnen können.

Chagall und Kandinsky brachten slawische Träumerei und slawische Spekulation nach Deutschland. Die russische Seele, die künstlerisch bisher nur in fremden Sprachen sich mitgeteilt hatte, fand ihre eigne Mundart. Andere Länder folgten. In Skandinavien war längst durch eine systematische Fortbildung des Impressionismus unter dem Einfluß nordischer Naturstimmungen alles für eine künstlerische Revolution vorbereitet. Munch erlöste die schlummernden Kräfte. Junge Maler wie Jean Heiberg, Arne Kaoli, O. Torne verbreiterten den Weg ins neue Gebiet. Brüderlich grüßte Holland die Gemeinschaft der verwandten germanischen Völker. Dort war schon in den neunziger Jahren Jan Toorop aufgetaucht, ein Maler aus den Kolonien, der die Welt des Fernen und Primitiven nicht erst aufzusuchen brauchte, sondern ihr selbst entstammte, und der sich aus fremdartigen, exotischen Vorstellungen in mystische Tiefen verstieg. Seine Vorarbeit ist heute fast vergessen; um so nachdrücklicher ist der Hinweis auf sie geboten. Toorop zauberte phantastische Visionen in fließenden Linien von geheimnisreicher Deutsamkeit hin, von der keuschen Zartheit altjavanischer Malereien angeregt. Etwas von seinen klingenden Rätseln wurde jetzt wieder lebendig in den eigentümlich zarten und märchenhaften Stilisierungen der Jacobe van Heemskerk, die den Kubismus in eigner Weise sich zunutze machte. Und auch in der Schweiz, wo germanische Kultur sich mit romanischer berührte, klangen diese Töne auf. Um Hodlers übermächtige Gestalt sammelte sich nicht eine Schule,

aber eine freie Gruppe starker Begabungen, die seiner Führerschaft folgten. Max Buri und Cuno Amiet hielten die Spitze.

*

Die Plastik bietet die Parallele. Auch sie, die ihrer ganzen Natur und ihrem technischen Betriebe nach weit stärker an feste Formvorstellungen und an handwerkliche Überlieferung gebunden ist, wurde mitgerissen. Auch hier wurde die seit der Renaissance immer energischer ausgebildete Virtuosität in der Nachbildung des Natürlichen nur als ein Hindernis empfunden, das innere Erlebnis der geformten Welt mit der ganzen Inbrunst des künstlerischen Gefühls auszudrücken. Nur der Überschwang des Barock hatte das feste Gebäude der Renaissance-Tradition unterbrochen, doch er mußte sich bald wieder vor der Regel ducken. Jetzt erst ward in die Mauer Bresche geschossen.

Auch hier kam der Umschwung auf der Höhe des Impressionismus. Rodin, der vielen darin aufzugehen schien, das atmende Leben des menschlichen Körpers mit letzter Kunst aufzufangen, befreite zugleich die Seele aus ihrem Körpergefängnis. Der Kopf seines Balzac, die Bürger von Calais, die Gebärde des schreitenden Johannes erschlossen neue Welten plastischen Ausdrucks. Aber man strebte nun entschiedener aus dem Individuellen heraus als Rodin. Ganz von selbst forschte man wiederum, wie die Maler, älteren und fernen Vorbildern zu, die, weitab von jedem Realismus, den sie entweder nicht kannten oder bewußt überwanden, anstatt Reproduktion des Wirklichen Ergründung seines elementaren Daseins zu geben suchten. Eine große Vereinfachung, ein Verzicht auf das Wissen von Einzelheiten schien notwendig. Bei Aristide Maillol meldete sich die Kunst der Ägypter, um zu zeigen, wie man die Hauptzüge eines Formeindrucks festhalten und vereinigen, die Flächen schließen, ihre Züge in schnellem Griff zusammenfassen kann, um den gehaltenen Umriß, das vielsagende Spiel der Formkomplexe zu finden. Machtvoller aber erhob auch hier die Gotik ihr Haupt, die der Plastik zur Verinnerlichung des Ausdrucks ganz direkt und praktisch nutzen konnte Der Belgier Georges Minne, der sich ihr als erster bewußt zuwandte, stellte dem Malerisch-Impressionistischen Rodins, der Rundheit Maillols das Statische und Tektonische des menschlichen Körperbaus gegenüber. Alles ist auf ein Sichtbarmachen und zugleich auf ein verinnerlichtes Deuten des Knochenbauorganismus gerichtet. Der Norweger Gustaf Vigeland baute diese Lehre in eigner Weise weiter aus. Schöner aber noch trug sie der Deutsche Wilhelm Lehmbruck vor. Keine Nachahmung der Gotik selbst waltet bei ihm; der Geist ihrer Werke erfüllte einen Nachgeborenen. Lehmbrucks Gebilde stiegen zu einer verträumten Leidenschaft des Gefühls auf. In übermäßig schlanken und gereckten Gestalten wurden idyllisch-trauervolle Stimmungen in Form geprägt, in Skulpturen von zeitloser Eindringlichkeit der Haltung und des Ausdrucks, in denen etwas wie ein geheimes Wissen und eine stumme Klage flüstert.

Ganz dagegen aus dem Gefühl des Gegenwärtigen heraus entwickelte Ernst Barlach seine Kunst der Beseelung toten Stoffes. Ein zeitlich ge-

bundenes soziales Gefühl mischt sich mit Ewigkeitsempfinden. Barlach nahm Gestalten des Alltags und steigerte sie in Holz- und Steinplastiken durch eine wunderbare Vereinfachung ihres Formgehalts zu Verkörperungen ganzer Schichten, ganzer Geschlechter. Er blieb auf dem Boden der Erde und füllte doch seine Figuren und Gruppen und Reliefs mit der ganzen Glut der Sehnsucht des modernen Menschen und des Menschen aller Tage nach einer Existenz von höherer Geltung, mit der Ursprünglichkeit seiner Triebe und Ängste und mit den Schauern seiner inneren Gesichte.

Hier eine Kunst, die vom Individuellen ausstrahlt, doch ihm unlöslich verknüpft bleibt — und nun wieder, bei dem Russen Alexander Archipenko, das rein plastische Mittel des dreidimensionalen Rhythmus. Archipenko sucht in den durch den Tastsinn zu begreifenden Naturerscheinungen das Gesetz ihres Baus und ihrer Funktionen. Kein Rest von Illusion soll die absolute Erkenntnis der Körperexistenz und ihrer mystischen Größe hindern. Strenge Abstraktion trat ein, die vom Sinnlichen in die kühle Konstruktion des Geistigen führte. Also auch hier das gleiche Nebeneinander der Strömungen wie in der Malerei. Und mit derselben Folgeerscheinung. Dort persönliches Bekenntnis, das einmalig bleibt; hier Systematik, nur beim Erfinder von innerem Leben erfüllt, bei den Nachtretern, die sich sofort zum Worte melden, in Kälte erstarrend.

Aber in der Plastik wie in der Malerei, auf beiden Stromwegen das gleiche Gesetz: ein Fortschreiten und Vorschreiten aus dem Individuellen zu den allgemeinen Kräften. Das Individuelle wird nicht verpönt, aber es hat nur Sinn und Geltung, soweit sich daraus ein Ausblick auf die großen Gesetze von Menschentum und Weltzusammenhang ableiten läßt. Kein Zweifel: einer Kunst des Zeitalters des Individualismus folgte eine Kunst des sozialen Zeitalters. So kunstvoll der Zusammenhang sich verhüllt, so ist er dennoch wahr. Es ist kein Zufall, daß sich die radikale moderne Kunst mit dem politischen Radikalismus der Zeit so stark berührt.

Warum aber diese Verhüllung, diese schwer verhängte Einheit des neuen Weltbildes? Wir stoßen auf das verschlungenste Problem, wenn wir dieser Frage nachgehen. Die große Tragik öffnet sich, die in dem Zerfall von Kunst und Volk lebt. Sie wollen zueinander und können nicht mehr. Der Riß ist zu groß geworden. Das Zeitalter des mechanisierten Lebens hat ihn hergestellt. Die Totalität, die wir erkannten, besteht nur in einer winzigen Minderheit, die wohl als Trägerin der Gegenwartskultur gelten mag, aber niemals die allumfassende Totalität der mittelalterlichen oder ostasiatischen oder primitiven Welt ersetzen kann. Werden die auseinanderstrebenden Kräfte noch einmal wieder sich nähern? Sich gar ausgleichen? Und: wann wird das sein? Auf diese Fragen wird man heute keine Antwort geben können noch erwarten. Aber so viel steht fest: auf beiden Seiten wird unerhörte Arbeit geleistet werden müssen, wenn das Ziel erreicht werden soll. Auf seiten des Volkes wie auf seiten der Kunst. Ein weiter, steiniger Weg liegt vor uns. Und Generationen werden müde hinsinken, bis sie ihn zu Ende gewandelt sind.

Meine Schule

Von

Rabindranath Tagore[1])

Als ich mich den Vierzigern näherte, eröffnete ich eine Schule in Bengalen. Das hatte man sicherlich nicht von mir erwartet, der ich den größten Teil meines Lebens damit zugebracht hatte, Verse zu machen. Daher dachten die Menschen natürlich, daß diese Anstalt wohl keine Musterschule werden würde; jedenfalls aber würde sie etwas unerhört Neues sein, da ich mich so ganz ohne alle Erfahrung an das Unternehmen gewagt hatte.

Dies ist der Grund, warum ich so oft gefragt werde, was denn eigentlich die Idee ist, die meiner Schule zugrunde liegt. Die Frage setzt mich sehr in Verlegenheit, denn ich darf nichts Alltägliches darauf antworten, wenn ich die Erwartung der Fragenden befriedigen will. Ich will jedoch der Versuchung, originell zu sein, widerstehen und mich damit begnügen, nur wahr zu sein.

Ich muß gleich gestehen, daß es schwer für mich ist, diese Frage überhaupt zu beantworten. Denn eine Idee ist nicht etwas wie ein festes Fundament, worauf man ein Gebäude errichtet. Sie ist mehr wie ein Samenkorn, das auch nicht gleich, so wie es anfängt zu keimen und zu wachsen, auseinandergelegt und erklärt werden kann.

Nun aber verdankt diese Schule ihren Ursprung gar nicht irgendeiner neuen Erziehungstheorie, sondern einfach der Erinnerung an meine eigene Schulzeit.

Wenn diese Zeit für mich eine unglückliche war, so liegt der Grund dafür nicht nur in meiner persönlichen Anlage oder in den besonderen Übelständen der Schulen, die ich besuchte. Es kann schon sein, daß, wenn ich etwas robuster gewesen wäre, ich mich dem Druck allmählich angepaßt und es schließlich bis zum Abschluß des Universitätsstudiums gebracht hätte. Aber Schulen sind nun einmal Schulen, wenn auch einige besser sind als andere, je nach dem Maßstab, den sie an sich legen.

Die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß die Kinder sich von der Milch der Mutter nähren. Sie finden ihre Mutter und ihre Nahrung zu gleicher Zeit, und Körper und Seele kommen zugleich zu ihrem Recht. So lernen sie gleich

[1]) Aus dem Englischen übersetzt von Helene Meyer-Franck. (Aus dem Essayband „Personality“, dessen Übersetzung später im Verlage von Kurt Wolff, München, erscheinen wird.)

die große Wahrheit, daß die wahre Beziehung des Menschen zur Welt die persönliche Liebe ist und nicht das mechanische Kausalgesetz.

Einleitung und Schluß eines Buches haben ähnlichen Charakter. In beiden wird die Wahrheit als Ganzes vor den Leser hingestellt, ohne daß die Einzelheiten entwickelt werden. Der Unterschied ist nur, daß diese Wahrheit uns in der Einleitung einfach erscheint, weil sie noch nicht analysiert ist, und am Schluß, weil die Analyse vollständig ist. Zwischen beiden entfaltet sich die Wahrheit, hier verwickelt sie sich, stößt sich an Hindernissen und bricht ganz auseinander, um sich endlich in vollkommener Einheit wiederzufinden.

So wird auch dem Menschen gleich beim Eintritt in die Welt der Weisheit letzter Schluß in dieser einfachen Form offenbart. Er wird in eine Welt geboren, die für ihn intensivstes Leben ist, wo er als Einzelwesen die volle Aufmerksamkeit seiner Umgebung in Anspruch nimmt. Wie er heranwächst, geht ihm die naive Sicherheit in der Auffassung der Wirklichkeit verloren, er kann sich in der Kompliziertheit der Dinge nicht mehr zurechtfinden und trennt sich von seiner Umgebung, oft im Geiste des Widerspruchs. Doch wenn so die Einheit der Wahrheit zerbricht und ein hartnäckiger Bürgerkrieg zwischen seiner Persönlichkeit und seiner Umgebung anhebt, so kann Sinn und Ziel doch nicht ewige Zwietracht sein. Um diesen Sinn und den rechten Schluß für sein Leben zu finden, muß er über den Umweg des Zweifels wieder den Weg zur schlichten, vollkommenen Wahrheit finden, zur Einheit mit der Welt durch das Band unendlicher Liebe.

Daher sollte man dem Menschen in seiner Kindheit sein volles Maß vom Trunk des Lebens geben, nach dem ihn so unaufhörlich dürstet. Das junge Gemüt sollte ganz von dem Gefühl durchdrungen werden, daß es hineingeboren ist in eine Menschenwelt, die in Harmonie ist mit der umgebenden Welt. Und dies gerade ist es, was unsere herkömmliche Schule mit überlegener Weisheitsmiene streng und hochmütig übersieht. Sie reißt die Kinder mit Gewalt aus einer Welt, die voll ist von dem geheimnisvollen Wirken Gottes, voll von Hindeutungen auf persönliches Leben. Aus bloßen Gründen der Schulzucht weigert sie sich, das einzelne Kind zu berücksichtigen. Sie ist eine Fabrik, die eigens dazu eingerichtet ist, Waren von möglichst gleichförmigem Schliff herzustellen. Sie zieht eine gerade Linie nach dem Durchschnittsmaß, und dieser Linie folgt sie, wenn sie die Kanäle des Unterrichts gräbt. Aber das Leben hält sich nicht an die gerade Linie, es hat seinen Spaß daran, mit dieser Durchschnittslinie auf- und abzuwippen, und lädt so den Zorn der Schule auf sein Haupt. Denn nach der Auffassung der Schule ist das Leben vollkommen, wenn es sich behandeln läßt, als ob es tot sei, so daß man es nach Belieben symmetrisch zerlegen kann. Das war es, worunter ich litt, als ich zur Schule geschickt wurde. Denn plötzlich entwich meine Welt rings um mich her und machte hölzernen Bänken und geraden Wänden Platz, die mich mit dem leeren Blick des Blinden anstarrten. Der Schulmeister hatte mich nicht geschaffen — das Unterrichtsministerium war nicht zu Rate gezogen,

als ich in diese Welt kam. Aber war das ein Grund, das Versehen meines Schöpfers an mir zu rächen?

Doch die Sage lehrt uns ja, daß man nicht im Paradiese bleiben darf, wenn man vom Baum der Erkenntnis ißt. Daher müssen die Kinder der Menschen aus ihrem Paradiese in ein Reich des Todes verbannt werden, in dem der Geist der Uniform herrscht. So mußte mein Geist sich in die enge Hülle der Schule zwängen lassen, die wie die Schuhe der Chinesin meine Natur bei jeder Bewegung überall drückte und quetschte. Ich war glücklich genug, mich ihrer zu entledigen, bevor mein Gefühl ganz abstarb.

Obgleich ich nicht die volle Bußzeit abzudienen brauchte, die die Menschen meines Standes auf sich nehmen müssen, um Zutritt zu der Gesellschaft der Gebildeten zu erlangen, so bin ich doch froh, daß mir ihre Plage nicht ganz erspart blieb. Denn so habe ich an mir selbst das Unrecht erfahren, das die Kinder der Menschen erleiden.

Die Ursache dieses Unrechts ist, daß der Erziehungsplan der Menschen dem Plan Gottes zuwiderläuft. Wie wir unsere Geschäfte betreiben, ist unsere Sache, und daher können wir in unserem Geschäftsbureau schaffen und wirken, wie es unserem besonderen Zweck entspricht. Aber solch ein Geschäftsbetrieb paßt nicht für Gottes Schöpfung. Und die Kinder sind Gottes eigene Schöpfung.

Wir sind in diese Welt gekommen, nicht nur, daß wir sie kennen, sondern daß wir sie bejahen. Macht können wir durch Wissen erlangen, aber zur Vollendung gelangen wir nur durch die Liebe. Die höchste Erziehung ist die, welche sich nicht damit begnügt, uns Kenntnisse zu vermitteln, sondern die unser Leben in Harmonie bringt mit allem Sein. Aber wir finden, daß man diese Erziehung zur Harmonie in den Schulen nicht nur systematisch außer acht läßt, sondern daß man sie konsequent unterdrückt. Von klein auf werden wir so erzogen und unterrichtet, daß wir der Natur entfremdet und unsere innere und äußere Welt in Gegensatz zueinander gestellt werden. So wird die höchste Erziehung, die Gott uns bestimmte, vernachlässigt, und man nimmt uns unsere Welt, um uns dafür einen Sack voll Wissen zu geben. Wir berauben das Kind seiner Erde, um es Erdkunde zu lehren, seiner Sprache, um es Grammatik zu lehren. Es hungert nach Heldengeschichten, aber man gibt ihm nüchterne Tatsachen und Daten. Es wurde in die Menschenwelt geboren, aber es wird in die Welt lebender Grammophone verbannt, um für die Erbsünde, in Unwissenheit geboren zu sein, zu büßen. Die Natur des Kindes lehnt sich mit der ganzen Kraft des Leidens gegen solch Elend auf, bis sie schließlich durch Strafen zum Schweigen gebracht wird.

Wie alle wissen, Kinder lieben den Staub der Erde; Leib und Seele dieser kleinen Geschöpfe dürsten nach Luft und Sonnenschein wie die Blumen. Sie sind immer bereit, den Einladungen zu unmittelbarem Verkehr zu folgen, die fortwährend aus der Welt an ihre Sinne gelangen.

Aber zum Unglück für die Kinder leben ihre Eltern in ihrer eigenen Welt

von Gewohnheiten, wie sie ihr Beruf und die gesellschaftliche Tradition mit sich gebracht haben. Das läßt sich in mancher Beziehung nicht ändern. Denn die Menschen sind durch die Verhältnisse und durch das Bedürfnis nach sozialer Gleichförmigkeit gezwungen, sich nach einer bestimmten Richtung hin zu entwickeln.

Aber unsere Kindheit ist die Zeit, wo wir noch frei sind — oder sein sollten — frei von dem Zwang, uns innerhalb der engen Grenzen zu entwickeln, welche berufliche und gesellschaftliche Konventionen aufgerichtet haben.

Ich erinnere mich noch sehr gut, welch unwilliges Erstaunen ein erfahrener Schuldirektor, der den Ruf hatte, vorzügliche Disziplin zu halten, zeigte, als er sah, wie einer meiner Schüler auf einen Baum kletterte, um oben auf der Gabelung eines Astes seine Aufgaben zu lernen. Ich mußte ihm zur Erklärung sagen: die Kindheit ist die einzige Zeit, wo ein zivilisierter Mensch noch die Wahl hat zwischen den Zweigen eines Baumes und einem Wohnzimmerstuhl; sollte ich, weil mir als einem Erwachsenen dies Vorrecht versagt ist, es darum dem Knaben rauben? Überraschend ist es, daß derselbe Direktor ganz damit einverstanden war, daß die Knaben Botanik studierten. Er legt Gewicht auf eine unpersönliche Kenntnis von dem Baume, weil das Wissenschaft ist, aber er hält nichts von einer persönlichen Bekanntschaft mit ihm.

Diese wachsende Erfahrung bildet allmählich den Instinkt, der das Ergebnis der Methode ist, nach welcher die Natur ihre Geschöpfe lehrt. Die Knaben meiner Schule haben eine instinktive Kenntnis von der äußeren Erscheinung des Baumes gewonnen. Durch die leiseste Berührung wissen sie, wo sie auf einem scheinbar ungastlichen Baumstamm Fuß fassen können; sie wissen, wie weit sie sich auf die Zweige wagen dürfen, wie sie ihr Körpergewicht verteilen müssen, um den jungen Ästen nicht zu schwer zu werden. Meine Schüler verstehen es, den Baum auf die bestmögliche Weise zu benutzen, sei es nun, daß sie seine Früchte pflücken, auf seinen Zweigen ausruhen oder sich vor unerwünschten Verfolgern in ihnen verbergen. Ich selbst bin in einem gebildeten städtischen Heim aufgewachsen und habe mich mein ganzes Leben lang so benehmen müssen, als ob ich in einer Welt lebte, in der es keine Bäume gäbe. Daher betrachte ich es als einen Teil meiner Erziehungsaufgabe, meinen Schülern in vollem Maße begreiflich zu machen, daß Bäume in diesem Weltsystem eine wirkliche Tatsache sind, daß sie nicht nur dazu da sind, um Chlorophyll zu erzeugen und die Kohlensäure aus der Luft zu nehmen, sondern daß sie lebendige Wesen sind.

Von Natur sind unsere Fußsohlen so gemacht, daß sie die besten Werkzeuge zum Stehen und Gehen auf der Erde sind. Von dem Tage an, wo wir anfingen, Schuhe zu tragen, setzten wir die Bedeutung unserer Füße herab. Dadurch, daß wir ihre Verantwortlichkeit verminderten, nahmen wir ihnen ihre Würde, und jetzt lassen sie sich Socken und Pantoffeln von allen Preisen und Formen oder Unformen gefallen. Es ist, als ob wir Gott Vorwürfe

machten, daß er uns nicht Hufe gegeben hat, statt der mit schöner Empfindungsfähigkeit ausgestatteten Sohlen.

Ich will gar nicht die Fußbekleidung völlig aus dem Gebrauch der Menschen verbannen. Aber ich möchte doch dafür eintreten, daß man den Fußsohlen der Kinder die Erziehung, die ihnen die Natur kostenlos gibt, nicht vorenthalten soll. Von allen unseren Gliedern sind die Füße am geeignetsten, mit der Erde durch Berührung vertraut zu werden. Denn die Erde hat ihre fein geschwungenen Konturen, die sich nur ihren echten Liebhabern, den Füßen, zum Kusse darbieten.

Ich muß wiederum gestehen, daß ich in einem respektablen Hause aufwuchs, wo meine Füße von klein auf sorgfältig vor der nackten Berührung mit dem Staube gehütet wurden. Wenn ich versuche, es meinen Schülern im Barfußgehen gleichzutun, dann wird es mir schmerzhaft klar, welch dicke Schicht von Unwissenheit in bezug auf die Erde ich unter meinen Füßen trage. Ich suche mit unfehlbarer Sicherheit die Dornen aus, um darauf zu treten, in einer Weise, daß es eine wahre Lust für die Dornen ist. Meinen Füßen fehlt der Instinkt, den Linien zu folgen, die am wenigsten Widerstand bieten. Denn selbst die ebenste Erdfläche hat ihre winzigen Hügel und Täler, die nur fein gebildete Füße spüren. Ich habe mich oft gewundert über das scheinbar zwecklose Zickzack von Wegen, die über vollkommen ebene Felder führten. Und es ist noch unbegreiflicher, wenn man bedenkt, daß ein Fußpfad nicht durch die Laune eines Einzelnen entsteht. Wenn nicht die meisten Fußgänger genau dieselbe Laune hätten, so könnten solche augenscheinlich unzweckmäßigen Steige nicht entstehen. Aber die wahre Ursache liegt in den feinen Eingebungen von seiten der Erde, denen unsere Füße unbewußt folgen. Die, denen solche natürlichen Beziehungen nicht abgeschnitten sind, können die Muskeln ihrer Füße mit großer Schnelligkeit dem geringsten Winke anpassen. So können sie sich gegen das Eindringen von Dornen schützen, selbst wenn sie auf sie treten, und sie können ohne das geringste Unbehagen barfuß über einen Kiesweg gehen. Ich weiß, daß es in der Praxis heutzutage ohne Schuhe, ohne gepflasterte Straßen und ohne Wagen nicht geht. Aber sollte man die Kinder nicht in ihrer Erziehungszeit die Wahrheit erfahren lassen, daß die Welt nicht überall Gesellschaftszimmer ist, daß es so etwas wie Natur gibt, und daß ihre Glieder für den Verkehr mit ihr wunderbar geschaffen sind?

Es gibt Leute, welche glauben, daß ich durch die Einfachheit der Lebensweise, die ich in meiner Schule eingeführt habe, das Ideal der Armut, das das Mittelalter beherrschte, predigen will. Ich kann diesen Gegenstand an dieser Stelle nicht nach allen Seiten erörtern; aber wenn wir ihn vom Standpunkt der Erziehung aus betrachten, müssen wir da nicht zugeben, daß die Armut die Schule ist, in der der Mensch seinen ersten Unterricht und seine beste Erziehung empfängt? Selbst der Sohn eines Millionärs wird in hilfloser Armut geboren und muß die Aufgabe seines Lebens von Anfang an lernen. Er muß gehen lernen wie das ärmste Kind, wenn er auch die Mittel

hat, ohne Beine durch die Welt zu kommen. Die Armut bringt uns in die engste Berührung mit dem Leben und der Welt, denn als Reicher leben, heißt meistens durch Stellvertreter leben und infolgedessen in einer Welt von geringerer Wirklichkeit. Dies mag gut sein für unser Vergnügen oder unseren Stolz, aber nicht für unsere Erziehung. Der Reichtum ist ein goldener Käfig, in dem den Kindern der Reichen ihre natürlichen Gaben künstlich ertötet werden. Daher mußte ich in meiner Schule, zum Entsetzen der Leute mit kostspieligen Gewohnheiten, für diese große Lehrmeisterin — diese Dürftigkeit der Ausstattung — sorgen, nicht um der Armut selbst willen, sondern weil sie zu persönlicher Welterfahrung führt.

Mein Vorschlag ist, daß jedem Menschen in seinem Leben ein begrenzter Zeitraum vorbehalten sein müßte, wo er in ursprünglicher Einfachheit das Leben des Naturmenschen lebt. Die geschäftigen Kulturmenschen müssen das ungeborene Kind noch in Frieden lassen. Im Leib der Mutter hat es Muße, die erste Entwicklungsstufe vegetativen Lebens durchzumachen. Aber sobald es geboren ist — ausgerüstet mit allen Instinkten für die nächste Stufe, nämlich für das natürliche Leben, da stürzt sich sofort die Gesellschaft mit ihren kultivierten Gewohnheiten darauf und reißt es aus den offenen Armen von Erde, Wasser und Himmel, von Luft und Sonnenlicht. Zuerst sträubt es sich und weint bitterlich, und dann vergißt es allmählich, daß Gottes ganze Schöpfung sein Erbe ist; dann schließt es seine Fenster, zieht die Vorhänge herab und ist stolz auf das, was es auf Kosten seiner Welt und vielleicht gar seiner Seele angehäuft hat.

Die Welt der Zivilisation mit ihren Konventionen und toten Dingen beherrscht die Mitte des täglichen Lebenslaufs. Anfang und Ende desselben sind nicht ihr Reich. Ihre ungeheure Kompliziertheit und ihre Anstandsregeln haben ihren Nutzen. Aber wenn sie sie als Selbstzweck ansieht und es zur Regel macht, daß dem Menschen kein grünes Fleckchen bleibt, wohin er aus ihrem Gebiet von Rauch und Lärm, von drapierter und dekorierter Korrektheit, fliehen kann, dann leiden die Kinder, und bei der Jugend entsteht Weltmüdigkeit, während das Alter es verlernt, in Frieden und Schönheit alt zu werden, und nichts weiter als verfallene Jugend ist, die sich ihrer Löcher und Flicken schämt.

Es ist jedoch gewiß, daß die Kinder, als sie bereit waren, auf dieser Erde geboren zu werden, kein Verlangen hatten nach einer so eingeengten und verhangenen Welt äußeren Anstands. Wenn sie geahnt hätten, daß sie ihre Augen dem Licht nur öffneten, um sich in der Gewalt des Schulbetriebes zu finden, bis sie die Frische ihres Geistes und die Schärfe ihrer Sinne verloren haben, so würden sie es sich noch einmal überlegt haben, bevor sie sich auf die menschliche Lebensbahn wagten. Gottes Einrichtungen haben nicht die Anmaßung spezieller Einrichtungen. Sie haben immer die Harmonie der Ganzheit und des ununterbrochenen Zusammenhanges mit allen Dingen. Was mich daher in meiner Schulzeit quälte, war die Tatsache, daß die

Schule nicht die Vollständigkeit der Welt hatte. Sie war eine besondere Einrichtung für den Unterricht. Sie konnte nur für Erwachsene passen, die sich der besonderen Notwendigkeit solcher Orte bewußt und bereit waren, mit dem Unterricht die Trennung vom Leben in den Kauf zu nehmen. Aber Kinder lieben das Leben, und es ist ihre erste Liebe. Es lockt sie mit all seinen Farben und seiner Bewegung. Und sind wir unsrer Weisheit so sicher, wenn wir diese Liebe ersticken? Kinder werden nicht als Asketen geboren, daß sie geeignet wären, sich sogleich der Mönchszucht zu unterwerfen, indem sie ihr Streben ganz auf den Erwerb von Kenntnissen richten. Ihr erstes Wissen sammeln sie durch ihre Liebe zum Leben, dann entsagen sie dem Leben, um Wissen zu erwerben, und endlich kehren sie mit reicher Weisheit zum volleren Leben zurück.

Aber die Gesellschaft hat ihre eigenen Einrichtungen getroffen, um den Geist der Menschen nach ihrem besonderen Muster zuzustutzen. Diese Einrichtungen sind so dicht gefügt, daß es schwer ist, eine Lücke zu finden, wo die Natur hineinkommen kann. Eine ganze Reihenfolge von Strafen droht dem, der es wagt, gegen irgendeine dieser Einrichtungen zu verstoßen, und gelte es auch sein Seelenheil. Daher heißt, die Wahrheit erkennen, noch nicht, sie praktisch anwenden, da der ganze Strom des herrschenden Systems ihr entgegenläuft. So kam es, daß ich bei der Frage, welche Erziehung ich meinem Sohn geben sollte, in Verlegenheit war, wie ich sie praktisch lösen könnte. Das erste, was ich tat, war, daß ich ihn aus der städtischen Umgebung der Stadt fortnahm und in ein Dorf brachte, wo er, soweit es heutzutage möglich ist, ein Leben in natürlicher Freiheit leben konnte. Da war ein Fluß, der als gefährlich bekannt war; hier konnte er nach Herzenslust schwimmen und rudern, ohne durch die Ängstlichkeit der Erwachsenen gehindert zu werden. Er verbrachte seine Zeit draußen im Feld und auf den unbetretenen Sandbänken, und niemand stellte ihn zur Rede, wenn er zu spät zum Essen kam. Er besaß keinen von jenen Luxusgegenständen, die Knaben seines Standes sonst haben, und von denen man meint, daß sie sie anständigerweise haben müssen. Ich bin sicher, daß die Leute, denen die Gesellschaft die Welt bedeutet, ihn wegen dieser Entbehrungen bemitleideten und seine Eltern tadelten. Aber ich wußte, daß Luxusgegenstände für Knaben eine Last sind, die Last der Gewohnheiten anderer, die Last, die sie um des Stolzes und Vergnügens ihrer Eltern willen tragen müssen.

Doch als Einzelner, mit beschränkten Mitteln, konnte ich meinen Erziehungsplan nur zum Teil ausführen. Immerhin hatte mein Sohn Bewegungsfreiheit; es waren nur sehr wenige von den Schranken geblieben, die der Reichtum und die Gesetze äußeren Anstandes zwischen den Menschen und der Natur aufrichten. So hatte er eine bessere Gelegenheit, diese Welt wirklich kennen zu lernen, als ich sie je gehabt habe. Aber eine Frage beschäftigte mich, die mir wichtiger schien als alles andere. Das Ziel der Erziehung ist nicht, den Menschen einzelne Kenntnisse zu vermitteln, sondern ihn zur Er-

kenntnis der Wahrheit als Ganzes zu führen. Früher, als das Leben noch einfach war, da waren all die verschiedenen Elemente des Menschen in vollständiger Harmonie Aber als das Intellektuelle sich vom Seelischen und Physischen trennte, legte die Schulerziehung den ganzen Nachdruck auf die intellektuelle und physische Seite des Menschen. Wir widmen unsre ganze Aufmerksamkeit der Vermittlung von Kenntnissen und bedenken nicht, daß wir durch diese einseitige Ausbildung des Intellekts einen Bruch herbeiführen zwischen dem intellektuellen, physischen und seelischen Leben des Kindes.

Ich glaube an eine geistige Welt, nicht als etwas, was außerhalb dieser Welt ist, sondern als ihre innerste Wahrheit. Mit jedem Atemzuge müssen wir diese Wahrheit fühlen: daß wir in Gott leben. Als Kinder dieser großen Welt, die erfüllt ist von dem Geheimnis des Unendlichen, können wir unser Dasein nicht als eine flüchtige Laune des Zufalls ansehen, das auf dem Strom der Materie einem ewigen Nichts zutreibt. Wir können unser Leben nicht ansehen als Traumgebilde eines Träumers, für den es nie ein Erwachen gibt. Wir sind als Persönlichkeiten geschaffen, für die Stoff und Kraft nichts bedeuten, wenn sie nicht auf eine unendliche Persönlichkeit bezogen werden, deren Natur wir in gewissem Maße wiederfinden in der menschlichen Liebe, in der Größe des Guten, im Martyrium der Heldenseelen, in der unaussprechlichen Schönheit der Natur, die nicht eine rein physische Tatsache, sondern nur der Ausdruck einer Persönlichkeit sein kann.

Die Erfahrung dieser geistigen Welt, die uns nicht zuteil wird, weil wir von klein auf gewöhnt werden, sie zu übersehen, müssen die Kinder dadurch gewinnen, daß sie ganz darin leben; sie kann ihnen nicht durch theologische Belehrung zugänglich gemacht werden. Aber wie dies geschehen soll, ist heutzutage ein schwieriges Problem. Denn die Menschen haben es fertig gebracht, ihre Zeit so zu besetzen, daß sie gar nicht Muße haben, darüber nachzudenken, wie ihre ganze Tätigkeit nur Bewegung ist, ohne wahren Sinn, und wie heimatlos ihre Seele ist.

In Indien halten wir noch die Überlieferung von den Waldkolonien großer Lehrer in hohen Ehren. Diese Orte waren weder Schulen noch Klöster im heutigen Sinn des Wortes. Sie bestanden aus Heimstätten, wo Männer mit ihrer Familie lebten, deren Ziel war, die Welt in Gott zu sehen und ihr eigenes Leben in ihm zu begreifen. Obgleich sie außerhalb der menschlichen Gesellschaft lebten, so waren sie ihr doch, was die Sonne den Planeten ist, der Mittelpunkt, von dem sie Leben und Licht empfing. Und hier wuchsen die Knaben auf im nahen Anschauen des Ewigen, bevor man sie für geeignet hielt, Haupt einer Familie zu werden.

So war im alten Indien Schule und Leben vereinigt. Da wurden die Schüler nicht in der akademischen Atmosphäre von Gelehrsamkeit und Wissenschaft oder in dem verstümmelten Leben mönchischer Abgeschlossenheit erzogen, sondern in der Atmosphäre lebendigen Wirkens und Strebens. Sie brachten das Vieh auf die Weide, sammelten Brennholz, pflückten Obst,

waren gütig zu allen Geschöpfen und nahmen zu an Geist zugleich mit ihren Lehrern. Dies war möglich, weil der Hauptzweck dieser Orte nicht der Unterricht war, sondern denen Zuflucht und Schutz zu bieten, die ein Leben in Gott leben wollten.

Daß diese Überlieferung von dem familienhaften Zusammenleben von Lehrern und Schülern nicht eine bloße romantische Erdichtung ist, sehen wir noch an vereinzelten Schulen, die ein Überbleibsel dieses einheimischen Erziehungssystems sind. Dies System ist, nachdem es durch Jahrhunderte hindurch seine Unabhängigkeit bewahrt hat, jetzt im Begriff, der bureaukratischen Kontrolle der Fremdherrschaft zu erliegen. Diese chatuspathis, wie man auf Sanskrit die Universitäten nennt, haben nicht den Charakter einer Schule. Die Schüler leben im Hause ihres Lehrers wie die Kinder des Hauses, ohne für Wohnung, Kost und Erziehung zu bezahlen. Der Lehrer geht seinen eigenen Studien nach, indem er ein Leben der Einfachheit lebt und seinen Schülern bei ihrem Studium hilft, was er nicht als sein Geschäft betrachtet, sondern als einen Teil seines Lebens.

Dies Ideal einer Erziehung, die darin besteht, daß der Schüler an dem Leben und hohen Streben seines Lehrers teilnimmt, ließ mich nicht los. Die kerkerhafte Enge unserer Zukunft und die Trostlosigkeit unserer beschnittenen Möglichkeiten drängten mich nur noch mehr zu seiner Verwirklichung. Die in anderen Ländern mit unbegrenzten Aussichten auf weltlichen Gewinn begünstigt sind, können sich solche Dinge zum Ziel der Erziehung setzen. Der Spielraum ihres Lebens ist mannigfach und weit genug, um ihnen die Freiheit zu gewähren, die sie zur Entfaltung ihrer Kräfte brauchen. Aber wenn wir die Selbstachtung bewahren sollen, die wir uns und unserem Schöpfer schulden, so darf unser Erziehungsziel nicht hinter dem höchsten Ziel des Menschen überhaupt, der größten Vollkommenheit und Freiheit der Seele zurückbleiben. Es ist kläglich, wenn man nach kleinen Gaben irdischen Besitzes haschen muß. Laßt uns nur trachten nach dem Zugang zum Leben, das über alle äußeren Lebenslagen erhaben ist und über den Tod hinausgeht, laßt uns Gott suchen, laßt uns leben für jene endgültige Wahrheit, die uns frei macht von der Knechtschaft des Staubes und uns den wahren Reichtum gibt: nicht Reichtum an toten Dingen, sondern an innerem Licht, nicht an Macht, sondern an Liebe. Solche Befreiung der Seele haben wir in unserem Lande gefunden bei Menschen, denen jede Bücherweisheit fehlte, und die in vollständiger Armut lebten. Wir haben in Indien das Erbe dieses Schatzes geistiger Weisheit. Laßt das Ziel unsrer Erziehung sein, es vor uns auszubreiten und die Kraft zu gewinnen, im Leben den rechten Gebrauch davon zu machen, auf daß wir es einst, wenn die Zeit kommt, der übrigen Welt darbieten als unsern Beitrag zu ihrem ewigen Heil.

Ich war ganz in meine literarische Tätigkeit vertieft, als dieser Gedanke mich mit schmerzhafter Heftigkeit packte. Ich hatte plötzlich ein Gefühl wie jemand, der unter einem Alpdruck stöhnt. Nicht nur meine eigene Seele,

sondern die Seele meines Landes schien in mir nach Atem zu ringen. Ich fühlte klar, daß das, was uns not tut, nicht materieller Art ist, nicht Reichtum, Behagen oder Macht, sondern ein Erwachen zum vollen Bewußtsein unsrer seelischen Freiheit, der Freiheit, ein Leben in Gott zu führen, wo wir nicht in Feindschaft leben mit denen, die nicht anders können als kämpfen, und nicht im Wettbewerb mit denen, deren einziges Ziel Geldgewinn ist, wo wir vor allen Angriffen und Schmähungen sicher sind.

Zum Glück hatte ich schon einen Platz bereit, wo ich meine Arbeit beginnen konnte. Mein Vater hatte auf einer seiner zahlreichen Reisen sich diesen einsamen Ort erwählt, der ihm geeignet schien zu einem Leben stiller Gemeinschaft mit Gott. Diesen Ort hatte er mit allem, was zum Lebensunterhalt nötig war, denen gestiftet, die Ruhe und Abgeschlossenheit für religiöse Übungen und Betrachtungen suchten. Ich hatte etwa zehn Knaben bei mir, als ich dorthin ging, und begann mein neues Leben ohne irgendwelche frühere Erfahrung.

Die Gegend, die unsre Einsiedelei umgibt, ist weites offenes Land, ganz kahl bis an den Horizont hin, nur daß hier und da ein paar verkümmerte Dattelpalmen oder Dornsträucher die Ameisenhügel zu überragen suchen. Jenseits der Felder und tiefer als diese erstreckt sich eine Fläche mit zahllosen Erdhügeln und kleinen Hügelchen von rotem Kies und Kieseln von allen Formen und Farben, die von schmalen Regenrinnen durchschnitten wird. In geringer Entfernung nach Süden zu, nahe beim Dorfe, sieht man durch eine Reihe von Palmen hindurch die stahlblaue Fläche des Wassers glitzern, das sich in einer Vertiefung des Bodens angesammelt hat. Ein Pfad, den die Dorfleute benützen, wenn sie ihre Einkäufe in der Stadt machen, schlängelt sich durch die einsamen Felder und schimmert rötlich in der Sonne. Die Reisenden, die diesen Pfad hinaufkommen, können schon in der Ferne auf dem höchsten Punkt des welligen Hügellandes die Spitze eines Tempels und das Dach eines Gebäudes sehen. Denn hier liegt inmitten von Myrobalanenhainen die Einsiedelei Shanti-Niketan, zu der eine Allee von stattlichen Salbäumen hinanführt.

Und hier hat sich nun seit mehr als 15 Jahren die Schule entwickelt. Manchen Wechsel und manche ernste Krisis hat sie erlebt. Da ich den üblen Ruf hatte, ein Dichter zu sein, wurde es mir sehr schwer, das Vertrauen meiner Landsleute zu gewinnen und dem Verdacht der Bureaukratie zu entgehen. Wenn ich am Ende gewissen Erfolg hatte, so liegt es daran, daß ich ihn nie erwartete, sondern meinen eigenen Weg ging, ohne auf Beifall, Rat oder Hilfe von außen zu warten. Meine Mittel waren außerordentlich gering, da das Unternehmen mich tief in Schulden gestürzt hatte. Aber diese Armut selbst gab mir Kraft und lehrte mich, mein Vertrauen auf die Macht der Idee zu setzen, statt auf äußere Hilfsmittel.

Da die Entwicklung der Schule meine eigene Entwicklung bedeutete und nicht die bloße Verwirklichung meiner Theorien, so wandelten sich ihre Ideale

auch während ihres Reifens, wie eine reifende Frucht nicht nur größer wird und sich tiefer färbt, sondern auch in der Beschaffenheit ihres Fleisches Veränderungen erfährt. Als ich anfing, hatte ich die Idee, daß ich einen wohltätigen Zweck verfolgte. Ich arbeitete angestrengt; doch die einzige Befriedigung, die ich hatte, war, daß ich mir ausrechnete, welche Opfer an Geld und Kraft und Zeit ich brachte, und dabei meine unermüdliche Güte bewunderte. Aber was dabei herauskam, hatte wenig Wert. Ich baute nur immer ein System auf das andere auf, um nachher alles wieder umzureißen. So tat ich im Grunde nichts anderes, als meine Zeit ausfüllen; was ich schuf, war innerlich leer. Ich weiß noch, wie ein alter Schüler meines Vaters kam und zu mir sagte: „Was ich hier sehe, ist wie ein Hochzeitssaal, wo alles bereit ist, nur der Bräutigam fehlt.“ Der Fehler, den ich gemacht hatte, war, daß ich meinte, mein eigener Zweck sei dieser Bräutigam. Aber allmählich fand mein Herz diesen Mittelpunkt. Er war nicht in der Arbeit, nicht in meinen Wünschen, sondern in der Wahrheit. Ich saß allein auf der oberen Terrasse des Hauses Shanti-Niketan und schaute auf die Baumwipfel der Salallee vor mir. Ich löste mein Herz los von meinen eigenen Plänen und Berechnungen, von den Kämpfen des Tages, und hob es schweigend hinauf zu dem, dessen Gegenwart und Frieden den Himmel durchflutete, und allmählich wurde mein Herz von ihm erfüllt. Ich begann, die Welt rings um mich her mit den Augen meiner Seele zu sehen. Die Bäume erschienen mir wie stille Lobgesänge, die aus dem stummen Herzen der Erde aufstiegen, und das Rufen und Lachen der Knaben, das durch die Abendluft zu mir heraufdrang, erklang mir wie ein Quell von lebendigen Tönen, der aus der Tiefe des Menschenlebens aufstieg. Ich vernahm die Botschaft in dem Sonnenlicht, das meine Seele in ihrer Tiefe berührte, und ich fühlte ein süßes Gestilltsein in den Lüften, die das Wort des alten Meisters zu mir sprechen: „Ko hyevānyāt, Kah prānyāt yadesha ākāsha ānando no syāt.“ „Wer könnte je in dieser Welt leben und hoffen und streben, wenn der Raum nicht mit Liebe gefüllt wäre.“ Und als ich dann den Kampf um Erfolg und meinen Ehrgeiz, andern wohlzutun, aufgab und das eine, was not tut, begriff; als ich fühlte, daß der, der sein eigenes Leben in Wahrheit lebt, das Leben der ganzen Welt lebt, da klärte sich die trübe Atmosphäre äußeren Kampfes, und die natürliche Schöpferkraft brach sich Bahn zum Kern aller Dinge. Und wenn es jetzt noch mancherlei Oberflächliches und Wertloses im Betrieb unsrer Anstalt gibt, so hat es seine Ursache in dem Mißtrauen gegen den Geist, das uns noch immer anhaftet, in der unausrottbaren Überzeugung von unserer eigenen Wichtigkeit, in der Gewohnheit, die Ursache unserer Fehlschläge anderswo als bei uns zu suchen, und in dem Bestreben, alle Lockerheit und Schlaffheit in unserer Arbeit dadurch wieder gutzumachen, daß wir die Schrauben der Organisation fester anziehen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß da, wo der Eifer, andere zu belehren, allzu groß ist, besonders wenn es sich um geistige Dinge handelt, das Ergebnis dürftig und nicht ganz wahr

ist. Alle Heuchelei und Selbsttäuschung bei unsern religiösen Überzeugungen und Übungen sind die Folge von dem Übereifer geistlicher Mentoren. Auf geistigem Gebiet ist Erwerben und Spenden eins; wie die Lampe andern Licht gibt, sobald sie selbst leuchtet. Wenn ein Mensch es zu seinem Beruf macht, seinen Mitmenschen Gott zu predigen, so wird er viel mehr Staub aufwirbeln, als zur Wahrheit führen. Religion läßt sich nicht in der Form von Unterricht mitteilen, sondern nur durch religiöses Leben selbst. So bewährt sich das Ideal der Waldkolonie jener Gottsucher auch heute noch als die wahre Schule religiösen Lebens. Religion ist nicht etwas, was man in Stücke zerlegen und in bestimmten Wochen- oder Tagesrationen austeilen kann als eins der verschiedenen Fächer des Schulprogramms. Sie ist die Wahrheit unsres ganzen Seins, das Bewußtsein unsrer persönlichen Beziehung zum Unendlichen; sie ist der wahre Schwerpunkt unsres Lebens. Sie kann uns in unsrer Kindheit zuteil werden, wenn wir ganz an einem Orte leben, wo die Wahrheit der geistigen Welt nicht durch eine Menge von Notwendigkeiten verdunkelt wird, die sich Bedeutung anmaßen; wo das Leben einfach ist und reich an Muße, an Raum und reiner Luft und an dem tiefen Frieden der Natur, und wo die Menschen in festem Glauben den Blick auf das Ewige gerichtet haben.

Nun wird man mich fragen, ob ich in meiner Schule das Ideal erreicht habe. Ich muß darauf antworten, daß die Erreichung unsrer höchsten Ideale sich schwer nach äußern Maßstäben messen läßt. Ihre Wirkung läßt sich nicht gleich an Resultaten nachweisen. Wir tragen in unsrer Einsiedelei den Ungleichheiten und Mannigfaltigkeiten des menschlichen Lebens in vollem Maße Rechnung. Wir versuchen nie, eine Art äußere Gleichförmigkeit zu erzielen, indem wir die Verschiedenheiten der Anlage und Erziehung unserer Schüler auszurotten suchen. Einige von uns gehören zur Sekte des Brahma Samaj, einige zu andern Hindu-Sekten, und einige von uns sind Christen. Da wir uns nicht mit Bekenntnissen und Dogmen beschäftigen, entstehen aus der Verschiedenheit unseres religiösen Glaubens durchaus keine Schwierigkeiten. Auch weiß ich, daß das Gefühl von Ehrfurcht für das Ideal dieser Schule und für das Leben, das wir hier führen, unter denen, die sich in dieser Einsiedelei versammelt haben, an Ernst und Tiefe sehr verschieden ist. Ich weiß, daß unsre Begeisterung für ein höheres Leben doch noch immer nicht weit hinausgekommen ist über unser Trachten nach weltlichen Gütern und weltlichem Ruhm. Und doch bin ich vollkommen gewiß und habe zahlreiche Beweise dafür, daß das Ideal unserer Einsiedelei von Tag zu Tag immer mehr in unsrer Natur Wurzel faßt. Ohne daß wir es merken, werden die Seiten unsres Lebens zu immer reinerem, seelenvollerem Klang gestimmt. Was es auch war, das uns zuerst hierher führte, durch alle Disharmonie tönt doch unaufhörlich der Ruf: shāntam, shivam, advaitam — du Gott des Friedens, Allgütiger, Einziger! Die Luft scheint hier von der Stimme des Unendlichen erfüllt, die dem Frieden des frühen Morgens und der Stille der Nacht tiefen

Sinn gibt und durch die weißen Scharen von shiuli-Blumen im Herbst und malati-Blumen im Sommer das Evangelium von der Schönheit predigt, die anbetend sich selbst als Opfer darbringt.

Es ist schwer für die, die nicht Inder sind, sich klar zu machen, welche Vorstellungen sich alle mit dem Wort āshram, Waldheiligtum, verbinden. Denn es blühte wie die Lotusblume in Indien unter einem Himmel, der freigebig ist mit Sonnenlicht und Sternenglanz. Indiens Klima ruft uns ins Freie; die Stimme seiner mächtigen Ströme ertönt in feierlichem Gesang; die endlose Weite seiner Ebenen umgibt unsre Heimstätten mit dem Schweigen einer andern Welt; die Sonne steigt am Rand der grünen Erde auf wie eine Opferflamme, die das Unsichtbare auf dem Altar des Unbekannten entzündet, und sie steigt am Abend im Westen herab wie ein prächtiges Freudenfeuer, mit dem die Natur das Ewige begrüßt. In Indien ist der Schatten der Bäume gastlich, der Staub der Erde streckt seine braunen Arme nach uns aus, die Luft schlägt liebend ihren warmen Mantel um uns. Das sind die unwandelbaren Tatsachen, die immer wieder zu unsrer Seele sprechen, und daher empfinden wir es als Indiens Aufgabe, durch diese Verbundenheit mit der Seele der Welt die menschliche Seele als eins mit der göttlichen Seele zu erkennen. Diese Aufgabe hat in den Waldschulen der alten Zeit ihre natürliche Form gefunden. Und sie treibt uns an, das Unendliche in allen Gestalten der Schöpfung, in den Beziehungen menschlicher Liebe zu suchen; es zu fühlen in der Luft, die wir atmen, in dem Licht, dem wir unsre Augen öffnen, im Wasser, in dem wir baden, in der Erde, auf der wir leben und sterben. Daher weiß ich — und weiß es aus eigener Erfahrung — daß die Schüler und Lehrer, die sich in dieser Einsiedelei zusammengefunden haben, an Freiheit des Geistes täglich wachsen und immer mehr eins werden mit dem Unendlichen, nicht durch irgendwelchen Unterricht oder äußere Übungen, sondern kraft der unsichtbaren geistigen Atmosphäre, die diesen Ort umgibt, und des Andenkens an einen frommen Mann, der hier in inniger Gemeinschaft mit Gott lebte.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, darzulegen, wie das bewußte Streben, das mich leitete, als ich meine Schule in der Einsiedelei gründete, allmählich seine Selbständigkeit verlor und eins wurde mit dem Streben, das die Seele dieses Ortes ist. Mit einem Wort: mein Werk erhielt seine Seele durch den Geist der Einsiedelei. Aber diese Seele hat ohne Zweifel ihre äußere Gestalt in der Einrichtung der Schule. Und ich habe alle diese Jahre hindurch versucht, in dem Lehrsystem dieser Schule meine Erziehungstheorie zu verwirklichen, die sich auf meine Erfahrung von der Kindesseele gründet.

Ich glaube, wie ich schon vorher andeutete, daß das unbewußte Empfinden bei den Kindern viel tätiger ist als das bewußte Denken. Eine große Menge der wichtigsten Lehren ist uns durch jenes vermittelt. Die Erfahrungen zahlloser Generationen sind uns durch seine Wirksamkeit in Fleisch und Blut übergegangen, nicht nur ohne uns zu ermüden, sondern so, daß sie uns froh

machten. Diese unterbewußte Fähigkeit des Gewahrwerdens ist ganz eins mit unserm Leben. Sie ist nicht wie eine Laterne, die man von außen anzündet und putzt, sondern wie das Licht, das der Glühwurm durch die Ausübung seiner Lebensfunktionen erzeugt.

Zu meinem Glück wuchs ich in einer Familie auf, wo der Sinn für Literatur, Musik und Kunst instinktiv geworden war. Meine Brüder und Vettern lebten im freien Reich der Gedanken, und die meisten von ihnen hatten natürliche künstlerische Anlagen. Durch solche Umgebung angeregt, begann ich früh zu denken und zu träumen und meine Gedanken zum Ausdruck zu bringen. In bezug auf religiöse oder soziale Anschauungen war unsre Familie frei von aller Konvention, da sie wegen ihrer Abweichung von orthodoxen Glaubenslehren und Sitten von der Gesellschaft in den Bann getan war. Dies machte uns furchtlos in unsrer geistigen Freiheit, und wir wagten neue Versuche auf allen Gebieten des Lebens. So war die Erziehung, die ich in meiner frühesten Kindheit hatte, Freiheit und Freude in der Übung meiner geistigen und künstlerischen Kräfte. Und weil dies meinen Geist lebhaft zum Bewußtsein brachte, wo sein natürlicher Nährboden war, wurde die Schleifmühle des Schulbetriebes so unerträglich für mich.

Diese Erfahrung aus meiner frühen Kindheit war alles, was ich an Schulerfahrung hatte, als ich an mein Unternehmen ging. Ich fühlte, daß das Wichtigste und Notwendigste nicht die äußere Lehrmethode, sondern der lebendige Odem der Kultur selbst war. Zum Glück für mich gewann Satish Chandra Roy, ein hochbegabter junger Student, der sich auf sein Staatsexamen vorbereitete, lebhaftes Interesse für meine Schule und machte es sich zur Lebensaufgabe. meine Idee auszuführen. Er war erst neunzehn Jahre alt, aber ein Mensch von hohem Geistesfluge, mit einer für alles Große und Schöne wunderbar empfänglichen Seele. Er war ein Dichter, der sicher unter den Unsterblichen der Weltliteratur seinen Platz gefunden hätte, wenn er am Leben geblieben wäre; aber er starb schon mit zwanzig Jahren und konnte so unsrer Schule seine Kraft nur ein kurzes Jahr lang widmen. Bei ihm hatten die Knaben nie das Gefühl, auf ihr Unterrichtsfach beschränkt zu sein, sondern es war, als öffnete er ihnen alle Tore der Welt. Mit ihm gingen sie in den Wald, wenn im Frühling die Salbäume in voller Blüte standen; dann deklamierte er ihnen, ganz berauscht von Begeisterung, seine Lieblingsgedichte. Er las ihnen Shakespeare und selbst Browning — denn er war ein großer Verehrer Brownings — und erläuterte ihnen mit wunderbarer Kraft des Ausdrucks die Dichtungen in bengalischer Sprache. Niemals zweifelte er an der Verständnisfähigkeit der Knaben, er sprach und las ihnen über jeden Gegenstand, der ihn selbst interessierte. Er wußte, daß es durchaus nicht nötig war, daß die Schüler alles wörtlich und genau verstanden, sondern daß ihr Geist aufgerüttelt und ihre Seelen geweckt wurden, und dies gelang ihm immer. Er war nicht, wie andre Lehrer, ein bloßer Vermittler von Bücherwissen. Er gestaltete seinen Unterricht persönlich, er schöpfte aus seiner

eigenen Tiefe, und daher war das, was er den Schülern bot, lebendige Nahrung, die die lebendige menschliche Natur sich leicht aneignet. Der wahre Grund seines Erfolges war seine intensive Teilnahme an dem Leben, an den Ideen, an allem um ihn her, vor allem an den Knaben, die mit ihm in Berührung kamen. Er schöpfte seine Begeisterung nicht aus Büchern, sondern aus der unmittelbaren Berührung seiner empfänglichen Seele mit der Welt. Der Wechsel der Jahreszeiten hatte auf ihn dieselbe Wirkung wie auf die Pflanzen. Er schien in seinem Blut die unsichtbaren Boten der Natur zu spüren, die immer durch den Weltenraum eilen, in der Luft schweben, am Himmel schimmern und aus den Wurzeln der Grashalme aus der Erde heraufdönen. Seine Literaturstudien hatten nicht den Modergeruch der Bibliothek an sich. Er hatte die Gabe, die Ideen so greifbar deutlich und lebendig vor sich zu sehen, wie er seine Freunde sah.

So hatten die Knaben unsrer Schule das seltene Glück, ihren Unterricht von einem lebendigen Lehrer und nicht aus Büchern zu erhalten. Haben nicht unsre Bücher, wie die meisten Dinge des täglichen Gebrauchs, sich zwischen uns und unsre Welt gestellt? Wir haben uns gewöhnt, die Fenster unsres Geistes mit ihren Seiten zu verdecken und Bücherphrasen als Pflaster auf unsre geistige Haut zu kleben, so daß sie für jede direkte Berührung der Wahrheit unempfindlich geworden ist. Wir haben uns aus einer ganzen Welt von Bücherweisheit eine Festung gebaut mit hohen Ringmauern, wohinter wir uns verschanzt haben und vor der Berührung mit Gottes Schöpfung sicher sind. Gewiß würde es töricht sein, den Wert von Büchern im allgemeinen zu bestreiten. Aber man muß auch zu gleicher Zeit zugeben, daß Bücher ihre Grenzen und ihre Gefahren haben. Jedenfalls sollten den Kindern in den ersten Jahren ihrer Erziehung die Wahrheiten, die sie zu lernen haben, auf natürlichem Wege, das heißt durch die Menschen und die Dinge selbst vermittelt werden.

Da ich hiervon überzeugt bin, habe ich alles, was ich konnte, getan, um in unserer Einsiedelei eine geistige Atmosphäre zu schaffen. Ich mache Lieder, aber ich mache sie nicht eigens für die Jugend zurecht. Es sind Lieder, die ein Dichter sich zu seiner eigenen Freude singt. So sind die meisten meiner Gitanjali-Lieder hier entstanden. Diese Lieder singe ich, so wie sie mir erblühen, den Knaben vor, und sie kommen scharenweise, um sie zu lernen. Sie singen sie in ihren Mußestunden, in Gruppen unter freiem Himmel sitzend, in Mondscheinnächten oder im Schatten der drohenden Juliwolken. Alle meine späteren Dramen sind hier entstanden und unter Teilnahme der Knaben aufgeführt. Ich habe ihnen lyrische Dramen für ihre Jahresfeste geschrieben. Sie dürfen immer dabei sein, wenn ich den Lehrern irgend etwas von meinen neuen Sachen in Prosa oder Versen vorlese, welchen Inhalts es auch sei. Und von dieser Erlaubnis machen sie Gebrauch, ohne daß der geringste Druck auf sie ausgeübt wird, ja, sie sind sehr traurig, wenn sie nicht aufgefordert werden. Einige Wochen vor meiner Abreise von Indien las ich ihnen

Brownings Drama „Luria" und übertrug es, während ich las, ins Bengalische. Es nahm zwei Abende in Anspruch, aber die zweite Versammlung war ebenso zahlreich wie die erste. Wer gesehen hat, wie diese Knaben ihre Rollen spielen, ist überrascht, wie stark sie als Schauspieler wirken. Das kommt daher, weil sie nie eigentlichen Unterricht in dieser Kunst gehabt haben. Sie erfassen instinktiv den Geist der Dichtung, obgleich diese Dramen keine bloßen Schuldramen sind und ein feines Verständnis und Mitempfinden erfordern. Bei aller Ängstlichkeit und überkritischen Empfindlichkeit, die ein Dichter der Aufführung seines Stückes gegenüber hat, war ich nie enttäuscht von meinen Schülern, und ich habe selten einem Lehrer erlaubt, die Knaben in ihrer eigenen Darstellung der Charaktere zu stören. Häufig schreiben sie selbst Stücke oder improvisieren sie, und dann werden wir zu der Aufführung eingeladen. Sie haben ihre literarischen Vereine und haben mindestens drei illustrierte Zeitschriften, die von drei Gruppen der Schule geleitet werden. Die interessanteste dieser Zeitschriften ist die der „Kleinen". Eine ganze Anzahl unsrer Schüler haben ein beachtenswertes Talent für Zeichnen und Malerei gezeigt. Wir entwickeln dies Talent nicht mit Hilfe der alten, hier in den Schulen noch immer üblichen Kopiermethode, sondern lassen die Schüler ihrer eigenen Neigung folgen und helfen ihnen nur dadurch, daß wir hin und wieder Künstler zu uns einladen, die die Knaben durch ihre eigenen Arbeiten anregen und begeistern.

Als ich meine Schule anfing, zeigten die Knaben keine besondere Liebe zur Musik. Daher stellte ich zuerst noch keinen Musiklehrer an und zwang die Knaben nicht, Musikstunden zu nehmen. Ich sorgte nur für Gelegenheiten, wo die, die für diese Kunst begabt waren, sie üben und zeigen konnten. Dies hatte die Wirkung, daß das Ohr der Knaben sich unbewußt übte. Und als nach und nach die meisten von ihnen große Neigung und Liebe zur Musik zeigten und ich sah, daß sie bereit sein würden, regelrechten Unterricht darin zu nehmen, berief ich einen Musiklehrer.

In unsrer Schule stehen die Knaben des Morgens sehr früh auf, bisweilen vor Tagesanbruch. Sie besorgen selbst das Wasser für ihr Bad. Sie machen ihre Betten. Sie tun alle die Dinge, die den Geist der Selbsthilfe in ihnen entwickeln.

Ich glaube an den Wert regelmäßiger religiöser Betrachtung, und ich setze morgens und abends eine Viertelstunde dafür an. Ich halte darauf, daß diese Zeit innegehalten wird, ohne jedoch von den Knaben zu erwarten, daß sie so tun, als ob sie in religiöse Betrachtungen versenkt wären. Aber ich verlange, daß sie still sind, daß sie Selbstbeherrschung üben, wenn sie auch, statt an Gott zu denken, die Eichhörnchen beobachten, die die Bäume hinauflaufen.

Jede Schilderung solcher Schule kann nicht anders als unzulänglich sein. Denn das Wichtigste von ihr ist ihre Atmosphäre und die Tatsache, daß es keine Schule ist, die den Knaben von autokratischen Behörden aufgezwungen

ist, in der sie ihr eigenes Leben leben sollen. Sie nehmen teil an der Schulverwaltung, und in Straffällen verlassen wir uns meistens auf ihren eigenen Gerichtshof.

Zum Schluß möchte ich meine Zuhörer warnen, ein falsches oder übertriebenes Bild von dieser Einsiedelei mit nach Hause zu nehmen. Wenn man so seine Ideen vorträgt, so erscheinen sie ganz einfach und vollkommen. Aber ihre Verkörperung in der Wirklichkeit ist nicht so klar und vollkommen, weil das Material lebendig und mannigfach und immer wechselnd ist. Es treten uns Hindernisse entgegen sowohl in der menschlichen Natur wie in den äußeren Umständen. Einige von uns vergessen nur zu leicht, daß die Geister der Knaben lebendige Organismen sind, und andere sind von Natur geneigt, das Gute mit Gewalt durchsetzen zu wollen. Die Knaben ihrerseits sind nicht alle in gleichem Maße empfänglich, und so haben wir manchen Mißerfolg zu verzeichnen. Vergehen treten unerwartet auf, die uns an der wirkenden Kraft unsrer Ideale zweifeln lassen. Es kommen trübe Zeiten, voll von Rückschlägen und Zweifeln. Aber dies Schwanken und diese Konflikte gehören nun einmal zum wahren Bilde des wirklichen Lebens. Lebendige Ideale können nicht als Uhrwerk aufgezogen werden, das nun jede Sekunde genau angibt. Und wer den festen Glauben an ein Ideal hat, muß die Wahrheit desselben dadurch beweisen, daß er sich durch die niemals ausbleibenden Widerstände und Mißerfolge nicht vom Wege abbringen läßt. Ich für mein Teil halte mehr von dem Prinzip des Lebens, der Seele des Menschen, als von Methoden. Ich glaube, daß das Ziel der Erziehung die sittliche Freiheit ist, die nur auf dem Wege der Freiheit erreicht werden kann, obgleich die Freiheit ihre Gefahren und ihre Verantwortung hat, wie das Leben überhaupt sie hat. Ich weiß gewiß, wenn auch die meisten Menschen es vergessen zu haben scheinen, daß Kinder lebendige Wesen sind, lebendiger als Erwachsene, die schon in einer Rinde von Gewohnheiten stecken. Daher ist es für ihre geistige Gesundheit und Entwicklung unbedingt nötig, daß man sie nicht in Schulen steckt, deren einziger Zweck der Unterricht ist, sondern daß sie in einer Welt leben, deren leitender Geist die persönliche Liebe ist. Solch eine Welt ist die Einsiedelei, der ashram, wo die Menschen sich im Frieden der Natur zu dem höchsten Lebensziel vereint haben; wo sie sich nicht nur frommen Betrachtungen hingeben, sondern auch mit offenen Augen in die Welt schauen und tätig wirkend in ihr schaffen; wo man den Schülern nicht unausgesetzt den Glauben beibringt, daß die Selbstvergötterung der Nation das höchste Ideal für sie ist; wo sie begreifen lernen, daß diese Menschenwelt Gottes Königreich ist, dessen Bürger zu werden sie streben sollen; wo Sonnenauf- und untergang und die stille Herrlichkeit der Sterne nicht täglich unbeachtet bleiben; wo der Mensch freudig teilnimmt an den Festen, die die Natur mit ihren Blüten und Früchten feiert, und wo jung und alt, Lehrer und Schüler sich an denselben Tisch setzen und das tägliche Brot wie das Brot des Lebens miteinander teilen.

Aus General Pershings offiziellem Bericht über die amerikanischen Operationen im Weltkriege

Im New Yorker „The Globe" vom 15. Dezember 1919 ist unter obigem Titel der Bericht veröffentlicht worden, den der Oberkommandierende der amerikanischen Truppen seiner Regierung abgestattet hat. Es soll aus diesem sehr umfangreichen Aktenstück nur im Auszuge wiedergegeben werden, was der General über die Operationen und Kämpfe an unserer Westfront berichtet.

Der Bericht beginnt mit der Mitteilung, daß das amerikanische Kriegsdepartement bereits im Juli 1917 plante, zum Juni 1918 21 Divisionen in der Stärke von je 20 000 Mann nebst Hilfs- und Ersatztruppen in Höhe von über 200 000 Mann nach Frankreich zu senden. In Summa 650 000. Davon sollten sechs Divisionen im letzten Quartal 1917, sieben im ersten Quartal 1918 und acht im nächsten Quartal eintreffen. Pershing hatte dagegen am 6. Juli 1917 beantragt, daß bis zum Mai 1918 mindestens eine Million Truppen am Platz sein müßten. Die Schwierigkeit lag in der Beschaffung der Schiffe für den Transport der Truppen. Über diese Fragen ist durch Kabeldepesche mit dem amerikanischen Kriegsdepartement verhandelt worden, was im Januar 1918 zu einer Verständigung mit den britischen Autoritäten führte. England sollte sechs ganze Divisionen auf eigenen Schiffen überführen, die weiteren Truppen auf amerikanischen verschifft werden; Bestimmungen über das Oberkommando und anderes Detail schlossen sich daran. Von Wichtigkeit war die Erklärung des obersten Kriegsrats, daß Frankreich im Verlauf des Jahres 1918 nur dann zu behaupten sei (would be save), wenn die Stärke der britischen und französischen Truppen in Frankreich dauernd in ihrer jetzigen Höhe erhalten würde und als Verstärkung nicht weniger als zwei amerikanische Divisionen monatlich einträfen. Hieran schließt sich der Bericht über die erste deutsche Offensive im Jahre 1918. „Sie begann am 21. März und brach allen Widerstand in der ersten Periode des Angriffs. Im Laufe von acht Tagen hatte der Feind das alte Schlachtfeld der Somme gewonnen und alles in einer Tiefe von 56 Kilometer fortgefegt. Während einiger Tage schien das Eisenbahnzentrum von Amiens verloren. Die Offensive riß solche Lücken in die britischen und französischen Reserven, daß die Niederlage ihnen sicher gewesen wäre (defect stared them in the face), wenn die amerikanischen Truppen sich nicht sofort brauchbarer gezeigt hätten, als selbst die größten Optimisten zu hoffen wagten." Eine Note vom 27. März charakterisiert in einer Kabeldepesche die Lage folgendermaßen: „Die Schlacht, die sich jetzt in Frankreich entwickelt und sich auf andere Kriegsschauplätze ausdehnen kann, kann die vereinigten Armeen sehr schnell in eine ernste Lage bringen ..." Es knüpfte sich daran die wiederholte Bitte um schleunige Sendung amerikanischer Infanterie und Maschinengewehre (60 000 Mann) nebst gewissen Hilfstruppen (certain auxiliary units), die auf britischen Schiffen im Laufe des April nach

Frankreich zu führen seien. Die Verschiffung von Nichtkombattanten wurde aufgeschoben. Hier setzt wieder ein Schlachtbericht ein:

„Die Schlachtlinie in der Nachbarschaft von Amiens war mit Mühe zum Stehen gekommen, als die Deutschen am 9. April einen neuen erfolgreichen Angriff auf die britischen Linien in einer Front von einigen 40 Kilometern in der Nachbarschaft von Armentières und an der Lys unternahmen. Die Folge war, daß Paschendaele, das 1917 so teuer gewonnen ward, von den Briten geräumt werden mußte. Die Verluste waren schwer und die Britischen unfähig, sie ganz zu ersetzen. Sie machten daher außerordentliche Anstrengungen, die Zahl der für Überführung unserer Truppen tauglichen Schiffe zu vermehren." Es folgten Hilferufe und Schwierigkeiten, welche die Frage des Kommandos mit sich brachte. Engländer wie Franzosen wünschten die amerikanischen Truppen ihren Formationen einzureihen. Dazu verstand sich aber Pershing nicht. Auf einer Sitzung des obersten Kriegsrats in Abbeville am 1. und 2. Mai verständigte man sich dahin, daß eine amerikanische Armee so bald wie möglich unter eigenem Kommando und eigener Flagge formiert werden solle. Die britische Regierung verpflichte sich zudem, im Mai Transportschiffe für 130 000 und im Juni für 150 000 Mann zu stellen. Der nun folgende Abschnitt führt die Überschrift: Panik in Paris. „Der Ernst der Lage hatte die Alliierten dazu gebracht, alle überhaupt mögliche Tonnage für den Transport amerikanischer Truppen zu beschaffen ... Die nächste Offensive des Feindes fand zwischen Oise und Berry au Bac statt und richtete sich gegen die Franzosen statt gegen die Engländer, wie allgemein erwartet wurde. Es war eine vollständige Überraschung. Die anfängliche Aisne-Offensive deckte eine Front von 35 Kilometern und hatte bemerkenswerten Erfolg, da die deutschen Armeen in vier Stunden um nicht weniger als 50 Kilometer vorrückten. Als sie die Marne erreichten, wurde dieser Fluß als Verteidigungsfront benutzt, und der deutsche Vormarsch richtete sich gegen Paris. Während der ersten Junitage ergriff etwas wie eine Panik (something akin a the panic) die Stadt. Man schätzte die Zahl der im Frühjahr 1918 aus Paris Fortziehenden auf eine Million Köpfe."

Der nächste Abschnitt des Pershingschen Berichts führt die Überschrift: In verzweifelter Klemme! und teilt ein Kabeltelegramm mit, das nach einem Kriegsrat in Versailles am 1. und 2. Juni an den Präsidenten Wilson gerichtet ward. Es begann mit einem Dank für die schleunige und große Hilfe, die Amerika den Alliierten geleistet habe. „Aber die Krisis dauere noch fort. General Foch habe einen Bericht von tiefstem Ernst abgestattet. In Frankreich habe der Feind die numerische Überlegenheit, 200 Divisionen gegen 162 der Alliierten. England und Frankreich könnten die Zahl ihrer Divisionen nicht vermehren, es liege die Gefahr vor, daß der Krieg verloren gehe, wenn Amerika nicht möglichst bald ein Maximum an Infanterie und Maschinengewehren sende. Die Reserven der Alliierten würden früher erschöpft sein als die Deutschlands. Es sei, sage Foch, unmöglich, einen schließlichen Sieg zu erreichen, falls Amerika nicht eine Armee sende, welche den Alliierten die numerische Überlegenheit sichere: 300 000 Mann monatlich, damit so bald wie möglich 100 amerikanische Divisionen auf französischem Boden seien." Pershing, Foch und Lord Milner unterstützten das oben wiedergegebene Kabeltelegramm, das von Lloyd George, Clemenceau und Orlando gezeichnet war.

„Man hatte den Transport amerikanischer Infanterie und Maschinengewehre so bevorzugt, daß die Truppen dieser Kategorie, die in Amerika nur zum Teil trainiert waren, tatsächlich erschöpft waren. Dazu kam, daß unsere Ersatztruppen so angestrengt wurden, daß baldige Ablösung durch Vermehrung ihres Bestandes

unerläßlich war." Gleichzeitig waren die korrespondierenden Abteilungen der Alliierten in gewissen Departements ebenso überschätzt worden, und ihre verantwortlichen Führer verlangten dringend, daß sie durch amerikanische Spezialisten abgelöst würden. Am 5. Juli kabelte Pershing nach New York: „Zwischen General Foch, Lord Milner und mir ist über den Transport amerikanischer Truppen durch kombinierte britische und amerikanische Tonnage während der Monate Juni und Juli vereinbart worden: für den Juni 1. absolute Priorität soll der Transport von 170 000 Kombattanten haben; 2. 25 400 Mann für Bedienung der Eisenbahnen; 3. der Überschuß soll aus Truppen bestehen, deren Kategorie der Oberkommandierende des amerikanischen Expeditionskorps bestimmt.

Für den Juli absolute Priorität für den Transport von 140 000 Kombattanten, der Überschuß von den 250 000 soll aus Truppen nach Bestimmung des Oberkommandierenden bestehen."

Da die Notlage sehr groß sei, sollen auch untrainierte Truppen verschifft werden (send the untrained!).

Als am 21. März 1918 die deutsche Armee an der Westfront die Reihe ihrer Offensiven begann, geschah es durch die formidabelste Macht, welche die Welt jemals gesehen hatte. An kämpfender Mannschaft und Geschützen hatten sie eine große Überlegenheit. Das war aber von geringerer Wichtigkeit als ihre Überlegenheit in moralischer Hinsicht, an Erfahrung, an Trainierung für den Bewegungskrieg und an Einheit des Kommandos. Der erste Schlag fiel gegen die Rechte der britischen Armeen, welche die Verbindung der britischen und französischen Streitkräfte umfaßte. Nur das schnelle Zusammenwirken des französischen und des britischen Hauptquartiers brachte die Flut zum Stehen. In der Erkenntnis, daß ein einheitliches Oberkommando unerläßlich sei, wurde General Foch am 3. April zum Oberkommandierenden ernannt und diese Wahl von Wilson am 16. April genehmigt.

Am 31. März hatten annähernd 300 000 Mann amerikanischer Truppen Frankreich erreicht. Vier Divisionen Kombattanten, die an Stärke acht französischen oder britischen Divisionen entsprachen, waren verwendbar.

Am 25. April löste die erste Division zwei französische Divisionen ab an der Front bei Montdidier und eroberte am 25. Mai die wichtigen Beobachtungsstationen auf den Höhen von Cantigny in glänzendem Ansturm.

Französische Artillerie, Aviation, Tanks und Flammenwerfer halfen beim Angriff, aber das meiste dieser Unterstützung wurde zurückgezogen, um einer neuen Offensive zu begegnen, die bei Chateau-Thierry am 27. Mai begonnen hatte. Die Reaktion des Feindes gegen unsere Truppen bei Cantigny war außerordentlich heftig, und offenbar war er entschlossen, um jeden Preis die vorzügliche Wirkung, die der amerikanische Erfolg gehabt hatte, aufzuheben. Drei Tage lang waren seine Geschütze aller Kaliber auf unsere neue Stellung konzentriert, und Gegenangriff folgte auf Gegenangriff. Die verzweifelten Anstrengungen der Deutschen gaben den Kämpfen bei Cantigny eine scheinbare taktische Wichtigkeit, die ganz außer Verhältnis zu den beteiligten Massen stand.

Von den drei Divisionen, die in Frankreich eintrafen, als die erste deutsche Offensive begann, war die 32., die ursprünglich für Ersatz bestimmt war, zeitweilig im Hilfsdienst beschäftigt; aber die kritische Lage führte dazu, daß man sie wieder zusammenfaßte und daß sie am 21. Mai in die Linie der Vogesen eintraten. Gleichzeitig wurde die 5. Division auch dahin gesandt. Die 3. Division war im Begriff, sich in ihrem Ausbildungslager zu versammeln, und der Stab des 3. Korps war soeben organisiert worden, um diese drei Divisionen auszubilden. Zu den acht erwähnten Divisionen waren die 28. und 77. in die britische Stellung

gelangt und die 4., 27., 30., 33., 35. und 52. im Begriff, hinzuziehen. Infolge der Verständigung mit den Britischen trafen unsere Truppen so schnell ein, daß wir Ende Mai 600 000 Mann in Frankreich hatten.

Die dritte deutsche Offensive am 27. Mai gegen die Franzosen an der Aisne führte bald zu einer verzweifelten Lage für die Alliierten. Die 2. Division, die in Reserve nordwestlich von Paris stand und sich vorbereitete, die 1. Division abzulösen, wurde in Eile in die Nachbarschaft von Meaux am 31. Mai vorgeschoben, und frühmorgens am 1. Juni ward sie quer über die Straße von Chateau-Thierry nach Paris entwickelt, nahe von Montreuil-aux-Lions, in einer Lücke der französischen Linie, und dort brachte sie das Vordringen der Deutschen gegen Paris zum Stehen. Um dieselbe Zeit wurde die nur zum Teil ausgebildete 3. amerikanische Division den Franzosen zur Verfügung gestellt, um den Übergang über die Marne zu halten, und ihrem beweglichen (motorized) Maschinengewehrbataillon gelang es noch rechtzeitig, Chateau-Thierry zu erreichen, um an der erfolgreichen Verteidigung des Flußufers teilzunehmen.

Nachdem der Feind angehalten war, begann die 2. Division eine Reihe erfolgreicher Angriffe am 4. Juni, was nach sehr harten Kämpfen zur Einnahme des Belleauwaldes führte. Bald danach ward das Dorf Bourecheş genommen und am 1. Juli Vaux. Bei diesen Operationen stieß die 2. Division auf den höchst verzweifelten Widerstand der besten deutschen Truppen.

Um der Märzoffensive zu begegnen, hatten die Franzosen ihre Front von der Oise bis nach Amiens ausgedehnt, gegen 60 Kilometer, und während des deutschen Ansturms an der Lys auch den Britischen Verstärkungen geschickt. Die französischen Linien wurden noch um weitere 45 Kilometer verlängert, wodurch die französischen Reserven aufs äußerste geschwächt waren.

Unser 2. Korps, unter Generalmajor George W. Read, war für das Kommando der zehn Divisionen organisiert worden, mit den Britischen, die in Ausbildungslagern zurückgehalten wurden, oder bestimmt waren, zweite Linien zu verteidigen. Nach Beratung mit Feldmarschall Haigh wurde es am 3. Juni von dem britischen Bogen getrennt, um die Franzosen zu unterstützen. Die 77. und 82. Division wurden nach Süden weggenommen, um die 42. und 26. für einen mehr aktiven Teil freizumachen; die 34. Division trat in die Linien der Vogesen ein, und die 4. und 28. wurden in die Gegend von Meaux und Chateau-Thierry als Reserven gestellt.

Am 9. Juni griffen die Deutschen die Montdidier-Noyon-Front an, um den Beutel an der Marne zu erweitern und ihre Linien näher an Paris heranzubringen; sie wurden aber hartnäckig von den Franzosen verteidigt. Im Hinblick auf die unerwarteten Erfolge der drei vorausgegangenen Angriffe des Feindes kam diese erfolgreiche Verteidigung der Moral der Alliierten zugute, speziell weil man glaubte, daß die Verluste der Deutschen besonders schwer gewesen seien.

Am 15. Juli fand die letzte deutsche Offensive statt (ich übergehe die ausführlichen Angaben über die Stellung der einzelnen Divisionen des Feindes).

Der Marnevorsprung war an sich schwach und bot offensichtlich Gelegenheit zu einer Gegenoffensive.

War sie von Erfolg, so mußte sie sofort die Defensive der Alliierten erleichtern, die Bedrohung von Paris beseitigen und die Eisenbahn Paris—Nancy befreien. Was aber wichtiger als alles andere war, der Erfolg mußte die Moral der Alliierten wiederherstellen und die tiefe Depression und die Furcht, die damals bestand, beseitigen. Bisher waren unsere Einheiten bald hier, bald dort eingesetzt worden, um an kritischen Punkten das furchtbare Vorrücken der Deutschen zum Stehen zu bringen ... Der Feind

hatte den Glauben seiner Soldaten ermutigt, daß der Angriff den Krieg mit einem deutschen Frieden beendigen werde. Obgleich er sorgfältige Pläne ausgearbeitet hatte, versäumte er doch, seine Absichten ganz zu verbergen, und man hatte mindestens eine Woche vorher den Verdacht, welche Front er angreifen werde. An der Champagnefront wußte man, zu welcher Stunde der Angriff erfolgen werde, und der Feind scheiterte nach schweren Verlusten. Südwestlich von Reims und längs der Marne, östlich von Chateau-Thierry hatten die Deutschen zunächst einigen Erfolg, sie drangen 8 Kilometer weit jenseit des Flusses gegen die Franzosen vor, unmittelbar rechts von unserer 3. Division. Der kommandierende General der 3. Division berichtet darüber: „Obgleich der Vorstoß der Deutschen einige Stellungen der Frontlinie überwältigte und die Infanterie und die Maschinengewehrkompagnie in einigen Fällen 50 Prozent Verluste hatte, überschritt kein deutscher Soldat den Weg zwischen Fossoy und Crezancy, mit Ausnahme eines Kriegsgefangenen, und an keinem der folgenden Tage waren Deutsche im Vordergrund des Sektors der 3. Division, außer den Toten . . ." „Daß die Deutschen den Champagnesektor und die östlichen und südlichen Seiten des Marnesacks zum Ziel ihrer Offensive gewählt hatten, war ein Glück für die Alliierten. Es waren jetzt über 1200000 amerikanische Truppen in Frankreich, was beträchtliche Reserven sicherte. Jede einigermaßen ausgebildete amerikanische Division konnte zu einer Gegenoffensive gebraucht werden."

Ich übergehe die ausführliche Schilderung der am 15. Juli beginnenden dreiwöchigen Kämpfe, die uns einen entschiedenen Mißerfolg brachten und uns schließlich nötigten, nach Aufgabe von Soissons am 3. August unsere Front hinter den Vesleabschnitt zurückzunehmen. Die Offensive ist bekanntlich von da ab bei den Feinden geblieben und hat schließlich zum unglücklichen Waffenstillstande des 11. November geführt. Pershings Bericht ist gerade über diese letzten Stadien des Kampfes, bei denen allerdings die entscheidenden Schläge von den amerikanischen Armeen geführt worden sind, besonders eingehend. Er geht zum Schluß ausführlich auf die Tätigkeit der amerikanischen Truppen auf anderen Kriegsschauplätzen ein, auf die Besetzung des linksrheinischen Deutschland, auf die Verschiffung der Truppen zur Rückkehr nach Amerika und endlich auf Probleme der Organisation, die sich im Laufe des Feldzuges für seinen Stab ergeben hatten. Eine emphatische Würdigung der Leistungen seiner Generale, Offiziere und Mannschaften sowie der Hilfe, die ihnen von der Heimat geleistet wurde, bildet den Abschluß.

Aus alledem ergibt sich für uns, daß ohne die gewaltige Hilfsleistung Amerikas an einen Sieg Englands, Frankreichs und Italiens und der übrigen ihnen verbündeten Mächte nicht zu denken gewesen wäre. Vielmehr wäre der Sieg uns sicher gewesen. Es ist aber ein besonders trauriger Gedanke, daß diese amerikanische Heeresmacht zu nicht geringem Teil aus Deutschamerikanern bestanden hat.

Theodor Schiemann.

Politische Rundschau

Berlin, den 11. März 1920.

Zu den großen Fragen, die die Welt in dieser Minute durchzittern, gehört nicht mehr die Frage der Auslieferung des Kaisers, noch die der sogenannten deutschen Kriegsverbrecher, die noch vor Monatsfrist die Gemüter so lebhaft beschäftigten. Beide Fragen sind längst in der Versenkung verschwunden, nachdem der Versuch, sie zu Angelpunkten der Politik zu machen, sofort gescheitert war, sobald man sah, daß hinter der Auslieferungsfrage schließlich etwas viel Größeres, Wichtigeres, Furchtbareres stand, als man es wahr haben wollte.

Es wurde erkannt, daß das Werk von Versailles — wenn es bis in seine Einzelheiten ausgeführt würde, eben das herbeiführen müßte, was die Franzosen bei seiner Abfassung versucht haben zu erreichen, nämlich den endgültigen Untergang von Mitteleuropa. Durfte man es darauf ankommen lassen? — das war die Frage, die schneller, als man im allgemeinen denken konnte, den Politikern der Welt klar wurde. Die jetzige Regierung Deutschlands, gestärkt oder vielleicht auch geführt durch einen sich lebhaft manifestierenden Volkswillen, legte den Alliierten, als jene ungeheure und unmögliche Liste erschien, dar, daß es für sie keine Möglichkeit gebe, den Artikel 228 des Vertrages zu erfüllen, sie versuchte zu gleicher Zeit durch Vorschläge ihrerseits, die den Machtverhältnissen genügend Rechnung trugen, den Alliierten für einen Verzicht auf die Forderung der Auslieferung goldene Brücken zu bauen. Zwar ertönten von Frankreich sofort die gewohnten kriegerischen Töne, man betonte die Entschlossenheit, den Vertrag auf jeden Fall so durchzuführen, wie er sei — aber man hatte in England und in der übrigen Welt bereits begriffen, daß es die gegenwärtige Lage Europas nicht gestatte, eine Katastrophenpolitik zu treiben, die schließlich ihre Folgen mit Notwendigkeit auch gegen die Alliierten selbst kehren mußte. Lord Birkenhead, der britische Schatzkanzler, erhielt von Lloyd George den Auftrag, den Versuch zu machen, den Franzosen diesen Gesichtspunkt nahezubringen. Die französischen Zeitungen haben damals in einer Art von furchtbarer Bestürzung zunächst nicht vermocht, sich mit der Tatsache abzufinden, daß die Realitäten der Weltpolitik wichtiger seien als die Aufrechterhaltung des französischen Prestiges in einer Frage, die Frankreich keinerlei praktischen Nutzen bringen konnte, selbst wenn es gelungen wäre, sie im französischen Sinne zu lösen. Sie konnten nicht begreifen, daß fast die gesamte englische Meinung der französischen Forderung feindlich gegenüberstand und witterten dahinter bereits eine Lockerung der französisch-britischen Allianz. Daß die ganze Welt die französische Intransigenz in dieser Frage nicht begriff, und daß es sich gar nicht um eine Frage der Allianz, sondern um eine solche des vernünftigen Menschenverstandes handelte, konnte der französischen Öffentlichkeit erst allmählich deutlich gemacht werden. Daß es ihr aber schließlich deutlich wurde, kann uns doch mit einer gewissen Hoffnung für die Zukunft Europas erfüllen. Es läßt sich um die zwingende Not der Stunde nicht mehr herumkommen, das werden auch die Franzosen immer wieder erkennen müssen, wenn der Fall sich wiederholt, daß Fragen der Ausführung des Versailler Vertrages auf der Tagesordnung stehen,

die übergreifen auf die große politische Hauptfrage: wie muß eine gesunde europäische Politik aussehen, wenn sie den Untergang Europas verhüten will.

Botschafter Graf Wedel hatte in einem Aufsatz in der „Kreuzzeitung" „Was wollen die Franzosen?" unter dem Eindruck der Auslieferungsnote noch geschrieben: „Deutschland soll vernichtet, das Reich in Scherben zerschlagen werden, das deutsche Volk muß in den Orkus, damit Frankreich vor einer Revanche für immer gesichert ist", das ist der leitende Gedanke der französischen Politik. — Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" und der „Temps", der, soviel man sehen kann, bisher Anhänger der von Graf Wedel charakterisierten Richtung der französischen Politik gewesen ist, haben eine Erörterung des deutsch-französischen Verhältnisses vorgenommen, in dem von seiten Deutschlands dafür plädiert worden ist, „eine Möglichkeit zu suchen, die beiderseitigen Lebensnotwendigkeiten festzustellen und sie miteinander in Einklang zu bringen". Von seiten des „Temps" ist darauf in der üblichen spitzfindigen Weise der französischen Diplomaten erwidert worden, daß man in Deutschland nur eine Scheindemokratie habe, der gegenüber man Garantien brauche. Man sieht nicht, daß wir auf dem Wege gegenseitigen Verständnisses schon erheblich weiter gekommen wären, und daß sich die französische Politik wirklich die Voraussetzungen eines solchen politischen Verhältnisses — nämlich das Abfinden mit und das Anerkenntnis der deutschen Einheit und ihrer Unerschütterlichkeit — angeeignet hätte. Immerhin ist solche Zwiesprache nützlich. Sie trägt besser als alles andere zur Aufklärung über die gegenseitigen Ziele bei.

In der Auslieferungsfrage hat die deutsche Regierung gezeigt, daß es nicht etwa in ihrer Absicht liegt, wirklich Schuldige vor der Verfolgung zu retten, die durchzuführen sie selbst zu übernehmen erklärte. Die Entente, die diesmal Lloyd George zum Sprachrohr wählte, um ihre Einigkeit zu zeigen, nachdem der französische Geschäftsträger die Auslieferungsnote überreicht hatte, verzichtete ihrerseits zwar nicht auf die Rechtsmittel der Artikel 228—30 des Friedensvertrags, hält aber den deutscherseits vorgeschlagenen Weg für gangbar. Eine internationale Kommission soll das Schuldmaterial gegen die Angeschuldigten sammeln, es Deutschland zustellen, und die Alliierten behalten sich das Recht vor, das Verfahren Deutschlands daraufhin zu prüfen, ob nicht das deutsche Vorgehen nur bezweckt, die Straflosmachung der Beschuldigten sicherzustellen.

Die Alliierten haben sich somit nichts vergeben, auch das französische Prestige ist in jeder Beziehung gerettet, und Deutschland hat das praktische Verdienst, der Welt einen Weg gewiesen zu haben, der für die Lösung dieser ernsten Frage gangbar ist. — England wiederum kann für sich in Anspruch nehmen, daß seine gesunde politische Urteilsfähigkeit ihm erlaubte, mit aller Kraft seine übrigen Alliierten für diesen vernünftigen Ausweg zu gewinnen.

Die Frage der Auslieferung des Kaisers aus Holland scheint praktisch erledigt zu sein, da die niederländische Regierung an ihrem Rechtsstandpunkt unter allen Umständen festhält. Die Erneuerung des Auslieferungsersuchens an die holländische Regierung in der Note vom 16. Februar war trotz der damit verknüpften Drohung „wie ernst die Lage werden könnte, wenn die Regierung der Niederlande nicht in der Lage wäre, Zusicherungen zu geben, wie sie die Sicherheit Europas so gebieterisch verlangt", ein Rückzugsgefecht. Die holländische Regierung beabsichtigt, auf Grund ihrer Fremdengesetzgebung die Bewegungsfreiheit des Kaisers praktisch zu beschränken und ihn im übrigen in seiner Ruhe nicht zu stören. Damit dürfte dieses Kapitel geschlossen sein. Es war für die Alliierten kein Ruhmesblatt.

In dem Augenblick, als der Versailler Vertrag geboren wurde, erblickte mit ihm die Idee seiner Revision als moralische und politische Forderung das Licht der Welt. Daß diese Idee sich mit Naturnotwendigkeit durchsetzen muß, haben die Ereignisse der letzten vier Wochen bewiesen.

Neben der Auslieferungsforderung der Entente ging eine andere große französische politische Aktion her, die angebliche Nichterfüllung der Kohlenablieferungen seitens Deutschlands für eine Ausgestaltung der Sicherungen zu verwerten, die Frankreich auf Grund des Versailler Vertrages erhalten hat, und die es bis auf die heutige Stunde für ungenügend hält. Deutschland hatte sich, um seinen guten Willen gegenüber Frankreich zu beweisen, schon vor dem Inkrafttreten des Versailler Vertrags bereit erklärt, der französischen wirtschaftlichen Notlage Rechnung tragend, mit Kohlenlieferungen an Frankreich freiwillig zu beginnen. Das war der wesentliche Inhalt des Protokolls vom 29. August 1919. Als Gegenleistung dafür sollte dem Wiedergutmachungsausschuß vorgeschlagen werden, daß Deutschland bis zum 30. April 1920 keine höheren Ablieferungsmengen als 1 660 000 tons monatlich zugemutet werden sollten. Eisenbahnerstreik im Ruhrrevier und Hochwasser hatten bewirkt, daß Deutschland im Januar trotz bedeutender Stilllegung seiner eigenen Betriebe wegen Kohlenmangel nicht mehr als 260 000 tons abliefern konnte. Jetzt wurde auf einmal behauptet, daß Deutschland ein festes Quantum zu liefern übernommen habe und aus bösem Willen nicht liefere. In ihrer Note vom 8. Februar eröffnete die französische Regierung, unter Bezugnahme auf Artikel 429 des Friedensvertrags, Deutschland, daß mangels einer deutschen Vertragserfüllung die Fristen für die Rheinlandbesetzungen nicht zu laufen begonnen haben, und drohte im übrigen mit Repressivmaßregeln auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet, wenn die Rückstände am 1. März nicht geliefert werden würden. In der deutschen Presse wurde der Sachverhalt richtiggestellt und darauf hingewiesen, daß im Grunde nicht die französische Regierung, sondern die Wiedergutmachungskommission für die zu ergreifenden Maßregeln zuständig sei. Es kam aus Anlaß der Frage zu einer Krise in der Wiedergutmachungskommission; der Präsident Jonnart legte sein Amt nieder, offenbar, weil er mit den intransigenten französischen Forderungen nicht durchdrang, und Poincaré trat an seine Stelle. Deutschland seinerseits ergriff alle Schritte, um der französischen Regierung durch Entgegenkommen bei der Kohlenablieferung zu beweisen, daß sie den guten Willen habe, Frankreichs schwieriger Lage Rechnung zu tragen. Welche Verhandlungen im übrigen zwischen Deutschland und der Wiedergutmachungskommission selbst weiter über die Frage geführt worden sind, ist der Presse nicht mitgeteilt worden. Deutscherseits ist jedenfalls der französische Standpunkt nicht anerkannt, und es scheint, als ob die Frage im Sande verlaufen sollte und die von Frankreich angedrohten politischen Repressalien vorläufig keine Aussicht auf Durchführung haben. Deutschland kommt es vor allem darauf an, praktisch zu arbeiten und Frankreich sein volles Entgegenkommen zu zeigen. Die Wiedergutmachungskommission scheint ebenfalls sich auf einen praktischen Standpunkt zu stellen, was daraus hervorgeht, daß der deutsche Unterhändler, Unterstaatssekretär Bergmann, Gelegenheit findet, den deutschen Standpunkt bei den Beratungen der Kommission zur Geltung zu bringen.

Das Kapitel scheint aber nicht ganz geschlossen. Denn Millerand hat noch in seiner letzten großen Rede wieder darauf hingewiesen, daß die französische Regierung Deutschland eventuell zur Ausführung des Versailler Vertrags zu zwingen gedenkt — ohne daß es ihm allerdings möglich gewesen wäre, Deutschland Vertragsverletzungen vorzuwerfen. Er hat wieder auf die Besetzungsfristen für das Rheinland hingewiesen und die Möglichkeit von Verboten auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet sowie die Beschlagnahme und Besetzung von Häfen und Städten Deutschlands betont. Er hat dabei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur die Wiedergutmachungskommission das Recht zur Verhängung dieser Maßregeln habe, sondern auch Frankreich allein. Die Bestimmungen des Friedensvertrags dürften für diese Auffassung keine Stütze bieten. Das ist sicherlich

auch Herrn Millerand nicht unbekannt. Seine Äußerungen sind aber nicht nur aus außenpolitischen, sondern auch aus innerpolitischen französischen Gesichtspunkten zu verstehen. Millerand ist gezwungen, einen intransigenten Standpunkt gegenüber Deutschland einzunehmen, wenn er nicht riskieren will, von der französischen Kammer gestürzt zu werden. Clemenceau hat bereits mit Herrn Tardieu und Herrn Barthou einen Feldzug gegen ihn eingeleitet, und die Barthouschen Anfragen sind dazu da, um diesen Feldzug vorzubereiten. Aus diesem Lager schallt immer deutlicher die Forderung nach einem autonomen Rheinlandstaat unter französischem Protektorat, und Foch stimmt bereits das Lied von der französischen Wacht am Rhein an. Die läppischen Adlonvorgänge in Berlin liefern den französischen Chauvinisten Wasser auf die Mühlen. Die kommenden Wochen werden uns klarer blicken lassen, inwieweit es den französischen Extremisten gelingen wird, ihren Zielen neue Geltung zu verschaffen. Frankreich sollte sich Rechenschaft darüber geben, daß dieser Weg letzten Endes nicht den französischen Interessen dient und der Weltlage keine Rechnung trägt.

Diese hat sich in der Erkenntnis verändert, daß „nicht mehr der Ruin Deutschlands, sondern dessen wirtschaftliche Erhaltung" das Ziel der europäischen Politik sein muß, wenn anders Europa nicht zugrunde gehen soll. Die Erkenntnis dieser Tatsache hat namentlich in England einen Teil der öffentlichen Meinung erobert. Erinnert sei an die Äußerungen von Curzon, Crewe, Balfour und Asquith. Letzterer ist in der Einsicht über die Revisionsbedürftigkeit des Versailler Friedenswerkes am weitesten vorgeschritten. Er erklärt, daß Deutschlands Ostgrenzen nur provisorischen Charakter tragen, und hält damit eine Revision des Vertrages *auch in territorialer Beziehung* für möglich. Im übrigen hat er sich die Ausführungen von Keynes zu eigen gemacht, der eine Wiedergutmachung durch Deutschland nur innerhalb der Schranken seiner Leistungsfähigkeit für möglich hält. Er wünscht eine Fixierung der Wiedergutmachungsschuld Deutschlands auf 2 Milliarden Pfund und regt die beschleunigte Festsetzung dieser Summe an. Mit seiner Wiederwahl ins Parlament wird Asquith immerhin, selbst wenn der liberalen Partei keine große Rolle in England mehr beschieden ist, eine gewichtige Stellung einnehmen. Seine Politik in der Friedensfrage aber im allgemeinen wird in ihren Grundzügen (abgesehen von den territorialen Abänderungen, für die noch keine Äußerungen vorliegen) von der britischen Regierung geteilt. Balfour hat ebenfalls von der Notwendigkeit der Festsetzung einer bestimmten Entschädigungssumme für Deutschland gesprochen. Er hat auf den Passus der sogenannten Mantelnote der Alliierten in Versailles verwiesen, wonach Deutschland innerhalb bestimmter Zeit nach dem Inkrafttreten des Vertrags den Antrag auf Fixierung der Summe der Entschädigungen stellen darf. Der neu ernannte englische Botschafter in Washington, Sir Auckland Geddes, hat erklärt, daß man Deutschland helfen müsse, sich wieder aufzurichten. In dem großen Wirtschaftsmanifest des Obersten Rates, dessen Text noch nicht vorliegt, scheint der Passus enthalten zu sein, daß es notwendig ist, Deutschland und Rußland in den Stand zu setzen, an der wirtschaftlichen Erhebung Europas mitzuarbeiten. Das Wirtschaftsmanifest, das sich anscheinend ganz von dem Gedanken der Notwendigkeit einer gesamteuropäischen Wirtschaftspolitik mit Einschluß Deutschlands leiten läßt, zeigt durch die Geschichte seiner Entstehung, wie schwer es für konstruktiv europäische Gedanken immer noch ist, sich durchzusetzen. Aus Frankreich haben wir von den Anstrengungen der französischen Diplomatie gehört, diese Grundgedanken in dem Manifest zu verwischen, „die Grundfrage sei nicht, wie man Deutschland rette, sondern wie man dessen Vorherrschaft verhindere". Die italienische Diplomatie ist offenbar am weitesten von gesamteuropäischen Tendenzen beseelt gewesen, Lloyd George hat zwischen den beiden extremen Anschauungen, der italienischen und französischen, vermittelt, und das Manifest ist ein Kompromiß.

Ob darin noch von einer Anleihe Deutschlands die Rede ist, inwieweit es auf die Entschädigungszahlungen Deutschlands eingeht, ist im einzelnen nicht bekannt — aber das Eis ist gebrochen, und das ist vorläufig die Hauptsache. Nur ein einsichtiges Europa, das von der Notwendigkeit der Revision des Versailler Friedens sich allmählich überzeugt, kann die Welt retten, und die ersten Schritte zu dieser Einsicht scheinen getan zu sein. Es gibt Franzosen, die glauben, daß dadurch „die Zivilisation und das Recht" gefährdet ist, daß England sich — gewiß nicht um unsrer schönen Augen willen, sondern aus vernünftiger politischer Einsicht — der Erkenntnis der wahren Weltnotwendigkeiten nähert. „Une des plus graves questions du moment est celle de l'alliance franco-anglaise et de la crise apparente qu'elle traverse." Aber niemand denkt doch daran, die französisch-britische Allianz zu stören, sie wird bei ruhiger Entwicklung eher gefestigt werden, als wenn französische Intransigenz dauernd Gegensätze zwischen einer doch nicht zu haltenden militaristischen französischen Auffassung und der jetzt sich durchringenden neuen Welterkenntnis schafft. Darum aber, weil die Franzosen sich bemühen werden, jeden Schritt auf dem Wege der Revision des Vertrags auf das hochpolitische Gebiet herüberzuspielen, werden sie es Europa und uns furchtbar schwer machen, den Weg des gemeinsamen Wiederaufbaues zu betreten.

Dieser Wiederaufbau soll nach Ansicht der liberalen Politiker in allen Ländern auch Rußland mit umfassen. Hier machten die bolschewistischen Kräfte auf allen Fronten weitere Fortschritte, ebenso die bolschewistische Diplomatie. Joffe hat mit Esthland einen Friedensvertrag geschlossen, der, wie es scheint, der Beginn einer Serie von Abschlüssen mit den ehemaligen Randstaaten bildet. Der Vertrag ist so großzügig, daß man den Eindruck hat, Rußland ist es hier zunächst um Abschluß auf jeden Preis angekommen. Hinter den wirtschaftlichen Konzessionen steht zweifellos England, das sich auf diese Weise via Esthland einen Einfluß in Nordrußland durch Waldkonzession und Bahnlinie nach Moskau sichern will. Polen hat von der Entente den Rat erhalten, ebenfalls mit den Bolschewiken abzuschließen, und Rußland bemüht sich inzwischen, mit einem Angriff auf Polen zu drohen. Die Verhandlungen werden nicht einfach werden. In Finnland, wo die schwache Regierung Vennola mit dem Außenminister Holsti, einem unfähigen Vasallen Englands, gefallen ist, sucht man nach Bildung einer Regierung und Volksmeinung zum Abschluß des Friedenskontraktes mit Bolschewikien. Das wird nicht leicht werden, weil gerade in Finnland eine konfuse und phantastische Außenpolitik von unfähigen Staatsmännern getrieben wird, die die Gefahren im eigenen Hause durch außenpolitische Experimente in Karelien und durch Aufnahme des großfinnischen Gedankens zu überkleistern sucht. Das Menetekel steht schon an der Wand. Der Bolschewismus in Finnland organisiert sich aufs neue, und für Finnland wird der Vertragsabschluß mit Sowjetrußland am schwersten sein, namentlich wenn es allein übrig bleibt. Friedensangebote Rußlands an Amerika, Japan, Rumänien sind erfolgt, aber nicht angenommen. Japan hält seine Wacht in Ostsibirien aufrecht; Rumäniens Lage wird verschieden beurteilt. Die bolschewistische Politik scheint inzwischen auch nach Vorder- und Zentralasien hin kräftig zu arbeiten. In England möchte man in weiten Kreisen politische Abschlüsse mit Rußland haben, Lloyd George scheint beeindruckt von den Franzosen nur auf einen modus vivendi ohne Anerkennung der Sowjetrepublik hinauszuwollen. Dabei ist aber die englische Politik so elastisch, daß sie jederzeit einen andern Kurs einschlagen kann. Wir selbst haben vorsichtig und abwartend den Weg von Verhandlungen mit dem hiesigen Sowjetvertreter Herrn Kopp nur in einer praktischen und für uns wichtigen Frage, der des Gefangenenaustausches, begonnen.

Alles, was die Entente jetzt im Orient beginnt, ist schließlich auch nur Augenblickswerk, weil man die Entwicklung Rußlands, das seine politischen Fäden bis

nach Kleinasien und weiter spinnt, nicht kennt. Die türkische Frage, aus der wir für absehbare Zeit durch den Versailler Frieden ausgeschaltet sind, bewegt die Gemüter diesseits und jenseits des Kanals. Englische und französische Politik ist in der Konstantinopelfrage einander entgegengesetzt. Während Frankreich aus Gründen seiner Mittelmeerstellung die Türkei stützt und den Sultan in Konstantinopel belassen will, orientiert sich die englische öffentliche Meinung immer mehr nach der Richtung der alten Gladstoneschen bag and baggage-Theorie hin. Der Durchschnittsengländer kann nicht begreifen, wie man die wichtigste strategische Position Europas so ohne weiteres aufgeben kann, und es scheint, als ob Montagu in England, der die Frage vom kolonialen Standpunkt aus betrachtet, nicht das Feld behalten wird, trotzdem sich Lloyd George zunächst mit ihm identifizierte. England oder der von ihm dirigierte Völkerbund als Beherrscher der Dardanellen, England dazu als Beherrscher des Landwegs von Ägypten nach Indien, England vielleicht weiter als Beherrscher einer neuen kürzeren Landverbindung nach Indien über Haiffa, das sind neue große Pfeiler für die englische Weltmachtkonstruktion, die immer gewaltigere großzügigere Formen annimmt. Aber zu gleicher Zeit wird dadurch das zukünftige Rußland, dessen nördliche Ufer England unter seine Botmäßigkeit gebracht hat, dessen Westgrenze von Vasallen der Entente abgesperrt ist, auch im Süden von einem eisernen Ring umgeben. Es wird davon abhängen, ob es England gelingen wird, den Dampfdruck in diesem ventillosen Kessel auf die Dauer zu beherrschen. England braucht andererseits als Rückendeckung für seine großen Weltpläne Ruhe in Europa und namentlich ein ihm nicht ganz feindselig gesinntes Mitteleuropa, und ein Mitteleuropa, das nicht vor wirtschaftlichen und damit politischen Katastrophen steht und zu einer Verzweiflungspolitik getrieben wird. Insofern ist die englische Weltmachtpolitik für uns von Vorteil.

Auch von der jetzigen amerikanischen Verwirrung dürfte im Endresultat dasselbe zu sagen sein. Je mehr Amerika eine rein amerikanische Politik treiben wird, und je mehr es sich von Europa politisch abkehrt, um so mehr werden wir dies zwar für den Moment bedauern — weil uns Amerika als Mitglied des Völkerbundes willkommen wäre und weil wir seine Mitwirkung in ähnlicher Weise wie bei dem Adriaproblem so außerordentlich nötig für unsere eigenen Probleme brauchten — ganz abgesehen, daß Amerika moralisch gezwungen scheint, an der Revision des von ihm mitverschuldeten Versailler Friedens mitzuarbeiten — aber auf die Dauer wird auch indirekt eine rein amerikanische Machtpolitik für uns günstige Konsequenzen haben, weil sie England zwingt, auf uns wieder Rücksicht zu nehmen. In diesem Zusammenhange sind die Ideen des amerikanischen Marinesekretärs Daniel über die Schaffung einer großen amerikanischen Flotte von Bedeutung.

Literarische Rundschau

Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges [1])

In unserem Vaterlande ist es zur Zeit üblich, alles, zu dem einst der Deutsche bewundernd und voll Ehrfurcht aufsah, zu bemängeln. Da ist es kein Wunder, daß auch gegen den Generalstab schwere Anschuldigungen erhoben werden. Er

[1]) Von H. v. Kuhl, General der Infanterie z. D., Dr. phil.; im Kriege Chef des Generalstabes der 1. Armee, später der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Berlin 1920. E. S. Mittler und Sohn.

soll zum Kriege getrieben und die Kräfte der Gegner unterschätzt haben. General v. Kuhl weist diese Beschuldigungen in sachlicher und überzeugender Weise zurück. Sein Buch erhebt sich jedoch weit über den Rahmen einer Rechtfertigungsschrift. Es läßt uns auf Grund bisher noch nicht veröffentlichten Materials einen Einblick tun in die gewaltige Arbeitsleistung, die der Generalstab unter Schlieffen, diesem berufensten Nachfolger des Feldmarschalls Moltke, in der Vorbereitung des Krieges vollführt hat. Der General wird auch dem Wirken des Nachfolgers des Grafen Schlieffen, des Generaloberſten v. Moltke, in hohem Maße gerecht. Niemand war berufener, dem nunmehr aufgelösten Großen Generalstabe ein solches Denkmal zu setzen, als der Verfasser, der vor dem Kriege lange Jahre hindurch eine der wichtigsten Stellen im Großen Generalstabe bekleidet und während des Krieges an verantwortlichsten Posten gestanden hat.

General v. Kuhl beansprucht nicht Unfehlbarkeit für den Generalstab. Er beschönigt nichts, gibt Fehler unumwunden zu, so, daß die Oberste Heeresleitung 1914 vom Schlieffenschen Plane abgewichen ist und dadurch selber Schuld an dem Mißlingen des Marnefeldzugs trägt; im übrigen weist er überzeugend nach, daß die Operation durch Belgien, wie sie Schlieffen vorgezeichnet hatte, der schwierigen Lage, in der wir uns befanden, durchaus entsprach. Nur wenn diese Operation gelang, konnten wir hoffen, die Lage von Grund aus zu bessern; darum mußte alle Kraft an die Durchführung des großen Wagnisses gesetzt werden.

Von höchstem Interesse ist, was uns über die Nachrichten, die der Generalstab vor dem Kriege über die wachsenden Rüstungen unserer Gegner sammelte, gesagt und zahlenmäßig belegt wird. Der Generalstab ist sich stets des Ernstes der Lage bewußt gewesen, wie sie schon dadurch gekennzeichnet war, daß allein Frankreichs Kriegsstärke, weil es 8,2 v. H. seiner Bevölkerung ins Feld stellte, gegen nur 5,5 v. H. in Deutschland, uns überlegen war, und das in einem bevorstehenden Zweifrontenkriege! Der Generalstab konnte schon aus diesem Grunde nicht zum Kriege treiben, wenn er auch pflichtgemäß ein steter Mahner zur Vervollständigung unserer Kriegsrüstung gewesen ist; leider ohne Erfolg, denn was in dieser Hinsicht geschah, wurde zu spät und in unzureichender Weise ins Werk gesetzt. Die Macht Rußlands ist gleichfalls im Generalstabe stets gebührend gewürdigt worden, wenn auch nicht mit einem so frühzeitigen Eintreffen der asiatischen Armeekorps, wie es tatsächlich erfolgte, gerechnet wurde. Die englische Armee aus Berufssoldaten ist ihrem Werte nach richtig eingeschätzt worden. Daß England nach und nach mit einem Millionenheere ins Feld treten würde, konnte freilich 1914 noch nicht vorausgesehen werden. Es ist am wenigsten in England selbst erwartet worden, daß es dahin kommen würde. Die Zähigkeit der französischen Armee hat allerdings zum Teil überrascht, aber eine vollkommen richtige Einschätzung des Feindes ist im Frieden kaum möglich; auch sind die Franzosen erst nach der Marneschlacht zu durchaus vollwertigen Gegnern geworden.

Aus den Streiflichtern, die General v. Kuhl auf die Tätigkeit des Generalstabes im Kriege wirft, sei hervorgehoben, daß er die Behauptung widerlegt, es sei nicht genügend auf die Leistungsfähigkeit der Truppe Rücksicht genommen worden. Es war bei der zahlenmäßigen Überlegenheit unserer Feinde leider unvermeidlich, ihr sehr viel mehr zuzumuten als den Truppen der Gegner. Eine glänzende Leistung des Generalstabes bildet die Rückführung des Westheeres unter den schwierigsten Bedingungen. In seiner ruhigen und klaren Darstellung liefert General v. Kuhl den unwiderleglichen Beweis, daß der Generalstab vor dem Kriege und in diesem der allgemeinen Achtung, die er genoß, durchaus würdig gewesen ist.

Freiherr v. Freytag-Loringhoven.

Briefe Wilhelms II. an den Zaren 1894 bis 1914. Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Walter Goetz. Berlin, Ullstein und Co.

Am 3. und 4. September 1917 veröffentlichte die Pariser Ausgabe des „New York Herald" 65 zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Kaiser Nikolaus II. seit dem 19. Oktober 1904 gewechselte Telegramme, die dem Korrespondent dieses Hetzblattes, Hermann Bernstein, nach seiner Angabe durch die damaligen Verwalter des Geheimarchivs des ehemaligen Zaren, Wladimir Burtzew und Schegolew, mitgeteilt worden waren. Schon am 10. bis 13. September ließ die deutsche Regierung zum Beweise, daß der auch in ihrem Besitze befindliche Depeschenwechsel das Licht der Welt nicht zu scheuen brauchte, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" eine Auswahl der Telegramme drucken und kommentierte sie durch einen Notenaustausch zwischen dem deutschen Botschafter in Petersburg Graf Alvensleben und dem russischen Minister des Äußeren Graf Lambsdorff aus dem Dezember 1904 und durch einen Brief des Kaisers, den er am 25. Juli 1905, einen Tag nach der Zusammenkunft von Björkoe, an Fürst Bülow geschrieben hatte. Der „New York Herald" sah sich dadurch veranlaßt, den von ihm unvollständig mitgeteilten kaiserlichen Brief vom 27. Oktober 1904 zu ergänzen, aber er veröffentlichte zugleich am 25. Oktober 1917 und den folgenden Tagen neue Telegramme der Jahre 1904 bis 1907 als redende Zeugnisse der kaiserlichen Intrigen. Wie aber die russische Sowjetrepublik alles zu Geld macht, Bilder, Platin, Geheimdokumente, war vorauszusehen, daß sie gegen ein dem Bolschewismus zugute kommendes kapitalistisches Trinkgeld auch diese ergiebige Quelle ausschöpfen werde. So tauchten denn 1919 auf dem Stockholmer Weltrödelmarkte Abschriften neuer Briefe Wilhelms II. an den Zaren von 1894 bis 1914 auf, die für die Vereinigten Staaten von den „Chicago Daily News", für London von der „Morning Post" und für Paris vom „Journal" erworben wurden. Auch der Verlag Ullstein scheint auf diesem Wege in den Besitz einer Maschinenabschrift gelangt zu sein. Dafür spricht außer einer Andeutung des Herausgebers der Buchausgabe vor allem der Umstand, daß die „Vossische Zeitung" in der Lage war, die Briefe gleichzeitig mit den drei feindlichen Skandalblättern im Januar zu bringen, und daß die luxuriös ausgestattete Buchausgabe mit einem Vorwort vom 11. Januar dem Abdruck in der Zeitung auf dem Fuße folgen konnte. Zur Ehre unserer Zunft muß es gesagt werden, daß es in Fachkreisen peinlich empfunden wurde, in diesem Augenblicke den Nachfolger Lamprechts als Herausgeber auf dem Titelblatte zu lesen. Wenn er sich aber schon einmal dieser Aufgabe unterwand, so durfte erwartet werden, daß er nicht unvorbereitet an sein Geschäft ging. Auf Seite XX zitiert er zwar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 13. September 1917, aber er hat sie offenbar nie in der Hand gehabt, sonst würde er nicht auf Seite X die ahnungslosen Worte niedergeschrieben haben: Die Briefe „würden nicht als unvollständig erscheinen, wenn die zahlreichen Telegramme, die neben den Briefen gewechselt worden sind, vorhanden wären; diese fehlen leider". Nein, sie fehlen nicht. Einige sind seit 1917 bekannt; der ganze Depeschenwechsel war 1917 im Besitz des Auswärtigen Amtes, und eine Regierung, die Kautsky vor dem Frieden die Marginalien des Kaisers preisgegeben hatte, um sie nach dem Versailler Frieden trotz Paragraph 227 selbst zu veröffentlichen, würde wohl auch diese Enthüllung gefördert haben, wenn sie sich nicht selbst die Veröffentlichung in den Dokumenten zur Vorgeschichte des Weltkrieges vorbehalten hat. Welchen Wert kann unter solchen Umständen die Einleitung des Herausgebers noch beanspruchen? Das Wesen der Briefe hat der „New York Herald" besser erfaßt, als er in einer Karikatur mit der Überschrift „Der Erzbauchredner" den Kaiser auf seinem Knie die Zarenpuppe mit der Krone auf dem Kopfe halten ließ. Der Schlüssel zu den Briefen ist der Charakter des Zaren. Ihr Ertrag für die Charakteristik des Kaisers ist demgemäß geringer, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Auf ihren Ertrag für die Beurteilung der deutschen Politik werde ich in dieser Zeitschrift zurückkommen. Lückenloser Abdruck des englischen Urtextes und der deutschen Übersetzung, Berichtigung verschriebener Daten und Namen bedeuten einen Vorzug der deutschen Buchausgabe vor den feindlichen Zeitungsdrucken, aber sie schuldet dem deutschen Publikum zum mindesten einen Nachtrag, um das zu sein, was sie vorgibt.

Richard Fester.

Baltische Bilder. Von Hans Vorst. Leipzig 1919, Der Neue Geist-Verlag.

Wem es in diesem Kriege vergönnt gewesen ist, die hilfsbereite Gastfreundschaft und die feine Kultur der Deutschbalten kennen zu lernen, wer die Begeisterung miterlebt hat, als die deutsche Universität Dorpat wieder errichtet wurde, der wird mit wehmütigen Empfindungen diese warmen Schilderungen einer von slawischem Haß und lettisch-estnischem Neid für immer vernichteten Kultur lesen.

Wolfgang Stammler.

Vom Geiste der Völker

I. Finsternis

„Englische Krankheit." Im „Weekly Dispatch" schreibt F. W. Wile, früher Vertreter der „Daily Mail" in Berlin, unter der Überschrift „Die Hunnen von 1914", welche die Gesinnungsart des edlen Briten hinreichend kennzeichnet, in unverhohlener Schadenfreude und nicht zu überbietendem Zynismus: „Wenn die Deutschen auch schreiben, daß kein Geburtenrückgang zu verzeichnen sei, so kommt es doch nicht darauf an, wieviel Kinder geboren werden, sondern ob diese auch gesund sind. Der britischen Blockade ist es gelungen, die Unterernährung der Kinder bereits im Mutterleibe zu erzwingen. Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt ungeboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksal verfallen werden. Englische Krankheit wird wohl das Leiden sein, dem man in der Zeit nach dem Kriege bei unzähligen Deutschen am häufigsten begegnen wird." Dazu wagt der englische Arzt Caleb Saleeby, der sich durch seine Worte als berufener Helfer der leidenden Menschheit herrlich legitimiert, zu bemerken: „Die deutsche Rasse wird vernichtet werden, darüber besteht gar kein Zweifel. Sogar der bewährte Mediziner August Weismann, der während des Krieges gestorben ist, konnte es nicht ableugnen, daß die Menschheit die zersetzenden Folgen der Unterernährung auf ihre Nachkommen vererbt. Mit andern Worten: Wenn auch die Geburtenziffer in Deutschland befriedigend wäre, so ist das Maß des Schadens — des unübersehbaren Schadens — doch ganz anders und bedeutend ernster. Im Jahre 1940 wird wahrscheinlich eine deutsche Rasse bestehen, die an körperlicher Degeneration leidet. Deutschland wird einen furchtbaren Preis dafür zahlen müssen, daß es beabsichtigt hat, eine Weltmacht zu werden." — Als „englische Krankheit" wird in naher Zukunft von allen Menschen die Geistesverfassung bezeichnet werden, die aus den Worten dieser Unmenschen masken- und schamlos spricht.

*

Professoren aller Länder, vereinigt euch! Henri Picard, der ständige Sekretär der Académie des Sciences, hat einem Vertreter des „Matin", der ihn über die Zweckmäßigkeit der Wiederaufnahme wissenschaftlicher Beziehungen zwischen den Alliierten und Deutschland befragte, offenherzig erklärt: „Nach den neuen Statuten, die am 1. Januar in Kraft treten, werden alle früheren wissenschaftlichen Vereinigungen aufgelöst und durch neue Gruppierungen ersetzt, die sich aus den alliierten Nationen und allen Neutralen zusammensetzen, die daran teilnehmen wollen." Denkt immer daran, deutsche Forscher, und macht das Wort wahr: Der ist der stärkste Mann auf der Welt, der allein steht.

*

Aus dem dunkelsten England. Am 21. Februar 1920 hat sich in der Aeolian Hall in London folgendes begeben: Ein russischer Sänger mit Namen Mischa-Léon setzte an das Ende seines Programms eine Anzahl deutscher Lieder, „so daß die damit nicht Einverstandenen vorher den Saal verlassen können". Er sang drei Lieder von Schubert und Schumann, nicht ohne vorher die Anwesenden um die Erlaubnis gebeten zu haben, die Lieder in deutscher Sprache zu singen. „Eine Dame erhob dagegen Einspruch und hatte den Mut, hinauszugehen." Man sollte nicht versäumen, diese mutige Dame in der Schreckenskammer des Wachsfigurenkabinetts von Madame Tussand in London auszustellen.

*

Deutsch tabu. William Mac Donald, der auf Vorurteilslosigkeit bedachte Korrespondent der angesehensten amerikanischen Wochenschrift „The Nation", urteilt in einem aus München vom 3. Januar 1910 datierten Bericht: „Die schändliche (vicious) Hartnäckigkeit eines Teils der französischen Presse, dem einige führende englische Blätter nach Kräften zu Hilfe kommen, alles Deutsche zu brandmarken, scheint die Aufgabe einer geistigen Annäherung beinahe hoffnungslos zu machen." Erfreulicherweise erinnern sich

die Amerikaner jetzt gelegentlich daran, daß sie zu Beginn des Krieges, als sie mit Schauermären über alles Deutsche überschwemmt wurden, das Witzwort von den allies — all lies geprägt haben.

II. Es dämmert

Lang, lang ist's her, daß ein englischer Schriftsteller die Deutschen das Volk der Dichter und Denker genannt hat. Schon zu Bismarcks Zeiten war Deutschland das „Land verdammter Professoren" geworden, und Bismarck selbst war auf die Professoren so wenig gut zu sprechen, daß er Gladstone einmal, nachdem er seinen ganzen verachtungsvollen Wortschatz erschöpft hatte, einen Professor nannte. — Dieses Schimpfwort wird heute mit Vorliebe dem ehrenwerten Mr. Woodrow Wilson angehängt. Eine englische Sonntagszeitung (vom 8. Februar 1920) schreibt: „Dank einer Bande ‚verdammter Professoren' werden die Früchte des großen Sieges des Rechts über die Macht durchaus verzettelt. Professor Wilson und seine Professorenfreunde haben uns nicht nur eines triumphreichen Friedens und alles dessen, was er bedeutet hätte, beraubt, sondern mit den guten Absichten, womit die Hölle gepflastert ist, die Saat zu einem halben Dutzend neuer Kriege ausgestreut." Das Londoner Sonntagsblatt irrt nur in einem winzigen Punkte: es sollte von dem großen Siege des Unrechts über die Ohnmacht sprechen. Sonst ist alles in schönster Ordnung.

*

Ist Wilson nun ein „verdammter Professor"? In dem grundlegenden Werke des Engländers J. M. Keynes über die „Wirtschaftlichen Folgen des Krieges", das geeignet ist, dem kunstvollen, dunstvolleren Kartenhaus von Versailles den Todesstoß zu versetzen, wird dem amerikanischen Präsidenten nachgesagt, er habe hinter der Maske hoher Vorsätze eine „unergründliche Unwissenheit" verborgen. An dem Professor scheinen also Zweifel möglich; an dem Professor einzig.

*

M. Clemenceau, der Nationalheros der grrrande nation, wird von der amerikanischen „Nation" (24. Januar 1920) so gekennzeichnet: „Der ‚Tiger' war in seiner langen Laufbahn als Politiker und Publizist niemals eine geistige Kraft und hatte meist auch nicht die Fähigkeit, mit irgendeiner Partei oder Gruppe in Eintracht zu arbeiten — es sei denn, daß er selbst an der Spitze stehen konnte ... Als die Feindseligkeiten vorüber waren und der Bau des Friedenswerks begann, wurde der rauhe Führer, der sich dem Kriegsgeschäft verschrieben hatte, der böse Geist, nicht nur Frankreichs, sondern Europas und der halben Welt. Die rachsüchtigen Härten des Waffenstillstands und der späteren Verträge fanden seine volle Unterstützung, und die Art, wie er die besiegten Völker und ihre Vertreter behandelte, hatte bis zuletzt mehr den Anstrich vom Wesen und den Manieren eines Raufbolds („bully" — was in der Umgangssprache heute meistens „Zuhälter" bedeutet) als von der Höflichkeit eines Gentleman." Jaurès fiel bei Ausbruch des Krieges durch französische Mörderhand; Clemenceau wird wohlbehalten aus Ägypten heimkehren. „Denn Patroklus liegt begraben, und Thersites kommt zurück."

*

„Wer ist der Besiegte?" So fragt in dem Drama „La Captive" von Charles Méré, das jetzt allabendlich im Pariser Theater Antoine unter heftigen Kämpfen zwischen Parkett und Galerie gespielt wird, ein erblindet heimkehrender Soldat. Und überzeugungsvoll antwortet ihm ein Pazifist: „Der Krieg." Ja, das hatten in allen Ländern die Besten erträumt, hatten gewähnt, nachdem vier Jahre lang Millionen „auf beiden Seiten wie Abel starben und wie Kain töteten", eine warme Welle der Menschlichkeit werde über die Völker hingehen, oder, wie es bei Méré heißt: „Die Völker sind wie die Kinder; wenn sie sich einmal kennen, lieben sie sich." Es ist leichter, die Schuld an der Fortdauer des Kriegszustandes festzustellen als am Ausbruch des Krieges. Aber es ist erfreulich, daß die völkerversöhnenden Gedanken des Franzosen von der Pariser Bühne her seine Landsleute zum Besinnen anregen, wenn auch noch nicht zur Besinnung bringen. Er läßt den Satz verkünden: „Man muß die Grenzen niederlegen, an denen sich, wie eine Giftblume, der Haß emporrankt." Möchte ihm aus allen Ländern das Echo antworten: Clarté begins at home! Mérés mutiges Drama schließt mit dem Ausruf des Blinden: „Ich beginne zu sehen." Wie schön wär' es erst, wenn die Sehenden aufhören wollten, blind zu sein!

III. Am Pranger

So muß es kommen ... Mit höchster Verachtung wird von dem Vogel gesprochen, der sein eigenes Nest beschmutzt. In der deutschen Menschenwelt wimmeln leider kaum noch zu zählende Exemplare herum,

die alles Deutsche zu verunglimpfen, mit Kot zu bewerfen, in den Dreck zu ziehen seit dem Zusammenbruch systematisch beflissen sind. Das Angelsachsentum brüstet sich mit dem (vor hundert Jahren in Amerika aufgestellten) Grundsatz: „Right or wrong — our country!" Vom Standpunkt einer vorurteilslosen Menschheit, der die Menschlichkeit höher gilt als die zufällige Volksangehörigkeit, ist eine solche nationalistische Befangenheit nicht genug zu verwerfen. Immerhin ist sie begreiflicher und verzeihlicher als das von Schändern des deutschen Namens befolgte Prinzip: „Right or wrong — our country is wrong." Darauf läuft die Minierarbeit dieser marodierenden Maulwürfe hinaus. Schmutz aufzuwühlen, sofern er ad maiorem patriae infamiam dient, scheint ihnen Wollust.

Für diese unwürdigen Gesellen soll hier ein Pranger errichtet werden. Sie seien der Verachtung ihrer Volksgenossen, der grenzenlosen Verachtung aller anständigen Menschen preisgegeben.

Der erste, der am Pranger steht, heißt Hugo Ball. In Bern hat er ein Buch „Zur Kritik der deutschen Intelligenz" veröffentlicht. Was man davon zu erwarten hat, lehrt das erste Novemberheft des „Mercure de France". Der französische Berichterstatter lehnt die Beschimpfungen dieses Herrn Ball als „zu stark und verächtlich" ab. So muß es kommen. Das Ausland — sogar das feindliche — will von so wüsten Schmutzfinkereien nichts wissen.

Als Zweiter: Emil Ludwig. Nachdem er verschiedene liberale Berliner Zeitungen abgegrast hat, fand er bei der „Neuen Zürcher Zeitung" Unterschlupf. Hier verlangt er, in einem „Helden, Mut und Würde" genannten Aufsatz, von den deutschen Heerführern, sie sollten sich einem feindlichen Gericht stellen (in seiner Terminologie bedeutet das eine „weltgeschichtliche Tribüne"!), um den Beweis ihres persönlichen Mutes zu erbringen und damit seinem hochgespannten persönlichen Heldenbegriff zu genügen. Ein Neutraler muß den Deutschen zurechtweisen: „Sie, Herr Ludwig, würden sich wohl auch nicht freiwillig und nutzlos dem Untergang preisgeben"; derselbe Neutrale muß in dem neutralen Schweizer Blatt diesem Deutschen klar machen, daß es keine „Befleckung der Würde des deutschen Namens" ist, „sondern begreiflicher Selbsterhaltungstrieb, wenn das deutsche Volk einmütig gegen die Auslieferung sich erhebt".

Es kommt dem Edlen auch nicht darauf an, in einem zweiten Aufsatz, den er „Deutscher Geist in Trauer" zu überschreiben sich erkühnt, das Tatsächliche umzubiegen, wenn es ihm in den Kram paßt. Er hält sich darüber auf, daß der Rektor der Berliner Universität den ausländischen Hochschulen die ihm verliehenen Ehrendiplome zerrissen zurückgeschickt hat, während der englische Geist acht Tage später mit Verleihung der Großen Goldenen Medaille an Albert Einstein in Berlin „quittiert" habe. Von Quittieren kann schon darum keine Rede sein, weil die beiden Handlungen in keinerlei Zusammenhang standen. Tatsache ist vielmehr, daß die vorgeschlagene Auszeichnung des deutschen Gelehrten durch eine englische Körperschaft aus politischen Ursachen unterblieb. In allen Zeitungen war es so zu lesen; Grund genug für Herrn Ludwig, den deutschen Geist herabzusetzen, den englischen emporzuheben. Mit Recht ruft dem neutralen Blatt, das ihn zu Worte kommen läßt, der Münchner Professor Richard Willstätter zu: „Ihr Mitarbeiter weiß und versteht nichts von unserem Begehren, unseren Gefühlen, unserem Schmerz." Ringwaldt.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Overmans. — Roman, Theater und Kino im neuen Deutschland. Von Jacob Overmans S. J. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". 14. Heft.) 35 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Peladans Romane. — Der Sieg des Gatten. 290 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Poch ammer. — Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. 400 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Preller. — Das Altertum, seine staatliche und geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen. Von H. Preller. (Aus Natur und Geisteswelt. 642.) 126 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Pribilla. — Religionsloser Moralunterricht. Von Max Pribilla S. J. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". 13. Heft.) 29 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Rachfahl. — Der Fall Valentin. Die amtlichen Urkunden. Von Dr. Felix Rachfahl. 119 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1920.

Rasmussen. — Die seelische Entwicklung des Kindes in den ersten vier Lebensjahren. Von Vilhelm Rasmussen. Aus dem Dänischen übersetzt von Albert Rohrberg. 112 Seiten. Essen-Ruhr, G. D. Baedeker. 1919.

Rauthe. — Antiquariatsverzeichnis Nr. 81. Buch- und Kunstantiquariat Oscar Rauthe, Berlin-Friedenau. 156 Seiten.

Reinke. — Die schaffende Natur. Von D. Dr. J. Reinke. 161 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Rohrbach. — Monarchie, Republik und politische Parteien in Deutschland. Von Paul Rohrbach. 32 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. 1920.

Rolland. — Meister Breugnon. Ein fröhliches Buch. Von Romain Rolland. 334 Seiten. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1920.

Rosen. — Russische Zukunft. Von Hermann von Rosen. 39 Seiten. Berlin, Theodor Lissner.

Scharlitt. — Chopin. Von Bernhard Scharlitt. Mit 22 Abbildungen. 289 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919

Schwarte. — Die Technik im Weltkriege. Herausgegeben von M. Schwarte, Generalleutnant z. D. 610 Seiten. Mit vielen Skizzen im Text und 141 Abbildungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Semeran. — Prinz Louis Ferdinand. Ein Buch von Liebe und Vaterland. Roman von Alfred Semerau. 388 Seiten. Berlin, Richard Boug.

Spitteler. — Gottfried Keller. Eine Rede von Carl Spitteler. (Tat-Flugschriften 37.) 15 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Stemplinger. — Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. Von E. Stemplinger und H. Lamer. (Aus Natur und Geisteswelt 689.) 120 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Stock. — Rumohrs Briefe an Robert von Langer. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Stock. 182 Seiten. Charlottenburg, Munin-Verlag.

Stockmann. — Zum Goethe-Problem. Literarhistorische Studien von Alois Stockmann S. J. 120 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Stubenberg. — Licht. Ein stilles Buch für stille Menschen. Von Mathilde Stubenberg. 404 Seiten. Graz und Leipzig, Verlag Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). 1920.

Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Regensburg 1919 zu den Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Deutsch-Österreich und zur Sozialisierungsfrage. 277 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1920.

Vischer. — Friedrich Theodor Vischer. Ausgewählte Werke in 8 Teilen. In 3 Bände gebunden. Herausgegeben und eingeleitet von Theodor Kappstein. Leipzig, Hesse und Becker.

Vischer. — Goethes Faust. Von Friedrich Theodor Vischer. Zweite erweiterte Auflage mit einem Anhang von Hugo Falkenheim. 593 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1920.

Volkmann. — Emanuel D'Astorga. Von Hans Volkmann. Zweiter Band: Die Werke des Tondichters. 248 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Wagner. — Schießl. Der Roman eines Gauners. Von Hermann Wagner. 288 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Walther. — Yankees und Deutschtum in Amerika. Von Paul Walther, Fregattenkapitän z. D. 91 Seiten. Berlin, R. Eisenschmidt. 1920.

Waser. — Von der Liebe und vom Tod. Von Maria Waser. 240 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Wasserzieher. — Schlechtes Deutsch. Von Dr. Ernst Wasserzieher. 40 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmler. 1920.

Weber. — Im Lande der Morgenstille. Von Norbert Weber. 456 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Wedekind. — Frank Wedekind. Gesammelte Werke. 6 Bände. München, Georg Müller. 1919.

Wedekind. — Gesammelte Werke. Achter Band. Aus dem Nachlaß von Frank Wedekind. 361 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Wedekind. — Marianne. Eine Erzählung aus dem Bauernleben. Von Frank Wedekind. Bilder von Willy Jaeckel. (Der kleine Roman. Illustrierte Wochenschrift. Herausgegeben von Herbert Ihering.) Berlin, H. S. Hermann u. Co.

Wehberg. — Die Pariser Völkerbundakte. Von Dr. Hans Wehberg. 175 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Walter de Gruyter und Co. 1919.

Weichert. — Ist Südrußland ein deutsches Auswanderungsziel? Von Hans Weichert. 30 Seiten. (Schriften des Instituts für Auslandkunde und Auslanddeutschtum. 5. Heft.) Leipzig, K. F. Koehler.

Weil. — Rück näher, Bruder. Der Roman meines Lebens. Von Robert Weil. (Homunkulus.) 228 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Wiedersheim. — Lebenserinnerungen. Von Robert Wiedersheim. 207 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1919.

Wiegand. — Die Simulanten. Komödie in 3 Akten. Von Carl Friedrich Wiegand. 192 Seiten. Leipzig, Grethlein und Co., G. m. b. H. 1919.

Wiegand. — Niederländische Balladen. Von Karl Friedrich Wiegand. 112 Seiten. Leipzig, Grethlein und Co., G. m. b. H. 1919.

Wiesenthal. — Der Aufstieg. Aus dem Leben einer Tänzerin. Von Grete Wiesenthal. 221 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1919.

Wolf. — Städtebau. Von Paul Wolf. 224 Seiten. Leipzig, Klinkhardt und Biermann.

Wolff. — Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch. Eine Darstellung auf Grund der amtlichen deutschen Vorkriegsakten. Von Dr. Richard Wolff. 119 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing. 1919.

Zahn. — Schweizer. Von Ernst Zahn. (Band 6 der Zellenbücherei.) 81 Seiten. Leipzig-Gaschwitz, Dürr und Weber, m. b. H. 1920.

Zillmann. — Theodor Fontane als Dichter. Er und über ihn. Von Friedrich Zillmann. 113 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1919.

von Zobeltitz. — Die Unverantwortlichen. Roman von Fedor von Zobeltitz. 379 Seiten. Berlin, Ullstein und Co. 1920.

Zoepf. — Kieselsteine. Fünf Märchen. Von Ludwig Zoepf. 115 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1919.

Zweig. — Die Sendung Semaels. Jüdische Tragödie in fünf Aufzügen von Arnold Zweig. 121 Seiten. München, Kurt Wolff Verlag. 1920.

Zwilling. — Hans Narr. Von B. Zwilling. 107 Seiten. Wien, Anzengruber-Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I. Domgasse 4.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Germanisches Zusammenwirken

Von

Ludvig af Petersens-Stockholm

Königl. schwedischem Oberstleutnant

Beim Niederschreiben dieser Zeilen läuft die Nachricht ein, daß der schwedische Reichstag mit 238 Stimmen gegen 114 den verhängnisvollen Entschluß gefaßt hat, dem Völkerbunde beizutreten. Da die übrigen kleineren Mächte unter dem Druck der Sieger sich gezwungen gesehen haben, den gleichen Weg zu gehen, möchte es scheinen, als ob die Allianz der Siegreichen für alle Zeit gesichert und es unangebracht und gefährlich sei, für die Zukunft andere Anschauungen zu haben als die von den gegenwärtigen Machthabern vorgeschriebenen.

So ängstlich ist es aber doch nicht. Die Vorkämpfer der Entente in unserem Reichstag mit Herrn Branting an der Spitze haben ihre ganze Beredsamkeit aufgeboten, haben gelockt und gedroht, aber es ist weder gelungen, die Anschauung des schwedischen Volkes von Grund auf zu ändern, noch uns, die wir anderer Meinung sind als Branting, von unserer Ohnmacht zu überzeugen. Die augenblicklich herrschende politische Konstellation beruht auf dem gemeinsamen Interesse, das immer wieder aufstrebende Deutschland zu zertrümmern. Wenn dies einmal gelungen sein sollte, werden innerhalb dieser Konstellation die einander widerstreitenden Interessen zur Auswirkung kommen und damit den Rahmen zersprengen. Einer dieser mächtigen Mithelfer, Amerika, steht bereits außerhalb, ein anderer, Rußland, verhält sich feindlich und trotzt erfolgreich diesem Verbande, dessen Ohnmacht sich hierbei erwiesen hat, und der Rußland gegenüber zum Nachgeben gezwungen worden ist. Die Mächte zweiten Ranges, die zum Eintritt in den Bund gepreßt wurden, haben dies nur infolge der Drohungen der gegenwärtigen Machthaber getan und unter dem lebhaften Widerspruch ihrer besten und klarsichtigsten Männer. — Aber wenn nun gesagt wird, daß des Völkerbundes höchstes Ziel, die Aufrechterhaltung des Weltfriedens, seinen Fortbestand zu sichern imstande sein muß, so liegt schon gerade darin der Keim zu seiner Auflösung. Dieser Friede ist gegründet auf Lüge und Gewalt, und die ganze Welt, sogar diejenigen, die den Friedensvertrag unterschrieben haben, beginnen einzusehen, daß er unmöglich ist. Des Völkerbundes erstrebtes Ziel kann also nicht im Sinne des Zusammenhaltens wirken, sondern muß ihn zersetzen und auflösen.

Unberührt vom Völkerbunde und von unmöglichen Friedensbedingungen nimmt die Entwicklung der Welt ihren Fortgang; sie wird in Zukunft nicht etwa durch zufällige Machtkombinationen, sondern durch ganz andere Faktoren bestimmt werden. Bei Festlegung von Richtlinien für kulturelle und politische Entwicklung muß man in erster Linie auf die dauernden und danach erst auf die zufälligen Einflüsse Bedacht nehmen, man muß seine Pläne auf lange Sicht gestalten.

Von gewaltigem dauernden Einflusse ist die Verwandtschaft zwischen den Völkern. Gewiß kann sie zeitweilig durch Interessengegensätze überschattet werden, haben ja doch blutsverwandte Völker deswegen häufig genug schwere Kämpfe miteinander geführt — wir Germanen lieferten leider viele traurige Beispiele hiervon. Aber das Bewußtsein der Stammesverwandtschaft erlischt doch nie, nach gelegentlichem Zwiste macht es sich stets wieder geltend. Aus der völkischen Verwandtschaft entsteht aber ganz von selbst die kulturelle Zusammengehörigkeit. Wenn man eine ethnographische Karte Europas betrachtet, sieht man, daß das Festland hauptsächlich durch drei Farben gekennzeichnet ist, welche, von Westen nach Osten gerechnet, die Romanen, Germanen und Slawen bezeichnen. In diesen Farbflächen sind wie Inseln andere Farben eingesprengt: sie bezeichnen die Mongolen (Finnen und Ungarn), Kelten, Basken u. a. m. Außerhalb des europäischen Festlandes liegen die teilweise als germanisch bezeichneten englischen Inseln. Dieser germanische Stammesteil kann jedoch nicht gut zur europäischen Familie gerechnet werden, denn er hat seine Interessen ganz anderswo, er kennt hier in Europa kein anderes Ziel, als es zerrissen und ohnmächtig bleiben zu lassen, damit er selbst dort und in der übrigen Welt den Alleinherrscher spielen kann. Innerhalb einer jeden der drei Volksarten auf dem Kontinent, der Romanen, Germanen und Slawen, zeigt sich das Zusammengehörigkeitsgefühl in verschiedenen Formen.

Von „Panromanismus" hat man bisher noch nichts gehört, aber vorhanden ist er doch. Bei den Bestrebungen, Italien zu Deutschlands Feinden hinüberzuziehen, spielte man auf der romanischen Gefühlssaite, man versuchte es auch in gleicher Weise Spanien gegenüber, in diesem Falle aber vergebens.

Von größter politischer und historischer Bedeutung ist der Panslawismus gewesen. Das Gefühl slawischer Zusammengehörigkeit und der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der verschiedenen slawischen Stämme wurde bereits im Mittelalter durch polnische Geschichtsschreiber geweckt, aber erst, als er um 1800 alle slawischen Völker Europas ergriff, wuchs der praktische (politische und literarische) Panslawismus empor. Unzweifelhaft sollte Rußland den Mittelpunkt dieser Bewegung bilden. Der Panslawismus steht hier im historischen Zusammenhang mit den Lehren der Slawophilen über die Slawen als das „auserwählte Volk", „berufen zur Gründung einer neuen Zivilisation, nachdem die überlebte westliche Zivilisation zusammengebrochen ist". Die slawische Wohltätigkeitsgesellschaft spielte in dieser Agitation eine besondere Rolle und

arbeitete mit reichlichen Geldmitteln. Durch ihre Wühlarbeit wurde der bulgarische Aufstand, der russisch-türkische Krieg 1877—1878 entfesselt, und gleichfalls durch diese der dauernde Anspruch auf die Vorherrschaft auf dem Balkan erhoben, was wiederum zum Ausbruch des Weltkrieges beitrug.

Unter den germanischen Völkern besteht trotz tausendjähriger innerer Kämpfe ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit, obschon es nicht unter den gleichen Formen wie bei dem Panslawismus aufgetreten ist. In der Literatur sind dafür früher nur der Norweger Björnson und der sozialistische Professor Lidfors in Lund aufgetreten; in neuerer Zeit als pangermanische Schriftsteller Hedin, Kjellén, Liljedahl, Steffen u. a.

Die beiden Hauptgruppen der germanischen Völker, Nord- und Südgermanen, mit anderen Worten: Skandinavier und Deutsche, sind jedoch noch nicht zu einem festen inneren Zusammenschluß gelangt. Gewiß glückte es Bismarck nach starkem Widerstande und steten Kämpfen, die Deutschen in der Hauptsache zur Einigung zu bringen, aber trotz aller Prüfungen reckt der Separatismus, unterstützt von der Entente, immer wieder das Haupt empor, und den Deutschösterreichern ist im Gegensatz zu den von der Entente verkündeten Grundsätzen die Vereinigung mit ihren Stammesbrüdern untersagt worden. Auch die Nordgermanen sind ebenfalls dauernd zersplittert, genau wie bei der Auflösung der Kalmarer Union vor vierhundert Jahren.

Diese Zersplitterung wird durch die Entente mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gefördert, denn in ihrem Interesse liegt es, daß die Germanen ohnmächtig bleiben. Von den nordgermanischen Ländern sind Dänemark und Norwegen überwiegend ententefreundlich, was auf besondere Umstände zurückzuführen ist; jetzt wird auf jede nur mögliche Art versucht, auch Schweden zu gewinnen. Man lockt unsere Offiziere, Studenten und Schüler an sich, um sich dadurch Apostel für den Romanismus oder Anglizismus heranzuziehen; auch bildet man aus ihnen Vereinigungen verschiedener Art. Neben der alten, rein kulturellen „Alliance Française“ sind neu entstanden „Amitié franco-suédoise“, eine schwedisch-russische, eine schwedisch-amerikanische und eine schwedisch-japanische Vereinigung. Man will uns mit aller Kraft entgermanisieren, um aus uns ein internationales charakterloses Gesindel zu machen, uns damit von unseren germanischen Stammesgenossen zu trennen und dadurch desto bequemer ausbeuten zu können. *Aber wir, die den ältesten und reinsten Zweig des germanischen Stammes bilden, wollen uns nicht entgermanisieren lassen!* Wir wollen unsere vieltausendjährige germanische Kultur behalten und sie weiter ausbauen im Zusammenwirken mit unseren Stammesbrüdern südlich der Ostsee.

Was können wir nun tun, um diese, unserer Kultur und dem festen Zusammenschluß aller Germanen drohenden Gefahren abzuwenden? Wir müssen zunächst dieselben Methoden wie die Entente zur Anwendung bringen. So müssen wir durch gründlichen Verkehr miteinander uns kennen und verstehen lernen, ein lebhafter Austausch der Studierenden muß stattfinden, der Reiseverkehr zwischen

den einzelnen germanischen Ländern muß auf jede Art gefördert und erleichtert werden. Die Entente hat durch ihre unmenschliche Hungerblockade selbst unfreiwillig ein starkes Band um uns geschmiedet, das uns die Pflicht auferlegt hat, Tausende junger Südgermanen im Sommer 1919 bei uns als Gäste aufzunehmen. Diese unsere lieben jungen Gäste haben nun unser Volk, unser Land, unsere Sprache und unsere Kultur kennen gelernt. Sind sie einmal erwachsen und tüchtige Bürger ihrer Heimat geworden, so werden sie auf lange Zeit als Bindeglied zwischen Nord- und Südgermanen Bedeutung haben.

Auch ein lebhafter Austausch auf künstlerischem und literarischem Gebiete muß unterstützt werden. Zur Förderung der gemeinsamen Kulturarbeit müssen wir Vereinigungen bilden, aber nicht nur bilden, sondern sie auch ausnützen für wirklich fruchtbringende Arbeit. Schon vor dem Kriege hatte sich eine deutsch-schwedische Vereinigung gebildet, deren Wirksamkeit durch die Kriegsjahre gehemmt war; sie ist nunmehr neu aufgebaut. Sie muß über alle germanischen Länder ausgebreitet werden und soll ein Netz bilden, dessen Maschen die gesamten germanischen Völker in gemeinsamer Kulturarbeit zusammenhalten. Diese Vereinigung muß mit anderen gleicher Art zusammenarbeiten, natürlich auch mit den Universitäten und den Hochschulen in den verschiedenen Ländern. Die germanischen Hochschulen müssen die Zentren für Ausbau und Entwicklung germanischer Zusammengehörigkeit sein. Als eine wichtige Aufgabe für alle germanischen Verbindungen und Vereinigungen ist die Wahrheitsoffensive anzusehen. Zahlreiche Bewohner der nordgermanischen Länder kennen ihre deutschen Stammesbrüder lediglich durch die ebenso rücksichts- wie skrupellose Lügenpropaganda der Entente. Solange das dadurch unter die Völker gespritzte Gift nicht beseitigt ist, wird die Kulturarbeit verhindert, die jetzt mehr als alles andere notwendig ist für die Wiederaufrichtung der Welt nach dieser Zerstörung.

Vielen wird es wohl aussichtslos und unzweckmäßig erscheinen, gerade jetzt von einem Zusammenschluß der Germanen zu sprechen. Ich bin aber trotzdem der Meinung, daß gerade jetzt der richtige psychologische Zeitpunkt dafür gegeben ist. Das von der Entente auffällig betonte neuerliche Bestreben, ihren Einfluß bei uns zu verstärken, macht Gegenmaßregeln notwendig. Die Südgermanen müssen mehr als bisher das Gefühl für die Notwendigkeit des Zusammenhaltens hegen. Die ihnen am nächsten wohnenden Stammesbrüder, die Dänen, sind ihnen bis jetzt in ihrer Mehrzahl feindlich gesinnt gewesen, aber man darf wohl hoffen, daß nach Lösung der Schleswig-Holsteiner Frage das Verhältnis zwischen diesen Nachbarvölkern ein besseres werden wird, auch wenn die Frage in gewisser Beziehung zum Nachteile Deutschlands entschieden werden sollte. Wenn die Dänen die Beschießung Kopenhagens 1807 durch die Engländer haben vergessen können, so können die Deutschen wohl Nordschleswig vergessen. In Schweden selbst, auch unter den Schweden in Finnland, gibt es viele, die die Notwendigkeit eines guten und gefestigten Verhältnisses zu Deutschland einsehen. Immer mehr bricht sich

die Überzeugung Bahn, daß der Weltkrieg nicht, wie die Entente verkündete, zur Erreichung hoher und edler Ziele, sondern aus ganz anderen Gründen geführt worden ist. Und in allen nordgermanischen Ländern wie überhaupt in der zivilisierten Welt beginnt die Überzeugung von der Unzulänglichkeit des Versailler Friedens sich immer mehr auszubreiten. Das rachsüchtige Frankreich hat bereits in der Auslieferungsfrage eine gewaltige moralische und politische Niederlage erlitten. Bei der immer mehr hervortretenden Zersplitterung unter den Feinden Deutschlands wächst die Möglichkeit für sein tüchtiges Volk, die ihm durch den Krieg zugefügten Schäden zu heilen. Diese Möglichkeiten wachsen ferner durch einen Zusammenschluß mit den anderen germanischen Völkern. Zwischen Deutschland und uns gibt es keine Gegensätze politischer oder kultureller Art, wir haben daher alle Ursache, zusammenzuhalten. Und wenn wir das tun, so ist unsere Zukunft besser gesichert als durch einen „Völkerbund", der in seiner derzeitigen Form von allen mißbilligt wird und nur durch Drohungen und Gewalt zusammengehalten werden kann.

Wo knüpfen wir an?

Von

Ruth Waldstetter-Bern

Wo knüpfen wir an? so fragen wir uns, alemannische Schweizer, die an den Stammverwandten jenseits des Rheins denken, von dem uns plötzlich die Schranke eines völlig verschiedenen Schicksals, eines unterschiedenen Tempos der Erlebnisse trennt.

Wir haben mit ihm einst schöne Zeiten der Freundschaft und des gegenseitigen Austausches erlebt; wir haben nicht daran gezweifelt, daß es immer so bleiben würde und haben uns glücklich gepriesen, daß wir gleichsam außerhalb des engeren Vaterlandes eine weitere Heimat des Geistes besaßen. Eine gemeinsame geistige und besonders künstlerische Tradition verband uns; die verschiedene politische Lebensform dagegen hatte im Laufe der Jahrhunderte zwei Persönlichkeitstypen herausgebildet, die sich gegenseitig den Reiz der Ungleichartigkeit und die Möglichkeit der Ergänzung boten. Im monarchischen Deutschland, wo der Rang- und Standesunterschied zum Selbstverständlichen — uns oft schwer Verständlichen — gehörte, durfte der Schweizer immerhin hoffen, daß bedeutende Fähigkeiten oder Leistungen schärfer vom Mittelmaß unterschieden würden als in der demokratischen Heimat, und den Besten hat sich diese Hoffnung aufs schönste erfüllt. Sich selbst dagegen pflegt der

Schweizer zu Recht oder zu Unrecht die Fähigkeit des stärkeren Sichaufsich-selbststellens zuzuerkennen. So durften sich — ganz summarisch gesprochen — die knorrigere, aber auch knorzigere Art des Schweizers und die unternehmendere, großzügigere, vielleicht auch weniger in sich selbst beschlossene Art des Reichsdeutschen im Verkehr der beiden Völker glücklich ergänzen. Nach außen hin wurde das Bild des deutschen Geistes durch die speziell schweizerischen Merkmale erweitert; der Sohn des kleinen Landes aber hatte das Glück, das Kulturerbteil einer großen Rassengemeinschaft das seine nennen zu dürfen.

Und dann kam der Tag, an dem dieses geistige Erbe eine ganz verschiedene Bedeutung für ihn und für den Stammesverwandten im Reiche erhielt. Die Politik der jungen, starken Großmacht hatte es als Parole für ihre Zwecke erwählt. Der Rausch eines notwendigerweise aufgereizten Selbstgefühls täuschte drüben auf lange Zeit über den Irrtum hinweg, daß Kräfte reinster Geistigkeit dazu dienen könnten, die Macht dieser Welt blutig zu erobern oder auch nur festzuhalten. Wer nur einmal die Bedeutung der deutschen Kulturblüte ahnungsvoll in sich zu erleben glaubte — der deutschen Musik, der idealistischen Philosophie, des Luthergeistes — der konnte nicht verstehen, daß gerade diese Kräfte innerlichster und höchster Geistigkeit sich mit der Gewalt des Schwertes sollten ausbreiten oder bewahren lassen. Mißverständnis und Entfremdung stellten sich ein; es wurde klar, aber oft nicht begreiflich, daß das Deutschtum des alemannischen Schweizers etwas anderes ist als dasjenige des Reichszugehörigen. Diesem erschien der im Kampf um das Deutschtum des Deutschen untätig zusehende Schweizer wie ein Abgefallener, ein Treuloser; dem anderen aber kam der Neudeutsche oft wie der eigenen Überlieferung entfremdet vor. Dies Gefühl verstärkte sich, als neudeutsche Kunst mit Prunk und großer „Aufmachung" ihren Einzug in die Schweiz hielt.

Dann der Zusammenbruch. Ein neues Gefühl der Verbundenheit, Angst um die Gefährdung gemeinsamen Gutes erwachte in der Schweiz. Bis heute ist dieses Gefühl lebendig und hat sich gestärkt. Wir wissen, vor allem wir *fühlen*, was da drüben verloren gehen kann. Wir sind uns bewußt, daß niemand außer uns es so mit zu empfinden imstande ist, *was* mit dem Untergang untergehen würde. Und das Schicksal, das wir nicht selber auszutragen haben, stellt die große Frage: ist dieses Volk heute noch reich genug, um in stiller Selbstbestimmung ohne große Worte und Gebärden sein Innenleben, das Leben des Geistes und der Seele, wieder aufzubauen? An uns ergeht die Frage nicht mit solcher Plötzlichkeit und Schroffheit. Aber auch wir haben es gelernt und immer deutlicher gefühlt: auch für uns ist der Augenblick da, das gefährdete Erbe rein zu bewahren, es in uns lebendig werden zu lassen. Daß dies zum Teil bewußt, zum Teil instinktiv begriffen wird, das zeigt sich bereits innerpolitisch zuerst in bewußtem Zusammenschluß zum Schutze gedeihlicher Ordnung, aber auch zum Schutze der Art, die dem Vaterland seine innere Form gegeben hat. Diese Art aber auch in ihrem geistigen Ausdruck zu schützen, sie zu bewahren im Sinne unserer Besten und

sie nicht verfälschen und verflachen zu lassen, das muß das Werk unserer schöpferischen wie unserer kritischen Kräfte in nächster Zukunft sein.

Und hier knüpfen wir die gemeinsamen Wünsche mit dem Stammesverwandten jenseits des Rheins an. Ob ja seine Zukunft sich im Zeichen wirtschaftlichen Aufschwungs, ob sie sich in engeren oder weiteren Landesgrenzen aufbauen wird, das müssen wir seinen eigenen Kräften überlassen. Das reine geistige Erbe aber verwalten wir gemeinsam; nie haben wir es stärker gespürt als jetzt. Wir wissen auch aus eigener Erfahrung, wie sehr unser bestes Gut in Gefahr ist, ein Museumsstück zu werden, weil unsere geistigen Kräfte bereits im Dienste einer materialistisch gerichteten Zeit zu intellektuellen Fähigkeiten verkümmert sind. Diese aber haben nicht die schöpferische und nicht die Widerstandskraft rein geistiger — künstlerischer, philosophischer oder religiöser — Mächte, die, aus den wahrhaft lebendigen Keimen der Vergangenheit und Gegenwart erwachsend, allein imstande sind, eine gesunde und starke Zukunft heraufzuführen. Drüben, in dem von Kämpfen erschütterten, vom Elend gequälten Reich ist der Boden für geistiges Unkraut günstiger als für zarte, edle Keime. Unmittelbar helfen können wir auch da nicht; aber als gemeinsame Erben jeder auf seinem Boden für gemeinsame Güter kämpfen, gestärkt im Bewußtsein einer gleichen Aufgabe, das können wir. Die Verpflichtungen der großen geistigen Vergangenheit gemeinsam zu tragen, jeder an seinem Platze, das ist die Aufgabe, die uns zueinander führt. Sie ist heute, in der Verwirrung auf allen Posten, ungeheuer schwer. Es braucht das Horchen nach der inneren Stimme, die Befreiung vom Schlagwort, den auf das Überpersönliche gerichteten Sinn, die Preisgabe des Dienstes am Mammon und an der Eitelkeit von vielen und starken Einzelnen, um den Geist aus seinen Fesseln zu lösen. Diese stillen Einzelnen sind hüben wie drüben nötig, um eine lebendige Zukunft keimen zu lassen. In ihrer treuen, schlichten Arbeit und Hingabe erwüchse in aller Stille die stärkste Gemeinschaft, in der kein äußerliches Groß oder Klein mächtig oder schwach Bedeutung gewänne. Sie, die nicht da zu finden sein können, wo Parole und Schlagwort und Vereinsordnung ausgegeben und die Pressetrommel gerührt wird, sie werden sich an ihren Früchten erkennen und ein überpersönliches Interesse für einander haben, das kein äußerliches Schicksal abwenden kann. Im Geist wollen wir uns wiederfinden, im Bestreben, der gleichen geistigen Ahnen würdige Nachfahren zu sein.

Verantwortlichkeiten

Von

Richard Fester

I. Grundsätzliches[1])

Der deutsche Historiker darf seine publizistische Tätigkeit vorläufig als beendigt ansehen. 1918 hatte er noch das seinige beizutragen, daß wir uns mit Ehren behaupteten oder mit noch größeren Ehren untergingen. Die 1919 im Gefolge der Novemberrevolution eingetretene absolute Ohnmacht hat uns zu schimpflichem Tode verurteilt. Heute läßt der allgemeine Verwesungsprozeß auch den Lebendigen als einzige Zukunftshoffnung die Auferstehungsworte: stirb und werde. Der unvergleichliche Schatz unserer Vergangenheit an ethischen Mahnworten ist ausgeschöpft. Nationale Postulate haben keinen höheren Kurs als die Sprüche eines Abreißkalenders. Der Arzt hat dem Naturforscher Platz zu machen. Die Apotheke darf geschlossen werden. Der Sektionsbefund hat allein das Wort.

Damit wird auch die Frage der Verantwortlichkeiten, die uns seit nahezu sechs Jahren foltert, auf den Seziertisch des historischen Anatomen gelegt. Das Amt des Iudex überläßt der Historiker in dem Weltgerichte der Weltgeschichte neidlos dem Dichter einer divina commedia. Den unberufenen Richtern hat er Herz und Nieren zu prüfen. Anklagen und Selbstbeschuldigungen haben in Deutschland die Rolle einer tödlich verlaufenen Krankheit gespielt. Der pathologische Anatom aber darf von dem Krankenjournal absehen, wenn er nach dem Krankheitserreger forscht. An den feindlichen und deutschen Untersuchungsausschüssen interessiert den Historiker weniger das Ergebnis der Untersuchungen, als der Ausschuß selbst. Die Rechtfertigungsschriften der unterlegenen Politiker und Soldaten geben sich als das, was sie sind. Die dokumentarischen Veröffentlichungen der siegreichen Mächte und der siegreichen Parteien in den unterlegenen Staaten betrügen die Welt mit

[1]) Die Niederschrift der Einleitung fällt vor den 13. März. Die letzten Ereignisse konnten ihren Grundgedanken nur unterstreichen. Die Erlebnisse der Hallischen Spartakistentage — die Wohnung des Verfassers lag einige Tage in der Gefechtszone — haben die Fortsetzung aufgehalten, so daß die folgenden Kapitel über die militärischen und politischen Maßnahmen gegen die Gefahr eines Weltkrieges erst im nächsten Hefte erscheinen können.

dem Anspruch, der historischen Wahrheit dienen zu wollen. In allen Enthüllungen über die Weltkatastrophe haben wir zu scheiden zwischen den brauchbaren Bausteinen zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit und den Selbstporträts der Mitarbeiter am sausenden Webstuhl der Zeit. Die Selbstporträts aber wird man als bewußte und unbewußte ansehen müssen. Indem die siegreichen Parteien zu ihrer eigenen Entlastung die Männer des alten Regiments einem hochnotpeinlichen Verhör unterziehen, charakterisieren sie sich selbst.

In seltsamem Gegensatze zu dem vorgeblich historischen Spüreifer der neuen Steuerleute steht die Behauptung, daß die Zeit des Historikers erst nach Erschließung aller Quellen über die große Weltkatastrophe kommen werde. Obwohl wir in der Blütezeit politischer Heuchelei leben, wird man hierfür weniger diese als die historische Unbildung und Gedankenlosigkeit unserer Tage verantwortlich machen müssen. Wäre die Ausschöpfung aller primären Quellen die Vorbedingung der Arbeit des Geschichtschreibers, so könnte neuere Geschichte niemals geschrieben werden. Es lohnte sich, einmal zusammenzustellen, wie unser Wissen über die großen Wendepunkte im Völkerleben allmählich entstanden ist. Eine völlige Einkreisung des Objektes wird sich in keinem Falle nachweisen lassen. Als Max Lehmanns Studie über den Ursprung des siebenjährigen Krieges den Anstoß zu einer Wiederaufnahme der Untersuchungen gab, ist das Berliner und auch das Wiener Archiv so ziemlich ausgeleert worden, aber von einer ebenso erschöpfenden Ausbeutung der französischen, englischen und vor allem der russischen Akten sind wir heute noch weit entfernt. In dieser Zeitschrift habe ich unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges in meiner Studie über die Genesis der Emser Depesche eingehend die europäischen Lücken unserer Kenntnis der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges dargelegt. Die erste Kunde schöpft der zeitgenössische Historiker aus den Rechenschaftsberichten der Sieger und der Unterlegenen. Wird er selbst schon unmittelbar an Originalakten herangelassen, so erwartet man auch von ihm nichts anderes als einen Rechenschaftsbericht. Alle späteren Erweiterungen unsers Wissens hängen vom Zufall ab. Nicht selten wird auch da der politische Gesichtspunkt maßgebend sein. Hortleders aus dem Ernestinischen Archiv bereicherte Sammlung der Akten und zeitgenössischen Darstellungen des schmalkaldischen Krieges fällt zeitlich zusammen mit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zwischen Union, Liga und ihren europäischen Verbündeten. Die durch den Weltkrieg unterbrochene Publikation des französischen Ministeriums des Auswärtigen über den diplomatischen Ursprung des Krieges von 1870/71 ist als ein Vorpostengefecht der revanchelüsternen dritten Republik gegen das Deutsche Reich anzusehen. In der Regel aber verdankt die Nachwelt die weitere Förderung ihrer Kenntnis der Vergangenheit dem reinen Wissenstriebe der Gelehrten, der selbst unter einem günstigen Stern sich niemals schrankenlos auswirken kann. Das historische Wissen wird daher immer Stückwerk bleiben. Lücken

unserer Kenntnis sind gerade in der Geschichtswissenschaft nur zu häufig keine Lücken des Materials. Um sagen zu können, wo in den noch erhaltenen Quellen Lücken vorhanden sind und wo nicht, müßte der Geschichtschreiber der Neuzeit sämtliche Quellen kennen. Die historische Arbeit von vier Jahrhunderten hat bewiesen, daß dieses Ziel auch den vereinten Kräften der Historiker unerreichbar ist.

Der historische Wissenstrieb würde sich auch durch berechtigte Warnungen an den Wendepunkten der Geschichte nicht aufhalten lassen. Wie sollte er heute Zurückhaltung üben, nachdem die Eigenart der Weltkatastrophe ihm Materialien von unerhörter Reichhaltigkeit zur Verfügung gestellt hat. Der Zerstörung der deutschen Großmacht und der Zertrümmerung Österreich-Ungarns ist eine Flut von Rechenschaftsberichten und Aktenpublikationen gefolgt, die mit jedem Tage noch höher anschwillt. Es entspricht dem grellen Lichte, in dem mit einem Male unsere jüngste Vergangenheit erscheint, daß die Ententeseite im Schatten liegt, aber es wäre doch dilettantische Oberflächlichkeit, daraus den Schluß zu ziehen, daß der geschulte Historiker Gefahr läuft, ein verzerrtes Weltbild zu zeichnen. Schatten und Nacht dürfen nicht verwechselt werden. Auch der schwärzeste Schatten ist als Folgeerscheinung des Tageslichtes nicht undurchdringlich. Jede Enthüllung auf unserer Seite enthüllt zugleich ein wenn auch noch so kleines Stück der Gegenseite. Anklagen und Rechtfertigungen fehlen auch im Lager der Sieger keineswegs. Dem historischen Pragmatismus ist der scharf beleuchtete Teil des letzten Menschenalters natürlich näher als die Schattenseite, aber auch von dieser kann sich das geübte Auge des Historikers heute schon ein immer deutlicher werdendes Bild machen.

Ungewohnte Helligkeit wirkt schmerzhaft. Der Nordländer hat im Süden häufig auch bei geschlossenen Augen eine sich erst allmählich verlierende quälende Lichtempfindung. Die Leser der Katastrophenliteratur erleben noch einmal, ungemildert durch die Narkose der Betäubung, die Schmerzen des Zusammenbruchs. Die wenigsten werden sich jedoch darüber klar, daß die Ursache ihrer Pein nicht die Entschleierung der Wahrheit an sich, sondern die Form der Enthüllungen ist. Die Vergangenheit wird zu einem gespenstigen Kriegsspiel wie der über den katalaunischen Feldern immer wieder auflebende nächtliche Kampf der Gefallenen. Für den Fachmann, dem historisches Denken zur zweiten Natur geworden ist, existieren solche Hemmungen nicht. Auch dem Laien sind sie nicht unüberwindlich, wenn er richtig geführt wird. Über die Nachteile der überscharfen Beleuchtung der einen Seite hilft in der Gegenwart die reine Wissenschaft hinweg. Ob auch in der Zukunft, ist eine andere Frage. Wenn die revolutionäre deutsche Regierung den Kaiser durch die Hervorzerrung seiner Marginalien in den Dokumenten zum Kriegsausbruch politisch unmöglich machen wollte, so ist ihr das fraglos gelungen, aber die Wirkung dieser und ähnlicher forcierten Enthüllungen reicht wohl noch weiter. Wer etwas zu verheimlichen hat, wird darin eine Aufforderung zur Sichtung

seiner Papiere erblicken. Unser Planet ist ins Schlingern geraten, und es erscheint in keinem Lande der Welt heute ratsam, sich auf die absolute Festigkeit des Bestehenden zu verlassen. Viele Abmachungen unserer Feinde aus der Kriegszeit und so mancher Beleg für die Marschrichtung ihrer Politik vor dem Kriege dürften infolge der deutschen und der österreichischen Selbstentblößung für immer verschwinden. Der Materialgewinn des zeitgenössischen Geschichtschreibers wird für den Historiker der Zukunft bis zu einem gewissen Grade einen Verlust bedeuten.

Um so mehr haben wir heute Veranlassung, dem Parteigeist zu entreißen, was nicht seines Amtes ist. Der Historiker leugnet Verantwortlichkeiten nicht, wenn er sie dem Begriff Ursachen unterordnet. Die Ursachen haben einen universalen Charakter. Die Verantwortlichkeiten sind national begrenzt. Als der englische Dichter Addison den Oranier Wilhelm den Dritten den größten Patrioten der Welt nannte, sprach er bewußt oder unbewußt eine contradictio in adjecto aus. Solange die babylonische Sprachentrennung dauern wird, kann es Weltbürger nur in übertragenem Sinne geben. Jeder Mensch wird als Bürger einer engeren Lebensgemeinschaft geboren. Dem Stamm, der Stadt, dem Staate ist er verantwortlich; für sie denkt und handelt er als Patriot, an ihnen wird er zum Verräter oder Verbrecher. Dem Weltganzen gegenüber wird seine Verantwortlichkeit stets nur eine mittelbare sein. Das Recht der bürgerlichen Gesellschaft hat eine altersgraue Vergangenheit. Das Völkerrecht liegt heute wie in den Tagen der Amphiktyonen oder des Hugo Grotius allen Anläufen zu seiner Kodifizierung zum Trotz in den Windeln. Internationale Schiedsgerichte waren bisher das Maximum des Erreichbaren. Ein Weltgerichtshof setzt ein einziges Weltreich voraus. Auch die Utopie eines wirklichen Völkerbundes wäre keine tragfähige Unterlage. Der Welt ist daher die Frage nach den Ursachen des Weltelends erlaubt, während die Frage der Verantwortlichkeiten sinngemäß nur innerhalb einer durch das Recht enger verbundenen Volksgemeinschaft erhoben werden darf. Ludwig der Vierzehnte ist allein den Franzosen für die Überspannung der absoluten Monarchie verantwortlich. Vor dem Forum der Universalgeschichte verschwindet seine Person hinter der französischen Hegemonie, ihren welthistorischen Ursachen und Wirkungen. Vor einem Weltgerichtshofe könnte keine der großen politischen Gestalten der Vergangenheit bestehen. Nationaler Ruhm ist noch immer auf Kosten anderer Lebensgemeinschaften erkämpft worden. Wenn Wilsons Politik für die Vereinigten Staaten reiche Früchte trägt, so wird nach hundert Jahren, so oft man seiner gedenkt, kaum davon die Rede sein, daß er einmal die gläubigen Erwartungen von Millionen Europäern enttäuscht hat.

Die Tatsache internationaler Verantwortlichkeiten ist keine Ausnahme dieser historischen Regel. Der unfehlbare Papst lehnt zwar jede irdische Verantwortlichkeit ab, aber sein geschichtliches Andenken in der katholischen Welt hängt doch davon ab, ob er die römische Erbschaft der Nachfolger Petri

vermehrt oder vermindert hat. Das internationale Proletariat wird an Karl Marx und Friedrich Engels wie an Heilige glauben, solange es auf den vollständigen Sieg des Sozialismus noch hoffen darf. Den einzelnen Völkern sind diese internationalen Führer so wenig verantwortlich wie das in der ganzen Welt angebetete Idol des goldenen Kalbes. Auch bei Weltherrschern wie Alexander dem Großen oder Karl dem Fünften wäre es unangebracht, von Weltverantwortlichkeit zu reden, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß ihre Herrschaft sich nur über Teile der Erdoberfläche erstreckt hat, die sich etwa an Umfang mit dem britischen Weltreiche der Gegenwart nicht vergleichen lassen.

Keine historische Erkenntnis ist seit 1914 so verdunkelt worden wie die Scheidung zwischen Ursachen und Verantwortlichkeiten. Die Welt muß wieder zu sich kommen, um einzusehen, daß nach Jakob Burckhardts Worten „die Völker mit Generalsentenzen in Ruhe zu lassen sind". Für denkende Menschen hätte die in der Begründung des Versailler Friedens ihren Höhepunkt erreichende Folter nie zu einer Gedankenfolter werden dürfen. Über die Ursachen wird man sich in verschiedenen Sprachen unterhalten können mit dem Bewußtsein, daß die annähernde Verständigung eine wissenschaftliche sein wird. Die Frage der Verantwortlichkeiten muß jedem Volke für seine Volksgenossen überlassen bleiben, unbeschadet der Verantwortlichkeit internationaler Führer vor ihrer Gefolgschaft. Der nationalen Rechenschaftsforderung wird sich aber auch der Katholik und der Proletarier nicht entziehen können.

Das ist selbstverständlich nicht so aufzufassen, daß die Untersuchung der Ursachen das persönliche Moment ganz ausschalte, während die Frage nach den Verantwortlichkeiten es lediglich mit Personen zu tun habe. Freiheit und Notwendigkeit sind in dem Gewebe der Weltgeschichte aufs engste verflochten. Die Einsicht, daß nicht alles wägbar ist, läßt uns von Imponderabilien reden. So sehr wir uns hüten müssen, persönliche Schuldfragen einseitig in den Vordergrund zu stellen, so verkehrt ist das heute weit verbreitete Bestreben, die Untersuchung bei den Imponderabilien einsetzen zu lassen und abzuwägen, was nicht gewogen werden kann. Die Untersuchung des Wägbaren aber gehört an den Anfang. Erst müssen wir wissen, was sich lösen läßt, ehe wir an den unlösbaren Rest schätzend herantreten. Wer Verantwortlichkeit und Schuld in einen Topf wirft, soll jedoch die Hände von der Lösung solcher historischer Welträtsel lassen. Beiträge zur Charakteristik eines Menschen sind nicht mit Schuldbeweisen zu verwechseln. Verantwortlichkeiten haben in der Regel sehr lange Wurzeln. Menschliche Schuld ist in dem kleinen Ring unseres Daseins zusammengedrängt. Der überwundene Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts liebte es, große Wirkungen aus kleinen Ursachen abzuleiten. Der Psychose des ungeheuerlichsten aller Kriege blieb es vorbehalten, das Weltelend auf einzelne menschliche Handlungen zurückzuführen, als ob die ganze Menschheit 1914 in zwei Zügen gesessen hätte,

die durch die Schuld eines einzigen Mannes zusammengestoßen wären. Wenn die Nachlässigkeit eines Weichenstellers oder Lokomotivführers ein großes Eisenbahnunglück verschuldet hat, wird es doch niemand einfallen, von einer Schuld der Eisenbahnverwaltung zu reden, obwohl sie die Verantwortung für ihre Angestellten mitzutragen hat. Von einer Verantwortung des Staates oder gar des ganzen Volkes kann in solchem Falle kaum die Rede sein. Ihre Mitschuld zu behaupten, wäre lächerlich.

In einer Besprechung des Hiltebrandtschen Buches über „das europäische Verhängnis" sagt Meinecke, es sei dem Historiker während des Krieges „innerlich noch nicht möglich gewesen, in voller Objektivität in reiner Anschauung der hüben und drüben wirkenden Kräfte seines Amtes zu walten". Jetzt aber könnten die deutschen Schüler Rankes den „Sieg des reineren Strebens nach strengster objektiver Erkenntnis des Erlebten" erringen, und „dieses Streben würde zugleich zu den aufbauenden geistigen Kräften gehören, die unser armes Vaterland jetzt gebrauche". Wenn auch deutsche Historiker sich während des Krieges innerlich nicht über die Dinge zu erheben vermochten, so ist das ihre Sache. Ich darf aber doch wohl daran erinnern, daß ich bereits im November 1914 im Vorwort zur Buchausgabe meiner Genesis der Emser Depesche bemerkte, wer als Rankeschüler unmittelbar von einer Untersuchung über den Ursprung des Krieges von 1870 herkomme, „stehe dem sich täglich vermehrenden Materiale und den bereits im Werden begriffenen nationalen Traditionen über die Genesis des Weltkrieges in kritischer Bereitschaftsstellung gegenüber und werde sein Urteil nicht auf vorgefaßte Meinungen, sondern lediglich auf das, was wir wirklich wissen und wissen können, aufbauen". Schon damals gab ich der Überzeugung Ausdruck, daß „Rankes Erziehung zur historischen Kritik auch die schwere Probe von 1914 überstehen" werde, aber ich wollte damit selbstverständlich nicht sagen, daß der Historiker während des Krieges schon das letzte Wort sprechen könnte. Von einem guten General erwartet man, daß er die Lage beim Feinde auf Grund seines Wissens objektiv beurteilt und auch die Fehler und Mängel in den eigenen Reihen nicht übersieht, aber man würde an seinem Verstande zweifeln, wenn er sein Urteil in die Welt hinaustrompeten ließe. Innerliche Erhebung über die Dinge darf uns zum Kampfe ums Dasein nicht untüchtig machen. Unser Weg konnte, wie ich ebenfalls im November 1914 voraussagte, „nur abwärts oder aufwärts führen". Erst mußte das Mißtrauen in unsere politische Führung sich als berechtigt erweisen, bevor es öffentlich hervortreten durfte. Die publizistischen Kämpfe seit 1917 haben sich bereits am Rande des Abgrundes abgespielt. Die Zeit der Enthüllungen kündigte sich an, als der von vornherein aussichtslose Versuch, von Schwindel erfaßte und strauchelnde Führer zurückzureißen, gemacht werden mußte, aber erst der gemeinsame Sturz in die Tiefe hat alle Siegel der Vergangenheit zerbrochen. Ich nehme zur Ehre unserer Gegner an, daß auch unter ihnen einzelne Historiker sich zu der Höhe Rankescher Geschichtsbetrachtung erheben können.

Der Unterschied ist nur der, daß sie so wenig wie wir vor dem Zusammenbruch alles, was sie denken, sagen dürfen, aber es ist kaum anzunehmen, daß englische, französische oder italienische Historiker uns um eine durch unser Unglück erleichterte Aufrichtigkeit beneiden werden. Mit innerer Bußfertigkeit und Erneuerung hat das also nichts zu tun. Taine hat durch seine „origines de la France contemporaine" kein neues Frankreich aufgebaut, obwohl er gewiß eine geistige Kraft ersten Ranges war. Wir leben noch. Das ist alles. Und weil wir leben, wollen wir den nach uns kommenden Generationen heute schon sagen, was sie sonst erst durch später geborene, von jedem Beichtgeheimnis entbundene Historiker zu erfahren pflegen.

Zunächst aber gilt es erst einmal, zu sammeln und zu sichten. Aneinandergereihte Besprechungen der Katastrophenliteratur würden uns diesem Ziele nicht näherbringen. Ihr verwirrender Eindruck auf die Öffentlichkeit schreibt sich ja gerade daher, daß hundertmal die Vorgeschichte und die Geschichte des Krieges in verschiedenster Beleuchtung an ihr vorüberziehen. Das Typische der Enthüllungstendenzen kennen wir jetzt. Die Nuancen der Einzelfälle werden uns noch beschäftigen. Die Charakteristik der Zeugen soll nicht zu kurz kommen, aber aufrufen kann sie nur der Historiker, der im Dienste keiner Partei sich seine Fragen allein durch den gesamten Wissensstoff stellen läßt. Die wissenschaftliche internationale Verständigung über die Ursachen wird daran scheitern, daß die Ententeseite im Schatten liegt. Die Frage der deutschen Verantwortlichkeiten ist schon nahezu spruchreif. Sie darf mit der albernen Frage nach der Schuld am Weltkriege nicht verwechselt werden. Vaterlandsverrat ist ein Kapitel für sich. Von Segestes bis auf unsere Tage hat er die deutsche Geschichte entstellt. Ihr Inhalt aber ist doch zu allen Zeiten ein anderer gewesen. Auch die folgenschwersten Irrtümer sind nicht gleichbedeutend mit Böswilligkeiten. So fischblütig ist auch der Historiker nicht, daß er früh erkannte, heute bestätigte verhängnisvolle Fehler der Steuerleute mit innerem stoischem Gleichmute erzählen könnte. Warum sollten wir leugnen, daß auch wir in schlaflosen Nächten wie Bismarck gehaßt haben. Jetzt aber stehen wir nicht mehr im politischen Kampfe. Anklagen sind ebenso zwecklos wie Klagen. Der aufgedeckte Irrtum kann nur eine wissenschaftliche Wirkung haben. Wer das Sehen noch nicht ganz verlernt hat, wird sagen: so ist es gewesen, aber er wird sich dadurch nicht abhalten lassen, in ähnlicher Lage die gleichen Irrtümer zu begehen. Aus seiner Geschichte hat kein Volk weniger gelernt als das deutsche. An seinem Wiederaufbau arbeitet jeder, der sich selbst behauptet. Die reine Wissenschaft kann, ihren eigenen Weg gehend, dazu nicht helfen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft)

Das Verhängnis der Herrenvölker

Von

Hermann von Rosen

Die Weltrevolution, die im Jahre 1917 an der Newa ihren Anfang nahm, sich dann in unaufhaltsamer Flut über ganz Ost- und Mitteleuropa ergoß und heute bereits unheilverkündend die Hochburg des Kapitalismus im Westen umbrandet, wird voraussichtlich in den kommenden Jahren in mehr oder weniger katastrophaler Form sich über den größten Teil des Erdballs ausbreiten. In allen Ländern, die bisher von dieser Sturmflut erfaßt wurden, hat sie den gesamten Volksorganismus schwer erschüttert, erregt und tief aufgewühlt, so daß in Moskau, wie in München und Budapest, das niedrigste Proletariat, die Hefe des Volkes nach oben und zur Herrschaft gelangte. Viele unersetzliche Kulturgüter wurden dabei zerstört, vieles wurde vernichtet und umgestürzt, das dem Durchschnittsbürger bisher als alte, unantastbare Überlieferung als heilig galt und in schönster Ordnung zu sein schien. Staatliche und soziale Lebensformen, die bisher von so vielen als „gottgewollte Ordnung" empfunden wurden, erscheinen dem rückschauenden, durch die furchtbare Krisis der jüngsten Vergangenheit geschärften Blick heute ihrem Wesen nach doch wohl als tiefe Probleme des staatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Dem kundigen und tiefer eindringenden, seine Zeit verstehenden Beobachter waren sie im Lichte des wachsenden Sozialismus, diesem Haupt- und Kernproblem der ganzen modernen europäischen Kultur, als solche wohl schon seit vielen Jahrzehnten kenntlich.

Was aber auch die Revolutionen unserer Tage an äußerer Schönheit, Kultur, Zucht und Sitte des Volkes einerseits, an eingerosteten Vorurteilen, rückständigen Einrichtungen und Anschauungen andererseits zerstört haben mögen, ihrem Wesen und Ursprunge nach beruhen sie, wie das in schärfster Form bei Bolschewisten, Kommunisten und Unabhängigen deutlich hervortritt, auf einem groben Denkfehler der großen Massen. Was aber die Völker nicht richtig denken, das müssen sie verkehrt leben, oft so unsinnig verkehrt, daß von der Vernunft im öffentlichen Leben so wenig nachbleibt, wie wir das heute in Rußland vor uns sehen. Dieser Denkfehler besteht in der je nach der Parteirichtung mehr oder weniger schroffen Ablehnung der Autorität, in der Identifizierung oder Verwechslung des Autoritätsprinzips mit

Klassenherrschaft. Wie zum Beispiel die Unabhängigen den Autoritätsbegriff auffassen, das haben wir aus ihren, die Soldaten zur Gehorsamsverweigerung auffordernden Straßenplakaten in Berlin zur Genüge gesehen. Wenn, wie Ludwig Stein[1]) bemerkt, die Autorität eine Reflexbewegung auf dem Gebiete des Willens ist, eine Art von Vorwille, eine Schablone des Handelns, die als bequeme Urteilsquelle dem der Autorität sich beugenden Individuum das eigene Wählen, Prüfen und Handeln unendlich erleichtert, dann ist sie jedenfalls eine nach allgemeinen biologischen Gesetzen sich entwickelnde psychologische Notwendigkeit. Die Formen der Autorität mögen noch so oft wechseln und durch Umwälzungen gestürzt werden, der Grundsatz der Autorität als psychologisches Gesetz wird immer bestehen bleiben. Denn das Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit, wie es Fichte verkündete, in dem jedes Individuum sich freiwillig und bewußt unter das Sittengesetz begeben werde, wird niemals eintreten. Es wäre nur denkbar, wenn alle Menschen, wie Goethe einmal in einer die politische Reife eines Volkes grundsätzlich leugnenden Bemerkung gesagt hat, mit dem dreißigsten Lebensjahr geboren würden. Niemals aber kann „der Wille des Volkes" als ganz vager, unbestimmter Begriff, niemals können Majoritäten die wahre Autorität ersetzen, die immer nur von einzelnen führenden Geistern geschaffen und behauptet werden kann. Deshalb besitzt selbst eine starke Regierung, wie wir das in Rußland bis 1917 gesehen haben, oft gar keine Autorität, wenn ihr solche wirklich führende Geister fehlen.

In jedem Volke, das eine gewisse Kulturstufe erreicht hatte, hat sich mit dem Autoritätsbegriff auch eine Herrenkaste entwickelt, eine Klassenherrschaft. Eine Entwicklung des Begriffs der Herrenkaste, und damit eine Geschichte der jüngsten Revolution, gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, die von den Herrenvölkern und ihrem voraussichtlich bevorstehenden Schicksal handeln soll. Der Philosoph Paul Ernst meint in einem Aufsatze „Das Volk"[2]), der Begriff „Herrenvolk" sei eigentlich ein Unsinn, denn er enthalte einen Widerspruch in sich. Er steht auf dem Standpunkte, daß das „Volk" die große Masse in einer Nation bilde, die nicht zum Herrschen berufen sei, und meint jedenfalls, daß es deshalb keine Nation geben könne, die aus lauter Herrenmenschen besteht. Trotzdem läßt sich der Ausdruck „Herrenvolk", der vielfache Anwendung findet, doch aufrechterhalten, wenn auch der Begriff der Herrenrasse in vielen Fällen das Wesen der Sache besser trifft. Der Typus der Herrenrasse in Europa sind die Germanen, denn die ganze europäische Geschichte seit der Völkerwanderung ist die Geschichte der Germanenherrschaft. Die Tatsache, daß das Wort „Sklave" aus „Slawe" entstanden ist, und andererseits der Ausdruck „Welscher" vom englischen Worte „walsh" („Unfreier, Knecht") sich ableitet, ist eine ruhmvolle etymo-

[1]) Das Zeitalter der vollendeten Vernünftigkeit. Nord und Süd. Februar 1917.
[2]) Im roten „Tag" vom 6. August 1919.

logische Erinnerung an die glanzvolle Zeit germanischer Kraft und Herrschaft. Die zum Herrschen besonders befähigten Stämme germanischer Rasse, die Goten und Angelsachsen, Franken, Burgunder und Normannen, kann man deshalb gewiß mit Fug und Recht als wahre Herrenvölker bezeichnen. Die auffällige Erscheinung, daß zwei so hervorragend begabte und temperamentvolle Rassen wie die Slawen und Kelten, die zum Teil auch auf einer relativ hohen Kulturstufe standen, zur Zeit der Völkerwanderung von den Germanen überall besiegt und unterjocht wurden, ist doch nur durch eine bedeutende Überlegenheit im germanischen Charakter zu erklären. Das haben von Nichtdeutschen der Engländer Chamberlain und der Franzose Gobineau in besonders weitgehendem Maße erkannt. Und der ganze Weltkrieg ist in letzter Linie wohl als die Empörung der Briten, Gallier und Slawen gegen Kraft und Geist des Germanentums aufzufassen. Eine rassengeschichtliche Betrachtung der Entwicklung der Menschheit im Sinne einer Unterscheidung von Herren- und Sklavenvölkern ist bisher noch nicht versucht worden. Anhaltspunkte dazu finden sich vielleicht in der Art der Geschichtsbetrachtung, wie Johannes Franz Thöne sie neuerdings versucht hat[1]).

Die Eroberungszüge der normannischen Herrenmenschen stehen in ihrem kühnen Wagemut und ihren Erfolgen in der Weltgeschichte wohl beispiellos da; aber ihren Nachkommen, ebenso wie denen der Angelsachsen, ist der eigentlich kennzeichnende Faktor der modernen Zivilisation, der Merkantilismus, in neuerer Zeit zum Verhängnis geworden. Er hat an Stelle des stolzen, selbstbewußten Herrentums einen schnöden Krämergeist treten lassen, ein Prozeß der Demokratisierung, der in England durch den Krieg und das mit ihm in Zusammenhang stehende Schwinden des Hochadels vom Grundbesitz ungemein beschleunigt worden ist. So war eine der wichtigsten Kriegshandlungen der Briten die Vernichtung der deutschen Geschäftsbücher an überseeischen Handelsplätzen, während die Epigonen der alten Vikinger heute bekanntlich zu den besonders wohlgemästeten Schlachtfeldhyänen des großen Krieges zählen. Allerdings ist es bemerkenswert, daß schon in der ältesten normannischen Poesie, den altnordischen Sagas, der merkantile Geist der beutelüsternen Seehelden sehr deutlich hervortritt. Heute droht der unter dem dämonischen Einfluß des höchst gefährlichen Agitators Tranmael in Norwegen sich immer mehr ausbreitende Bolschewismus die letzte sittliche Kraft des Volkes und damit die ganze Kultur des Landes zu untergraben.

Auch die Deutschen waren ehemals ein stolzes Herrenvolk, dessen glänzendste Epoche in die Zeit von Karl dem Großen bis zum Ende der Hohenstaufen fällt. Namentlich unter Albrecht dem Bären, dem Askanier, unter Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa betätigte sich jener starke germanische Drang nach dem Osten, der zu einer an Großartigkeit nur selten übertroffenen

[1]) Versuch einer kurzgefaßten Weltgeschichte auf stammesgeschichtlicher Grundlage. Manz, Regensburg 1917.

Wanderung, zur ständig fortschreitenden Eroberung fremder, heidnischer Gebiete durch Kreuz, Schwert und Pflugschar führte. In dieser Heroenzeit unversieglich frischer Lebenskraft, überschäumender Tatenlust, fröhlichen Wagemutes und kühnen Ansturms drangen die deutschen Kreuzfahrer erobernd bis an den Wall der Karpathen in Siebenbürgen, bis an die Narowa und den Peipus in Estland. Hier an der Ostsee gründeten sie die älteste Kolonie des Deutschen Reiches, die einzige, in der ein deutsches Herrengeschlecht entstand und länger als sieben Jahrhunderte seine Herrenstellung zu behaupten wußte. Das Schicksal der Nachkommen der niedersächsischen Ritter und Kaufherren des Mittelalters, der Deutschbalten, die heute ihrer Götterdämmerung entgegenzugehen scheinen, hat inmitten der großen Weltkrise eine weit mehr als lokale Bedeutung, denn es erscheint wohl nur als ein Vorspiel und Abbild kommender großer Ereignisse, die ihren Schatten bereits über die ganze zivilisierte Welt zu breiten beginnen. Das baltische Deutschtum muß in Zukunft auch im günstigsten Falle, auch wenn es ihm gelingt, sein Heimatrecht und seinen Besitz zu wahren, auf jede herrschende Stellung im Lande natürlich endgültig verzichten, denn für eine Agrarverfassung mit politischer Vorherrschaft des Großgrundbesitzes ist im heutigen Europa kein Platz mehr. Hier ist übrigens zu beachten, daß die alte, noch aus der Ordenszeit stammende Adelsverfassung im Baltikum bereits 1866 durch eine reine Agrarverfassung ersetzt wurde, bei welcher auch jeder Lette und Este das Recht hatte, ein Rittergut und damit Sitz und Stimme auf dem Landtage zu erwerben. Die politische Herrschaft des deutschen Bürgertums in der Kommunalverwaltung der baltischen Städte wurde auch schon seit 1877 durch Ausschaltung der Magistrate und die Einführung der neuen russischen Städteordnung aufgehoben. Soweit also in den letzten Jahrzehnten eine politische Vorherrschaft des deutschen Adels und Bürgertums in der Baltenmark tatsächlich noch fortbestand, beruhte sie ausschließlich auf dem sozialen und kulturellen Übergewicht der deutschen Minderheit.

Es beansprucht heute gewiß ein mehr als nur psychologisches Interesse, den Charakter der Balten, wie ihn ihre jahrhundertelange Herrenstellung naturgemäß ausprägen mußte, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Um so mehr, als dieses verschwindend kleine Häuflein Deutscher die Ehre hat, heute von etwa einer Milliarde Demokraten der ganzen Welt heftig angefeindet und geschmäht zu werden. Daß diese Anfeindungen hauptsächlich von der deutschen Demokratie ausgehen, braucht hier wohl kaum ausdrücklich betont zu werden, denn es handelt sich ja um die Nachkommen deutscher Eroberer und Herrenmenschen; britische Eroberungssucht und Herrenpolitik sind von dieser Seite ja kaum jemals angegriffen worden. Da die Balten heute mit allgemein anerkanntem Heldenmut in blutigen Kämpfen ihre Heimat verteidigen und auf dem Kriegsschauplatz am Peipussee in eine Lage geraten sind, die an der Nibelungen Not erinnert, so zeugen alle diese Angriffe nicht gerade von viel Geschmack und nationalem Feingefühl.

Entsprechend der ganzen historischen Entwicklung sind es ausgesprochen männliche Eigenschaften, die im Charakterbilde der Balten von jeher besonders hervortraten, eine unentwegte Zähigkeit im Behaupten des einmal Errungenen und der nationalen Eigenart, sowie ein, trotz aller temperamentvollen Energie in Haß und Liebe, doch kühl und nüchtern abwägender realpolitischer Sinn. Das größte historische Verdienst der Balten besteht darin, im Laufe der Jahrhunderte unter dänischer, schwedischer, polnischer und russischer Herrschaft stets das Banner des Deutschtums und die deutsche Kultur im Lande aufrechterhalten zu haben. Denn ihr deutschvölkischer Sinn war niemals ein „zoologischer Patriotismus", wie der russische Philosoph Wladimir Solowjeff ein übertriebenes Nationalgefühl bezeichnete, kein bloßer Instinkt, sondern ein kategorischer Imperativ, der keinen Anspruch, sondern eine politische und kulturelle Aufgabe in sich schloß. Dieses unbestrittene Verdienst und der deutsche Rassestolz haben die Balten zu dem selbstbewußten Herrenvolke gemacht, das sie heute noch sind, und zwar nicht allein den Adel, sondern alle Stände, soweit sie deutsch sind. Das tritt namentlich auch bei dem vornehmen Bürgertum in Riga und Reval so stark hervor, wie man es in Deutschland ähnlich wohl nur in den alten Hansastädten findet. — Zu den Schattenseiten, die mit dem Charakterbilde eines selbstbewußten und stolzen Herrenvolkes unvermeidlich verknüpft sind, gehören vor allem eine rücksichtslose Eigenmächtigkeit und Selbstherrlichkeit. Es mag hier deshalb eine Episode aus der Geschichte Estlands im sechzehnten Jahrhundert, der Zeit der beginnenden Zersetzung des Ordensstaates, erwähnt werden, weil sie für die Entwicklung gewisser negativer Seiten im baltischen Charakter bedeutsam erscheint. Zu jener Zeit, als überall Eigenmächtigkeit und rohe Willkür herrschten, als nach den Worten des Historikers Karl Schirren „Herr und Vasall, Junker und Bürger jeden Begriff politischen Wertes verloren hatten", kam es zwischen den deutschen Bewohnern des Landes häufig zum Bürgerkriege. So wurde 1532 der Bischof von Oesel und der Wiek, Reinhold von Buxhöwden, von sieben estländischen Rittern mit Krieg überzogen. Als Kaiser Karl der Fünfte diese unbotmäßigen Estländer vor das Reichskammergericht zitierte, kehrten sich die Angeklagten nicht im geringsten an die kaiserliche Vorladung, sondern verhöhnten und verlachten sie. Als bald darauf die Revaler Bürger den Ritter Johann Uexküll von Riesenberg gefangen und 1535 enthauptet hatten, weil er einen städtischen Bauern erschlagen hatte, führte ein Verwandter des Hingerichteten, Konrad Uexküll aus Fickel, mit seinem Anhange einen erbitterten Krieg gegen Reval. Nachdem er 1537 gefangen und auf Verfügung des Ordensmeisters des Landes verwiesen war, setzte er in Norddeutschland sein wildes Leben als Raubritter so lange fort, bis er endlich in Holstein bei Segeberg erschossen wurde. — An so geartete Vorfahren hat man zu denken, um das Ungezügelte, Unbeherrschte im Wesen mancher Balten richtig zu verstehen.

Herder, der bekanntlich mehrere Jahre in Riga als Pädagoge tätig war,

hat in seinen Schilderungen aus der Baltenmark diese Schattenseiten nicht erwähnt. Er meint vielmehr, selbst die baltische Jugend zeichne sich durch vornehme Gesinnung, Feinheit des Benehmens, Anmut und Würde aus. Den gleichen Eindruck von diesen äußeren Anzeichen einer alten und hohen Gesellschaftskultur empfing der Sachse Aurelio Buddeus im Jahre 1844, der noch hinzufügt, den reichen, feingekleideten Letten in Riga merke man sofort an, daß sie nicht zum Herrenvolke gehörten. Spätere reichsdeutsche Besucher des Baltikums haben häufig geäußert, allen Ständen der Deutschbalten sei etwas „Junkerhaftes" gemeinsam, oder auch, „alle Balten benähmen sich wie Barone". Heute bezeichnen die Letten, Esten und reichsdeutschen Demokraten alle Balten in Bausch und Bogen, auch die 95 Prozent den bürgerlichen Ständen angehörenden, als „Junker", die vor dem neuen Zeitgeist zu verschwinden hätten. Die Letten und Esten, die die Balten und ihre sehr großen sozialpolitischen Verdienste natürlich ganz genau kennen, fürchten heute natürlich nicht mehr dieses angebliche Junkertum, sondern gebrauchen das abgestandene Schlagwort lediglich, um bei der deutschen Demokratie Stimmung zu machen. Im Grunde fürchten sie vielmehr die politische Schulung, die kulturelle und sittliche Überlegenheit der deutschbaltischen Elemente, die sie deshalb aus dem Lande vertreiben wollen. Gegenüber der hartnäckig sich behauptenden Junkerlegende ist das sachliche und ganz unparteiische Urteil des Engländers Ralph Butler über die Balten von besonderem Interesse, die Ansicht eines Mannes, der im Baltikum Land und Leute gründlich kennen gelernt hat. Er meint[1]), die Balten aller Stände hätten in ihrem Wesen etwas Stolzes, Freies und zugleich Schlichtes, Offenes und Aufrichtiges. Im allgemeinen entspräche der Typus des Baltentums dem, was man in England „a good Etonian" nennt. Da Eton bekanntlich die vornehmste Erziehungsanstalt Englands ist, so erscheint eine solche Bezeichnung wohl als das höchste Lob, das ein Engländer einem Ausländer zollen kann. Wenn Leute von den einen als „Junker", von einem Nichtdeutschen als „gute Etonianer" bezeichnet werden, so sind das freilich zwei ganz verschiedene Arten zu sehen, je nachdem es aus der Froschperspektive oder vom Standpunkte des angelsächsischen Herrenvolkes aus geschieht.

Die ungewöhnliche Befähigung germanischer Herrenmenschen zum Herrschen und Organisieren haben die Balten von den ersten Zeiten ihrer Siedelung, der Herrenzeit des livländischen Ordens, bis auf unsere Tage stets bewiesen. In erster Linie natürlich in ihrer engeren Heimat, wo sie überall deutsche Ordnung, Kultur und Gesittung verbreitet haben. Während die Engländer, deren politische Moral ja allerdings zu allen Zeiten auf dem Nullpunkt allgemein menschlicher Ethik gestanden hat, es stets nach Möglichkeit bewußt vermieden, unterworfenen Völkerschaften gegenüber Kulturpolitik zu treiben, um diese Völker dadurch nicht zu einem später zu erwartenden Widerstande zu stärken, haben sich die Balten, nur von ihrem deutschen Kulturgefühl ge-

[1]) In seinem Buche „The new East Europe", London 1919.

trieben, stets auf den entgegengesetzten Standpunkt gestellt. Die Engländer haben auch nach der Durchführung der Wyndham-Akte, durch welche die ganz verfahrenen Pachtverhältnisse in Irland geregelt werden sollten, auch nach der Expropriationsbill von 1907 noch keine wirklich greifbaren Resultate erzielt und für ihre eigenen Bauern bis heute noch nicht so viel getan, wie die Balten seit 1849 durch ihre großzügigen agrarpolitischen Reformen. In den Ostseeprovinzen wurde dadurch ein solider, wirtschaftlich kräftiger Bauernstand geschaffen, und auch für Volksbildung in Gemeinde- und Parochialschulen bedeutend mehr getan als etwa in Irland. Auf Dank von seiten der indigenen Bevölkerung haben die Balten bei ihrer kulturellen Arbeit nicht gerechnet; aber darin liegt ihr tragisches Verhängnis, daß die zwar innerlich, aber nicht äußerlich germanisierten Eingeborenen, sobald bei ihnen mit steigender Bildung ein bewußtes Nationalgefühl sich entwickeln konnte, sich naturgemäß gegen ihre Herren und Lehrmeister wenden mußten. Dabei mußte der durch zielbewußte Agitation künstlich geschürte nationale Haß sich durch den sozialen Gegensatz, der in seinen zügellosen Äußerungen hier heute nur als eine Teilerscheinung der großen allgemeinen Weltkrise anzusehen ist, natürlich noch wesentlich verschärfen und verdoppeln. — Außerhalb ihrer engeren Heimat sind die Balten in leitenden, hohen Stellungen recht häufig in der Lage gewesen, das ganze russische Staatsschiff zu lenken. Ja, man kann sagen, daß länger als hundert Jahre, von der Mitte des achtzehnten bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Rußland hauptsächlich von baltischen Deutschen regiert worden ist. Wenn Rudolph Stratz sagt, die baltischen Adligen seien „Herrenmenschen, gewohnt, Herrenpflichten in einem Volke von 160 Millionen Barbaren zu erfüllen", so hat er mit diesen Worten ihren politischen und sittlichen Wert für das Zarenreich am kürzesten und treffendsten gekennzeichnet. Mit Recht spricht er hier ganz ausschließlich von den Herrenpflichten, denn der Grundsatz „Adel verpflichtet" hat — wenigstens seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts — der ganzen politischen Tätigkeit des baltischen Adels überall als oberste Richtschnur gedient. Von diesen Pflichten haben die unteren Volksklassen wohl überall eine nur sehr unklare Vorstellung. Als in Estland 1905 die Revolution niedergeschlagen war, schlugen die estnischen Nationalisten den Edelleuten vor, ihnen ihre Güter freiwillig zu überlassen, dafür aber in hochbezahlten Stellungen die ganze Regierung des Landes in Reval zu übernehmen. Denn das Herrsein und Regieren schien diesen naiven Leuten doch eine so schwierige Aufgabe zu sein, daß sie nur vom deutschen Herrenvolke gelöst werden konnte. Bei aller Naivität also doch eine Einsicht, die heute denselben Leuten und auch der Entente völlig zu fehlen scheint! Das wirft auch ein grelles Licht auf die schiefe Ebene, auf der sich die Ententepolitik, besonders die britische, hier befindet, die ihre verhängnisvollen Fehler an der Ostsee teuer genug wird bezahlen müssen. Welchen gesetzmäßigen Verlauf die Entwicklung der höchst verworrenen Lage hier schließlich nehmen wird, wissen wir heute noch nicht;

aber das kleine Herrenvolk, das hier jahrhundertelang eine so große Rolle gespielt hat, wird als solches jedenfalls den völlig veränderten Zeitverhältnissen weichen müssen. Seine Vertreter werden vielleicht völlig verschwinden und gleich den Kindern Israels sich in der weiten Welt verstreuen; aber die Spuren ihrer kulturellen Tätigkeit wird auch der roheste Unverstand niemals mehr ganz verwischen können.

*

Ich hatte oben angedeutet, daß das Schicksal der Balten vielleicht nur als das Präludium einer Götterdämmerung aufzufassen ist, der weit größere Nationen, die man ebenfalls als Herrenvölker bezeichnen kann, heute entgegengehen. In einem gewissen Gegensatz zu den germanischen Eroberern der baltischen Küstenstriche steht ein anderes Eroberer- und Herrenvolk, die Osmanen. Der grundlegende Unterschied besteht darin, daß fast alle von den Türken unterworfenen Völkerschaften auf einer weit höheren Kulturstufe standen, als die ausschließlich kriegerisch tüchtigen und deshalb siegreichen Eroberer. In der jetzigen Türkei, dem Rückstande jener gewaltigen Flutwelle, die sich im Mittelalter aus den Einöden Innerasiens nach Europa ergoß und erst vor den Toren Wiens schließlich Halt machen mußte, spielten deshalb bis zum Weltkriege Araber, Griechen und Armenier im kulturellen und auch im staatlichen Leben eine sehr dominierende Rolle. Bis 1914 waren in diesem Lande die arabische und armenische Presse bei weitem am besten entwickelt, während das türkische, von der Zensur allerdings arg geknebelte Zeitungswesen noch in den Kinderschuhen steckte. Ganz unter dem Einflusse der arabischen und persischen Geisteskultur stehend, unvermögend, sich ein eigenes Kulturleben zu schaffen, haben die Türken jahrhundertelang in ihrer neuen Heimat eigentlich nur die Stellung einer herrschenden Kriegerkaste, einer Art von Kondottieri, eingenommen. Das wurde ihnen verhängnisvoll, so daß seit dem achtzehnten Jahrhundert der Verfall und die finanzielle Zerrüttung ihres Staates den Anfang nahm. „Der Hund bellt, die Kamelkarawane geht vorüber", sagt ein türkisches Sprichwort, das die Ohnmacht gegenüber dem unaufhaltsam fortschreitenden Verhängnis kennzeichnen soll. Ein träge gewordenes Volk muß schließlich politisch zugrunde gehen, wenn es sich nicht zu eigener Kulturarbeit aufraffen kann. Der Bolschewismus wird allerdings spurlos am türkischen Volke vorübergehen, denn es besitzt, gleich den meisten Orientalen, mehr gesunde Vernunft, als die europäischen Nationen, und in seiner abgeschlossenen, gefestigten Weltanschauung ist für den internationalen Kommunismus kein Platz. Denn auch der einfachste Türke hat noch heute das sichere Bewußtsein, einem Herrenvolke anzugehören, dessen beste Eigenschaften, Tapferkeit und Freigebigkeit, Ernst und Würde, ehrenhafte Gesinnung, Redlichkeit, Offenheit und Wehrhaftigkeit, bei ihm sehr stark ausgeprägt sind. Ich habe in jahrelangem Verkehr mit anatolischen Türken einfachen Standes oft Gelegenheit gehabt, mich an der urwüchsigen, gesunden Kraft und sittlichen Sauberkeit dieser schlichten Leute zu erfreuen. Trotz allem

Mißgeschick steckt in den Türken auch heute noch viel latente Kraft und der unbezwingliche Nationalstolz eines Herrenvolkes. Diese führende Stellung nehmen sie auch heute noch in der jetzt wieder stärker anschwellenden panislamitischen Bewegung ein. Die Entente hat deshalb sich vielleicht doch etwas zu voreilig an die Verteilung des türkischen Bärenfelles gemacht, wie ihre Uneinigkeit und die großen Schwierigkeiten in Ägypten, Syrien, Armenien und Mesopotamien zeigen. So könnte es vielleicht doch noch einmal eintreten, daß die Türken sich aufraffen, und ihr stolzes Bewußtsein, ein Herrenvolk zu sein, ihnen nicht zum Verhängnis, sondern zur Rettung wird. Möge der Himmel sie jedenfalls davor bewahren, die stilvolle arabische Kultur des Orients in ihrem Lande von einer kitschigen und schmierigen Talmizivilisation besiegt zu sehen.

Als ein typisches Herrenvolk können auch die Magyaren gelten, deren zu allen Zeiten gegenüber den Slowaken, Kroaten, Deutschen und Rumänen betriebene Herrenpolitik von dem an politischer Energie weit zurückstehenden Zisleithanien niemals durchkreuzt werden konnte. Seine bolschewistische Episode hat Ungarn schnell und glücklich überwunden, so daß die darauf einsetzende scharfe Reaktion unter dem energischen Ministerpräsidenten Friedrich allem Anschein nach die Aussicht eröffnet, daß diese kraft- und temperamentvolle Nation ihre Herrenstellung — wenigstens zum größten Teil — wieder zurückgewinnen kann. Aber der schon weit vorgeschrittene Prozeß der Demokratisierung wird sich trotz allen reaktionären Bestrebungen von seiten der Militärpartei und der Agrarier nicht mehr aufhalten lassen. So werden die stolzen ungarischen Magnaten auf ihren zum Teil zerstörten und ausgeplünderten Schlössern ihre soziale Vorherrschaft wohl ebenso einbüßen wie die baltischen Barone an der Ostsee.

Wie die Briten sich im Zeitraum von drei Jahrhunderten ihre Stellung als erstes Herrenvolk der Welt errungen haben, ist allgemein bekannt. Da die keltischen Iren, Bergschotten und Waliser nichts weniger als Welteroberer sind, so kann man die eigentlichen Engländer, deren politische Kraft ihre Wurzeln an der norddeutschen Waterkant hatte, nebst den Küstenschotten normannischer Abkunft wohl als ein germanisches Herrenvolk bezeichnen. Während Shakespeare den Höhepunkt des geistigen Englands darstellt, wurden die ersten Anzeichen eines moralischen Niederganges schon einige Zeit nachher wahrnehmbar, namentlich im achtzehnten Jahrhundert nach der Entwicklung des Hochkapitalismus und beim immer stärker werdenden Kommerzialismus. Die in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege immer mehr hervortretende Rückständigkeit auf Englands ureigensten Gebieten, dem Kommerzialismus und dem Industrialismus, erklärt sich wohl hauptsächlich dadurch, daß die englische Nation, als satter Rentner gegenüber dem hartarbeitenden Deutschland, immer mehr der Üppigkeit und Trägheit verfiel. Trotzdem haben es die Engländer bis heute ausgezeichnet verstanden, ihr großes Prestige als Herrenvolk überall in der Welt klug und rücksichtslos auszunutzen. Im britischen Mutterlande selbst aber steht es gegenwärtig nicht

zum besten. Daß die Lords von ihrem Grundbesitz immer mehr plebejischen Kriegsgewinnlern weichen müssen, wurde oben schon angedeutet, und die kommunistische Lehre findet, namentlich in Irland und Schottland, eine immer bedenklichere Verbreitung. Allerdings wird der Bolschewismus, dank dem praktischen Sinn der englischen Arbeiterschaft, vielleicht in kurzer Zeit — von Irland abgesehen — unterdrückt werden können; aber dennoch muß es früher oder später zu einem Aufflammen der antikapitalistischen Bewegung und zu sozialen Erschütterungen kommen, die an sich nichts mit Bolschewismus zu tun haben. Im Zusammenhange damit wird es voraussichtlich zu einer Trennung der Dominions vom Mutterlande kommen, die das letztere zu politischer Bedeutungslosigkeit herabdrücken können.

Überhaupt sind in den überseeischen Ländern zurzeit die Aussichten für ein britische Weltherrschaft keineswegs übermäßig günstige. Das Prestige des weißen Mannes gegenüber der schwarzen Rasse ist durch die Schuld der Engländer, die den Krieg nach Afrika trugen, gründlich zerstört worden; Ägypten, ganz Vorderasien und Indien sind von glühendem Hasse gegen England erfüllt. Die Ansicht, daß England jetzt glücklich am Ziel seiner Wünsche angelangt ist, erscheint nur bei oberflächlicher Betrachtung richtig, denn auch die am 8. und 9. August letzten Jahres mit Afghanistan und Persien abgeschlossenen Verträge sind vorläufig doch nur amtlich formulierte Programme, bis zu deren Verwirklichung unter Umständen noch ein recht weiter Weg sein dürfte. In Indien ist wegen der viel größeren Ausbreitung der revolutionären Stimmung die Lage heute jedenfalls sehr viel bedrohlicher als im Jahre 1857. Wenn auch eine allgemeine Volkserhebung wegen der Buntscheckigkeit der Bevölkerung Indiens wenig wahrscheinlich erscheint, so dürften doch die großen sozialen Umwälzungen in der übrigen Welt auch hier ihre sehr fühlbaren Rückwirkungen äußern. Ralph Butler vergleicht in seinem oben angeführten Buche die Stellung der Balten mit der Lage der Engländer in Indien. Wenn auch der englische Admiral Sinclair meinte, die gebildeten Letten und Esten machten doch nur den Eindruck von „colored gentlemen", so erscheint doch Butlers Parallele in mehr als einer Hinsicht nicht ganz zutreffend. Denn die englischen Herren Indiens nehmen den Eingeborenen gegenüber nicht die Stellung von bodenständigen Heimatgenossen, sondern von landfremden Bedrückern und Ausbeutern ein. Wenn auch die Engländer ihre Macht auf absehbare Zeit noch auf ihre Bajonette werden stützen können, so wird doch ihr moralisches Prestige, das durch eine geschickte indische Agitation bereits stark untergraben ist, bald völlig schwinden müssen.

Vielleicht eine noch größere Gefahr als die Weltrevolution bildet für die britische Weltherrschaft die panislamitische Bewegung. Von Marokko bis Indien und Zentralasien schreitet sie ständig fort, zielbewußt und unaufhaltsam, wie die Kamelkarawane in dem oben zitierten türkischen Sprichwort, ohne von dem Gebell der englischen Preßmeute im geringsten berührt zu werden. Diese Bewegung war immer deutschfreundlich und ist es auch noch

heute; ein kürzlich aus dem Orient hier eingetroffener russischer Offizier erzählte mir, daß die Mohammedaner einfachen Standes in Aserbeidshan immer noch vielfach das Bildnis Kaiser Wilhelms auf dem Herzen trugen. Auch das zum Teil früher ganz englandfreundlich gesinnte Alttürkentum ist bekanntlich 1919 wieder ganz zur deutschen Orientierung zurückgekehrt. So sind es zwei Mächte, die England in Zukunft schwer bedrohen, zwei geistige Bewegungen, die gerade durch die großen Erfolge der britischen Politik nach dem Weltkriege nicht gehemmt, sondern im Gegenteil in ihrer logischen Entwicklung wesentlich gefördert werden müssen. In bezug auf die großen Linien der Weltpolitik, die sich über Jahrzehnte erstrecken, können wir bei der verworrenen Weltlage uns heute natürlich nicht auf müßige Phantasien einlassen; aber die Möglichkeit eines Zusammenschlusses des Panislamismus mit der gelben Gefahr und dem russischen Volksimperialismus zum Sturze des britischen Weltimperiums wird doch sowohl die englische wie die deutsche Politik im Auge behalten müssen. Der erbitterte Kampf des Sozialismus gegen den Kapitalismus, vor allem den angelsächsischen Weltmammonismus, muß mittlerweile, ganz unabhängig vom Schicksal des russischen Bolschewismus, seinen weiteren Verlauf nehmen, und kein Staatsmann kann das Rad der Weltgeschichte mehr aufhalten. Denn große Weltkrisen können überhaupt nicht mit Mitteln des politischen Verstandes bekämpft werden, und darin liegt das eigentliche Verhängnis des politisch so begabten englischen Herrenvolkes.

Zwar nicht vom politischen, wohl aber vom allgemein menschlichen Gesichtspunkt könnten wir den Zusammenbruch aller Herrenvölker, in jeder einzelnen Nation das Verschwinden einer geschlossenen, ihrer hohen Pflichten bewußten und die Entwicklung wirklich führender Persönlichkeiten verbürgenden Herrenkaste als einen Verlust für die Weltkultur bedauern. Gerade heute tut es bitter not, sich der Bemerkungen zu erinnern, die Tocqueville über die soziale und politische Bedeutung der Aristokratie, über ihre Notwendigkeit für ein veredeltes Volksleben, in seinem Buche „La revolution et l'ancien régime" (1856) niedergelegt hat. Er bedauert dort auch, daß die große französische Revolution es nicht verstanden hat, den Adel in geeigneter Weise in den Volksorganismus einzufügen, was allein die Entwicklung wahrer Freiheit hätte gewährleisten können. Auch die Magna Charta der politischen Freiheit in England ist ja nicht durch das englische Volk, sondern durch seinen Adel errungen worden. Und dieser Adel ist es, der die Engländer zum weltbeherrschenden Herrenvolke gemacht hat. Die verderblichen Auswirkungen der jetzigen sozialen Weltrevolution könnten wirksam vielleicht nur eingedämmt werden, wenn es nach dem Vorschlage des baltischen Philosophen Grafen Hermann Keyserling, in seinem Buche „Europas Zukunft" (1918), gelingen sollte, der Internationale „von unten" eine Internationale überlegener Menschen „von oben" entgegenzusetzen. Sonst müßten die bevorstehenden sozialen Umwertungen nicht allein für die Herrenvölker und Herrenmenschen, sondern für die ganze Weltkultur zum schweren Verhängnis werden.

Die russische Sphinx

Von

Carlo von Kügelgen

Rußland ist eine Sphinx. Ganz übertaut
von schwarzem Blut, voll Lust und Harm,
schaut sie dich an und schaut und schaut,
kalt wie der Haß, wie Liebe warm.
Aus einem neuen Gedichte A. Blocks.
(Übersetzung.)

Helsingfors, 20. März 1920.

Ein Freund, der kürzlich aus Petersburg geflohen ist, zitierte mir, als ich ihn nach der Zukunft Rußlands fragte, statt aller Antwort die im russischen Original wunderbar klangvollen Verse Blocks. Rußland ist eine Sphinx, und vergebens bemüht sich die ganze Welt, ihre Rätsel zu lösen. Wer sich ihr nähert, ohne die Aufgabe zu vollenden, wird von ihr zerrissen. So ist es Deutschland infolge des Bresler Friedens gegangen.

Das Schicksal, vom bolschewistischen Rußland verschlungen zu werden, senkt sich eben immer drohender auf das kleine Estland hinab, dessen radikalsozialistische Regierung glaubt, es mit dem Bolschewismus aufnehmen zu können. Schon sind Lettland und Finnland und, wie es scheint, auch die Ukraina bereit, den Lockungen und Drohungen der Sphinx nachzugeben. Polen, unterstützt von der Entente, schwankt. Aber diese selber, in ihren Grundlagen erschüttert durch das Chaos, das sie angerichtet, ist bereit, mit ihrem gefährlichsten Feind, dem Bolschewismus, Frieden zu machen, ohne das geringste Verständnis für ihn gewonnen zu haben.

Es ist außerordentlich schwer, fast unmöglich, den russischen Bolschewismus ohne genaue Kenntnis des russischen Nationalcharakters zu begreifen und sich überhaupt ein Bild zu machen von dem, was eben in Rußland geschieht. Der gnadenlose Krieg und der noch grausamere Friede von Versailles haben die Menschen gegen Leiden anderer abgestumpft. Nackte Tatsachen und Zahlen aus dem sozialistischen Paradiese werden nicht geglaubt oder gehen den satten Hörern am Ohre vorbei. Wie nahe liegt Helsingfors im Vollbesitz aller Kulturgüter vom aussterbenden Petersburg: und doch stieß ein Arbeiter, der kürzlich dem Hungerelend entronnen war, auf völligen Unglauben und wurde ausgepfiffen, als er die unwiderlegbare Tatsache berichtete, daß in Petersburg 1 Kilogramm Brot etwa 800 Rubel koste.

Die Bolschewiki sind Meister des Bluffs. Sie stehen in bezug auf großangelegte und kluge Organisation der Propaganda unerreicht da. Vielleicht könnte man nur in der englischen Kriegspropaganda ein Vorbild für die Agitation des Bolschewismus in Rußland und im Auslande finden.

Wenn nun auch die Lügenhaftigkeit ihrer Großsprechereien tausendmal nachgewiesen wird, so bleibt immer ein Rest ihrer Behauptungen zurück, und so haben sie es so weit gebracht, daß die verschiedenartigsten Studienreisen das Land des großen sozialistischen Experiments aufsuchen, um sich von den dortigen Verhältnissen selber zu überzeugen, das heißt von den schlauen Kommissaren täuschen zu lassen.

*

Die Bolschewiki haben mit außerordentlicher Klugheit ihre ganze Kraft in die Organisation der Verteidigungsmittel ihrer Macht gelegt. Sie sind hier dem Beispiel des alten Rußland gefolgt, welches das Volk geistig und körperlich verkommen ließ, nur um seiner äußeren Machtentfaltung frönen zu können. Im jetzigen Rußland spielt der Militarismus eine unendlich viel größere Rolle als im alten, und der Unterhalt der Roten Armee verschluckt einen unendlich viel größeren Teil des Reichsbudgets (wenn es ein solches nur gäbe) als früher. Wie mir ein Petersburger Bürger ausrechnete, erhielt im vorigen Jahr ein Rotsoldat, abgesehen von erlaubten Nebeneinnahmen, ein Gehalt von 4500 Rubel monatlich, wobei die Nahrungsmittel in Geld umgerechnet sind. Nur dadurch, daß er die Armee unendlich viel besser stellt als die übrige Bevölkerung, gelang es Trotzki, sie aufzustellen und zusammenzuhalten. Nun wird aber ihre Ernährung trotz aller Anstrengungen immer schwieriger.

Indem die Bolschewiki ihre Armee bevorzugten und die Bevölkerung der Hauptstädte sterben ließen (wiederum ist der große Krieg hier mit gutem Beispiel vorangegangen), haben sie ihre kriegerischen Erfolge möglich gemacht. Doch darf man auch hierbei nicht vergessen, daß eine ganz unsinnige Politik von Judenitsch, Koltschak und Denikin diese mehr geschwächt hat als das bolschewikische Heer. Hätten die weisen Generäle bessere Ordnung und Disziplin gehalten, hätten sie keinen reaktionären und nationalistischen Anwandelungen Raum gegeben, hätten sie vor allem die Bauern fürs erste in Ruhe gelassen, so wäre der Bolschewismus vielleicht zusammengebrochen. Das wäre dann gegen den Willen Englands geschehen, welches immer im entscheidenden Augenblick einen endgültigen Sieg der Weißen verhinderte und alles tat, damit eine schnelle Sammlung Rußlands nicht zustande käme.

Aber wenn man auch die Fehler der weißen Generäle und die heimtückische Politik Englands voll in Betracht zieht, muß man anerkennen, daß die Bolschewiki in ihrem Heere, sei es auch mit brutaler Aufopferung eines Teiles der Bevölkerung, eine positive Leistung zu verzeichnen haben. Trotzki gilt nicht umsonst als ihr genialster Organisator. — Neben der besseren Ernährung und sonstigen Vorteilen sind es ein bis ins kleinste durchgearbeitetes Spionagesystem und der grenzenlose Terror, auf denen die Organisation des Heeres ruht. Wir wissen, daß immer mehr nicht bolschewistische Kräfte, so die Mehrzahl des alten Offizierstandes, soweit er noch in Rußland war, in der Roten Armee Dienst tun. Die Namen der Generäle Brussilow,

Ebert usw. sagen alles. Man hat an diese Tatsache die verschiedensten Kombinationen geknüpft, ohne daß es möglich wäre, zu einem endgültigen Resultat zu gelangen.

Einerseits liegt der Gedanke nahe, daß durch die weißen Elemente in der Roten Armee, die sogenannten „Radieschen", über kurz oder lang ein Umsturz erfolgen wird. Ganze Stäbe sind schon weiß. Bei der weit verbreiteten Unzufriedenheit mit den Kommunisten müßte ein militärischer Putsch um so leichter erscheinen, als es ja bekannt ist, daß die überzeugten Kommunisten nur einen winzigen Prozentsatz der Bevölkerung (man rechnet 2 auf 1000) ausmachen und auch im Heer eine kleine Minorität bilden. Doch man rechnet hierbei nicht mit dem russischen Volkscharakter und vergißt andererseits die Spionage und den Terror. Ein jeder in der Roten Armee dienende Soldat oder Offizier haftet mit seiner Familie für seine Treue. Wer im Winter 1919 die Nummern der „Nordkommune" in der Hand gehabt hat, in der die Liste der erschossenen Frauen und Kinder von Offizieren abgedruckt wurde, der wird über die Leichtigkeit eines Militärputsches anderer Meinung sein. Wie in einem Romanfeuilleton schloß die Liste mehrfach mit den vielsagenden Worten: „Fortsetzung folgt."

Eine andere Möglichkeit ist neuerdings immer stärker in den Vordergrund getreten und vielfach besprochen worden: die allmähliche Durchdringung, Durchsäuerung der Roten Armee mit weißen nationalen Elementen. Es sprechen manche Anzeichen dafür, daß die erfolgreiche Selbstverteidigung Sowjetrußlands gegen den englischen Imperialismus die Rote Armee schon zu einem Werkzeug des nationalen Gedankens im weitesten Sinne gemacht hat. Wenn Tschitscherin gegen die Besetzung Spitzbergens protestiert, die Ansprüche Polens energisch zurückweist, England durch Erregung der mohammedanischen Welt wirkungsvoll bedroht, den abgefallenen nordrussischen Staat von Englands Gnaden wiedererobert, Sibirien einigt und mit den Randstaaten Frieden schließt, um desto sicherer ihrer Herr zu werden, so haben wir hier eine Erscheinung, die man mit *bolschewistischem Imperialismus* bezeichnen kann. — Unter diesen Umständen ist es nicht von der Hand zu weisen, daß neben Not, Hunger, brutalem Zwang und Gewissenlosigkeit auch nationale Bestrebungen neuerdings russische Offiziere veranlaßt haben können, der Roten Armee zu dienen.

*

Die Erfolge der Bolschewiki in der äußeren Politik lassen sich nicht leugnen. Die Konzentrierung aller Kraft auf die Schaffung von Machtmitteln hat sich bewährt. Sie haben nicht nur die Feinde im Innern niedergeworfen, sondern sind auch der gefährlichsten äußeren Feinde Herr geworden. Das gibt den Machthabern Rußlands nun die Möglichkeit, ihre Aufmerksamkeit — vielleicht zu spät — auf den *„inneren Aufbau"* zu konzentrieren, wobei in primitivster Weise die Methoden und Mittel des Militarismus

auch auf die „wirtschaftliche Front" angewandt werden. Ein Erfolg ist hier unendlich viel schwieriger und fraglicher als im Heerwesen.

Das Zusammenarbeiten des russischen Offizierkorps mit seinem Erzfeinde, der Sowjetregierung, läßt annehmen, daß auch sonst die russische Intelligenz in ihrer politischen Schwächlichkeit und moralischen Zermürbtheit fähig und bereit wäre, dem Bolschewismus zu dienen. De facto ist ja auch alles, was sich an russischer Intelligenz im Lande erhalten hat, in den Dienst der Sowjets getreten. Aber die Arbeit ist derartig unproduktiv, daß man sie mit Recht als einen einzigen großen italienischen Streik bezeichnet hat. Die Arbeit ganzer Behörden von hunderten Angestellten besteht nur auf dem Papier. Die meisten Bürger sind in mehr als einer Behörde eingeschrieben, aber nur um ihre Karte zu haben und die kleinen Vorteile zu beziehen, ohne etwas zu leisten. Keine Kontrolle, kein Terrorismus vermag eine Bevölkerung zur Arbeit zu zwingen, wenn diese dem Arbeitenden persönlich keine Vorteile gibt. Denn da die Regierung verhaßt und verachtet ist, gilt es als Ehre, sie zu betrügen, zu hintergehen und zu schädigen.

Unzweifelhaft bedeutet dieser Standpunkt, der in geringerem Maße durch die sozialistische Welle in allen Staaten Platz gegriffen hat, einen tiefen moralischen Verfall. Es ist der Bankerott des Sozialismus, wie er uns am ungeschminktesten im Bolschewismus entgegentritt. Daher haben die Bolschewiki, die keine Rücksichten auf Theorien und Programme kennen, kurzerhand die Erfahrungen und Methoden des Heerwesens auf die übrige Organisation des Staates übertragen. Nach den großen Erfolgen in der äußeren Politik, angesichts der Möglichkeit mit Hilfe der Entente zu internationaler Anerkennung zu gelangen, haben sie sich nun auf die erste Pflicht einer Regierung besonnen, die Fürsorge dafür, daß die Bevölkerung ihres Landes nicht Hungers stirbt und an Seuchen zugrunde geht. Es ist nämlich viel leichter, große pädagogische Institute ins Leben zu rufen, sich an die Übersetzung der „Weltliteratur" zu machen, die Eremitage mit geraubten Bilderschätzen zu bereichern, Theater und Musik zu pflegen — zu alledem ist die hungernde Intelligenz für gute Bezahlung gern bereit — als bei Ausschaltung der Privatinitiative die Bevölkerung zur Arbeit zu bringen und satt zu machen.

Das Problem, wie es eben vor der Sowjetregierung in voller Größe dasteht, dreht sich nicht um die Beschaffung von Rohmaterial oder Nahrungsmitteln vom Auslande, sondern ausschließlich um die Hebung der Produktivität der Arbeit seitens der Bevölkerung. Rußland behauptet ja, Vorräte an Nahrungsmitteln und Rohmaterial zur Verfügung zu haben. Wenn die Städte trotzdem hungern, so liegt das daran, daß die Vorräte nicht hingeschafft werden können. Der Grund hierfür ist der Verfall des Transportwesens, und dessen Ursachen sind darin zu sehen, daß die Fabriken trotz aller Anstrengungen Minimales leisten. Also Hebung der Arbeitskraft, Konzentrierung aller vorhandenen Hände an der „wirtschaftlichen Front", Anstache-

lung, Aufpeitschung der Bevölkerung zur Arbeit, Erzwingung von Arbeit mit Hilfe militärischer Disziplin, militärischer Gewalt, Zwangsarbeit der gesamten Bevölkerung, Schaffung von Arbeitsarmeen.

Der Kampf gegen die Bourgeoisie, die ja freilich völlig wehrlos am Boden liegt, ist vor diesen Gedankengängen ganz zurückgetreten. Im Gegenteil, immer wieder wird in der bolschewistischen Presse der innere Friede betont, damit alle Kräfte zusammenarbeiten. Die Todesstrafe ist offiziell abgeschafft, was natürlich nicht an halboffizieller Beseitigung unwillkommener Elemente hindert. Sinowjew, der 1918 hämisch bei der Einführung der Brotkartenkategorien erklärte, der Bourgeois dürfte nur den Geruch des Brotes zur Erinnerung behalten, hat kürzlich im Petersburger Sowjet die Abschaffung der Kategorien beantragt. Die eingeführte Einheitskarte hindert natürlich nicht, daß Rotgardisten und Schwarzarbeiter Zuschlagskarten bekommen. Immerhin, innerer und äußerer Frieden ist die Losung, und in beweglichen Worten wird die nahende Stunde gepriesen, wo endlich die Sowjetregierung in aufbauender produktiver Arbeit das Volk beglücken und der Welt zeigen könne, was sie zu leisten vermag.

Wie klar die Erkenntnis der Wurzel der verzweifelten Not ist, geht unter anderem aus einem Artikel von N. Arski in den „Iswestija" vom 24. Februar hervor. Neun Zehntel unserer Schwierigkeiten, so beginnt Arski, stammen nachgewiesenermaßen von der Unmöglichkeit her, rechtzeitig Nahrungsmittel den hungernden Gouvernements zuzuführen. Ein Beweis dafür sei die Speicherung des Getreides im letzten und in diesem Jahre. Im Erntejahre 1919—1920 wurde bis Ende Dezember fast ebenso viel Getreide gespeichert wie im ganzen Erntejahr 1918—1919, wo die Vorräte 104 Millionen Pud erreichten. Doch aus den 16 produzierenden Gouvernements in die hungernden konnten bloß 7939000 Pud Brotgetreide von August bis Ende Dezember ausgeführt werden. Das sind bloß 16 Prozent des gespeicherten und etwa 4 Prozent des veranschlagten Brotkorns. Die Ausfuhr aus den übrigen in den Lieferungsplan nicht aufgenommenen Gouvernements verschiebt diese Zahlen unwesentlich. Die ganze Schwierigkeit liegt im Verfall des Transportwesens: zu diesem Schluß kommt Arski.

Diese Daten, die auch sonst bestätigt werden, geben zu gleicher Zeit eine erschöpfende Antwort auf die so großartig verkündigten Handelspläne mit Rußland. Auch in bezug auf die Bereitung und Lieferung von Brennholz steht es mit der Arbeitsfähigkeit Rußlands nicht besser. Auch hier sind bei allem Geschrei und trotz der wahnsinnigen Not nicht mehr als 4 Prozent von den geplanten Lieferungen geschafft worden. Was will man verlangen, wenn man Sinowjew immer wieder darüber klagen hört, daß es genügend Kartoffeln im Petersburger Gouvernement auf 30—40 Werst von der hungernden Stadt gäbe, nur daß man sie nicht fest bekommen könne?

Dieser völlige Bankerott und Zusammenbruch auf der ganzen Linie hat die Bolschewiki schon lange nach einem „Trotzki der inneren Front" rufen

lassen. Da sie keinen zweiten haben, haben sie den Organisator der Roten Armee nun zu dem des Wirtschaftswesens gemacht, während der frühere Kriegsminister Poliwanow diesen Posten wieder übernommen hat.

*

Trotzki hat nun schon im Januar in einem überaus scharf formulierten Bericht im Zentralkomitee der Kommunistenpartei sein ganzes Programm der Militarisierung der wirtschaftlichen Arbeit dargelegt. Wir finden hier alle charakteristischen Züge des russischen Wirtschaftslebens in seiner letzten Phase als Bestandteile eines umfassenden Planes wieder. Der Bericht Trotzkis, der in der „Petrogradskaja Prawda" vom 25. Januar erschienen ist und in 6 Abschnitte und 31 Thesen zerfällt, sei um seiner grundlegenden Bedeutung willen hier kurz dargelegt:

Ein knappes Vorwort geht vom außerordentlichen Verfall des Wirtschaftslebens aus, der sich in der Zerstörung von dessen Grundelementen zeigt: der technischen Mittel, der Rohstoffe (Heizmaterial) und der Arbeitskraft. Von auswärts sei auch unabhängig von der Blockade, wegen der wirtschaftlichen Ausmergelung Westeuropas so bald keine Hilfe zu erwarten. Die Hebung des russischen Wirtschaftslebens sei daher nur durch Organisierung und richtige Verwendung der lebendigen Arbeitskraft denkbar.

1. Das industrielle Proletariat. Dieses muß als Hauptträger der politischen Gewalt in der kommenden Epoche sich ganz der Organisation der Wirtschaft widmen. Zu diesem Zweck müssen aus der Armee und allen sonstigen Institutionen die qualifizierten Arbeiter zusammengezogen werden. Die Zusammenziehung der professionell gebildeten Arbeiter muß durch eine Reihe von Maßnahmen (Agitation, Verbesserung der Nahrung) erzielt werden. Festigung der professionellen Verbände durch Kerne verantwortlicher Arbeiter, die fähig wären, eiserne Arbeitsdisziplin durchzuführen, Erziehung professioneller Jugend.

2. Die ungeschulte Arbeitskraft. Die wirtschaftlichen Bedingungen von heute erfordern mehr als je früher die Heranziehung großer Massen ungeschulter (bäuerlicher) Kraft. Angeführt werden: die Zerstörung der mechanischen Werkmittel, die Beschaffung von Torf, Schiefer und Holz, die Bearbeitung großer wüstliegender Strecken, außerordentliche Arbeiten, wie Instandsetzung der Bahngleise, deren Befreiung von Schnee usw. Industrie, Transport und Wirtschaft überhaupt können nur durch die allgemeine Arbeitspflicht zu der notwendigen Arbeitskraft gelangen.

3. Die allgemeine Arbeitspflicht. Der sozialistische Bau lehnt das liberalkapitalistische Prinzip „der freien Arbeit" ab. Er fordert pflichtmäßige Teilnahme aller Bürger an der Schaffung materieller Güter. Die allgemeine Arbeitspflicht, durch die Grundgesetze des Landes festgelegt, muß jetzt möglichst allseitig verwirklicht werden: Verbesserung des administrativen und wirtschaftlichen Apparats und die Einführung eines Arbeitsbuches für

jeden Bürger. Sofortiger Übergang zur Durchführung der Arbeitspflicht, sei es auch in unvollkommener Form. Deshalb muß noch im Jahre 1920 die Zahl der notwendigen Arbeitshände berechnet und auf die wichtigsten Aufgaben verteilt werden. Unterscheidung von örtlichen und allgemeineren Wirtschaftsfragen. Besorgung der örtlichen Wirtschaftsnöte durch die örtliche Bevölkerung zwecks möglichst geringer Störung der Bauernwirtschaft. Möglichst starke Heranziehung der Frauen. Schaffung örtlicher Komitees der allgemeinen Arbeitspflicht wie der Zentralorgane.

4. Militarisation der Wirtschaft. Der Übergang zur planmäßig organisierten Gesellschaftsarbeit ist ohne Zwang nicht denkbar (die parasitären Elemente, die zurückgebliebenen Bauern, die Arbeiterklasse selber). Mittel des staatlichen Zwanges ist das Heer. Daher Militarisation in irgendeiner Form nötig. Je sozialistisch fortgeschrittener die Wirtschaft ist, desto mehr wird der Zwang zurücktreten. Militarisation der Wirtschaft bedeutet eben, daß Wirtschaftsfragen (Intensität der Arbeit, Pflichteifer, Ehrlichkeit) Kriegsfragen gleichgestellt werden.

„Die ganze Stadt- und Landbevölkerung soll verstehen, daß die Ausschaltung der Arbeitsflucht und Hamsterei, Arbeitsversäumnis, Nachlässigkeit, Faulheit und Mißbräuche eine Frage um Tod und Leben des ganzen Landes ist; sie muß in der schnellsten Zeit, sei es auch mit den härtesten Mitteln, durchgeführt werden."

Stärkste Verwendung der Agitation mit Daten über den wirtschaftlichen Verfall oder stattgehabte Erfolge. Formelle Militarisation einzelner Unternehmungen und Industriezweige wird durch Beschluß des Landesverteidigungsrates durchgeführt. Sie bindet die Arbeiter an das Unternehmen, führt ein strengeres Regiment mit so weitgehender Disziplinargewalt ein, als das Ziel auf anderem Wege nicht erreicht wird. „Die Massenverwendung unorganisierter Arbeitskraft erfordert für den Anfang gleichfalls eine Arbeitsorganisation, die sich dem militärischen Typus nähert." Träger der Disziplin innerhalb der Millionen mobilisierter Arbeiter sind die führenden, bewußten, energischen Arbeiter mit Militärschulung. Die Grundlagen der Organisation und Methoden der Roten Armee werden der allgemeinen Arbeitspflicht zugrunde gelegt.

5. Die Arbeitsarmeen. Eine der Übergangsformen zur allgemeinen Arbeitspflicht ist die Verwendnng einzelner Heeresteile oder ganzer Armeen zu Arbeitszwecken. Strenge Begrenzung der Aufgaben dieser Armeen auf einfachste Arbeitsleistung, hauptsächlich Beschaffung von Nahrungsmitteln, ihre Einstellung in den allgemeinen Wirtschaftsplan: „Ideeller Kampf" mit kleinbürgerlich-bourgeoisen und trade-unionistischen" Vorurteilen, welche in der Militarisation der Arbeit und in weitgehender Einstellung der Heeresteile Araktschejewsche Zwangsarbeit und anderes sehen. Die immer zunehmende Notwendigkeit militärischen Zwanges zwecks Hebung der Wirtschaft auf Grund allgemeiner Arbeitspflicht muß erklärt werden. Ebenso auch die zunehmende Notwendigkeit immer größerer Annäherung der Arbeiterorganisationen an die der Landesverteidigung in der sozialistischen Gesellschaft.

6. Die Ernährungsfrage. Die Grundaufgabe bei allen Maßnahmen ist die Konzentrierung von einigen Millionen Pud Korn, Fleisch, Fisch, Fette, das heißt eines Nahrungsfonds in den Händen der Sowjetregierung. Er muß genügen, um das industrielle Proletariat und alle mobilisierten Arbeiter im Laufe des Jahres zu ernähren. Die Schaffung genügender Nahrungsmittelniederlagen kann allein nicht nur den Wirtschaftsplan, sondern überhaupt den sozialistischen Bau ermöglichen. Die Organisation öffentlicher Ernährung ist eine unabweisliche Aufgabe der Regierung. Ihre ständige Verbesserung wird die Bürger immer stärker anziehen und unendlich viel Energie, besonders weibliche, die jetzt vergeudet wird, konzentrieren.

⁂

Wenn man die bolschewistische Presse der letzten Zeit verfolgt, gewinnt man den Eindruck, daß das Programm Trotzkis tatsächlich mit allen verfügbaren Kräften verfolgt wird. Schon früher suchte man die Mitglieder der Kommunistenpartei als Arbeitszentren zu sammeln. Die sogenannten Subbotniki, das heißt Sonnabendsarbeiter, sollten mit gutem Beispiel vorangehen. Jetzt wird die Konzentrierung der geschulten Arbeiter, ihre Herausziehung aus dem Heer mit Macht betrieben und andererseits durch freiwillige Überstundenarbeit, Sonntagsarbeit zu irgendeinem guten Zweck, durch die Proklamierung von „Arbeitswochen" zum Besten des Transportwesens, zum Kampf gegen die Seuchen usw. die Arbeitslust aufzupeitschen gesucht. Das alles sind Mittel der Agitation; ebenso wie unzählige Meetings und Resolutionen. Die ganze Presse ist angefüllt mit Agitationsmaterial zugunsten produktiver Arbeit. Auch das wirre Durcheinander von Meldungen über die Erfolge verschiedener Arbeiten: so viel Lokomotiven und Waggons sind in den einzelnen Werkstätten repariert worden usw. — dient als Reklame und Agitationsmittel, um die Bevölkerung zur Arbeit anzufeuern. Nur ganz naive Geister können nach diesen Meldungen, begonnen mit dem halben Faden Holz, den eine Abteilung junger Kommunards gespalten habe, sich ein Bild über die Fortschritte der Arbeitsleistung in Rußland zu machen suchen.

Mit großer Energie ist man auch an die Einstellung der Armeen in das Wirtschaftsleben gegangen. Die Ukrainer, die sibirische und die Ersatzarmee und Anfang Februar auch die Petrograder rote Armee sind in Arbeitsarmeen umgewandelt worden. Es liegen schon Nachrichten über Unwillen und Widersetzlichkeit und geringe Erfolge vor. — Eine weit größere Bedeutung noch als den Arbeitsarmeen weist Trotzki in seinem Programm der allgemeinen Arbeitspflicht, das heißt der Zwangsarbeit der gesamten Bevölkerung zu.

Nun ist ja Zwangsarbeit in Sowjetrußland nichts Neues. Sie wurde anfangs mit der ganzen Unvernunft brutalster Gleichmacherei betrieben. Chirurgen mußten Schnee schaufeln, ob auch die Patienten später unter ihren zitternden Händen starben. Später wurden mehr Ausnahmen gemacht.

Das Resultat blieb aber immer gleich kläglich. Ein aus Petersburg nach Reval Ende Februar Geflüchteter schildert im „Revaler Boten" vom 28. Februar unter dem ironischen Titel: „Organisationsgenie" die bürokratische Art der Durchführung der Zwangsarbeit in Petersburg. Da müssen die Bürger und Bürgerinnen um vier Uhr morgens antreten, werden nach langen Registrationen und Formalitäten an den Ort ihrer Beschäftigung befördert, werden dort wieder kontrolliert und hin und her geschickt und leisten schließlich in einem winzigen Arbeitstage von ein bis zwei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit in einem Trupp von hundert bis fünfhundert Mann etwa soviel, wie früher die achtstündige Tagesarbeit von ein bis fünf Berufsarbeitern zuwege brachte. Obgleich die Zwangsarbeit nicht bezahlt wird, sondern jeder Arbeiter bloß ein Pfund Brot erhält, ist selbst diese Zahlung für die faktische Leistung viel zu hoch bemessen. Man vergesse nicht: ein russisches Pfund Brot kostet 300 Rubel. — Nun stelle man sich vor, daß nach demselben bürokratischen System die Zwangsarbeiter für ganz Rußland registriert, kontrolliert und hin und her befördert werden.

Und der Zweck des ungeheueren bürokratischen Zwangsarbeitsapparats, gehandhabt von bestechlichen durch und durch korrumpierten Beamten, gipfelt in der Schaffung des Nahrungsfonds. Dieser hat wiederum nur den einzigen Zweck: durch verstärkte Ernährung der mobilisierten Arbeiter die Zwangsarbeit verlockend zu gestalten, also als Agitations- und Zwangsmittel zu dienen. Alles genau nach dem Muster des roten Heeres. Je größer aber die Masse der mobilisierten Arbeiter ist, um so hoffnungsloser erscheint die Ausführung des Planes.

⁂

Man muß die gnadenlose Folgerichtigkeit des sozialistischen Wirtschaftsplanes anerkennen. Zugleich aber seine Undurchführbarkeit und erschütternde Häßlichkeit einsehen. So also schaut der Gipfel der Freiheit, so das sozialistische Paradies auf Erden aus. Allgemeine Zwangsarbeit mit Anwendung härtester Militärdisziplin zum alleinigen Zweck, nur das Volk vor dem Hungertode zu bewahren.

Ob die Bolschewiki das gewünschte Ziel durch die Militarisation der Arbeit erreichen, ist sehr fraglich. Daß sie sich aber an die Verwirklichung des Trotzkischen Planes gemacht haben, steht außer Zweifel.

Und wenn man sich fragt, wie es kommt, daß sich dieses kleine Häuflein großenteils fremdländischer Machthaber hält, wie es möglich ist, daß sie sich alles gestatten, auch ihr ganzes Programm umwerfen und schließlich als die Feinde des Imperialismus und Militarismus die Riesenbevölkerung in ein militärisches Joch spannen können, so finden wir die Antwort ausschließlich im russischen Volkscharakter. Nur wer diesen weichen, fatalistischen, gefühlsmäßigen, trägen Charakter kennt, wird ahnend verstehen, was in Rußland vor sich geht. Wenn auch niemand die Rätsel der Sphinx zu lösen imstande ist.

Ibsens Unsichtbare

Von

Monty Jacobs

Zwanzig neue Gestalten der Ibsenschen Bühne will ich aus ihrer Schattenwelt ans Licht führen. Sie verdienen, Kopf an Kopf, aus dem Dunkel hervorzusteigen. Den Schauspielern indessen muß es gleich gesagt werden: sie haben von meiner Schar nichts zu erhoffen. Es sind zwar Gestalten eines Bühnendichters, aber keine Rollen. Nach dem Willen ihres Schöpfers tragen sie nämlich auf der Szene die Tarnkappe.

Lebende und Tote, Männer und Frauen in bunter Reihe, so klimmen sie aus dem Orkus. Manche von ihnen, unscheinbare Naturen in mausgrauen Kleidern, müssen sich erst als Helfer und als Sippe der Bestrahlten da vorn im Rampenlicht ausweisen. Sie stellen sich unsicher vor wie jemand, der darauf gefaßt ist, von einer befremdeten Miene nur allmählich erkannt und erraten zu werden. Die meisten jedoch tragen den Kopf hoch, denn sie wissen, daß schon ihr Name ihnen einen Passierschein ausstellt. Um nur die Vornehmsten zu nennen — wem wären sie fremd: Kammerherr Alving, Noras Vater, Frau Beate Rosmer oder der General Gabler?

Diese Unsichtbaren sind nicht etwa Menschen, die bloß aus einem Namen bestehen, Menschen, die den Personen des Dramas bekannt, den Zuschauern aber unbekannt sind. Das Recht, mit den Sichtbaren zu wetteifern, gewinnen sie erst, wenn sie dank der Kunst ihres Dichters aus dem dürftigen Material von Dialogfetzen ein Eigenleben aufbauen. Sie müssen Macht über die Seele einer auftretenden Person besitzen, ehe sie sich durch dieses Medium dem Zuschauer manifestieren können. Sie löschen die Grenzen der Zeit aus, indem sie dem Dichter entgegenschreiten, wenn er die Wanderschaft aus dem Hellen ins Dunkle, aus der Gegenwart in die Vergangenheit wagt.

Vor Ibsen und unabhängig von ihm ist dieses Kunstmittel in Tragödie und Komödie oft genug erprobt worden. Zwei Beispiele aus unseren klassischen Dramen mögen als Hinweis genügen: Gretchens Mutter im „Faust" und nach Molières Vorbild König Friedrich in „Minna von Barnhelm". Aus dem Reich der Posse aber steige die Frau Direktor Striese („Raub der Sabinerinnen") herauf, die Lenkerin aller Geschicke im Hintergrunde ihrer närrischen Welt.

Auf den Seitenpfaden der Kunst Figuren dieser Art nachzugehen, heißt die schöpferische Kraft eines Dichters an ihrem Überschuß messen. Wenn Henrik Ibsen besonders dankbare Typen der Unsichtbaren darbietet, so liegt die Erklärung nahe. Dieser Meister aller Bühnentechnik ist gewiß nicht reicher an produktiven Einfällen als die Großen seines Ranges. Nicht der Überschuß ist bei ihm gewaltiger, aber die ökonomische Weisheit, diesen Überschuß auszunutzen. Wer einmal, in den nachgelassenen Schriften, Ibsens Entwürfe mit den fertigen Dramen verglichen hat, kennt seine Virtuosität der „Resteverwendung". Es ist lehrreich, an einem Beispiel zu sehen, wie diese Sparsamkeit sich belohnt, wie die Unsichtbaren nun wieder befruchtend auf die Lebenskraft der Sichtbaren wirken. Wie förderlich es mit einem Wort für die Atmenden ist, „wenn wir Toten erwachen".

*

In einer journalistischen Arbeit, einer Theaterrezension aus seinem dreißigsten Lebensjahre rühmt Ibsen einer historischen Tragödie nach, daß sie nicht mit dem Fallen des Vorhangs im fünften Akte ende, daß vielmehr der wirkliche Schluß außerhalb des Rahmens liege. Solch ein Lobeswort schreibt nur ein Werdender, dessen eigene Kunst über den Rahmen eines Bühnenabends hinausdringt, indem sie der Phantasie der Hörer eine Wegspur weit hinein ins Land des Träumens weist. So setzen auf der Höhe seines Schaffens Ibsens Dramen ihren Ehrgeiz darein, daß sie nicht mit dem Aufgehen des Vorhangs im ersten Akt beginnen. Ihr analytischer Charakter, ihre Kunst des Aufblätterns, des schrittweisen Enthüllens ist oft genug gerühmt worden. Allerorten, auf Rosmersholm wie auf der Brandstätte des Alvingasyls, beim Großhändler Werle wie beim Bankdirektor Borkman müssen die Uhrzeiger rückwärts wandern. Nur im attischen Drama entrichtete die Vergangenheit ebenso unerbittlich der Gegenwart ihren Tribut. Auf Ibsens Szene scheint es zuweilen, als stehe die Zeit still. Denn die Menschen versenken sich viel zu leidenschaftlich ins Gestern, als daß ihnen noch Atem und Interesse fürs Heute übrig bleiben könne.

Der Weg in die Vergangenheit führt zu den Menschen einer früheren Generation. Es ist der faustische Weg „ins Unbetretene, nicht zu Betretende", zu den Müttern. In Ibsens Welt wandern Söhne und Töchter ihn ohne Schaudern.

Motivierung heißt das oberste, unentrinnbare Gesetz, dem all ihr Tun und Lassen, all ihr Streiten und Versöhnen unterliegt. Diesem Gesetz der Söhne müssen sich auch die Eltern beugen. Der Meister der Szene braucht sie, um das Wesen des lebenden, sichtbaren Geschlechts durch die Erbschaft der Väter und Mütter zu motivieren, zu bestätigen.

Sie einfach auf die Szene zu bringen, das hieße freilich den Troß ins Endlose schwellen. Ibsen aber hat in seiner Entwicklung gelernt, als Böttcher die Reifen fest und eng um sein Faß zu schlagen. Streichen! Fortlassen!

Ökonomie! mit diesen Zurufen spornt er sich offenbar selbst bei der Arbeit an. Es scheint, als ob auf seiner Szene ein echt preußisches Polizeiplakat hänge: „Unbefugten ist der Zutritt verboten." Bloß um ein paar Schlaglichter auf Held oder Heldin zu werfen, darf bei andern Dramatikern, aber nicht bei ihm ein Episodist die Bretter betreten. Auf das Kunstmittel, das Wesen des Sohnes aus dem Bilde des Vaters zu erklären, mag er gleichwohl nicht verzichten. So findet er den Ausweg der „Unsichtbaren". Ihr Körper bleibt der Szene fern, aber ihr Geist, ihr Wesen, ja ihre Gestalt mit allem Zufälligen ihrer irdischen Erscheinung formt sich kunstgerecht im Dialoge.

Es braucht nicht betont zu werden, daß dieser Ausweg keine Erleichterung der technischen Arbeit bedeutet. Dem Anfänger Henrik Ibsen steht er denn auch noch nicht zu Gebote. Im wesentlichen ist die Gruppe der modernen Dramen, von der Grenzscheide der „Stützen der Gesellschaft" an gerechnet, der Schauplatz der Unsichtbaren. Nur drei dieser Schauspiele, „Volksfeind", „Baumeister Solneß" und der Epilog, bilden die Ausnahme. Ebenso eilen drei Dramen jener Zeitgrenze voraus: „Die Herrin auf Östrot", „Nordische Heerfahrt", „Peer Gynt".

Auch in der Entstehungsgeschichte der Einzeldramen wiederholt sich dieser allmähliche Aufstieg zur Reife. Nicht gleich bei der Konzeption brauchte der Dichter jenes Kunstmittel zu meistern, das so seltsame Existenzen zwischen Sein und Nichtsein schuf.

Ibsens Trachten nach dem Zusammendrängen und nach der knappsten, sparsamsten Formel legte von vornherein den Gedanken nahe, daß manche der Unsichtbaren früher einmal sichtbar gewesen seien. Auf dem Wege von der ersten zur zweiten Niederschrift eines Dramas mag so ein armer Geselle sein Bühnenleben eingebüßt haben. Ein strenger Richterblick durch Ibsens Brillengläser, und er war — eben noch eine Rolle, eine atmende Bühnengestalt — nur noch ein Schatten.

Seitdem der Schreibtisch des Dichters seine Geheimnisse der Forschung erschlossen hat, wissen wir diese Vermutung durch Beispiele zu belegen. In den „Stützen der Gesellschaft" geht etwa als eine Unsichtbare die Mutter des Konsuls, die alte Frau Bernick, um — übrigens eine der blassesten und bedeutungslosesten Gestalten unter der Tarnkappe. Ihre Hand greift ziemlich täppisch und hilflos in die Maschinerie der Vorfabel. Denn als eine Prinzipalin ohne Geschäftssinn hat sie ihre Firma in eine Finanzklemme gebracht, und diese Situation unmittelbar vor dem Ruin läßt ihren Sohn in die Verstrickung seines Sündenfalls taumeln. Wie man sieht, ein nicht sehr wichtiges Rad im Uhrwerk. Im vollendeten Drama wird die Figur der Verstorbenen denn auch mit ein paar Sätzen des Dialogs abgespeist. Sie ist aber noch nicht lange tot, ebenso wie zwei Altersgenossen ihrer Generation aus dem gleichen Drama. In den Entwürfen der Schauspiele (vgl. Nachgelassene Schriften III, 11, 15 ff.) leben alle drei noch, bis der Dichter bei der Ausarbeitung unter seinen Gesellschaftsstützen fürchterliche Musterung abhielt.

So strickt Mutter Bernick, der jetzt die fromme Ehrerbietung vor einer Verstorbenen dargebracht wird, in den Skizzen noch als eine der Damen aus Pfarrer Rörlunds Bibelkränzchen ihren Strumpf. Ihre Titulatur schwankt, bald ist sie Frau Oberst, bald Frau Amtmann. Aber ein besonderes Gesicht und Merkmal trägt auch sie bereits als eine Patriarchin mit der Dornenkrone der Blindheit: „eine schöne alte Frau mit weißen Hängelocken und grüner Schutzbrille", wie es im Szenarium des Entwurfs heißt.

Reichere Erbschaft als Konsul Bernick heimsen andere Gestalten Ibsens von ihren Erzeugern ein. Doch Ibsens Determinismus liefert das Kind nicht etwa bequem und fatalistisch mit gebundenen Händen dem Beispiel der elterlichen Art aus. „Es stammt der Geist aus sich, was er verbrochen, muß er selber büßen, nie trägt der Vater Schuld des Sohnes." Auch der Dichter der „Gespenster" könnte Achim von Arnims Protest unterschreiben, da er ja das Schicksal, nicht die Schuld im Erbgang wandern läßt.

Wenn bei ihm die elterliche Generation heraufbeschworen wird, so gilt es nicht, die Lebenden zu entlasten. Er will sie nur deuten, erklären und immer wieder motivieren. Klar und kalt weht es nun einmal bei diesem Künstler über die Szene. Pardon wird nicht gegeben. Auch der Geist einer Mutter, die ihr Kind umschwebt, kann hier zum Ankläger werden.

*

Zumeist aber nehmen die Unsichtbaren bei ihrem leisen und heimlichen Dienst im Solde der Wahrheit keinerlei Partei. Einfach durch seine Existenz, gleichsam nur als Bild wirkt der Früheste aus der elterlichen Gruppe: Jökul, der Vater der Brunhild-Hjördis aus der „Nordischen Heerfahrt". Sein Geist steht zwischen den Parteien, die im Drama einander bekämpfen. Denn Oernulf, Hjördis' Pflegevater und nun ihr Widersacher, hat dereinst Jökul im Zweikampf getötet und all seiner Habe beraubt. Als der Recke den Todesstreich empfing, so erzählt sein Überwinder, fiel er flach auf den Rasen, blickte Oernulf an und sang:

Jökuls Sproß wird Jökuls Mörder
Weh bereiten allerwegen —
Wem einst Jökuls Schätze eigen,
Nimmer sind sie dem zum Segen!

Also eine richtige Weissagung von bindender Kraft aus dem Rüstzeuge des Schicksalsdramas. Wie sie sich an Oernulf erfüllt hat, das bestätigt er selbst im Lakonismus seines Schmerzes, nach dem Verluste seines letzten Sohnes. Aber diese Beziehungen zwischen Drama und Vorfabel bleiben, in der Kunstübung eines Werdenden, noch schattenhaft. Desto plastischer wirkt die Figur des sterbenden Jökul, wie er seinen Rächerspruch singt, immer die brechenden Blicke auf den Feind gerichtet, wie er dann eine Weile schweigt, wie er endlich lacht und stirbt. Ein Wikinger, recht nach dem Herzen des Volksliedes! Er ist seiner Tochter Hjördis wert, die von der Walkürenflamme im

Blut über die Grenzen des Weibes, des Menschen hinaus getrieben wird. Unmerklich bereitet er, als ein lachend Untergehender, auf die Hybris seiner Tochter vor. Doch schon der Anfänger Ibsen spannt als Fanatiker des Motivierens sein Seil gern doppelt. Deshalb wird zum Überfluß noch erzählt: Jökul habe seinen Kindern einst ein Wolfsherz gegeben, damit sie einen grimmigen Sinn bekämen.

*

Mit der Aussteuer weniger Zeilen wird hier einer Gestalt Dasein und Existenz verliehen, und was sie vom Dichter empfängt, erstattet sie mit reichlichen Zinsen zurück. Denn sie hilft das dramatische Dasein der wilden Hjördis legitimieren. Den gleichen Dienst leistet Peer Gynts Vater, Jon Gynt, seinem Sohn. Im redseligsten Schauspiel Ibsens wird er nicht so wortkarg abgespeist wie Jökul, der Wikinger. Was seine Witwe und sein Sohn von ihm zu erzählen wissen, ist freilich kein Heldenlied. Ein leichtblütiger Verschwender, der im Glück das Seinige verpraßt, um später, als trunksüchtiger Hausierer, mit dem Kramkasten durchs Land zu ziehen — so sieht Jon Gynt aus. Im Leben vergoldet manche Witwe in ihren Erinnerungen die wirkliche Existenz ihres Gatten, gleichviel ob aus fortwirkender Neigung oder auch aus der Not des bösen Gewissens heraus. Beim unerbittlichen Ibsen gibt es ein solches Schönfärben nicht. So wehklagt Mutter Aase:

Was verblieb uns, muß ich fragen,
Seit Großvaters Wohlstandstagen?
Wie hat sich der Wein verdünnt
Seit dem alten Rasmus Gynt!
Vater brachte 's Gold ins Rutschen,
Warf's hinaus wie Scheffel Land,
Kaufte Grund im ganzen Land,
Karrte mit vergüld'ten Kutschen —
Alles weg. Wo sind die Reste
Von dem großen Winterfeste,
Da sein Trinkglas männiglich
An die Wand warf hinter sich.

Sie hat Grund zum Weinen. Denn dank der Wirtschaft ihres Seligen sitzt sie nun auf verludertem Hof mit geflickten Fenstern und geknicktem Zaun und empfängt den regelmäßigen Besuch des Büttels. Aber selbst ihre Erbitterung sonnt sich zuweilen noch am Glanz der fröhlichen Zeiten Jon Gynts. Aus ihren Worten taucht der Unsichtbare genau so rund und deutlich auf wie der sterbende Wikinger in der „Nordischen Heerfahrt". Nicht als Einzelbild freilich, öfter als Mittelpunkt belebter Gruppen. Denn einsam kann man sich Peers Vater im Glück nicht vorstellen. Er sitzt am breiten, wohlbeladenen Tisch mit seinen Gesellen.

Propst, Kap'tän, was drum und dran war,
Hing hier taglang, soff und fraß,
Bis kein Knopf am Wanst mehr saß.

Im Rondegebirge, während er zwischen Nymphen und Trollen einhertaumelt, sieht Peer als Vision ein solches Gelage im Vaterhause. Rasmus Gynt hat es erbaut, und nun regiert Jon, sein Sohn, unter dem stattlichen Giebel. Alle Scheiben im Gebälk glitzern, im großen Saal wird mit bäurischer Ausdauer des Genießens ein Fest gefeiert. Der Propst, „die Plappertasche", klirrt an sein Glas, um das Wohl des Hausſohns und Erben Peer auszubringen. Aber sein Zechbruder, der Kapitän, ist solchen Ovationen nicht mehr gewachsen: er wirft seine Flasche hinter sich, daß der Spiegel in Scherben zersplittert. Jon indessen, der Hausherr, lacht aus vollem Halse dazu. Ihm ist bei Lärm und Johlen wohl zumute, am wohlsten, wenn er mit nobler Geste den Schenkenden spielen kann. Sein kleiner Junge bittet ihn einmal um ein Stück Zinn. Nein, antwortet der betrunkene Prahler: „Zinn? Nein! Aber eine König-Christians-Kron; Silber, so ziemt sich's Jon Gyntens Sohn." Ein ander Bild: Kopenhagener Besuch, ein Pfarrer fragt den kleinen Peer bei Tisch nach seinem Namen, bewundert die Antwort des Jungen und rühmt sie eines Prinzen wert. Sofort trinkt der Vater, in seiner Eitelkeit gelabt, dem Schmeichler dankend zu und schenkt ihm einen Schlitten samt Pferd. „Im Wegwerfen groß", diesen Nachruhm im Munde des Knopfgießers verdient sich der Prasser, unsichtbar und vertraut zugleich. Auch sein Abstieg wird deutlich: er fährt bei den Kneipbrüdern umher, richtet Torheiten an und läßt das Geld lustig aus den Fingern rollen, während sich daheim Mutter und Sohn zusammendrängen, um in Träumen und Märchen die böse Wirklichkeit zu vergessen. Endlich schlägt Jons Stunde: mit dem Kramkasten muß er auf die Landstraße wandern, ein Menschenwrack in Wind und Wetter, von Propst und Kapitän verlassen.

Erbschaft genug hinterläßt der Bankerottierer seinem Sohn: das leichte Blut, den Hang, unbekümmert die Achsel zu zucken, die Selbstsucht bei guter Laune und fidelem Wohlwollen, den Trieb, aus der Bahn des Spießbürgers auszubrechen. Jon Gynt „ist sich", nach dem Dogma der Trolle, „selbst genug", ohne so viel wie sein Sohn darüber nachzugrübeln, der schließlich ja doch vom Knopfgießer im gleichen Löffel umgeschmolzen werden soll wie sein Vater.

Kein Wunder, daß sich dieser Unsichtbare der Phantasie deutlicher aufzwängt als manche leibhaft auftretende Person irgendeiner flauen Bühnendichtung. Wir wissen nämlich, warum Ibsen den Vater seines Peer mit einem besonderen persönlichen Interesse ausstattete. Sein eigenes Elternhaus schwebte ihm vor, wenn die Vision Gynts Giebel vor ihm aufsteigen ließ. „Mein Vater", so schreibt er am 21. September 1882 an Georg Brandes, „steckte als Kaufmann in einer vielgestaltigen und weitläufigen Tätigkeit und liebte in seinem Haus eine weitherzige Gastlichkeit. 1836 mußte er seine Zahlungen einstellen, und wir behielten nichts weiter als einen Landsitz in der Nähe der Stadt. Dahin zogen wir, und so kamen wir außer Zusammenhang mit den Kreisen, denen wir bis dahin angehört hatten. In ‚Peer Gynt'

habe ich die Verhältnisse und Erinnerungen meiner eigenen Kindheit als eine Art Modell für die Schilderung des Lebens im Hause des reichen Jon Gynt benützt."

Als Kuriosum: der Unsichtbare ist, lange nach dem Tode seines Schöpfers, sichtbar geworden. Von Films Gnaden. In der Bearbeitung des „Peer Gynt" für die Kinobühne, wie sie der Direktor des Lessingtheaters Barnowsky vorführen ließ, wurde mit Peers Kindheit auch Peers Vater als handelnde Person lebendig!

*

Mit den „Stützen der Gesellschaft" beginnt in Stoff, Problem, Technik das Reich der volkstümlich gewordenen Ibsenschen Kunst. In diesem Schauspiel mit seinen anfechtbaren und ungewählten Mitteln findet sich zum ersten Male eine unsichtbare Gestalt aus der Elterngeneration, die mehr als einen bloßen Erblasser psychologischer Einzelzüge bedeutet. Sie steht im Brennpunkt der Vorfabel, jener Kleinstadtsensation, die nach fünfzehn Jahren noch einmal zum Schicksal der Familie Bernick wird. Bevor er zur festen Hauptstütze der Gesellschaft wurde, hat der Konsul jene Liebschaft mit der Schauspielerin Dorff unterhalten, deren Verantwortung er seinem Schwager Johann, sobald es zum Skandal gekommen ist, zuschob. Wie der Sünder sich auf dem Boden der Lüge aufbläht, wie die alte Affäre im Schicksal Gina Dorffs auflebt, wie der Konsul endlich unter Lonas Einfluß vor allem Volke die Wahrheit bekennt — das ist das Drama. Rückwirkend lenkt die Unsichtbare, Ginas Mutter, im Tode noch alle Erlebnisse Bernicks, Johanns und ihrer Tochter. Aber diesmal ist's, in wenig Strichen, mehr ein Menschenschicksal als ein Mensch. Man sieht mit Ibsenscher Klarheit Situationen: wie die Schauspielerin, jung und verführerisch, als fremder Vogel in der Kleinstadt alle Blicke auf sich zieht. Wie ihr Mann, der betrunkene Komödiant, eines Abends seine Tür verschlossen findet: ein Liebhaber springt aus dem Fenster seiner Frau. Krähwinkel hat seinen Skandal und genießt ihn recht nach Herzenslust. Aus dem einen Stadttor wandert Johann, Bernicks Sündenbock, in die Fremde, vom Tratsch bis über den Ozean verfolgt. Zum anderen Tor zieht der Ehemann Dorff hinaus, um sich irgendwo draußen zu Tode zu saufen, und in der Stadt bleibt als Opfer eine arme Seele, die sich nicht mehr auf die Szene wagen darf. Sie versucht, Tanzstunden zu geben, aber die Tugend der Stadt liefert der Verrufenen natürlich nicht ihren Nachwuchs aus. So ernährt sie ihre Kleine, die früher mit bunten Flittern als Engel auf den Brettern stand, mit Waschen und Nähen. Ein Jahr lang, dann ist die Brustkranke von der Moral ihrer Mitbürger zu Tode gejagt: sie stirbt „in Not und Schande".

Gleichsam mit unbewegter Miene erzählt Ibsen diese kleine Tragödie. Ihre Heldin bleibt ein blasser Schatten. Nur eins hat sie ihrer Tochter Gina, einer frühen Kämpferin in Ibsens Heerschar der ungenügsamen, suchenden

Frauen, zu vererben: die spröde Scheu. „Sie war stolz; sie verriet nichts, und sie wollte nichts annehmen"; so schildert Konsul Bernick, dem Blicke der Heutigen tragikomisch umwittert, kleinlaut das Opfer seiner Feigheit.

Die letzte Verklärung, den Untergang „in Not und Schande", hat übrigens erst das vollendete Drama der Märtyrerin gebracht. Im Entwurf (Nachgelassene Schriften III 24 f.) ist die Schauspielerin Dorff zwar auch schon unsichtbar. Aber sie lebt noch, und Dina muß sich vom frommen Adjunkten Rörlund das Geständnis abpressen lassen, daß sie zuweilen ihre Mutter besuche, trotzdem das Verbot solcher Eskapaden eine Bedingung ihrer Adoption im Hause Bernick gebildet habe. „Es ist unterhaltender bei ihr", sagt Dina zur Erklärung. Ein Beweis, daß die Unsichtbaren in der Konzeption ihrer Dichter gleichermaßen schwanken und ähnlichen Verwandlungen unterliegen wie die Sichtbaren.

*

Von den „Stützen der Gesellschaft" an sind die Unsichtbaren in das Geflecht der dramatischen Handlung verwoben. Das versteht sich bei der reifgewordenen Technik des großen Spar- und Rechenmeisters von selbst, der auch die kleinste Energiequelle bis zur Erschöpfung ausnützt. Im „Puppenheim" verfeinert sich Ibsens Kunst jedoch im Aufstieg ihrer Virtuosität aufs neue. Noras Vater überträgt seine Existenz hier aus der Phantasie des Dichters in die Phantasie des Lesers. Dreifach verknüpft, ist er nicht mehr aus dem Gefüge des Dramas zu entfernen, ungleich den Vätern Peers und der Hjördis, deren Dasein der Gnade des Regisseurs, des Herrn über Leben und Tod der Textworte, ausgeliefert ist. Dreifach, denn zum ersten bedingt Noras Vater durch sein Naturell das Wesen seiner Tochter und Erbin. Sodann wird seine Person zum Mitspieler in der Vorfabel. Endlich dient er als Parallelfigur für das Allerheiligste des Schauspiels, nämlich für Noras inneres dramatisches Erleben.

Wenn Helmer mit allen Brusttönen der Selbstgefälligkeit den Leichtsinn seiner Frau rügt, so deutet er gern mit dem Finger auf das Beispiel ihres Vaters hin. Entschuldigend? Erklärend? O nein, so würde ein Bühnentalent von minderen Graden verfahren. Henrik Ibsens Raffinement trifft sicherer ins Ziel. Sein Helmer liefert Nora zwar, indem er ihre Abhängigkeit vom väterlichen Vorbild betont, den Entschuldigungen und Erklärungen des Zuschauers aus. Er selbst aber weist sich aufs neue als Angeklagter im Rechtsverfahren des Dichters aus, indem er seiner Frau tadelnd vorwirft, was sie in Wahrheit entlastet.

Aus diesem Spiel der Beziehungen steigt der Unsichtbare in deutlich erkennbarer Gestalt hervor. Früh verwitwet ist er als ein Lebenskünstler voll Verständnis für Schönheit und Behaglichkeit seines Heims zurückgeblieben. Auch sein Kind gehört in die Reihe seiner häuslichen Vergnügungen, als Spielzeug, während für die Sorgen und Plagen der Elternschaft die Kinder-

frau Marianne engagiert ist. Eigene Ansichten der Tochter bekämpft er nicht, sondern er verwehrt ihre Äußerung von vornherein: Opposition ist unerwünscht. Alles in Frieden und Freundschaft, denn dieser Haustyrann ist ein liebenswürdiger Egoist, und als er stirbt, bedrückt sein Tod die Tochter als das schwerste Erlebnis seit ihrer Hochzeit. Als einen Mann, der mit allen Lebensnöten verschont werden muß, sieht ihn Nora.

Für Helmer aber ist er eine verwerfliche Kreatur: er ist nämlich inkorrekt. Als Beamter nicht einwandfrei, von den Zeitungen bereits angegriffen und verleumdet, wäre er abgesetzt worden, wenn die Regierung nicht gerade Helmer als Revisor zu ihm entsandt hätte, Helmer, der um Noras Augen willen Gnade für Recht ergehen läßt. Dafür hält er sich nachträglich schadlos, mit mancher Litanei über den Mann der leichtsinnigen Grundsätze, über den Mann ohne Religion, Moral und Pflichtgefühl, aber stets mit einer pathetischen Redensart in Bereitschaft. „Ganz wie dein Vater", heißt es einmal im Text der eheherrlichen Gardinenpredigt. „Auf jede Art bemühst du dich, Geld in die Hand zu kriegen, und sobald du es hast, verschwindet dir's zwischen den Fingern: du weißt nie, wo es geblieben ... Das liegt im Blut. Ja, ja, ja, Nora, so was vererbt sich."

Eine Wedekindsche Bühnenfigur teilt einmal die gesamte Menschheit in zwei Klassen ein: hopp-hopp und etepetete. Die Ehepartner im Helmerschen Hause gehören ohne Zweifel diesen beiden Parteien an, und Noras Vater legitimiert über das Grab hinaus das Unrecht seiner Tochter, nicht „etepetete" zu sein.

Es ist bekannt, wie er als ahnungsloser Mitspieler der Vorfabel, als ein Todkranker, dem Aufregungen noch sorgsamer als sonst ferngehalten werden, an Noras Verstoß gegen die Menschengesetze beteiligt ist. Wichtiger aber ist seine Rolle im inneren Entwicklungsdrama seiner Tochter. Sein Haus ist die rechte Vorschule zum Puppenheim, und wenn Nora sich zum Spielzeug degradiert fühlt, so teilt ihr Ehemann die Schuld mit ihrem Vater. „Er nannte mich sein Puppenkind und spielte mit mir, wie ich mit meinen Puppen spielte", so erzählt Nora beim großen Abrechnen der Schlußszene. Schon als Kind fand sie es amüsanter als im Wohnzimmer bei den Dienstboten, weil sie dort nicht gehofmeistert wurde. Jetzt aber erkennt sie, daß ihr Vater sie ebensowenig wie ihr Ehemann geliebt hat. „Euch machte es nur Spaß, in mich verliebt zu sein ... Du und Papa, ihr habt euch schwer an mir versündigt. Ihr seid schuld daran, daß nichts aus mir geworden ist."

Deutlicher noch, als das Drama in seiner vollendeten Gestalt sie uns zeigt, schwebte die Gestalt des Unsichtbaren ihrem Schöpfer vor Augen. Zum Beweise diene ein später getilgtes Zitat aus dem Entwurf des „Puppenheim". (Vgl. Nachgelassene Schriften III 159.) Dort führt Nora in der letzten Szene ausführlicher als im endgültigen Text aus, wie sie sich meinungslos, Wachs in fremden Händen, den wechselnden Anschauungen ihrer männlichen Tyrannen anbequemen mußte. „Als ich ein kleines Mädchen von vier,

fünf Jahren war, sagte Papa, ich sei merkwürdig versessen darauf, französisch zu lernen; da ließ er mich lange Stücke auswendig lernen; später sagte er, ich hätte eine so seltene Begabung zum Verseschreiben, und so machte ich viele Verse. Doch ich war weder versessen darauf, französisch zu lernen, noch Verse zu machen; ich glaubte es aber, weil Papa es gesagt hatte. Dann erzählte er mir, seine altmodischen Schränke und lederbezogenen Stühle mit den hohen Lehnen seien die schönsten, und da fand ich es auch. Dann sagte er, seine hohe weiße Halsbinde und der Stock mit dem goldenen Knopf gäben einen vornehmen Anstrich, und da fand ich es auch." Dieses anschauliche Intérieur aus Noras Vaterhause fiel gewiß nur der szenischen Ökonomie zum Opfer. Aber darüber hinaus diente Ibsens Stift beim letzten Revidieren des Textes auch einer mildernden Tendenz. Denn im Entwurf schreibt Nora den Männern nicht bloß die Schuld daran zu, daß nichts aus ihr geworden sei, sondern obendrein auch noch die Schuld, daß sie sich „das Lügen angewöhnt habe".

*

Nicht immer werden vor Ibsens Gericht die elterlichen Geister so ausgiebig als Schwurzeugen für ihre Kinder vereidigt. Zum mindesten aber nehmen sie als Träger der Vererbung den Sichtbaren ein paar Gewichte der Lebenslast ab. „Gerät Oswald seinem Vater nach," sagt Regine schnippisch in den „Gespenstern", „so gerat' ich wohl meiner Mutter nach." Sie unterstreicht damit die Mission der Unsichtbaren, zu zeigen, wessen Blut in den Adern ihrer Tochter fließt. Dieses Stubenmädchen Johanna im Alvingschen Hause wird vornehmlich in den Worten des ehrenwerten Tischlers Engstrand lebendig, der sie für bare dreihundert Speziestaler geheiratet hat. Ihr Vornehmtum giftet den Witwer immer noch und ihre Meinung, daß sie für alles zu schade sei, weil sie aus einem kammerherrlichen Hause komme, auch für den lahmen Tischler. „Sie sah man ja bloß auf die Hübschigkeit, und ich hatte ja doch diesen Knax mit dem Bein." Deshalb hatte Engstrand sich früher schon zweimal einen Korb geholt, bis er dann desto eiliger die Braut heimführen durfte. Unter dem Firnis einer Pseudokultur kommt bei Regine der mütterliche Dienstbotengeist zum Vorschein, sobald Ibsen sich das diabolische Vergnügen macht, ihn mit seinen feinsten Künsten auferstehen zu lassen. Sie sind nun auf ihrer Höhe angelangt und dürfen das Kühnste wagen in der Szene der „Gengangere", der Revenants, gleich zwei Unsichtbare im gespenstischen Spiel über die Szene huschen zu lassen.

*

Gleich im körperlichen Erbteil der Ähnlichkeit macht Gregers Werles Mutter ihr Unrecht auf den Sohn geltend. Sie beglaubigt den Verrannten aber auch in seiner Kampf- und Verteidigungsstellung gegen die Welt. Denn sie gehört zu den klagenden Geistern der Lebensmärtyrer. So erscheint sie wenigstens, mit Gregers Augen gesehen, als eine Leidende, die aus Kummer

über die Seitensprünge des Großhändlers Werle jämmerlich zugrunde ging. Noch im Andenken muß sich die Tote jedoch umkämpfen lassen. „Von der Parteien Haß und Gunst" wird ihr Bild indessen nicht verwirrt, sondern geklärt, so fügt es Ibsens technische Hexenmeisterei. Wenn Gregers das Gedächtnis einer gequälten Dulderin verehrt, so bäumt sich sein Vater noch jetzt gegen einen überspannten Quälgeist auf. Seine Frau hat ihm seine jungen Jahre verbittert, und immer noch wirkt ihre Feindschaft fort, da sie seinen Sohn gelehrt hat, den Vater zu hassen. Hin und her fliegen die Vorwürfe, wenn im Hause Werle der Verstorbenen und ihres letzten Leidensjahrs gedacht wird. Der Großhändler scheut die Anspielung nicht, daß seine Frau ihren Geist vom Alkohol umnebeln ließ, und Gregers wiederum schiebt ihm die Schuld an dieser „unglücklichen Schwäche" seiner Mutter zu. „Wort für Wort, gerade als hörte ich deine Mutter", erwidert der Witwer achselzuckend. Gregers „kränkliches Gewissen" nennt er dafür das Erbteil, und zwar das einzige Erbteil, das seine Mutter ihm hinterlassen habe. Ein Stichwort für den Sohn, um dem Großhändler vorzuwerfen, er habe sich beim Heiraten als Mitgiftjäger verrechnet. Im Ton ist diese Konversation nicht eben vornehm zu nennen. Aber desto fruchtbarer, indem sie Strich für Strich das Bild der Unsichtbaren zusammenfügt. Zumal zwei Frauen die Erinnerungen der Männer ergänzen. Denn als Werles Anhang nehmen Frau Sörby und Gina Ekdal seine Partei. Gina findet Gregers schon deshalb so häßlich, weil er seiner Mutter ähnelt, und der Kranken sagt sie im Kauderwelsch ihrer verrenkten Fremdworte nach, daß sie an „physischen Raptussen" gelitten habe. Als Werles Liebschaft mit seinem Dienstmädchen ans Licht kam, da habe sie Gina beschimpft, geschlagen und unter „Hokuspokus und Skandal" aus dem Dienst getrieben. Niemand wird diese Aussage freilich als Zeugnis einer Unbefangenen bewerten. Ebensowenig wie Frau Sörbys Meinung über ihren Bräutigam Werle: „Dieser gesunde, lebenskräftige Mann hat während seiner ganzen Jugend und seiner besten Jahre nichts anderes gehört als Strafpredigten. Und manchmal drehten sich diese Strafpredigten nur um Hirngespinste von Vergehen." Sie vollzieht damit, Gregers gegenüber, eine Ehrenrettung, wie sie schon einmal an einem Ibsenschen Unsichtbaren vollzogen wurde, der gleich dem Großhändler Werle mit seinem Stubenmädchen gesündigt hatte, am Kammerherrn Alving, wenn am Schluß seine lebensfrohe Jugend mit der asketischen Forderung seiner Hausfrau kontrastiert wird.

*

Für die äußere Maschinerie des Dramas entbehrlich, desto wichtiger für die Blutmischung und seelische Disposition seines Kindes ist Rebekka Wests unsichtbarer Vater. An der Tragödie im Gutshofe Rosmersholm ist der Bezirksarzt Dr. West schon deshalb nicht beteiligt, weil sein Tod ja die Vorbedingung ihres Beginns ist; erst, als Rebekka ihrem Adoptivvater die Augen geschlossen hat, kam sie in Pastor Rosmers Haus. Aber

„Rosmersholm", das Meisterwerk der analytischen Kunst, blättert nicht bloß die Chronik dieses Hauses Seite für Seite von rückwärts um. Auch der ahnenlose Eindringling im Patrizierschlosse, auch Rebekka muß ihre Herkunft einer Untersuchung unterziehen. Wieder ein paar Sätze im Dialog, und eine kleine Tragödie gewinnt ihr Sonderdasein. Der Wortführer des selbstgerechten Philisteriums im Drama, Rektor Kroll, interessiert sich besonders für eine Familiengeschichte, auf deren Entrollung Rosmers Hausgenossin durchaus keinen Wert legt. Aber Kroll läßt nicht locker, und in einem taktlosen Überfall entreißt dieser Apostel der Nächstenliebe Rebekka das Geheimnis ihrer Geburt. Ihre Mutter war dort oben in Finnmarken Hebamme, von niedriger Herkunft, durch ihren Beruf häufig mit dem Bezirksarzt zusammengebracht. Dr. West erscheint auf seiner kleinen Sonderbühne nur für einen Moment. Aber helles Licht umzuckt ihn, und wenn er verschwindet, so schwebt ihm eine Wolke von Pech- und Schwefeldüften nach. Ein lahmer Mann, von den „scheußlichen Seereisen", die sein Leben ihm auferlegte, gebrochen, so daß der Rektor Kroll ihn stumpfsinnig schelten darf. In diesem Zustand hat er, nach seiner Auswanderung aus Finnmarken, seine letzten Lebensjahre in der kleinen Fjordstadt verbracht, von Rebekkas Hingabe gepflegt. Sie verdankt ihm freilich alles, was sie von der Welt weiß. Denn in Finnmarken war der Lahme ihr Lehrer, ein sprunghafter Geist, aller Methodik abhold, der ihr von allem etwas beibrachte, unzusammenhängende Weisheit. Schroff und hart behandelt er sein Pflegekind, das er gleich nach dem Tode ihrer Mutter adoptiert hat. „Und doch", so inquiriert Kroll, „bleiben Sie bei ihm. Sie wissen, daß er Ihnen nicht einen Pfennig hinterlassen wird. Sie haben ja auch nur eine Kiste Bücher gekriegt. Und doch halten Sie bei ihm aus. Ertragen seine Launen. Pflegen ihn bis zum letzten Augenblick."

Beim Nachschnüffeln triumphiert der Rektor; seine Widersacherin Rebekka ist Dr. Wests uneheliches Kind. Wie würde der Orthodoxe aber erst frohlocken, wenn er die wahre Tragödie der natürlichen Tochter ahnte, wie sie Ibsen hier auf einem weit von Weimar fortführenden Seitenpfade streift! Denn nicht bloß ein bürgerlicher Instinkt verwehrt Rebekka, ihre Bastardgeburt einzugestehen. Alle Schauer der Blutschande umrauschen sie bei dieser Erinnerung: ihr hinkender Vater ist zugleich der Mann, dem sie sich als junges Mädchen hingegeben hat.

Im Drama „Rosmersholm" wird dieser Zusammenhang nur angedeutet. Rebekka lehnt Rosmers Werbung „wie erschrocken" ab und beschwört ihn, nicht nach dem Grunde ihrer Weigerung zu fragen. Eine Retardation recht nach Ibsens Kunst. Aber diesmal fehlt dem Rätsel die Auflösung, die sonst so prompt nachgeliefert wird, wenn erst die Neugier der Zuschauer einmal oder mehrfach auf die Probe gestellt worden ist. In der Schlußszene ist zwar Rebekka bereit, alle Schleier zu lüften. „Du mußt wissen, Rosmer, ich habe — eine Vergangenheit." Aber der letzte Rosmer wehrt mit beiden Händen ab: „Nein, nein. Kein Wort will ich wissen. Was es auch sei — ich habe

Vergessenheit dafür." Diesem Abstinenzler ist sogar eine so weit getriebene Enthaltsamkeit an Neugier zu glauben. Vielleicht hielt es der Bühnendichter Ibsen auch aus Gründen der Weltklugheit für angebracht, wieder einmal den Schluß über den letzten Akt hinaus der Phantasie seiner Hörer anzuvertrauen. Was der vorzeitig fallende Vorhang verhüllt, steht im Entwurf des Dramas (Nachgelassene Schriften III, 318) zu lesen.

Rebekka: Als ich mit Doktor West von Finnmarken hierherkam — ich war damals Anfang der Zwanziger —

Rosmer: Jawohl. Das weiß ich ja.

Rebekka: Rosmer — ich war damals nicht das, was die Leute — ein unschuldiges Mädchen zu nennen pflegen.

Rosmer: Was sagst du? Unmöglich! Du bist von Sinnen.

Rebekka: ... Ja, Rosmer — so also stand es um mich von Anfang an.

Rosmer: O du, du! Wie konntest du —! Wer war es?

Rebekka: Einer, in dessen Bann ich stand. Er hatte mich alles Mögliche gelehrt. All das Unzusammenhängende, das ich damals vom Leben und seinen Verhältnissen wußte.

Rosmer: Gleichviel! Daß du — oh, daß du dich hingeben konntest!

Rebekka: Damals fand ich, das sei etwas, was nur mich selbst anginge. Wenn es bloß geheim bliebe, so — Und geheim blieb es ... Danach ist es weiter kein Wunder, daß ein Weib aushält. Aushält, auch wenn man ihr noch so übel mitspielt. Aushält bis zum letzten Augenblick.

Diese Beichte wird unter sechs Augen abgelegt, denn Kroll, im Entwurf noch Gylling geheißen, hört zu. Sie beleuchtet den hinkenden, schroffen Vater, dessen Bann sich die Tochter nicht entziehen kann, unheimlich hell; ein Unsichtbarer, wie ihn erst Frank Wedekinds Szene in Fleisch und Blut zu zeigen wagt. Ibsen hat später Rebekkas Geständnis der Luft im Hause Rosmersholm gewiß besser angepaßt, als er es zu einer Andeutung abschwächte. Aber auch so bleibt noch genug von Dr. Wests Persönlichkeit übrig, um die Dissonanz im Wesen seiner Tochter zu motivieren.

*

Geringere Vaterliebe ließ Ibsen Ellidas Vorgängerin in der „Frau vom Meere" angedeihen. Doktor Wangels erste Frau scheint im Anfang für das Schauspiel bedeutsam zu werden. Vater und Töchter feiern heimlich den Geburtstag der Verstorbenen, und erst ein täppischer Besucher läßt Ellida erkennen, daß sie bei einem Kultus der Erinnerung im eigenen Familienkreise die Ausgeschlossene bleibt. Aber dieses Motiv fällt bald zu Boden. Zwar verrät Wangel, der im Gegensatz zu Rosmer nur Glück und Frieden beim Rückblick auf seine frühere Ehe entdeckt, bei einer Aussprache mit seiner Frau ein schlechtes Gewissen. „Du hast die Vorstellung, als sei die Mutter der Kinder sozusagen noch am Leben. Als stände sie unsichtbar zwischen uns." Aber Ellidas Staunen belehrt den Ehrlichen schnell, daß er auf falscher Fährte den Launen seiner Frau nachspüre.

*

„Der Titel des Stückes", so schreibt Ibsen an den Grafen Prozor, „ist: Hedda Gabler. Ich habe damit andeuten wollen, daß sie als Persönlichkeit mehr als Tochter ihres Vaters, denn als Gattin ihres Mannes aufzufassen ist." Ohne den General Gabler ist Hedda freilich nicht zu verstehen, wenn dieser Unsichtbare auch kein Rädchen des dramatischen Uhrwerks in Gang setzt, es sei denn, daß er seiner Tochter die Schicksalspistolen vererbt. Genau genommen, ist er nicht einmal unsichtbar. Denn alle vier Akte hindurch hängt, auf dem unveränderten Schauplatz des Gesellschaftszimmers, über dem Sofa, „das Porträt eines schönen älteren Mannes in Generalsuniform". Der Regisseur tut gut daran, die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf dieses Bildnis zu lenken. Sie hören ja aus zwei Sätzen genug, um es zum Leben zu erwecken. So weidet sich Tante Julle gleich zu Anfang an der noblen Vergangenheit ihrer neuen Nichte. „Die Tochter des Generals Gabler! Freilich, wie die's gewohnt war, so lange der General noch lebte! Weißt du noch, wenn sie mit ihrem Vater ausgeritten ist? In dem langen, schwarzen Tuchrock? Und mit Federn auf dem Hut?" Nur in diesem Sinnbild des Stolzes erscheint der General und dann noch einmal in einem bescheidenen Intérieur, wie es Eilert Lövborg ausmalt: während er sich im Gablerschen Hause bei seinen Nachmittagsbesuchen mit Hedda auf dem Eckſofa, scheinbar in ein illustriertes Blatt vertieft, in schwüle Gespräche verliert, sitzt der General immer auf dem gleichen Platz hinten am Fenster, wendet dem Paar den Rücken und liest Zeitungen.

Es geht etwas von diesem stummen Manne aus: ein Hauch der großen Welt. Der Kontrast zwischen den beiden Ehegatten im Hause Tesman wurzelt in diesem Erdreich. Denn in seiner Tochter wirkt General Gablers Geist fort, wenn alles Kleinbürgerliche an Jörgen Tesman ihr auf die Nerven fällt, und wenn sie so damenhaft an dem Lästigen, Plumpen vorbeirauscht. Sie lebt eben noch in der Daseinsluft ihres Vaterhauses, nicht in Tante Julles Atmosphäre. Ein paar gestickte Pantoffeln bringt Jörgen in die Ehe mit, ein paar Pistolen Hedda — so spiegelt sich in Ibsenschen Symbolen die Unvereinbarkeit des Paares.

Auch bei der Entstehung der „Hedda Gabler" hat der Dichter mit seiner Heckenschere manche Redseligkeit des Entwurfs gestutzt. (Vgl. Nachgelassene Schriften IV, 54, 56.) Zum Schaden des Generals Gabler. Ursprünglich wurde erzählt, wie er seine Tochter als ein abgelebter, alter und hinfälliger Mann gezeugt habe — eine Motivierung, die bei einer Revision wohl um ihrer Überängstlichkeit willen nicht bestehen konnte. Ein anderes Motiv hatte den Unsichtbaren ein wenig lebhafter in die Vorfabel verflochten: der General, in Ungnade gefallen, mußte seinen Abschied nehmen, starb mittellos. Nach seinem Sturz fühlt Hedda, daß sie nur um seinetwillen gefeiert worden wäre — eine Erkenntnis, die sie Tesmans Werbung geneigter macht. Dieser Einfall soll den großen Riß der Voraussetzung überbrücken: wie konnte diese Hedda diesen Jörgen heiraten? Aber Ibsens Instinkt hat ihn beim Streichen richtig

beraten. Der Nimbus des Generals darf nicht geschmälert werden, wenn die Konstruktionen des Dramas „Pistole und Pantoffel" nicht zusammenbrechen sollen.

Der Lichtverteilung in „Hedda Gabler" entspricht es, wenn auch Jörgen Tesmans Natur genetisch beglaubigt wird, aber von einem noch viel schneller vorüberhuschenden Schatten. Auch der gelehrte Fachmensch wird als Erbe seines Vaters präsentiert. Denn der „selige Jochum", dessen Andenken Tante Julle so oft in Rührung heraufbeschwört, hat seinem Sohn die liebevolle, philologische Andacht zum Kleinen vermacht. „Jawohl, ordnen und sammeln," so lobt ihn die gute Tante, „das verstehst du. Du bist nicht umsonst der Sohn des seligen Jochum."

⁂

Ein einziger Satz wie diese Reminiscenz schenkt einem Unsichtbaren sein Gesicht. Das letzte Elternpaar in Ibsens Dramenkette, Klein Eyolfs Großeltern, schwebt dagegen nur als Schatten ohne Kontur und Farbe durch das Drama. Ibsens Absicht breitet Nebel und Wolken um das Ehepaar, in dessen Hause die Stiefgeschwister Allmers und Asta aufgewachsen sind. Sacht und schonend enthüllt Asta die Tragödie dieses Hauses: alter Mann und junge Frau — der Vater, sonst weich und herzensgut gegen alle Menschen, in seinen letzten Jahren schroff zu Frau und Tochter — begreiflich, denn die Tochter hat nicht das Recht, den Namen des Vaters zu tragen.

Dieses zunächst auch den Blicken des Sohnes verborgene Familiendrama bedingt das poetisch Reizvollste im „Klein Eyolf": die gleichsam unterirdischen Beziehungen zwischen Asta und Allmers. Wichtig genug greifen die Unsichtbaren also in das Schicksal der leibhaft über die Szene wandelnden ein. Wenn sie trotzdem, gegen Ibsens Gewohnheit, ihr Angesicht verschleiern, so mag eine künstlerische Absicht, gewiß aber auch die sinkende Kraft des Alterswerks die Verantwortung tragen.

⁂

Von allen Unsichtbaren aus der Elterngeneration erscheine eine Gestalt zuletzt, weil sie die Krönung des Typus bedeutet: der Kammerherr Alving aus den „Gespenstern". Seine Hand greift aus dem Schattenlande heraus kräftiger als irgendeine andere ins Getriebe der Lebenden. Seine Person steht in ihrer körperlichen Anschaulichkeit fast ebenbürtig neben den Sichtbaren des Dramas. Vor allem aber erlebt dieses Phantom, was sonst nur den Leibhaftigen vorbehalten bleibt: eine regelrechte dramatische Entwicklung.

Ibsens analytische Kunst erzielt diesen Triumph mit den einfachsten Mitteln. In früheren Dramen wurde die Aufgabe, die Vergangenheit heraufzubeschwören, einem Einzelnen anvertraut. Etwa in den „Stützen der Gesellschaft": Lona holt die Familienchronik resolut hervor, und alle, Sünder wie Gerechte, lesen sie mit ihren Augen. Die verfeinerte Technik der „Gespenster" begnügt sich nicht mit einem so simplen Verfahren. Drei Augenpaare bohren hier ihre Blicke in das Dunkel

der verklungenen Zeiten. Sich selbst und dem Zuschauer erhellen es die Forschenden im Zusammenprall ihrer Meinungen. Nicht eine absolute und erprobte Wahrheit wird, wie sonst wohl auf Ibsens Szene, aus jahrelanger Verschüttung befreit. Sondern durch das Ausgraben und Hervorholen, durch den Beleuchtungswechsel, den die Arbeit bedingt, wird die Wahrheit überhaupt erst erkannt.

Wie richten die Drei ihre Blicke auf den Kammerherrn Alving? Oswald hat nur Kindheitserinnerungen beizusteuern, ist auf die Rolle des Lernenden beschränkt, hilft aber durch die Freiheit seiner Weltanschauung die Fesseln der Erkenntnis sprengen. Pastor Manders, Kindskopf und verblendet, sieht wieder einmal eine seiner Illusionen zusammenstürzen, ohne durch diese Erfahrung wesentlich an Menschenkenntnis zu gewinnen. Aber auch Frau Helene Alving, die den Schlüssel des Geheimnisses in den Händen zu halten glaubt, merkt, daß es für sie, die Sohn und Freund belehrt, an diesem Problem noch etwas zu lernen gibt. Der Zuschauer endlich erlebt den Kammerherrn wie einen dramatischen Charakter, der sich ihm auf die sinnfälligste Weise enthüllt: durch Überraschungen.

Im Anfang erscheint Alving ihm so, wie Pastor Manders das Wesen des Verstorbenen feierlich formuliert, als ein „tüchtiger und würdiger" Mann. Erst später merkt das Publikum, daß man sich auf Manders' Urteile über Menschen absolut verlassen kann, im Lobe wie im Tadel, wenn man nämlich unbesehen den Spruch in sein Gegenteil umkehrt. Zudem nährt Frau Alving die Konvention, indem sie dem Toten im Asylbau ein Ehrenmal errichtet. Oswald verehrt das Andenken eines Mannes, der so viel Gutes und Nützliches auf Erden geschaffen habe, und läßt ihn seinem eigenen Ehrgeiz als Vorbild hinstellen.

Zweite Phase: in ihrer großen Lebensbeichte am Ende des ersten Aktes reißt Frau Helene dem Pastor die Binde von den Augen. Manders sah seinen Jugendfreund Alving bisher so: ein Offizier mit flotten Jugendsünden, dem seine Frau nach einjähriger Ehe fortläuft. Zum Glück bringt er, der Pastor, sie auf den rechten Weg zurück, das Paar zieht aufs Land, und der Kammerherr wird durch seine Schöpfungen zum „Wohltäter für die ganze Gegend". — Nun muß er hören, daß Alving „ebenso ruchlos starb, wie er immer gelebt hatte", daß seine Leistungen insgesamt das geistige Eigentum seiner Frau waren, und daß er selbst als ein Nichtsnutz seine Ehe und sein Haus in Ausschweifungen besudelt habe.

Endlich, am Schlusse des Dramas, rückt Oswald mit seinem Leitmotiv: Lebensfreude seiner Mutter „ihr ganzes Dasein in eine neue Beleuchtung". Nun sieht sie plötzlich auch ihren Gatten in anderem Licht. Aus der Anklägerin wird eine Verzeihende, die alle Schwächen des armen Sünders erklärlich und sich selbst schuldig findet. Denn der Leutnant Alving mit seiner unbändigen Daseinslust erscheint ihr nun wie ein in öder Kleinstadt Eingesperrter, ohne Lebenszweck, ohne Freuden, ohne Kameraden. Auch sie als seine Frau habe ihn mit ihrem starren Pflichtbegriff nur auf den falschen Weg gedrängt. Aus dem „Ruchlosen" ist im Handumdrehen ein „grenzenlos Unglücklicher" geworden.

Ibsens großer Widersacher Strindberg aber glaubt, daß der Gerechtigkeit noch immer nicht Genüge geschehen ist. „Ich muß auch die andere Partei hören", sagt der Doktor in seinem „Vater". „Als ich Frau Alving ihrem toten Mann die Leichenrede halten hörte, dachte ich bei mir: verflucht schade, daß der Kerl tot sein muß."

Das dreiaktige Drama vom Kammerherrn Alving dreht sich um die gleiche Achse, wie Ibsens gesamtes Schaffen in der Reife seiner Mannesjahre. Hamlets Vers: „Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit", kann auch als sein Motto gelten.

Kein Motiv der „Gespenster" in allen vier Komplexen: Helene, Oswald, Manders, Engstrand-Regine, das nicht irgendwie auf den Unsichtbaren zurückführte. Diesmal drängt sich das Vererbungsthema bis ins Herz und bis in den Titel der Tragödie. Auch die Ähnlichkeit der äußeren Gestalt muß wieder den Anspruch des Toten auf den Lebenden beglaubigen. Wenn Oswald als Ebenbild des Kammerherrn, mit der Tabakspfeife seines Vaters im Munde, das Zimmer betritt, so starrt ihn Pastor Manders wie eine Erscheinung an.

In allen Phasen seiner Entwicklung sprüht dem Revenant ein keineswegs gespenstisches Leben aus den Augen. Ein bezaubernd liebenswürdiger Gesellschafter, gewinnt er als junger Leutnant die Herzen, und sein bloßer Anblick wirkt wie Sonntagswetter. Später, in der Ehe, verflacht der Übermut zu forcierten Späßen: er nimmt seinen kleinen Jungen aufs Knie, läßt ihn aus der Pfeife rauchen und lacht aus Leibeskräften, wenn das Tabaksgift seine Wirkung auf Oswald ausübt. Dann kommen die Bilder aus Frau Helenes trübster Zeit: wie ihr Mann das Stubenmädchen abfängt, wenn es mit Wasser für die Blumentische aus dem Garten kommt. Wie sie endlich, um den Durchbrenner ans Haus zu fesseln, allein mit ihm auf seinem Zimmer sinnlose Zechereien mitmachen, schamlose Reden anhören, mit ihm anstoßen und trinken muß, bis der Trunkene sich endlich nach einem Faustkampf von ihr ins Bett schleppen läßt. Während seine Frau als Gutsherrin Mannesarbeit verrichtet, liegt der Kammerherr den ganzen Tag auf dem Sofa und liest in einem alten Staatskalender.

Keine Ibsensche Bühnengestalt bewährt glorreicher als dieser Unsichtbare die Kunst, Trauerspiele über den äußeren Rahmen des Dramas hinaus fortzuspinnen, wie der Rezensent Ibsen sie an Munchs Geschichtstragödie bewundert hat.

*

Es ist kein Zufall, daß die Mehrzahl der Unsichtbaren eine Ahnengalerie bildet, daß die engste Blutsgemeinschaft sie mit den Handelnden verbindet, daß sie Bürger versunkener Welten sind. Ohne das Palladium der Elternschaft sind nur Nebenfiguren zur Halbexistenz der Schatten verdichtet.

Mit einer Ausnahme: Beate Rosmer, des Pastors ertrunkene Frau. Innere Beziehungen verknüpfen sie fast ebenso eng mit dem Drama

„Rosmersholm", wie etwa der Kammerherr Alving mit den „Gespenstern" verkettet ist. Und auch äußerlich hätte sie sich beinahe den Müttern zugesellt; im Entwurf des Schauspiels (Nachgelassene Schriften III, 261 ff.) treten noch zwei Töchter des Rosmerschen Ehepaares auf, und einen kleinen Sohn hat Beate offenbar in den Mühlbach mitgenommen. Erst später erfand Ibsen jenes Motiv, das besser zum Bilde der Hysterischen paßt: Selbstanklagen wegen Kinderlosigkeit.

„Rosmersholm" als ein Drama, das unverdrossen im Vergangenen wühlt, ist so recht die Domäne der Unsichtbaren. So ist Beate an Wichtigkeit als eingreifende Gestalt nur mit dem Kammerherrn Alving zu vergleichen. Auch ihr kommt eine Entwicklung, eine dramatische Existenz zu, im Wechsel der Beleuchtung, von Überraschung zu Überraschung gesteigert.

Wiederum sind drei Phasen wahrzunehmen. Im Anfang erscheint Beate, deren Taufnamen Paul Schlenther einer bewußten Ironie ihres Dichters zuschrieb, nur als die Armselige, Heimgesuchte. Zerrüttete Nerven jagen sie auf Irrwege. Gequält und überspannt zugleich, verdüstert sie ihrem Gatten das Haus und die Ehe. Selbst seine Freude an frischen Blumen muß er sich versagen, weil ihr Duft, sogar schon ihre Farbe, seine Frau betäubt. Überschwänglich und ohne Gleichgewicht zerreibt sie sich bald in ungestümer Leidenschaft für Rosmer, bald in Selbstvorwürfen wegen der Unfruchtbarkeit ihres Schoßes. Der Entwurf (Nachgelassene Schriften III, 293) kennt auch als „plötzliche Wandlung" nach der leidenschaftlichen Hingabe einen „stummen, verzehrenden Haß", ein später getilgtes Motiv, das seltsam von Ibsens Land über einen breiten Strom an Strindbergs Ufer zu führen scheint. Jedenfalls erscheint Beates Selbstmord als einziger Ausweg einer tief verstrickten Natur, fast wie eine natürliche Todesart. Rosmer aber darf sich täglich ohne quälende Nebengedanken an die Tote erinnern, im Bewußtsein, „alles für die arme Dulderin getan zu haben, was in seiner Macht stand". „Für uns gehört sie", sagt er dem Schwager Kroll, „sozusagen noch zum Hause."

Aus dieser gemächlichen Trauer wird der Pastor freilich bald herausgerissen. Krolls Aufklärungen lassen ihn eine andere Beate erblicken. Nicht mehr eine unselige Verirrte, sondern eine Märtyrerin, die bewußt um ihres Mannes willen in den Tod gegangen ist. Zwei Einbildungen haben ihren Untergang beschleunigt, haben sie zu kopflosen Schritten bei den Parteimenschen in der Stadt geführt: Rosmers Abfall von der Kirche, Rosmers Hingleiten zu Rebekka.

„Seit ich das erfahren," bekennt der Pastor, „ist sie gewissermaßen wieder unheimlich lebendig geworden." Kein Wunder, denn er weiß am besten, wie nahe die Zerrüttete mit ihren Einbildungen der Wirklichkeit gekommen ist. Aber nun, da aus der Bemitleideten eine Fordernde, ein Gläubiger geworden ist, erwacht selbst im sanften Rosmer der Trotz. „Ich lasse mir meinen Lebensweg nicht vorschreiben, weder von Lebenden noch — von anderen . . . Ich kann — ich will nicht durchs Leben gehen mit einer Leiche auf dem Rücken."

Endlich, im dritten Stadium der Entwicklung, wird Beates wahres Gesicht erkennbar, wenn Rebekka im Schlußakt die große Lebensbeichte ablegt.

Nicht die Krankheit, nicht die Liebe zu ihrem Manne hat sie in den Mühlbach gejagt, sondern, in bewußter Ausbeutung ihrer Nöte, eine Nebenbuhlerin. Nun wandelt sich die Tote zum letzten Mal. Dem milden Hausgeist hat Rosmer täglich gern die Tür geöffnet, gegen die herrisch Fordernde hat er sich aufgereckt, Rebekkas Opfer aber kann ihm nur noch, als ein mahnender Schatten, den Weg in den Tod weisen. „Die Selige hat ihn geholt"; mit diesem Aufschrei besiegelt Madam Helseths Einfalt sein Schicksal.

So lenkt die Unsichtbare das Drama, so geht sie selbst, dem „Gesetz der Wandlung" gehorsam, durch die Metamorphosen der dramatischen Entwicklung hindurch. Aber sie unterscheidet sich vom Kammerherrn Alving und von seinen Gefährten unter der Tarnkappe durch die blassen, verwischten Geisterzüge ihres Gesichts. Diesmal kann es sich, anders als in der Altersschöpfung „Klein Eyolf", nur um ein bewußtes Kunstmittel handeln. Eine Persönlichkeit mit individuellen Zügen hätte schwerlich zu Ibsens Vision gestimmt: das Gespenst im Hause, die Leiche auf dem Rücken.

*

Daß diese Enthaltsamkeit freiwillig ist, und wie plastisch gerade der Schöpfer „Rosmersholms" seine Unsichtbaren zu formen vermag, beweist neben dem hinkenden Dr. West eine andere Nebenfigur des Schauspiels. Rektor Krolls Frau, eine Lebende wie alle, die sich von der Elterngruppe absondern, wird mit den lebhaften Farben der Komödie skizziert. Sie ist Hausregentin, Klatschbase, Stifterin des Unfriedens, Souffleuse der üblen Nachrede. Sogar der Zelot Kroll schleicht sich ins Mitleid seines Dichters ein, wenn ihn das Erlebnis erschüttert, wie seine eigenen Kinder sich seinem Widersacher zuwenden, und wie seine Lebensgefährtin mit ihnen ins feindliche Lager desertiert. Ja, sie geht sogar zum Angriff über, indem sie den Rektor als Unterdrücker der Jugend anklagt. So herrscht Unfrieden in Krolls Haus, und als Rebekka ihn „einen lieben, guten Mann" nennt, brummt er vor sich hin, daß er so etwas daheim nicht zu hören bekomme. Trotzdem bezieht der Streitbare seine Meinungen ganz gehorsam von seiner Hausfrau, die er zu beherrschen glaubt. So wittert er sofort Rebekkas Einfluß hinter Rosmers Befreiung vom Kirchentum, und er wehrt sich nur schwach, als seine Gegnerin ihm auf den Kopf zusagt: „Das haben Sie von Ihrer Frau, Herr Rektor." Madam Helseth aber schiebt, wenn von bösen Einflüssen auf die Verstorbene die Rede ist, die Schuld mit frischer Schnelligkeit des Urteils auf Frau Kroll, die „immer so dicke getan" hat, und der sie jede Intrigue zutraut. Man sieht die Frau förmlich vor Augen, und es scheint, als ob auch sie ursprünglich für eine sichtbare Bühnenexistenz bestimmt war, um später der weisen Ökonomie des Dramatikers zum Opfer zu fallen.

*

Daß dem Techniker Ibsen diese Virtuosität des Erweckens und Belebens nicht vom Himmel zugefallen sei, lehrt ein Blick auf den ersten Unsichtbaren

in der Reihe seiner Bühnendichtungen. Es ist der Kanzler Peter in der „Herrin von Oestrot". Eine wichtige Gestalt, die aus dem Hintergrunde die Ritter und Edelfrauen an ihren Schnüren tanzen läßt. Überall ist Peters Hand im Spiel, jetzt wie ehedem. In der Vorfabel hat er sich Frau Ingers und ihres kleines Sohnes angenommen. Er hat das Kind adoptiert, zum Soldaten erzogen und seinen Knappen auf den Irrfahrten vor König Gustavs Verfolgung aus ihm gemacht. So trägt er die Verantwortung für alles Schicksalswerden, das auf der Entfremdung zwischen Mutter und Sohn beruht. Auch jetzt leitet er als Verschworener die Intrige, veranstaltet zwischen seinen Abgesandten geheimnisvolle Zusammenkünfte und gibt ihnen entscheidende Briefe mit. Luther, so hat der Kanzler seinen Zögling belehrt, ist ein verächtlicher Ketzer. Er gilt als ein Verschlagener, der manches Eisen im Feuer hat, und Frau Inger spielt ihn als eine Instanz aus, vor der niemand sich gern blamiert.

Züge genug für ein Bild des Lebens. Aber noch fehlt der Hauch, der Atem in dieses Phantom hineinbläst.

Eine interessante Spielart der Unsichtbaren stellt, in den „Stützen der Gesellschaft", der Redakteur Hammer dar. An ihm läßt sich der Drang eines dramatischen Geblüts ermessen, der vom Abstrakten zum Sinnfälligen vorwärts treibt. Im Getriebe der Kleinstadt braucht Ibsen für seine Intrigue auch die Presse, deren Vertreter ja stets in seinen Dramen so unbarmherzig für die Sünden ihrer nordländischen Kollegen bestraft werden. Konsul Bernicks Bahnprojekte und Terrainschiebungen werden von dieser Presse angegriffen, und alle Stützen der Gesellschaft leben in steter Angst vor der Zeitung. Die Presse, die Presse — allmählich nimmt Ibsen, wohl unwußt, Ärgernis an diesem unpersönlichen Wesen. Ein atmender Mensch muß für den toten Begriff einspringen, und so taucht plötzlich der Redakteur Hammer im Spiel der Interessen auf. Er macht im Klub boshafte Anspielungen auf Konsul Bernicks Familienwirren, er wittert den Privatprofit in den gemeinnützigen Plänen der Spekulanten, und auch das Geheimnis der Grundstückskäufe entgeht seiner Spürnase nicht. Erst wenn das Wort Presse solchermaßen Kopf und Glieder, Gesicht und Gehör, Menschenart und Menschennamen angenommen hat, gibt sich Ibsen zufrieden. „Mäßiges französisches Theater mit knarrender Technik", so hat erst jüngst Thomas Mann dieses wichtige Übergangsdrama eingeschätzt, ohne ihm Unrecht anzutun. Aber es ist hübsch zu sehen, wie auch hier schon ein Unverdrossener, im Aufstieg von Akt zu Akt, an sich und an seinen Kunstmitteln arbeitet.

Eine andere Funktion der Unsichtbaren kann es bedeuten, wenn sie sich damit begnügen, das Wirken eines Sichtbaren hinter den Kulissen zu stützen und zu vervielfältigen. So verdoppelt sich in „Hedda Gabler" gleichsam Tante Julles Gestalt. Diese alte Jungfer, rührend, weil sie niemals rührsam wird, in ihrer behutsam streichelnden Liebe, überschüttet das Tesmansche Haus mit Fürsorge. Darunter leidet aber keineswegs ihr mütterliches Sorgen

für ihre Schwester Tante Rine, eine seit Jahren ans Bett geschmiedete Märtyrerin. Es ist leicht, sich diese Hilflose vorzustellen, wie sie von der Schwester verwöhnt, vom Dienstmädchen umsorgt wird, wie sie ihr sehnsüchtiges Interesse auf den Neffen und Pflegesohn Tesman richtet, und wie sie friedlich stirbt, in der Seligkeit, ihn noch einmal wiedergesehen zu haben. Man braucht ja nur Tante Julles Person zu spiegeln. Im Plural liegt das Entscheidende: eine Tante genügt nicht, um die Wirkung auf den jungferlichen Zögling zu motivieren und um Heddas Abscheu vor der unwillkommenen Familie zu verhärten.

Am Schlusse der unsichtbaren Prozession marschiert endlich, im Greisenwerk „John Gabriel Borkman", der Advokat Hinkel. Wieder ein rein analytisches Problem: aller Blicke sind auf die Tage der Vergangenheit gerichtet. In jenem Drama, das sich vor fünfzehn Jahren abrollte, ist Hinkel der Gegenspieler seines Jugendfreundes Borkman gewesen, entscheidend für das Trauerspiel seiner Liebe wie seines Berufs. Denn Hinkel liebte Ella Rentheim, deren Herz John Gabriel gehört, und sie ist der Preis, den Borkman zahlen muß, um mit Hinkels Beistand zum Bankdirektor aufzusteigen. Aber die „Todsünde", die Ella ihm vorhält, hat ihm keinen Segen gebracht: Hinkel hält ihn für schuldig an den Körben, die er sich bei Ella holt, und stürzt ihn wieder von seiner Höhe hinab. So laufen alle Fäden der Vorfabel bei Hinkel zusammen. Auch ins Drama klingt noch Tanzmusik aus Hinkels Hause hinein: Borkmans junge Vertraute Frida spielt das Klavier, sein Sohn Erhard tanzt dazu. Als Herr eines lustigen, gastfreien Hauses, als ein Mann mit politischem Ehrgeiz gewinnt Hinkel Merkmale, die ihn ans Licht heben. Aber Ibsens Hand ist bereits müde, und John Gabriel Borkman braucht nicht zu fürchten, auch noch im Interesse der Zuschauer von dem Verräter seiner Jugendfreundschaft beraubt zu werden.

*

Von der Vergangenheit in die Gegenwart, vom Tode zum Leben schlagen die Unsichtbaren leise und hurtig ihre Brücken. Ihr gespenstisches Tun weitet die Szene und erschließt ihr gleichsam eine neue Dimension. Was im Hintergrunde so „geheimnisvoll am lichten Tag" waltet und rumort, das sättigt die auftretenden Gestalten mit gesteigerter Lebenskraft. Einmal sehen wir, wie im Drama selbst ein Sichtbarer zum Unsichtbaren wird: Klein Eyolf. Ist er nicht in den beiden Akten, da nur noch sein Schatten zwischen den Eltern steht, da das Gesetz aller Wandlungen von ihm auszugehen scheint, in Wahrheit lebendiger als im ersten Akt, wenn er sich leibhaft an seiner Krücke auf die Szene schleppt? Das Wunder der Auferstehung, wie es hier unsere Sinne bestätigen, vollzieht sich bei den übrigen Schatten in der Phantasie des Zuschauers. Waltet sie ohne Hilfe des Auges und des Ohrs nur freier und hemmungsloser, so dankt sie diese wahre Genießerlust des Träumens und Fortspinnens der Kunst eines Bühnendichters, der noch aus den Überschüssen seines Reichtums zu schenken weiß.

Der konservative Staatstheoretiker

Von

J. P. Buß

Es mag im gegenwärtigen Zeitpunkt, in dem die letzten Spuren des Konservatismus aus dem Leben der modernen Staaten verschwunden sind, von erhöhtem historischen Interesse sein, die Entwicklung und die Begründung der konservativen Staatsidee durch ihren modernen Meister Friedrich Julius Stahl zu rekapitulieren. Zu diesem Behufe ist es geboten, von den beiden in rechtsphilosophischer und in staatswissenschaftlicher Hinsicht grundlegenden Werken Stahls auszugehen, von seiner „Philosophie des Rechts" und seinen unter dem Titel „Die gegenwärtigen Parteien in Kirche und Staat" veröffentlichten Vorlesungen. Die breite geschichtliche Entwicklung der Staatsideen, ausgehend von der platonischen und aristotelischen Staatslehre, gewinnt in der Beleuchtung Stahls recht eigentlich durch seine Darstellung der mittelalterlichen Staatsauffassung für unsere Zwecke Bedeutung. Jener machtpolitische Dualismus, der in den beiden Polen Staat und Kirche das gesamte Mittelalter durchzieht, wird von ihm in seinen ganzen Ausmaßen und in seinen verschiedenartigen ideologischen Verbrämungen erfaßt und in den Mittelpunkt einer glänzenden Polemik gegen die theokratische Weltreichsidee der Kirche gestellt.

Das Mittelalter hatte ein neues Fundament in die Rechtsphilosophie einfließen lassen: den persönlichen Willen Gottes. Stahl nennt dieses Novum das theokratische Prinzip: das heißt „es wird überall eine unmittelbare Bekundung des göttlichen Willens vorausgesetzt, Gott habe danach durch sichtbare persönliche Art die Obrigkeit in Kirche und Staat bestellt, und auf diese konkrete Bestellung, nicht bloß auf ein allgemein göttliches Gebot gründet sich deren Ansehen". Auf dem Kern dieses Prinzips baut Stahl seine Lehre von der göttlichen Institution des Staates auf. Auch die Vorkämpfer der Reformation gründen die Obrigkeit auf göttliche Einsetzung, „aber sie gründen sie auf Gottes Ordnung und Gebot, nicht auf unmittelbare Tat Gottes": du sollst der Obrigkeit gehorchen, weil sie göttlicher Fügung ist. Das ist das Prinzip der Legitimität zum Unterschiede vom theokratischen Prinzip.

Mit der Reformation beginnt nach der Interpretation Stahls eine Weltepoche, die sich zwischen jene nachfolgende Periode stellt, und die zu der

„profanen Auffassung kam, daß Schutz des Lebens und Eigentums die alleinige Aufgabe der menschlichen Gemeinschaft sei". Melanchthon, Thomas Morus, Bacon und Bodinus, die diese nachreformatorische Zeit verkörpern, haben das sittliche Element überall hoch gehalten und am Staate die sittliche Bedeutung als die oberste erkannt. Erst die Naturrechtslehre mit dem Prinzip der abstrakten Rechtsphilosophie hat der Entwicklung des menschlichen Geistes grundlegend neue Richtung gegeben: die Vernunft als alleinige Quelle der Erkenntnis. Spinoza hat den „Kanon des Rationalismus" aufgestellt, und Stahl kritisiert die „hervorragende Großartigkeit dieses Unternehmens", das trotz des Mangels seiner Ausführung „Kleinlichkeit und Inkonvenienz" nicht hervortreten läßt.

Der Ausgestaltung der verschiedenen Systeme des Naturrechts widmet sich Stahl mit besonderer Sorgfalt. So den Staatstheorien des Hugo Grotius, der noch nicht der rein rationalistische Denker ist, aber in der geselligen Natur Sinn und Prinzip des Rechts sieht und in der Verbindlichkeit aus Übereinkunft die „Mutter alles bürgerlichen Rechts", und dem der Staat die vollkommene Vereinigung freier Menschen ist, durch welche jenes Gesetz der Natur, eine friedliche und geordnete Gemeinschaft, verwirklicht werden soll. Schon bei diesem Anlaß wie bei späteren Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern gibt sich Stahl als der strenge Forscher zu erkennen, der auch der Gegner Verdienste mit gleicher Hingabe wie ihre Irrungen aufzudecken versucht. Er verkennt nicht den großen Anteil, den Grotius an der Errichtung des Völkerrechts genommen hat, wenn er die Worte niederlegt: „Seitdem nicht mehr die Kirche eine gemeinsame Ordnung unter den Mächtigen der Erde handhabte, und nicht mehr der Kaiser als höchster Richter über ihre Streitigkeiten anerkannt wurde, galt in Völkerverhältnissen nur der unbedingte Wille der einzelnen Souveräne, und bereits bestand jene Theorie des bloßen Nutzens, welche den europäischen Zustand der unbegrenzten Vergrößerungssucht der Höfe in die Hand gab. Da war es denn etwas Großes, auszuführen, wie auch in den Verhältnissen der Völker nicht bloß der Nutzen, sondern das Recht gelte, wie selbst im Kriege nicht die Gesetze schweigen, wie sogar das, was rechtlich zusteht, die Menschlichkeit nicht gestatte." Trotzdem betrachtet Stahl Grotius als den ersten Verfechter der Lehre, nach der der Staat keine Autorität in sich selbst über die Menschen besitze, sondern sie nur durch ihren Vertrag empfangen habe, und er glaubt, die Lehre des Grotius brauchte „nur in ihrem ganzen Inhalt und ihren Forderungen entwickelt zu werden, so war sie das, was ein Jahrhundert später die Ordnung Europas umstürzte".

In seinem erwähnten Buche „Die gegenwärtigen Parteien in Kirche und Staat", in dem er den Feldzug gegen die „Parteien der Revolution" führt, hat der Rechtsgelehrte immer wieder einen inhaltvollen Freiheitsbegriff zu formulieren versucht: „Was ist Freiheit? . . . . . Moralisch frei ist ein Cato, der nur nach Pflicht und Tugend handeln kann, nicht ein Coriolan, der

zwischen Vaterlandsliebe und Rachsucht die Wahl hat. Politisch frei sind die Bürger eines Gemeinwesens, in welchem Zucht und Sitte gehandhabt wird, das so der Ausdruck und die Erfüllung ihres wahren Selbst ist, nicht die Bürger eines solchen, in welchem Unsitte, Konkubinat, Willkür der Ehescheidung, Blasphemie usw. freigegeben ist." Stahl stellt dem schrankenlosen Individualismus nicht die Ordnung, sondern den sittlichen Inhalt des öffentlichen Lebens entgegen. Mit jener Begründung, daß der Staat nicht auf dem Willen des Menschen aufgebaut werden könne, richtet er sich gegen die Staatsauffassung, nicht aber gegen den Freiheitsbegriff des Naturrechts, der doch gerade in der Forderung nach Frei-Sein vom Staat und nicht nach der Teilnahme am Staat verankert ist.

Mit starker Einseitigkeit behaftet, hat Stahl die Auffassung des Naturrechts gekennzeichnet, wenn er in seiner „Philosophie des Rechts" zu dem Schlusse gelangt: „Der Staat ist danach die Gesellschaft zur zwangsweisen Realisierung der Maxime der Koexistenz. Sein Zweck ist Schutz der Rechte der Einzelnen, wie sie aus dieser Maxime folgen. Was daher nicht aus dieser Maxime folgt und ihr dient, das kann vernunftgemäß nicht Gegenstand des Staatsverbandes, der Staatsgesetze, kurz des Staatszwangs sein, zum Beispiel öffentliche Bildung, öffentliche Sitte, öffentlicher Wohlstand. Hierfür einen Zwang zu üben, verletzt das Rechtsprinzip." Stahl sagt: Freiheit und Beschränkung gleichermaßen sind die „unveräußerlichen Merkmale alles Rechts, und das ewige Recht ist ohne sie nicht denkbar". Das „laissez faire, laissez aller" ist ihm das „äußerste Widerspiel des Gebotes, das Gott der Obrigkeit gegeben". Individuelle Freiheit erträgt keine Obergewalt am Volkswillen, „an der Majorität", und der Volkswille erkennt keine Obergewalt an der individuellen Freiheit: „Auf diesem Doppelpol ruht namentlich der Gegensatz zwischen Liberalismus und Demokratismus." Dem liberalen System der individuellen Freiheit und dem demokratischen System der unbeschränkten Volksgewalt und der Majorität stellt er ein System der Autorität entgegen, den Parteien der Revolution die Partei der Legitimität, die eine gottgesetzte Ordnung über dem Volkswillen anerkennt. Der Epoche des rationalistischen Denkens, die nicht wie das Naturrecht mit Kant ihren Abschluß findet, sondern durch Hegel tief in das neunzehnte Jahrhundert hineinwächst, gilt sein geistiger Kampf. Das Naturrecht fordert positive Berechtigung des Individuums, die es aus dem Vernunftsgesetze ableitet. Den Optimismus jenes naturrechtlichen Glaubensbekenntnisses hat Stahl verworfen in dem Kapitel seiner „Philosophie des Rechts", dem er den Untertitel: „Reelle Prüfung des Naturrechts" gibt. Was Gott und die Natur in jedem Verhältnis und durch jedes erreichen wolle, werde von der Naturrechtslehre nicht angestrebt, sondern in allem nur das Gleichmäßige, daß die Menschen ihre Freiheit behalten und keiner „zu etwas genötigt werde, was er nicht selbst gewollt". Stahl hat damit die destruktive Tendenz des Naturrechts besonders stark unterstrichen. Wenn er auch mit seinen heftigen Worten

gegen „das Naturrecht von Grotius bis Kant" nur ein tendenziöses Zerrbild dieses Systems zu geben vermochte, so hat er doch, trotz der tiefen Kluft, die seine Weltanschauung von jener rationalistischen trennte, nicht ganz die fruchtbaren Spuren verkannt oder herabgesetzt, die die Naturrechtslehre hinterlassen hatte, wenn er schreibt: „Ihr Inbegriff ist Humanität im edelsten Sinne des Wortes. Sie schaffte die Tortur und die Leibeigenschaft ab. Sie gewährt Freiheit der Forschung und Mitteilung, Freiheit der Bestrebung in dem Höchsten, wie im Geringsten, sichert daher den Austritt aus Staat und Kirche, den Schutz wenigstens der Privatrechte bei jedem Glaubensbekenntnis. Sie erzeugt die Toleranz, welche den Menschen für sich selbst gelten läßt, sein Wollen anerkennt, sein Vermögen erwägt und daher schonend ist gegen die Verblendung Einzelner oder ganzer Völker in Glauben und Tat."

In der Revolution von 1789 erblickte Stahl die Vollendung des Naturrechts. Rousseaus Lehre hatte das ältere Naturrechtsprinzip „folgerichtig auf den Punkt geführt, auf welchem es die vollständige Lehre der Revolution ergibt, und es nichts weiter bedurfte als der Vollziehung. Zahlreiche Schriftsteller, von den Monarchomachen des sechzehnten Jahrhunderts ausgehend, hatten die Lehre von der Erhebung der Völker über die Fürsten gepredigt, nach der alle Gewalt vom Volke ausgeht und erst durch das Volk auf den König übertragen sei. Rousseau hatte der Volkssouveränität die Krone aufs Haupt gesetzt, indem er soweit ging, zu beweisen, daß das Volk seine Gewalt gar nicht übertrage und solcher Art ein König nie ein Recht über das Volk erhalte, daß im Gegenteil die Entthronung des Königs nichts anderes sei als die „immerdar zuständige Verfügung des immerdar legitimen Souveräns, des Volkes". Die Unveräußerlichkeit der Freiheit ist der Charakter und Inbegriff der Lehre Rousseaus, die den allgemeinen Willen zum alleinigen Souverän erhebt.

Stahl findet gegen diesen Geist der französischen Revolution Worte schärfster Kritik: „Die Gesetze Gottes und der Natur — für Einzelleben, Familie, Staat, Kultus — alles das sinkt, und nur die Heiligkeit des Volkswillens wird zur absoluten Macht, sie ist Religion, Moral, Gerechtigkeit. Das ist der Geist Rousseaus, es ist der Geist der Revolution." Für den konservativen Theoretiker Stahl konnte nichts zerstörerischer wirken als die Auffassung Rousseaus von der unveräußerlichen Freiheit des Volkes: „Beruht die ethische Gestalt des Gemeinwesens bloß auf dem Willen der einzelnen Menschen, so müssen sie dieselbe auch, wenn sie wollen, wieder aufheben können. *Die Volkssouveränität führt darum nicht bloß zur Anarchie, sondern sie ist die Anarchie.*" Für ihn kann der Fürst als der unantastbare Gesalbte Gottes niemals den Majoritäten dienstbar gemacht werden. Für ihn kann der Staat nie die Verkörperung des Volkswillens sein, sondern nur des Willens der Obrigkeit, dem der Mensch unterworfen sei. In seinen Ausführungen gegen die Lehre der Volkssouveränität übersieht er schließlich ganz und gar, daß die Unübertragbarkeit und Un-

umschränktheit der Volksgewalt und die absolute Gleichheit aller für Rousseau nicht ein politisches Ideal, sondern einen Rechtsgrundsatz bedeutete.

In der nur abstrahierenden Betrachtung der Folgen einer Revolution und den Bedenken vor jeder Fluktuation der Gesellschaftsschichtung zeigt sich die ganze Hilflosigkeit Stahls gegenüber dem Lebensprozeß der geschichtlichen und sozialen Entwicklung. Nach seiner ganzen Anlage fehlte ihm jedes Verständnis für die gewaltige politische Stoßkraft der Ideen von 1789, und es mutet grotesk an, wenn er über die „elenden Verfassungsmachwerke der französischen Revolution" mit Spott hinwegschreitet zu der „naturwüchsigen Verfassung des alten deutschen Reiches", die durch Jahrhunderte bestehe „zu aller Befriedigung in dauernder Herrlichkeit".

In der Fortentwicklung dieser rationalistischen Denkweise des Naturrechts erblickte Stahl die größte Gefahr für die Menschheit. Demgegenüber gibt es für ihn kein Heil und keine Rettung vor dem drohenden Untergang der Gesellschaft als in der Rückkehr des Staats, in dem nur Christen die Bürgerrechte innehaben dürfen, zum christlichen Glauben. Davon wird an anderer Stelle noch ausführlich zu sprechen sein.

Den liberalen Staatstheorien der Locke und Montesquieu, in denen er nicht die Souveränität, wohl aber die Superiorität des Volks über die Krone gefordert sieht, widmet Stahl eine breite Auseinandersetzung. Der Theorie von der Teilung gesetzgebender und exekutiver Gewalt stellt Stahl die höchste Gewalt des Königtums entgegen als Mittelpunkt und Vereinigung der gesetzgebenden wie der ausübenden Staatsgewalt. Jeder Versuch, die königliche Machtsphäre einzuschränken, müsse die Ehrfurcht vor der Obrigkeit erschüttern. Stahl verkennt dabei, daß die Autorität der Krone gleichfalls mit den von ihm so sehr in den Vordergrund gestellten menschlichen Schwächen behaftet sein kann; er übersieht ganz und gar, daß ein Staatsgefühl, ein freiwilliges Anerkennen der Staatsgewalt gegenüber dem Volksganzen nur da existieren kann, wo die Massen als die Teilhaber an der Bildung des Staatswillens anerkannt werden. Es ist ein leuchtender Beweis für die mangelnde politische Einsicht Stahls und in gleicher Weise für den hohen Standesdünkel der preußischen Konservativen, wenn man bei ihm die Worte liest: „Die Erfahrung hat auch meistens gezeigt, daß die große Masse, zu deren Gunsten man das allgemeine Stimmrecht einführte, durch dasselbe in noch größeres Elend geriet. Was der großen Volksmasse nottat und gebührt, ist eine befriedigte Privatexistenz, nicht eine Beteiligung oder gleicher Anteil an der öffentlichen Gewalt."

Alle diese Staatsauffassungen der neueren Zeit entbehren für Stahl der tieferen sittlichen und religiösen Grundlage. Für ihn ist das Königtum eben nicht ein Staatsorgan, dem nach der Verfassung bestimmte Rechte und Pflichten zukommen, sondern eine göttliche Institution. Für ihn ist es freilich nicht widersinnig, daß mit der souveränen Gewalt des Königs sich ein Recht der eigenen Mitherrschaft des Volks verbindet. Hierin erblickt er, wie später

gezeigt werden soll, gerade das wahre Wesen konstitutioneller Verfassung im Gegensatz zur reinen konstitutionellen Theorie. Die Schriftsteller der Reaktion, die die französische Revolution bekämpften, haben den Grundstock errichtet zur autoritativ-christlichen Rechts- und Staatsphilosophie F. J. Stahls. Ihn verbindet die Nähe der Weltanschauung mit den de Maistre, Burke, Haller, Niebuhr, Adam Müller, die der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß der Mensch keine Staaten, keine Verfassungen, keine Könige mache, sondern allein der ewige Gott. Burke ist dabei völlig frei von phantastischen Vorstellungen, er hat wie kaum ein anderer voll und ganz die Realitäten des politischen Geschehens erkannt. Diese Denker sehen wie Stahl die geschichtlich wirksamen Kräfte, und sie geben ihre politische Bedeutsamkeit in rechtsphilosophischer Beleuchtung wieder. Jene „historische Schule" betrachtet die innere Umwandlung des nationalen Bewußtseins und die allmähliche unbeabsichtigte Umwandlung der Zustände als das Wesen der Geschichte. Sie erkennt nicht nur die Vergangenheit in ihr an, sondern auch ihr „unausgesetztes Werden". Über solche Betrachtungsweise der „historischen Schule" schließt Stahl den ersten Band seiner „Philosophie des Rechts" mit den seinen tatsächlichen politischen Zielsetzungen stark widersprechenden Worten: „Es ist das eine echt deutsche politische Ansicht, ausgezeichnet durch Gerechtigkeit, Fülle, Innigkeit, durch Festigkeit der Grundsätze mit freiem Anschließen an die geschichtlichen Zustände, durch konservativen Grundton mit Liebe für jede keimende neue Entwicklung ..."

Aus Stahls gesamter geistiger und staatspolitischer Wirksamkeit quillt ein Bekenntnis, von dem er in seinen Reden und Schriften keinen Fuß breit abweicht, ein Bekenntnis des göttlichen Rechts der Obrigkeit, der Legitimität, das durch ihn neue Bedeutung gewonnen hat, ein Bekenntnis des christlichen Staats und der geschichtlichen Ordnung. Sein Konservativismus ist kein solcher, der die Allmacht des Staats vergötzt, er fordert vielmehr das unverbrüchliche Recht der Person und die Freiheit des Gedankens und der geistigen Bewegung: Dies ist „für uns nicht minder Ziel als für die liberale Partei, wenn wir es auch nicht mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Ausschließlichkeit anstreben dürfen, und die Gefahr, unterdrückt und mundtot gemacht zu werden, ist, wie selbst die Erfahrung unter den günstigen Verhältnissen zeigt, für uns noch viel größer und näher als für sie. Willkürherrschaft, Absolutismus, Unterdrückung durch mechanische Kräfte ist darum wahrlich weder unser Ideal, noch auch unser Interesse".

Stahl vertritt den Grundsatz der Legitimität nicht in jenem engen Rahmen des fürstlichen Absolutismus, sondern in jener neuen Gestalt der Verteidigung alter historisch gebildeter Verfassungen gegen neuere, tiefer greifende und auf menschlichen Rücksichten ruhende Reformen. Er sieht das göttliche Recht der Obrigkeit verkörpert im König von Gottes Gnaden, nicht im König durch Volkswillen, „und diese religiöse Sanktion, die Herrschaft von Oben gegen die Herrschaft von Unten, diese Hingebung unter ein höheres Walten, unter das,

was von Gott gefügt und nicht von Menschen gemacht worden, ist das wesentliche Kennzeichen der Legitimitätspartei".

Ganz abgesehen einmal von der Fiktion des Gottesgnadentums, die so heillose Verwirrung in den Köpfen des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat, ist zu sagen, daß die ganze Einstellung der Legitimitätspartei, nach der Recht nur das überkommene, geschichtlich gewordene Recht sein kann, unhaltbar ist. Denn Recht und rechtsgültig ist das, was sich jeweils auf den tatsächlichen und unangefochtenen Besitz der Macht im Staate stützen kann.

Im übrigen ist es höchst charakteristisch für Stahls politische Denkart, daß er die Vorrechte des Adels und des Grundbesitzes und ihre daraus resultierende politische Herrschaftsstellung verteidigt, dieselben Methoden der Vermögensbildung zum Erwerb politischer Macht jedoch, wenn sie von der liberalen Bourgeoisie befolgt werden, als selbstsüchtig und anmaßend verwirft. (Zuzugeben ist, daß er den inneren Konflikt der liberalen Partei des Bürgertums, das Handeln gegen die Grundsätze und für die Vorteile, treffend geschildert hat.) Wie er zu allen politischen Fragen letzthin eine schwankende Stellung einnimmt, so tut er es auch zur Frage des gesellschaftlichen Unterbaus. Zwar sieht er im Adel nicht den herrschenden, sondern nur den in der Landesvertretung ausgezeichneten Stand; er soll nicht ein abgeschlossener Geburtsadel sein, aber auch nicht ein bloßer Grundadel, sondern vermöge jener Kontinuität der Familien ein Grund- und Standesadel. Denn je weiter die Geschichte sich von dem Zeitraum entferne, in welchem die kriegerischen und politischen Leistungen ausschließlich das Werk des Adels waren, desto mehr müßte es Aufgabe des Staates sein, die gesellschaftliche Stellung der Stände auszugleichen. Eine solche Funktion entspricht, wie Stahl glaubt, ganz dem Wesen des Staates als ein Reich des Rechts („Rechtsstaat") und ein Reich der Sitte („sittliches Gemeinwesen"). Ein Staatswesen, das sich dieser seiner höchsten Aufgabe bewußt ist, muß im Gegensatz stehen zum Polizeistaate, „in welchem die Obrigkeit darauf ausgeht, die sittlichen Ideen und die Nützlichkeitszwecke in ihrem ganzen Umfang und nach einer moralischen, daher arbiträren Würdigung eines jeden Falles zu realisieren"; es steht aber in nicht minder schroffem Gegensatz zum Volksstaat, in welchem das Volk die vollständige und positive politische Tugend von Staats wegen jedem Bürger zumutet und seiner eigenen jeweiligen sittlichen Würdigung gegenüber keine rechtliche Schranke anerkennt". Alle Glieder des Staates sollen von der Macht des sittlichen Geistes erfüllt sein. So soll der Staatsbürger seine Pflichten gegenüber dem Staat nicht bloß aus rechtlicher Schuldigkeit ableiten, sondern er soll sie erfüllen aus „Pietät und Treue gegen den Fürsten" und „aus Hingebung für das Gemeinwesen".

Aus der religiös-transzendentalen Einstellung seiner christlichen Weltanschauung, aus seiner einseitigen Unterschätzung der ethischen und sittlichen Kräfte der Menschheit und der durchaus pessimistischen Wertung des Menschen

erwächst im letzten Grunde sein politisches System, dem man die Schlagworte Autorität und Legitimität zugrunde gelegt hat. Für ihn ist der Mensch nicht nur schwach und unvollkommen, er ist im Innersten von Gott abgewendet, der Sünde und Selbstsucht verfallen. Die religiöse Grunderkenntnis, daß der Mensch aus eigener Kraft sich nicht zu befreien vermag, überträgt er in den Bereich des Politischen und folgert daraus, daß er auch infolge seiner schlechten Natur unfähig sei, in die Speichen seines politischen Schicksals einzugreifen. Nur auf dem sicheren Fundamente einer von dem Willen der Menschen unabhängigen Obrigkeit könne daher der Freiheit und dem geistigen Elemente Raum gegeben werden. So konnte er nicht den politischen Ausdruck finden für die lebendigen Kräfte der Volksgesamtheit, er erschöpfte sich in der Konstruktion blutloser politischer Normen. Sein A und O war: königlich oder parlamentarisch, und durch diese Betrachtungsweise war, wie hier später noch kurz gezeigt werden soll, auch seine Einstellung zur deutschen Nationalstaatsidee wesentlich beeinflußt. Zweck des Staates ist ihm die Verwirklichung des sittlichen Reiches, Schutz und Förderung des Menschen, Entfaltung des Zustandes der Nation, Handhabung der Gebote Gottes. „Der vornehmste Zweck des Staates ist das Recht (im objektiven Sinne) und die Gerechtigkeit" — liest man in seiner „Philosophie des Rechts". Der Staat soll die oberste, souveräne Macht auf Erden sein, aber nicht die absolute. Nicht beipflichten kann Stahl den katholischen Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts, die den Staatsabsolutismus bekämpfen, aber *statt der selbständigen, vom Staat als getrennte Macht funktionierenden Kirche* die souveräne, sich über den Staat erhebende Kirche erstreben, wenn er die einer verneinenden Beantwortung gleichkommende Frage aufwirft: „Wäre es aber ein Gewinn, wenn an die Stelle der Allmacht des Staates wieder die Allmacht der Kirche und namentlich des Papstes, dem die Könige untertan sind, träte?" Sein heftiger Kampf gegen die liberale Forderung der Trennung von Staat und Kirche wird mit so kleinlichen Argumenten geführt, daß sich eine Auseinandersetzung darüber erübrigt. Für ihn und für seine Partei der Legitimität ist nur der Staat nicht profan, in dem am Christentum als der von Gott gebotenen Staatsreligion festgehalten wird, in dem nur Christen Rechte haben.

Wie alle Denker romantisch-universalistischer Geistesrichtung, so versucht Stahl auf Grund seiner christlich-germanischen Weltanschauung das Idealbild einer Verfassung zu konstruieren, das er in seinem „konservativen Prinzip" verwirklicht sieht. Drei Maßstäbe will er bei der Beurteilung einer Verfassung unterscheidend anlegen: einen absoluten, einen relativen und vor allem einen individuellen: „Der *absolute* besteht eben in diesen Verhältnissen und Prinzipien, welche durch das Wesen des Staates und seine überall gleiche Bedeutung für das menschliche Leben gegeben sind ... Der *relative* besteht in der Angemessenheit an die gegebenen Bedingungen, welche über die Ausführbarkeit jener Prinzipien und namentlich jener Vorzüge entscheiden ...

Der individuelle bezieht sich auf die bestimmte Weise der Durchführung der allgemeinen Verfassungsprinzipien." Und diese Durchführung muß — das hebt Stahl mit besonderem Nachdruck hervor — aus dem Innersten der Volksindividualität hervorgehen.

Will man versuchen, der Persönlichkeit Stahls bis in alle Einzelzüge, seinem Werke und insonderheit seinen grundlegenden staatsphilosophischen Theorien gerecht zu werden, so muß man sich darüber klar sein, daß solches nicht geschehen kann von der Warte Bismarckischer Machtpolitik oder Treitschkescher Staatsauffassung aus. Legitimität und Autorität sind die tragenden Pfeiler seiner staatlich-politischen Forderungen. Aus allen Erörterungen über staats- und verfassungspolitische Probleme klingt immer wieder dasselbe Postulat heraus: „Wo eine Obrigkeit ist, da ist sie von Gott gesetzt." Und das Königtum ist als souveräner Träger der Staatsgewalt zum dienenden Glied jener göttlichen Obrigkeit prädestiniert und ausersehen. Nur so will Stahl die Institution des „Königtums von Gottes Gnaden" verstanden wissen. Ein Königtum, das nach dem Absolutismus strebe, bedeute nicht das Ziel der Gesellschaft, sondern ihren Bankerott. „Der König muß eine erhabene und selbständige Macht sein über der Nation und muß als solche jeden positiven, seiner Überzeugung widersprechenden Akt ablehnen können, auch gegen ihren entschiedenen Willen und erregten Andrang." Aber daß der Wille eines Mannes so viel gelten solle als der Wille von fünfundzwanzig Millionen Menschen — das wolle dem liberalen Zeitgeist nicht einleuchten. Stahl verleiht somit dem König das unbedingte Vetorecht gegen die Beschlüsse der Volksvertretung, mit nichten jedoch tritt er für seine Unumschränktheit ein. Es mag, wie neuerdings behauptet wurde, vielleicht ein scheinbarer, äußerlicher Widerspruch in der Art liegen, wie Stahl die göttliche Legitimität des Königtums ausdeutet und ihre Grenzen zu umschreiben sucht in dem Satze: „Dadurch, daß der König seine Vollmacht von Gott hat, ist noch nicht notwendig gegeben, daß er diese Vollmacht über alles habe." Stahl sieht eben im König nicht einen Herrscher über dem Staate, sondern nur einen Herrscher im Staate. Und auch in der eingeschränkten Monarchie ist, dem Begriffe der Souveränität gemäß, keine Macht gesetzt, die den König zwänge, „sondern nur eine Macht, die der König nicht zwingen kann". Gerade dadurch, daß die rationalistische, liberale Staatslehre solcher Auffassung kein Verständnis entgegenbringe, gebe sie den deutlichsten Beweis ihrer Dürftigkeit. Der Liberalismus erkenne solcherart nicht jenes Überirdische, jene innewohnende Majestät, jene metaphysische Weihe der Institution des Königtums. Wie die Ehe nur eine kümmerliche Anstalt zu nennen sei, wenn die Gatten sich bloß als Mittel zu geordneter Befriedigung ihres Geschlechtstriebes ansehen, so erfülle auch das Königtum seine Bestimmung nicht, „wenn nach dem Sinne der neueren Bildung bloß die mechanische Sicherung in ihm gesucht werde". Bei Stahls Auffassung von jener göttlichen Mission des Königtums ist es verständlich, wenn er mit unerhörter Leidenschaft den

Liberalismus befehdete, der sein gut Teil zum Aufkommen der revolutionären Strömungen in den Jahren 1848 und 1849 beigetragen habe, den Liberalismus, von dem er fürchtete, daß er dem Organismus des Staatskörpers in Deutschland „die chronische Krankheit" gebe. Dabei übersah er völlig die nationalen Beweggründe, die jene Bewegungen der deutschen Revolutionen trugen.

Gegenüber dem parlamentarischen Prinzip vertritt Stahl die Staatsform der ständisch-konstitutionellen Monarchie, in der die Berufsstände als die Vertretung des Volkes zu einem ergänzenden Element der Regierung erhoben werden. (Es ist eine seltsame Ironie der Geschichte, daß nach der deutschen sozialistischen Revolution gleiche Kräfte sich regen, die den Einfluß der Berufsgruppen politisch stabilisieren wollen.) Im ganzen und großen ist zu sagen, daß Stahl bei seiner Kritik des demokratischen Staates wohl einige unwesentliche Schattenseiten mit besonderem Geschick aufzudecken vermochte, daß er aber dennoch weit davon entfernt blieb, die wirklich zentralen und heute so sehr im Vordergrund stehenden Fragen der parlamentarischen Demokratie in seinen Gesichtskreis einzubeziehen. Das ganze System seiner konservativen Staatslehre fällt im letzten Grunde deshalb in sich zusammen, weil es ihm nicht gelungen ist, dem Vernunftreich der Demokratie eine irrational begründete und doch lebendige Staatsidee entgegenzustellen.

Stahl war in der geistigen Atmosphäre der politischen Romantik aufgewachsen. Sein praktisch-politischer Gesichtskreis hat wohl außerhalb der Peripherie der romantischen Staatsauffassung gestanden, hat sie aber nie ganz abzustreifen vermocht: von ihr beeinflußt, verurteilte er jede Revolution, jede Bewegung von unten, auch wenn sie auf ihr Panier die nationale Einigung Deutschlands schrieb. Die Autonomie der Staatspersönlichkeit hat er in seinen Reden und Schriften theoretisch festgelegt, aber immer wieder wirkten solcher Erkenntnis jene in seiner Weltanschauung wurzelnde Hemmnisse entgegen. Nur so konnte er die ganze Schwere der Kluft empfinden, die das Preußentum von deutscher Kultur schied, und die in seinen Worten zum preußisch-deutschen Problem ihren Ausdruck findet: „Für alles, worin Geist und Gesinnung der deutschen Nation sich kundgeben oder die Interessen der deutschen Lande beteiligt sind, möge Preußen kein Übergewicht über die anderen Staaten haben. Dagegen für das, was Sache der Macht ist, möge Preußen das Banner Deutschlands tragen, für den Schutz und die Vertretung nach außen, für die Erhaltung des Friedens, der Ordnung, der Autorität im Innern."

Stahls Freunde, der romantisch-konservative Kreis um Friedrich Wilhelm den Vierten mit seinen bedeutendsten Vertretern Leopold und Ludwig von Gerlach, erkannten nur eine solche Politik an, die den doktrinären Rechtsboden ihrer Staatsauffassung nicht verletzte. Sie richteten ihr Urteil nicht nach dem, was politisches Interesse erforderte, vielmehr nach dem, was dem sittlichen Gebot ihrer Rechtsideen entsprach. Friedrich Meinecke stellt in seinem Buche: „Radowitz und die deutsche Revolution" Stahl und Gerlach

in diesem Betracht gleich, wenn er bemerkt: „Stahl und Gerlach wollten die Fahne des monarchischen Rechts aufrichten und Gottes Ordnung im Staate gegen die anstürmenden Titanen des Zeitgeistes verteidigen." So wirkte seine Umgebung zu nachhaltig auf ihn ein, als daß er den nüchternen politischen Notwendigkeiten folgte. Trotzdem mußte die geistige Trennung zwischen ihm und seinen extremen Parteigenossen immer fühlbarer werden seit der Aufrollung der preußisch-deutschen Frage. Stahl äußerte sich hierzu in Worten, die stark an Bismarck klingen: „Die Geschicke Deutschlands werden nicht durch parlamentarische Majoritäten entschieden, in Erfurt so wenig wie in Frankfurt. Die Macht der öffentlichen Meinung, die in den Kammern siegt, weicht zuletzt doch der Macht der Wirklichkeit, die in den Dingen selbst liegt." Er, der in anderen auswärtigen Fragen gänzlich versagte, hat die künftige Gestaltung des Verhältnisses Österreichs zu Deutschland vorausgesehen. Er hat die politische Notwendigkeit der österreichisch-deutschen Gemeinschaft schon 1849 ausgesprochen, als er forderte, Österreich solle sich vom deutschen Bunde lossagen und dann mit Deutschland ein Bündnis schließen. Aber er konnte diesen realpolitischen Gedanken nicht zu Ende gehen, weil er sich nicht freimachen konnte von jenem Legitimitätsprinzip, das ihn beherrschte, und das zu ihm redete, daß Österreich der Austritt aus dem Deutschen Bunde nicht zugemutet werden könne. Herbert Schmidt nennt diesen inneren Konflikt, der Stahls nationalpolitisches Denken durchzieht, den Widerstreit des politischen Prinzips, mit dem rechtlichen Prinzip in Stahls Seele. „Das christlich-germanische Staatsideal liegt im Kampfe mit dem neuen, noch nicht klar bewußten Gedanken des autonomen Nationalstaates."

Stahl hat das Problem der deutschen Einigung mit dem diametralen Gegensatz zu Österreich erfaßt — aber er schreckte zurück oder schwieg zum mindesten vor der Erkenntnis, daß die deutsche Einigung gegen Österreich durchgeführt werden müsse. Sein Widerstand gegen eine gewaltsame Lösung der deutschen Einheitsfrage geht nicht auf ein großdeutsches Empfinden zurück. In der Einigkeit Preußens mit Österreich sah er weniger Deutschlands Macht und Einheit, *als den großen von Gott gegebenen Wall gegen die Revolution*, den man nicht leichtfertig aus der Hand geben solle, wenn er auch auf der anderen Seite zugab, daß Preußen eine Mission für Deutschland habe, in der es durch Österreich nicht beirrt werden dürfe.

Und doch hat Stahl wieder, wie später Bismarck, betont, daß der Erfolg der deutschen Politik Preußens in hohem Maße von der Stellung der europäischen Mächte zu ihr abhängig ist. Auch Bismarcks Sorge war es, „das Gespenst gegnerischer Koalitionen" abzuwenden, und er hat aus diesem Grunde weitgehendste Rücksicht geübt. Stahl sagt wie Bismarck: „Preußen muß eine Politik befolgen in Gemeinschaft mit Europa auf der gleichartigen Basis in wechselseitiger, billiger Rücksichtnahme, nicht eine Politik im Widerspruch mit Europa und die ganz Europa zum Kampf herausfordert."

Stahl bleibt bei diesem politischen Bekenntnis stehen. Bismarck zieht

seine Folgerungen daraus, indem er, vom Mittelpunkte dieser bedingten politischen Lage ausgehend, seine deutsche Politik einrichtet, indem er eine Übertragung des rechtlichen Legitimitätsprinzips auf die Artung seiner deutschen und auswärtigen Politik verwirft. Mit Stahl ist der junge Bismarck nie in enge Verbindung getreten, denn sein primitives borussisches Empfinden witterte in ihm nur den Juden, wohl aber mit Stahls extremen, feudalen Parteianhängern, den Brüdern Gerlach, über deren unpolitischen und unpraktischen Sinn er sich auf ihr Befragen persönlich zu ihnen äußert[1]): „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehen sehen, so wird der Herr Präsident (Ludwig von Gerlach) daran eine geistreiche Betrachtung über unseren Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General (Leopold von Gerlach) wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der einzige sein, der hinunterginge oder Leute riefe, um zu helfen." Gerade dadurch, daß Bismarck nichts mit jenem politischen Doktrinarismus der Gerlachs gemein hatte, der die Glaubensformel prägte, jeder Preuße müsse stets ein offener Gegner Frankreichs sein, gerade dadurch, daß sein politischer Gesichtskreis frei war von den Hemmungen „stagnierender Antipathien oder Sympathien für fremde Regierungen" konnte er jene reine Interessenpolitik verfolgen, die er nach dem jeweiligen Maßstab der Schädlichkeit oder Nützlichkeit für Deutschland einrichtete.

Von der unpolitischen Welt christlich-germanischer Weltanschauung aus konnte eine Politik, die nur mit den realen Lebensfragen der Nation zu rechnen hat, nicht anerkannt werden. Stahls auswärtige Politik bleibt denn auch eine Politik der Grundsätze, trotz der einzelnen Ansätze, die darüber hinausgehen, sittlicher, geschichtlicher, religiöser und rechtlicher Grundsätze.

Überblickt man das Ganze, so ist zu sagen, daß der mit so großem geistigen und dialektischen Aufgebot geführte Lebenskampf F. C. Stahls gegen eine auf *menschliche* Autorität und dem Mitbestimmungsrecht des einzelnen gegründete Staatsordnung in seiner restlosen Unproduktivität aus der alten theokratischen Vorstellungswelt heraus geboren ist. Wie Jellinek in seiner „Staatslehre" anführt, hat Rousseau gegenüber all den Versuchen, eine bestimmte Staatsform als auf göttlichen Willen gestützt zu rechtfertigen, die sarkastischen Worte geprägt: „Ich gebe zwar zu, daß jede Gewalt von Gott kommt, aber auch jede Krankheit wird vom Höchsten gesendet. Soll es deshalb verboten sein, den Arzt zu Hilfe zu rufen?" Stahl ist der letzte große Theoretiker des preußisch-deutschen Konservatismus, der den anstaltlichen Staatstypus seiner preußischen Legitimitätspartei erhalten hat, ihr aber keine neue Ideologie zu geben vermochte. Er hat die Grundtendenz des evolutionären Fortschrittes zugunsten einer theokratisch verbrämten Erhaltung des historisch Gegebenen vernachlässigt, er hat das angeblich Destruktive des Naturrechts bekämpft, ist aber selbst nicht darüber hinaus gekommen.

[1]) Gedanken und Erinnerungen Fürst Bismarcks, Band I.

Aus einer verklingenden Welt

Roman

von

Theophile von Bodisco

(Schluß)

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Freunde

Der Herbst kündigte sich an durch Seestürme und heftige Regenschauer, dann aber ward die Welt ein letztes Mal verklärt. Azurfarbener Himmel spannte sich als gewaltige Kuppel, goldene Sonnenstrahlen liebkosten die rot und gelb aufleuchtenden Bäume, die in letzter Ekstase mit ihren erregenden Farben dem Leben einen Gruß zusandten. Am Tage war alles voll Glanz und Festlichkeit, am Abend aber kamen die seltsam schaurigschönen Sonnenuntergänge mit dem blutroten Gestirn, den dunklen Wolken, die mit einemmal da waren wie von Neugier gepackt, das absterbende Licht ein letztes Mal zu schauen. Sie wurden selbst zu leuchtenden Gebilden, diese Wolken, vom blassesten Gelb bis zum feierndsten Rot standen sie eindringlich flammend am Himmel und verblaßten dann wieder.

In dieser letzten schönen Zeit des Jahres erfuhr Blandina, daß Asserin in Petersburg krank gewesen war. Ein inneres Leiden hatte sich durch die mangelhafte Ernährung in der Residenz derart gesteigert, daß er gezwungen war, in ein Hospital zu gehen. Sei es aber nun, daß seinen Nerven das Dahinleben an einem solchen Orte unerträglich war, oder daß ihn eine Unruhe erfaßt hatte, genug, er war wieder in die alte Stadt zurückgekehrt. Aber auch hier hatte der Arzt geraten, zuvörderst in ein Krankenhaus zu gehen. Nun lag er unweit Blandinas Hause — der Garten des Hospitals grenzte an den ihren — krank danieder, und vom Garten aus konnte sie zu den Fenstern seines Zimmers aufsehen. Viele Male am Tage stand sie unter den hohen Bäumen und sah, ob sich der Vorhang lüftete und ein vertrautes Gesicht sich ihr zeigte. Aber die kalten Fensterscheiben starrten abweisend zu ihr hernieder. Sie wagte es nicht, von sich aus ihm ein Lebenszeichen zu senden. Er hatte ihr nicht geschrieben; sie mußte abwarten, wie er jetzt seine Stellung zu ihr bestimmen würde. Aber immer angespannter und erwartungs-

voller schaute sie auf die Fenster, als riefe sie ihn hervor. Da geschah es eines Tages, daß er sie sah. Mit unwillkürlich lebhafter Gebärde grüßten sie sich. Sie sah sein schmales, gelblich gewordenes Gesicht lächeln, dann aber trat eine Schwester hinzu und führte ihn fort. Seit diesem Tage hatte Blandina es beschlossen, die Sorge für ihren kranken Freund auf sich zu nehmen. Er hatte außer den Manstaffs keine näheren Verwandten hier, und bei ihnen hätte ihm die nötige Ruhe auch gefehlt, da dort jetzt ein beständiges aufgeregtes Hin- und Hergehen von Menschen war. Auch stand bei der immer drohender werdenden Unsicherheit auf dem Lande in Aussicht, daß Irene in die Stadt zu den Schwiegereltern ziehen würde, denn sie sollte, in ihrem gesegneten Zustande der Hoffnung, vor allen erschreckenden Eindrücken bewahrt bleiben. So ergab es sich wie von selbst, daß der einzige Ort, wo Asserin eine ihm entsprechende Umgebung und Pflege hätte finden können, Blandinas Haus gewesen wäre. Da ward durch Frau von Manstaff die Entscheidung herbeigeführt. Sie hatte bereits mehrfach die Möglichkeit eines solchen Zusammenlebens erwogen und auch schon mit Asserin deswegen gesprochen. Auf Blandinas Frage, was der Kranke dazu gesagt habe, sah Frau von Manstaff sie mit besonders runden Augen an und rief, daß es für ihn doch nichts Schöneres geben könne als dies? Über Blandinas Gesicht hatte sich eine leichte Röte gebreitet. Am nächsten Tage schrieb sie Asserin und bat ihn, zu ihr zu ziehen. Ihre Freundschaft wäre so ungewöhnlicher Natur und so stark, daß sie selbst Krankheit überwinden müsse, er möge ihr das Glück seiner Gegenwart gönnen. Seine Antwort lautete: „Ein Lebender wollte zu Ihnen, aber Sie wiesen ihn von sich; einen, dessen Fuß die Schwelle bereits betreten hat, die zur letzten Grenze führt, rufen Sie zu sich? Ich komme, wie sollte ich ein letztes Glück, das mir die Erde zuerteilt, zurückweisen?"

*

Und nun lag Asserin auf einem bequemen Ruhelager im Saal da. Er sah in die goldene Ahornallee hinein. Blandina hatte ihm vorgelesen, aus seinen Aufzeichnungen, die er einst in Griechenland und Spanien gemacht hatte. Sie saß neben ihm, das in weiches, braunes Wildleder gebundene Bändchen in der Hand, noch ganz erfaßt von den vielen schönen und geistreichen Gedanken über Kunst, die ihr aus der Geisteswelt ihres Freundes entgegengetreten waren. Sie sah in sein schmales Gesicht, das sie Zug um Zug kannte, sah es glücklich lächeln, sah auf die ausdrucksvoll gerade Nase, das dunkle, in der Mitte gescheitelte Haar, die feinen Augenbrauen und die sinnreichen, dunklen Augen, und ein heftiges Weh um diesen Menschen, um sein vergangenes und bestehendes Leben erfaßte sie. Aber sie verwand ihr Empfinden und sprach sachlich und verständnisvoll über seine Ideen vom Wesen der Gotik, wie es in der Malerei zutage trat.

Solche stille, in sich gesättigte Stunden schenkte ihnen nun jeder Tag. Asserin las nur wenig, blätterte meist in seinen Albums, sich in dieses oder

jenes Bild vertiefend. An einem trüben Tage, da die monotone Musik des Regens die Seele gefangen hielt, fand Blandina ihn, mit der Photographie eines Totentanzes in der Hand, daliegen. Das Original, ein Altarschrein, befand sich in einer Kirche der Altstadt, deren Bilder vor dem großen Bildersturm gerettet waren. In diesem Sommer hatten sie lange Zeit vor dem Totentanz gestanden, und er hatte sie auf Einzelheiten des Bildes aufmerksam gemacht. Eine Reihe von Gestalten war dargestellt, die leise dahin tanzten. Zwischen je zweien Menschen war immer ein Gerippe, das zierlich und ohne Aufdringlichkeit den feinen Männlein und Fräulein die Hände reichte. Es wurden abgeholt Kaiser und Papst, Edelmann und Bürgerfrau, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe. Sie waren alle in eine Reihe gestellt in diesem letzten aller Tänze. Damals hatten sie davor gestanden in einer Steigerung ihres Lebens, und doch hatte ein Schauer Blandina überlaufen, als in der kühlen, kleinen Kapelle Asserins kühle und gedämpfte Stimme sie gefragt hatte, was sie wohl dazu sagen würde, wenn der Knochenmann jetzt auch ihnen beiden die Hände reichte und sie aufforderte, seine Contredanse bis ans Ende mitzumachen? Jetzt sah sie ihn lächeln über dieses Bild, mit einem neuen Lächeln, er schaute es an wie ein Wissender. Dann sah er auf zu ihr, las in ihren Augen das, was sich von ihm in ihr spiegelte, und sagte:

„Das macht so schön die halbverwehten Klänge,
So schön die dunklen Worte toter Dichter,
Und alle Dinge, denen wir entsagen. —"

Sehen Sie, meine stille und kostbare Freundin, auch wir beide sind etwas Vergangenes. Das Vergangene wird abgeholt und gleitet dahin; mehr denn jede andere Zeit gebiert diese das Abholende. Ich kenne sie nicht mehr, die Tendenz ist meiner Seele unbekannt." — „Herbstgedanken!" meinte sie. „Das ist der Herbst, der bricht dir noch das Herz . . ." sagte er, „und doch wie ist er schön, der Herbst, schöner als jede andere Jahreszeit. Sind wir beide nicht Kinder der goldenen und roten Blätter? Ich habe zurückgeschaut, gehorcht auf Verklingendes, haben Sie nicht auch so gelebt? Die neue Zeit aber öffnet ihr Gesicht den herbeieilenden Winden. Was von der alten Zeit in den Menschen ist, sinkt dahin. Das hat Melancholie, aber keine Melancholie ist ohne charme. Ich bin so glücklich wie noch nie, ich lasse mich vom Dasein tragen. Niemand verlangt jetzt von mir, daß ich Darsteller bin, ich war immer gern ein inniger Zuschauer." Blandina schwieg. Würde die Zeit ihn Zuschauer bleiben lassen? Konnte nicht das Drohende jeden Augenblick über sie hereinbrechen? Umgeben von einem Volk von Feinden, das immer offener auf die Vernichtung alles Deutschen hinarbeitete, konnten sie nichts Gutes für die Zukunft erwarten. Und die Hoffnung auf einen deutschen Einmarsch, nun, da das deutsche Heer in Riga stehengeblieben war und nur die Inseln besetzt hatte, schien dahingesunken. Doch Blandina hielt alles Trübe und Beängstigende möglichst fern von ihrem Freunde; sie selbst konnte es oft ver-

gessen in ihrem innigen Ineinanderleben. Sie waren ja wie Töne und Farben, die ineinander übergingen. „Lassen Sie nur den Herbst verrinnen," sagte er, „mit uns, um uns." So gingen die Wochen dahin, die Blätter waren gefallen.

„Ich habe noch nie so der Stunde gelebt wie jetzt," meinte Blandina eines Tages, „mit vollem Bewußtsein halte ich nun den guten Augenblick, der mir geschenkt wird." — „Gibt es noch Zukunft?" fragte Asserin. „Mir ist, als wäre ein schwarzes Tuch vorgezogen. Ich denke nicht weiter. Auf dunklem Hintergrund vollzieht sich mir das flüchtige Farbenspiel des Lebens. Ich habe nie gewagt, Sie danach zu fragen, aber ich will es dennoch heute tun: was sehen Sie, fühlen Sie etwas voraus?" Ihr Gesicht wurde sehr ernst. „Komme, was da kommen wolle", sagte sie ablenkend. „Wir gehören ja doch zum Orden der Entsagenden." — „Besteht denn außer beim Altmeister Goethe noch solch ein Orden?" — „Ja, er besteht. Die Bundesglieder erkennen einander an ihren Gesichtern. In denen ist nichts mehr von Gier und Krampf ausgedrückt." — „So abgewandt von der Welt?" — „Es ist mehr eine Weltwandlung. Es gibt auch ein Emporsteigen zu immer höheren Stufen." — „Und was wird da gelernt?" — „Zuerst soll erkannt werden, wieviel positiv Gutes in der Welt ist und auch uns geschah. Dann lernen wir es, aus uns herauszutreten, um die Welt auch ohne Bezug auf uns zu verstehen. Eine Einfügung in das Ganze des Geschehens, damit Erweckung der Vernunft. So kommen wir zur Selbstbefreiung. Denn die schwerste Last, die wir zu tragen haben, sind wir selbst." — „Also immer Entsagung?" fragte Asserin. „Ja, aber als Empfangende; wir empfangen Wesentliches." — „Ach," sagte er, „aber wie festlich strahlten nicht doch die Farben der Erde! Mit welch liebem Schellenklang läutete nicht das Narrentum der Welt an uns vorüber! Was Sie vorbringen, liebe Freundin, gilt für die hohen Seelen. Aber gibt es denn ihrer gar so viele?" Blandina richtete sich auf. In ihre Augen kam ein stahlharter Glanz: „Schon auf der Erde sind wir mit der unsichtbaren Welt verbunden. Viele Menschen werden an der Welt krank, weil sie die Fäden nicht zu fassen vermögen zu jener anderen Welt. Es heißt ja auch: ‚Die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod'." Asserin verspürte ihre verhaltene Erregung. Es war etwas aus ihrem Wesen getreten, das er als seelische Aktivität empfand. Er sagte es ihr. „Ja," sagte sie lächelnd, „es geht etwas Neues in mir vor. Ich gehe um mit einem Traum." — „Wie ist er?" fragte er. — „Ich sehe mich stehen auf der Schwelle eines weißen Hauses im Abendleuchten. In der Ferne verklingen Berge. Ein großer Garten, Park und Wald. Es kommen Pilger zu mir. Sie kommen in allen Farben der Erde, aber in meinem Hause wandeln sie sich und erscheinen auch äußerlich in einer neuen, in einer gleichen Tracht. Denn nur der Mensch spricht hier für sich, sein Gesicht, sein Wesen. Es gibt hier keinen Pomp der Welt, kaum einen Namen. In den ersten Tagen des Eintritts wird geschwiegen. In jeder

Woche gibt es noch solch einen stillen Tag. Hört man nicht deutlicher seinen Ton, wenn man auch schweigen lernt? Ein jeder tritt in eine ihm gemäße Arbeit, sei es nun eine physische im Haus und Garten oder Wald oder eine geistige. Man kann die Stunden zusammen verbringen; man fällt wieder auseinander, aber alles geschieht in freien Figuren, wesensgemäß." — „Und was sind das für Pilger?" — „Ich glaube, es werden solche sein, die durch irgend etwas mit der Welt zerfallen sind. Oder auch nur solche, die einen kurzen Waffenstillstand mit dem Leben suchen." — „Und sind denn alles Ihre Gäste?" — „Von Geld", sagte Blandina lächelnd, „dürfte allerdings nicht viel die Rede sein, denn das ist eine böse Macht, die ich am liebsten überhaupt ausgeschaltet haben möchte. Viele müßten meine Gäste sein können, andere dürften kleine Stiftungen machen. Es soll aber keiner etwas vor dem andern voraus haben. Ich weiß das selbst noch nicht, wie sich das alles gestalten soll. Es ist nicht mein Privathaus, es ist auch kein Sanatorium, und es ist auch kein Kloster, und doch, es ist etwas von allem diesem zusammen." — „Es ist sehr schön," sagte er, „wie Sie sich auch hier in diesem Ihrem Traum nicht verleugnen können. Er paßt zu Ihnen. Es ist aber ein Seelenluxustraum. Ich wünschte dennoch sehr, Sie könnten ihn verwirklichen." Er sah ernst und sinnend vor sich hin, als suche er sich eindringlich etwas vorzustellen. „Würden Sie dabei sein wollen?" fragte sie unsicher und zögernd. Er lächelte wehmütig. „Gewiß, gern. Ich würde schon aus Neugier kommen, um zu sehen, wie die Menschen sich dabei benehmen. Es ist ein Nachklingen in dieser Idee, und das gerade gefällt mir darin. Die neue Welt, die kommen wird, wird sich aus anderen Mitteln aufbauen. Sie kommt aus schneidender Wirklichkeit, aus harter Forderung und nicht aus Schonung. Dies ist ein zartes, mildes Sostenuto. Aber es würde zu Ihnen passen, solch ein weltliches Kloster zu leiten. Sie würden auf eine wundervoll stilvolle Art zu weißen Haaren kommen. Vergeben Sie mir, wenn ich so spreche, aber Sie haben mir Freude gemacht. Das Leben der Zukunft wird sehr unkünstlerisch werden. Das ist nichts für Sie. Darum haben Sie sich in Ihrer Phantasie schon so schön gerettet. Nun bitte ich Sie, mir eines zu versprechen: wenn es irgend möglich ist, diesen Plan zu verwirklichen, wenn Sie irgendwie diesen Traum erfüllen könnten, so geben Sie mir jetzt Ihr Wort, daß Sie jenem feinen, auserlesenen Seelenkult leben wollen?" — „Ja, ich will es tun," sagte Blandina, „mehr kann ich nicht sagen, denn die Verwirklichungen bedürfen ja der Realität und nicht des Traumes." — „Ich habe Ihr Wort," rief er fröhlich, „und jetzt sehe ich wirklich etwas wie eine Art Zukunft vor mir. Ich sehe wenigstens, daß Sie in einem schönen Rahmen stehen könnten, wenn auch um Sie herum Ihre Welt schon versunken ist."

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Vertrieben

Barbara hatte weiter dahin gelebt und dennoch nicht gelebt. Sie war zwar nach und nach wieder den Anforderungen des Lebens gerecht geworden, aber das geschah mehr automatisch, ohne daß die Seele etwas dazu tat. Doch brach jetzt schon ein wenig Licht in die Umschattung, so daß sie sich zur matten Dämmerung aufhellte. Sie wollte nichts anderes, als sich ihrem Schmerze hingeben, aber ihre Natur begann doch, sie wieder herauszureißen, ihr Geist stellte Fragen und suchte nach Antwort.

Als was hatte sich ihr Leben gestaltet? Es war jäh in zwei Hälften zerrissen: es gab da eine Zeit, da sie Rjasin noch nicht gekannt hatte, und eine, in der er da war. Diese beiden Lebenshälften schienen ihrem Gefühl unvereinbar, und dennoch begann etwas in ihr wieder anzuknüpfen an jene Zeit, die vor seinem Erscheinen zurücklag. Der zerbrochene Ring strebte dennoch, sich wieder zu schließen, und unter diesem — wie unabhängig von ihr — vor sich gehendem Vorgang, begann ihr das, was solange das Zentrale ihres Lebens gewesen war, zu entgleiten wie ein Traum, wie etwas, das eingeschoben und nun herausgefallen war. Dennoch hatte sie durch die schmerzhafte Wirklichkeit tiefe Wunden empfangen. Es schien ihr bisweilen, sie habe bisher zwecklos gelebt, doch war etwas in ihrem Wesen anders geworden. Das Erlebte würde immer weiter in ihr wirken.

Sie lehnte sich nicht mehr auf gegen das Schicksal, wie sie es während der schweren Krankheit in Verzweiflung getan hatte. Sie war nur erfüllt von einer schmerzlichen Bitternis, von einem wehen Staunen. Das Gefühl war noch krankhaft gereizt, und doch arbeitete etwas in den verborgenen Schichten, wuchs und reifte, obwohl es noch nicht ins Bewußtsein trat; schon streckte die Seele sich einem neuen Inhalt entgegen. Alles dieses ging nur innerlich vor, Barbara zeigte noch keinerlei Aktivität. Sie lag noch viel und ging nur wenig aus, obwohl der Arzt ihr viel Spaziergänge empfohlen hatte. Ihr war, sie müsse passiv verharren, um sich nicht von ihrem großen Erlebnis zu trennen.

Es waren drei Ereignisse in der Geschichte ihrer Liebe, die ihr immer wieder ins Bewußtsein traten: das Erkennen der Liebe, die erste Nacht mit ihm und die Gewißheit, daß sie ein Kind erwarten durfte. Alles andere versank vor diesen hochragenden Wellenkämmen, alles andere war nur kleine Bewegung dagegen. Dieses war die Dichtung ihres Lebens, es erschien ihr als das Teil, das ihr geworden war auf dieser Welt.

Im Hause schaltete und waltete die Baronesse. Sie genoß es sichtlich, allein die Zügel der Regierung in Händen zu halten. Im Grunde lief der Haushalt mit den gut eingeschulten Dienstboten wie von selbst ab; aber ihrer Ansicht nach bekam erst jetzt alles das richtige Gepräge. Es ward alles aristokratisiert. An Mattwei wagte sie sich zwar nicht heran, aber es hatte

sich von seiner Seite ein kühlerer Ton eingestellt, den sie als einen unterwürfigeren empfand. Barbara mußte ihr, ihrer Ansicht nach, auch fernerhin die Führung überlassen. Sie tat ihr zwar von Herzen leid, aber ihre augenblickliche sanfte Apathie war ihr im Grunde bequem. Dennoch hielt sie es für ihre Pflicht, immerfort zu versuchen, Barbara Interesse am Leben einzuflößen. Sie hielt sie im Laufenden über alle Geschehnisse in Stadt und Land. Die Nachricht von dem Sturz der revolutionären Regierung in Petersburg, dem endgültigen Sieg der Bolschewisten hatte nur wenig Eindruck auf Barbaras Gemüt gemacht. Auch das schien sie nicht zu erregen, als nun auch hier im Lande die Regierung gestürzt wurde und eine rote Garde an die Spitze trat. Die Baronesse konnte sich nicht genug tun, das Treiben dieser Leute auszumalen. Überall in der Stadt zögen bewaffnete Zivilisten mit roter Kokarde im Knopfloch herum. Sie gäben Befehle aus, und ein Widerspruch wäre nicht möglich. Sie hätten schon die Einziehung des Eigentums und Enteignung der Güter proklamiert.

Eines Tages unternahm Barbara auf die lebhafte Bitte der Baronesse mit dieser einen kleinen Spaziergang. Sie gingen durch die alte Stadt. Da hörten sie laute Militärmusik. Ein Zug von Menschen begegnete ihnen, der mitten auf der Straße ging. Es wurden rote Särge an ihnen vorbeigetragen. Die Baronesse trat lebhaft auf eine Gruppe von Bekannten zu, die an einer Straßenecke stand und etwas auffällig miteinander flüsterte. Sie fragte, was dieses merkwürdige Bild bedeute? Es wurde erzählt, daß zwischen einigen jungen Rittergutsbesitzerssöhnen und esthnischen Soldaten, die sich verbunden hatten gegen die rote Garde, ein kleines Gefecht gegen diese sich abgespielt hätte, und daß das jetzt die Opfer wären, die man da in roten Särgen dahintrüge. Barbara stand blaß in ihrer tiefen Trauer neben den andern und starrte dem Zuge nach. Alles erschien ihr vollkommen unverständlich. Sie fühlte, wie sehr sie den Anschluß an all dies Geschehen verloren hatte. Da hörte sie den Namen Neu-Allen. Sie horchte auf. Ihr Geist ward emporgerissen, sie erfuhr, daß auch dies Gut schon eingezogen war, und daß Irene in diesen Tagen in die Stadt ziehen sollte. „Was ist das nur alles, was bedeutet das?" fragte Barbara ganz benommen, als sie neben der Baronesse wieder nach Hause ging. „Ja, meine liebe Barbara, jetzt haben Sie es endlich einmal selbst gesehen, in welch einer Zeit wir leben."

An diesem Abend konnte Barbara nicht einschlafen. Sie gedachte der Besuche, die sie als Kind mit ihren Eltern auf vielen Gütern gemacht hatte, der Fahrten späterer Jahre. Sie sah Gut um Gut an sich vorüberziehen wie eine Vision.

Weiße, große Häuser tauchten auf, in weiten Parkanlagen gelegen. Sie hatten säulengeschmückte Balkone und Wappen unter dem Giebel. Kleinere Häuser zogen vorüber, friedlich in die hochbeschattenden Bäume dichter Gärten geduckt. Sie unterbrachen die Monotonie der Landschaft, schienen herausgewachsen aus diesem Lande, als seine Krone, als sein Stolz. Und alle diese

Häuser waren begabt mit einer Seele, die tönte, Wärme ausströmte. Es war die Liebe der Besitzer, die wie ein Dunstkreis um diese Häuser schwebte. Wohl hatten Sturm und Revolution viele schon in früheren Jahren vernichtet, aber sie waren bisher doch immer wieder wie aus dem Geiste des Landes neu herausgeboren worden. Es schien Barbara, daß, wenn man an dies Land dachte, sich einem vor allem die Güter vorstellten. Welch ein stilles, ödes Land war es nicht im Grunde! Aber war es auch ein ödes Land, es war ein geliebtes Land und darum ein gesegnetes, an dem jahrhundertelang die treuen Herzen hingen. Und nun waren die Besitzer dieser Güter, die ihrer Heimat verschrieben waren mit Blut und Seele, vertrieben aus ihrem Besitz. Alles dies stellte sich ungeheuerlich in Barbaras Phantasie.

Ich muß Irene sehen, sagte sie sich immer wieder. Sie stellte sich im Geiste vor, wie Irene Abschied nahm von Neu-Allen. Es war das erstemal seit Monaten, daß sich ihr etwas anderes als ihr eigenes Leben in den Mittelpunkt ihrer Phantasie und ihres Gefühls gestellt hatte.

*

Bei den Manstaffs war das Haus zu einem Taubenschlag geworden; kaum war eine Partie von Besuchern gegangen, so stellte sich eine andere wieder ein. Die Hochstadt war überfüllt von den vertriebenen Gutsbesitzern mit ihren Familien. Herrn und Frau von Manstaffs ganzes Denken haftete an Neu-Allen, wo Hans zurückgeblieben war, dem es gelungen war, sich in das Komitee wählen zu lassen, das fortan sein Gut bewirtschaften sollte. Sie suchten Irene immerfort Mut zu machen und ihr den Glauben zu stärken, daß sich alles wieder zum Guten wenden würde.

Nicht nur Frauen und Kinder, nicht nur die Herren der Verwandtschaft und Nachbarschaft gingen jetzt hier aus und ein; es kamen nun auch solche Herren häufig hierher, von denen Frau von Manstaff stolz sagte, daß es die „Kapazitäten" des Landes wären, und zwar aus Stadt und Land zusammengenommen. Mit diesen Herren pflegte ihr Gemahl lange und geheimnisvoll hinter verschlossenen Türen zu reden, so daß sie zum Resultat gekommen war, daß es sich um wichtige Landesgeheimnisse handeln müsse. „Ihr redet und redet da," sagte sie, „und wir Frauen sollen es nicht wissen. Wovon sprecht Ihr denn eigentlich und was habt Ihr denn vor?" — „Mamachen," sagte Herr von Manstaff, „allen Minne- und Ritterdienst den Frauen, aber wozu Eure zarten Seelen belasten mit dem, was nicht laut gesagt werden darf? Ich achte Euch zu hoch, um Euch der Gefahr der Indiskretion auszusetzen." Frau von Manstaff schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte Irenen, daß die Männer etwas vorhätten, offenbar etwas Politisches, Gott gebe nur, daß sie keine Dummheiten machten. Es sei das ja sehr richtig, daß man zu ihrem Manne zur Beratung komme, aber es habe ja geradezu den Anschein, als handle es sich um eine Verschwörung? Irene sagte nichts hierzu. Sie wußte es durch Hans, um was es sich handelte: der Adel hatte bereits seine An-

abhängigkeitserklärung von Rußland proklamiert und stand nun heimlich in Unterhandlung mit der deutschen Heeresleitung. Und nicht nur der Adel und die deutsche Bürgerschaft taten dies, es schlossen sich auch die konservativeren Elemente des anderen Volkes an, die es voraussahen, daß das kleine Land der Spielplatz der Schicksalsstürme werden mußte, wenn es sich nicht unter einen festen Schutz stellte. Irene wußte, daß junge Leute unter Lebensgefahr nach Deutschland gegangen waren mit geheimen Nachrichten und Unterschriften. Magnus selbst war einer von diesen gewesen. Hans hatte ihr das alles erst erzählt, als er sie aus Neu-Allen fortbrachte in die Stadt. „Habe nur Mut," sagte er, „vertraue. Die Deutschen werden es nicht zulassen, daß ihre Brüder hier vernichtet werden. Geht es uns ans Leben, so wird die Hilfe vor der Tür sein!"

Irene suchte sich an diesen Glauben zu klammern. Doch Blandina hatte es ihr gesagt, daß sie viel leiden müßten, und daß sie auch hierin Gottes Stimme heraushören sollten. Wer sagt es uns denn, fragte sich Irene, daß alles wieder je gut werden wird? Hat Magnus es mir nicht selbst einmal erklärt, daß die neue Zeit ganz neue Ideen geboren habe? Könnte denn nicht die Idee sich in der Welt festsetzen, wie sie eben verwirklicht wurde, daß die großen Güter etwas Überlebtes darstellten? War vielleicht jetzt der Strich unter die Rechnung langer Jahrhunderte gezogen worden, und das ganze Minus fiel nun auf die Seite der früheren Besitzer? Irene hatte sich so sehr in den Gedanken eingelebt, daß ihr Sohn der einstige Erbe von Neu-Allen sein sollte, daß ihr solche Gedanken fast zu einer Glaubensanfechtung wurden. Was Hans ihr auch zu ihrer Beruhigung sagen mochte, es dämpfte nicht ihre Sorgen, sie wurde von einem dunklen Vorgefühl beherrscht. Ihr Gesicht ward schmal, ihre Gestalt war schon schwer. Sie konnte nur wenig schlafen. In den Nächten lag sie da mit bangen Gedanken.

Oft schon hatte Irene in diesen schweren Tagen daran gedacht, Barbara zu besuchen; aber es hatte der dringenden Aufforderung der Baronesse bedurft, ehe sie sich entschied, es zu tun. Sie hatte die geschlossenen Kreise ihrer unglücklichen Freundin nicht durchbrechen wollen, denn sie fürchtete, daß ihr Anblick Barbara, die doch die Hoffnung auf ihr Kind auch verloren hatte, zu viel Schmerz bereiten könnte. Nun aber war sie zu einer geworden, die von Weh und Sorge erfaßt war, sie war nicht mehr eine restlos Glückliche. So durfte sie vor Barbara erscheinen.

*

Einen Augenblick zauderten sie beide — jede nahm zuerst den Anblick der anderen in sich auf. Irene sah auf Barbaras hohe weibliche Gestalt, an der die schwarzen Falten so ernst und düster daniederflossen. Wenn eine Farbe nicht zu ihr paßte, so war es dies undurchsichtige Schwarz, das den Kopf durch den hohen Stehkragen wie abschnitt vom übrigen Körper. Barbaras dunkle Augen blickten verschleiert, um den Mund hatte sich ein weher Zug

eingegraben. Aber die charakteristische Nase paßte nicht zu dem weichen, wehmütigen Gesichtsausdruck, sie sprach von anderen Stimmungen. Irene sah Barbara mit einem vollen Blick an und fühlte eine erbarmende Liebe in sich aufwallen.

Ungleich anders war Barbaras Empfinden bei Irenens Anblick. Es erschien ihr, als käme die zur Gestalt gewordene Mütterlichkeit auf sie zu. Irene war ihr wie umflossen von einem Heiligenschein. Sie trug das Zeichen der Liebe, aber sie trug es als eine Gabe, die sie der Menschheit reichen wollte. Das schmale Gesicht mit dem schief gescheitelten blonden Kraushaar war so klein geworden. Aber wie stark und ruhig der Blick der Augen war! Barbaras Herz klopfte, Tränen stiegen ihr in die Augen. Die beiden Frauen umarmten sich wortlos.

Doch dann begann Barbara zu fragen. Sie fragte nach allem so eingehend und mit so teilnehmender Wärme, daß Irenens Herz geöffnet ward und sie immerfort sprach und erzählte. Sie steigerte sich dabei; schließlich war es ihr, als habe sich nur ein dichter Nebel zwischen sie und alle Erfüllung gesenkt. Sie sprach von ihrer Liebe zu Neu-Allen, von ihrer Ehe, sprach von der Erde, die sie als Urmutter bezeichnete. „Wirklich, ich lernte sie erst jetzt kennen und lieben. Als alle die braunen weiten Felder mit der Saat im Frühling vor uns lagen und nun nichts mehr von Menschenhänden gemacht werden konnte, da war es mir, als wäre die Erde unsere große Mutter, der wir uns anvertrauten. Wie sie das Leben verwaltete, wie sie es ausgestaltete in ewiger altbewährter Weisheit!“

Barbara hatte die Augen geschlossen. Sie lehnte den Kopf an ein orangefarbenes Kissen, ihr Haar leuchtete dagegen, dann breitete sich die schwarze Farbe ihres Kleides aus. Als Irene schwieg, sagte sie: „Ich sehe euch, dich und Hans, gegen den Abendhimmel und die Felder. So viel plein air strömt aus deinen Worten.“ Irene hielt Barbaras Hand gefaßt. Ihr eigenes Glück war ihr so sehr ins Bewußtsein getreten, daß nun das Mitleid mit Barbara sie wieder heftig erfaßte. „Liebe, liebe Barbara!“ sagte sie. Barbara fragte leise: „Ist es dir auch wie ein Wunder, das Kind?“ Irene sagte: „Wie ein Wunder? Nein, es erscheint mir so natürlich.“ Da sah sie, daß Barbaras Gesicht ganz starr wurde wie eine Maske. Da legte sie den Arm um Barbara und schluchzte auf: „Ach, arme Barbara, wie leid du mir tust!“ Barbara rührte sich zuerst nicht, dann aber schreckte sie auf: „Nein, du darfst nicht weinen und noch dazu um mich!“ Irene schnaubte sich heftig und suchte, ihrer Tränen Herr zu werden. — „Dich hat dein Glück größer und weiter gemacht,“ sagte Barbara, „du nahmst in dein Glück auch andere auf, darum ist es göttlich. Ich aber habe nur mich gemeint, und da wurde ich eng und klein und ungöttlich.“ — „Aber Barbara!“ — „Ja, so ist es. Darum ist mir auch alles zusammen versunken.“ Irene suchte nach Worten des Trostes. Da sah sie Magnus vor sich, sah sein Gesicht gütig und verstehend auf sie beide herabsehend, und sie begann von ihm zu sprechen.

Sie erzählte von seiner Abreise mit der geheimen Mission, und daß sie nichts von ihm wüßten, als daß er eingekleidet sei als deutscher Soldat. „Glaubst du, daß er kämpfen muß?" fragte Barbara lebhaft, Irenens Hand stark drückend. „Sein Schicksal ist jetzt in ein größeres gestellt, Barbara." — „Und was sagt deine Mutter dazu, fürchtet sie nichts für ihn?" — „Mama sagt, daß er jetzt sein Gesetz erfüllt. Wäre ich jetzt nicht verheiratet, so hätte ich es versucht, mit ihm zu gehen, und wäre in Deutschland Krankenschwester geworden." — „Daran habe ich früher so oft gedacht," sagte Barbara versonnen, und über ihr Gesicht glitt ein Spiel wechselnder Ausdrücke, „in dieser schweren Zeit, doch wenigstens ganz im kleinen, ein wenig Liebe zu üben. Das müßte schön sein. Früher hätte ich es vielleicht getan, weil es mich interessierte; wenn ich es jetzt täte, wäre es etwas anderes." — „Ich wollte dich noch um etwas bitten, Barbara." — „Du, die Reiche, die Bettlerin?" — „So darfst du nie sprechen," rief Irene, „ist dir auch viel genommen, so bist du doch selbst da, und du bist so viel, Barbara!" — „Und was soll ich denn?" fragte Barbara weich. „Du sollst dich um die Bergschen Kinder kümmern in der Art, wie ich es tat." — „Wie, ich soll doch nicht etwa unterrichten?" rief Barbara, „da hast du mich ganz vergessen! Jeder ernstgemeinte Kindereinwand würde mir akzeptabel erscheinen." Irene lachte: „Aber hingehen wirst du doch?" — „Ja, und ich kann ihnen auch eine Lehrerin schaffen, da ich selbst keine bin." — „Ich danke dir sehr," sagte Irene, „es lastet auf mir, wir haben so wenig Geld eben, denn die rote Garde hat das Bankkonto gesperrt. Und du wirst Frau Berg liebgewinnen. Mir hat sie in einer schweren Zeit meines Lebens so sehr geholfen."

Seit diesem Wiedersehen mit Irene trat eine Wandlung bei Barbara ein. Einige Tage ging sie wie von innerer Unruhe getrieben rastlos umher; es sah aus, als dächte sie angestrengt nach. Dann erklärte sie eines Tages der Baronesse, daß sie in ein Hospital eintreten wolle, um die Krankenpflege zu erlernen. Die alte Dame sagte, daß sie wirklich immer von einem Extrem ins andere falle und sich nur überanstrengen werde. Mattwei aber nickte vor sich hin und lächelte zum ersten Mal seit vielen Wochen wieder einmal glücklich: „Ja, so war Barbara Antonowna schon als kleines Kind. Sie weinte und war so unglücklich, daß wir alle verzweifelt waren. Dann aber nahm sie plötzlich ihre Puppen und begann wieder zu spielen."

Vierundzwanzigstes Kapitel

Schreckenszeit

Es war Nacht. Blandina saß im weichen Schlafrock am Schreibtisch. Vor ihr lag ein Berg von Briefen und Aufzeichnungen. In der letzten Zeit hatte die rote Garde vielfach Haussuchungen gemacht, ja auch einige Verhaftungen vorgenommen. So war die deutsche Gesellschaft ungemein schmerzlich dadurch getroffen worden, daß der Führer der Ritterschaft in Gefangen-

schaft gehalten wurde. Der roten Garde waren solche Papiere in die Hände gefallen, die bewiesen, daß von deutscher Seite ein Anschluß an Deutschland erwünscht werde. Auf einem Meeting in der St. Olaikirche, die zum Volkshause entwürdigt worden war, hatte der Führer der roten Garde eine flammende Rede gegen die Barone gehalten und mit den Worten geschlossen, daß ihre Augen aber das nicht sehen würden, was sie so ersehnten. Das Schlimmste stand zu erwarten. Obwohl Blandina es versuchte, alles allzu Brutale vor ihrem Patienten, der sich so sichtlich in ihrer Pflege erholte, geheim zu halten, konnte sie doch die Wirklichkeit nicht vor ihm verbergen. Auch hatte er einen zu scharfen Blick für Lebensverhältnisse, um nicht den ganzen Ernst der Lage zu übersehen. So hatte er sich neulich einen Notar kommen lassen und sein Testament gemacht. Nachher aber hatte er Blandina mit eigentümlichem Blick lange Zeit angesehen.

In dieser Sylvesternacht war sie nicht, wie sonst, aufgestanden und hatte hinausgeschaut. Sie wußten es ja alle, welch dunkles Gewölk am Himmel stand, welche Schatten auf sie niederzufallen drohten! Aber wenn Blandina auch das Dunkle vorausfühlte, so schien es ihr doch, als würde auch Helles und Strahlendes in der Gefolgschaft des Schreckens sein. So hielten Befürchtung und Hoffnung einander das Gleichgewicht.

Es war solch eine stille, dunkle Nacht. Vor Blandina lagen die Briefe vieler Menschen, deren Lebensschicksale zu ihr getragen worden waren. Was nur für sie allein bestimmt gewesen war, ordnete sie zu einem Haufen, ihn den Flammen zu übergeben. Auch ihre eigenen Aufzeichnungen wollte sie verbrennen; nur einiges, das Wert für ihre Kinder hatte, sollte Frau Berg übergeben werden, die sich erboten hatte, es treu zu verwahren. Sie lebte in einem unscheinbaren Hause und gehörte ja nicht der jetzt so verfemten Klasse des Adels an.

Was vor Blandina lag, war ihr Leben. Sie hatte die wichtigsten Epochen ihres Lebens fixiert. In das Buch war ab und zu ein Brief gelegt, der eine Handschrift trug mit steilen Buchstaben. Auch ein Bild lag hier. Sie nahm es in die Hand und vertiefte sich in die Züge, sah in das Gesicht, das das Unverständliche ihres Lebens war. Es war Magnus und Irenens Vater, in dessen Zügen sie forschte. Ob sie wohl etwas von ihrer Kinder Wesen darin wiederfand? Oder sah sie hier nur den Hintergrund für ihre Lieben? Auch einige von den Briefen entfaltete sie, und noch jetzt bebte ihre Hand, da sie die Zeilen überlas, und jene unfaßbare Furcht kam wieder über sie. Ein Schuldgefühl durchzitterte sie — sie war ihm wohl nicht die rechte Frau gewesen! Welches Gesetz hatte sich hier erfüllt, indem es sie beide einander zugeführt hatte? War es ein dunkles Gesetz des Geistes und der Natur zugleich, das die Existenz dieser Kinder vorausbestimmt hatte? Wie war es möglich gewesen, daß dieses Mannes Wille sie fast ausgelöscht hatte, so daß sie mit blinder Seele, und ohne eigentliches Unglück zu empfinden, dahingelebt hatte? Sie las in ihren Aufzeichnungen. Da sprangen ihr die Worte

entgegen: Warum bin ich allen Menschen so fremd und nur dem Geiste so bekannt? In die Flammen mit dem einstigen Stammeln der Seele! Lebensperiode um Lebensperiode lohte auf. Sie saß vor dem Kamin und sah in das Feuer, das anregend auf sie wirkte. Ich habe es erfahren, dachte sie, daß bisher meine Beziehung zum Leben durch das Göttliche hat gehen müssen; nun aber ist die Stunde des Menschlichen gekommen. Sie sah in den Flammen noch einmal ihr Leben. Sie sah Höhen und Tiefen und verschlungene Wege. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Ja, sie war gewandert, weit gewandert; aber erst jetzt hielt sie das in Händen, was sie vielleicht einem kleinen Teil der Menschheit als Gabe darreichen könnte? In dem Augenblick, da Blandina tief sich selbst fühlte und dennoch frei war vom Hemmenden des eigenen Ichs, ward sie durch ein lautes Klopfen an der Haustür aufgeschreckt. Es ward bald zu einem brutalen Poltern, das sie zurückriß in die wirkende Welt. Sogleich erfaßte sie es, das jetzt ein Grauenvolles über sie hereinbreche. Ihr erster Gedanke war, daß Asserin abgeholt werde, denn war er nicht höherer Beamter in Petersburg gewesen und somit eine bekannte Persönlichkeit? Sie eilte zu ihm, ihn zu bitten, sich schnell anzuziehen, aus dem Fenster in den Garten zu steigen und zu versuchen, zu entweichen. Sie fand ihn schon halb angezogen auf dem Bette sitzen. Durch einen Blick verstanden sie einander. Aber da waren die Stimmen schon im Hause, und ehe sie sich besinnen konnten, war das Zimmer erfüllt von einer Menschenmenge. Blandina sah sich umringt von nahen, rohen, teils durch Alkohol gerötеten Gesichtern. „Aufmachen, die Schlüssel!" schrie jemand sie an. Sie starrte in ein Gesicht, das dicht vor ihr auftauchte, unter einer hohen Fellmütze. Ein Revolver war gerade auf sie gerichtet. Nein, so kann nicht der Tod sein, dachte sie, das ist ja nur eine Groteske! Sie hörte eine laute Stimme rufen: „Asserin! Da steht er auf der Liste. Aufstehen, mitkommen!" Sie ward herausgedrängt. Vor einem großen Schrank blieb sie stehen. Sie hatte nicht gewußt, daß ein Schrank soviel bergen könnte. Wäsche, Kleidung, Vorräte, Silber — alles lag wirr um sie herum. Was wollten sie nur mit Asserin? Sie suchte mit den ihr am nächsten stehenden Leuten zu sprechen. Ernst und eindringlich stellte sie ihnen vor, daß Asserin krank wäre und ihrer Pflege anvertraut. Die Gesichter neben ihr wurden unsicher. Da drängten sich andere vor: „Keine unnützen Gespräche. Schnell, geben Sie heraus, was Sie haben!" — „Wohin soll er denn gebracht werden?" rief sie. — „Dahin, wo noch viele andere sind!" Da sah sie Asserin im Pelz zwischen den roten Gardisten, die die Revolver auf ihn richteten, daherkommen. Sie hörte seine Stimme, die ruhig klang und kühl: „Beunruhigt euch doch nicht so. Gleich zwanzig Revolver auf einen Menschen? Glaubt ihr denn, daß ich stärker bin, als ihr alle zusammen?" Mehrere Hände sanken herunter, eine Stimme aber rief, daß es nicht auf Worte ankäme. Blandina ging auf ihn zu. Er war sehr bleich, zeigte aber ein ruhiges, konventionelles Gesicht. Nur, als sie einander in die Augen sahen, da veränderte sich sein Gesichtsausdruck.

Es zuckte um seinen Mund, er sagte schnell und leise auf französisch: „Zeigen Sie keinerlei Furcht. Ich bin viel gesunder, als Sie glauben. Ich kann es ertragen." — „Führt ihn ab!" rief ein langer Kerl und drängte seinen Nachbarn so nach vorn, daß Asserin mit ins Gedränge kam. Er ward aus dem Zimmer hinausgeschoben.

Was nun geschah, spürte Blandina nicht mehr, denn ihre Seele war ihm nachgegangen. Sie sah es nicht, daß ihre Vorräte fortgebracht wurden, Wäsche, Silber. Sie sah nicht das Chaos, das um sie entstand. Sie stand regungslos da und sah über alles hinweg. „Zieh dich an, komm mit!" rief einer und stellte sich vor sie hin. Da richtete sie die Augen auf ihn. Hoch und weiß, mit dem Blick fest in dem seinen stand sie da, fast geisterhaft. Er trat zurück und murmelte: „Sie steht wohl gar nicht auf der Liste?" Es wurde schnell in die Liste eingesehen. „Laßt sie!" rief ein anderer. Schnell, wie sie gekommen, verließ die Bande das Haus.

*

Frau Berg stand vor Barbara: „Ja auch Irene, trotz ihres Zustandes! Wir müssen es versuchen, sie durch die Ärzte zu befreien." — „Ich kann es noch gar nicht fassen", stammelte Barbara, die wie aufgelöst vor der energischen kleinen Frau stand. „Als ich hinausging und das Plakat las an den Straßenecken, daß der ganze Adel geächtet sei und vogelfrei, mußte ich umkehren, denn meine Knie versagten. Ach nie, nie hätte ich geglaubt, daß es solch eine schreckliche Nacht geben könnte!" — „Die Hochstadt ist wie ausgestorben, alle Männer sind fort, fast alle Frauen. Alles fortgeschleppt. Sie können sich die Stimmung von Herrn von Manstaff denken! Da hat er sein Leben lang die Frau auf Händen getragen, damit sie jetzt von der roten Garde abgeführt wird! Ich habe keine Zeit mehr. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß im Hilfsverein die Küche für die Gefangenen arbeitet. Wir haben es so eingerichtet, daß die Kinder unter 17 Jahren, die ja frei sind, das Essen zu den Gefangenen hinfahren. Es sind so furchtbar viele Herren da, und immer wieder werden neue hingeführt." — „Und sie sind alle im Hafen im großen Speicher?" — „Ja, das soll das Konzentrationslager sein." — „Und die Damen, sollen sie auch in ein Konzentrationslager gebracht werden?" — „Ich denke doch, sie können doch nicht immer im Lichtspieltheater bleiben?" — „Was für ein entsetzlicher Sonntag ist das," sagte Barbara, „man möchte nicht mehr leben." — „Wir müssen leben, um zu helfen", erwiderte Frau Berg.

Nachdem Barbara alles, was sie an Brot und kalten Speisen vorrätig hatte, hatte einpacken lassen — sie tat es allein mit den Leuten, denn die Baronesse mußte einer heftigen Erkältung wegen das Bett hüten — nachdem sie alles zur Hilfsküche gebracht hatte, eilte sie zu Blandina. Sie fand hier Herrn von Manstaff vor, der auf Blandinas Vorstellungen zu ihr gezogen war. Er saß in einer Ecke des Saales und sah starr vor sich hin. Als er

Barbara in ihrer Schwesterntracht daherkommen sah, erkannte er sie zuerst nicht. „Ach, Fräulein Rhyn — Frau Rjasin, Sie sind es? Furchtbar. Ja beide, Irenchen, die Arme, Kleine. Und — meine Frau ... Ja! Aber wie sie abzogen — großartig! Einfach ehrfürchtig wird man. Keine von beiden dachte auch nur einen Augenblick an sich. Nicht ein Wort verloren sie über das, was sie erwartete, sie dachten nur eines: wir gehen für ihn! Der Junge wurde ja bei uns gesucht. Die Bande sagte, er halte sich verborgen und sie nähmen die Damen für ihn. Und wie sie fortgingen! Meine Frau — wie sich's gehört. Nase in die Luft, und die Handschuhe hat sie sich noch zugeknöpft!" Barbara versprach alles zu tun, was in ihrer Macht läge, um sowohl für Irene wie für Frau von Manstaff ein ärztliches Zeugnis zu beschaffen zu ihrer Befreiung. Vor allem aber wollte sie es auch für Asserin tun.

Es war eine lange Zeit her, daß Barbara und Blandina einander nicht gesprochen hatten. Sie waren zuerst so bewegt, daß sie nicht auf die Beziehung, in der sie zueinander standen, achteten. Jetzt fühlte Barbara einen leicht forschenden Blick auf sich ruhen. Sie errötete. Ein seltsames Gefühl überkam sie in der Nähe dieser Frau. Sie mußte an Magnus denken. „Nur das ist schön," sagte sie, „daß Magnus das nicht erlebt." Blandina nickte. Sie hatte in Barbaras Gesicht gelesen. Wie wunderbar ist doch die Kraft des Lebens, dachte sie, jetzt trägt sie die Tracht, die andeutet, daß sie fortan nicht mehr für sich allein zu leben gedenkt, und nun kommen die Erlebnisse mit Gewalt und reißen sie vollends heraus. Nein, Barbara ist nie gebrochen gewesen, sie ist noch ganz Antwort. Die ganze Frische des Lebens ist noch in ihr ...

Barbara war bei den Kommissaren der roten Garde gewesen mit ärztlichen Zeugnissen. Ihre liebenswürdige Art, der frauliche Reiz ihrer Erscheinung hatte selbst hier so weit gewirkt, daß man ihr versprochen hatte, die Fälle zu prüfen. Als sie aber hinausging, sagte ihr einer der roten Soldaten, der als Wache vor der Tür stand, daß sie nur nicht glauben solle, wenn ihr etwas versprochen würde.

Barbara und Frau Berg trafen sich vor dem großen Lichtspieltheater an der Seepromenade. Die Vorstellung war im Gange, obwohl die Foyers und der Korridor überfüllt waren mit gefangenen Frauen und Mädchen. Die Leute strömten nur so hinein. Es war nicht nur das Sonntagspublikum, sondern vor allem waren es die Neugierigen, die etwas von der großen Sensation miterleben wollten. „Man hört Schlimmes," sagte Frau Berg, „die Herren sollen nach Kronstadt gebracht werden". — „Was ist das?" rief Barbara. „Sehen Sie doch!" Sie hörten ein Gröhlen von der Straße her und sahen, wie eine Menge sich heranwälzte. Pfeifen, Gejohl und ab und zu immer dasselbe Wort: „Barone, Barone!" Unter der Menge rote Gardisten mit Flinten und vorgestreckten Revolvern, zwischen ihnen ein Trupp von Herren, die in Reih und Glied dahinschritten. „Das sind wieder welche," sagte Frau Berg traurig, „wohl vom Lande und aus den kleinen Städten.

Sie werden wohl auch in den Hafen gebracht. Aber was das ist —?!" Sie drängte kraftvoll nach vorn. Es waren hochgewachsene Gestalten, die ruhig dahingingen, beherrscht in der Geste. Feste, geschlossene Gesichter. „Er ist es — Hans Manstaff!" Frau Berg ließ Barbaras Arm los. Barbara hätte ihn nicht erkannt, sein Gesicht war älter und stolzer, als es ihr im Bewußtsein stand. Frau Berg gelang es, bis zu den Herren vorzudringen und mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Sie konnte Hans zuflüstern: „Irene gesund, auch Ihre Mutter. Wir suchen, sie zu befreien. Sie hofften, Sie blieben versteckt." Hans sah sie nur einen Augenblick an, dann tat er, als sähe er sie nicht. Er sprach leise, und sie mußte sich anstrengen, ihn zu verstehen: „Als ich hörte, daß man sie gefangen genommen, weil man mich suchte, kam ich. Können sie jetzt nicht frei werden? Grüße. Sie sollen nicht verzagen. Hoffen." Er war vorüber. Pfeifen, Zurufe, Gelächter schollen hinter ihm her.

Frau Berg erzählte Barbara, was er ihr gesagt. „Ich muß es versuchen, Irene zu sehen," sagte Frau Berg, „kommen Sie, wir wollen einen Versuch machen. Ich bin so unscheinbar, ich komme überall durch. Nehmen Sie solange ein Billett und gehen Sie in den Saal." Barbara trat in den Saal. Es war eine Luft zum Ersticken. Kopf an Kopf eine Menschenmenge. Laute Musik, und dahinten im Korridor, in den Foyers Irene und all die andern Frauen und Mädchen! Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie stand eine Weile da, ohne etwas zu sehen, dann ging sie wieder hinaus. Frau Berg kam zurück, ihr Gesicht sah verstört aus. „Ich habe es ihr sagen müssen, sie fragte danach, sie sagte, sie wolle nun auch nicht mehr befreit werden; wir sollen ihr immerzu Nachricht geben, was geschieht. Morgen sollen sie alle in ein Konzentrationslager im neuen Kriegshafen."

*

Es ist Nacht. Ein großer, kahler Speicherraum, zu dem eine Leiter hinaufführt. Es brennt nur eine kleine Lampe, damit die Wächter ab und zu die Gefangenen übersehen können. Körper an Körper liegen sie auf dem Boden, teils auf Matratzen, teils auf Pelzen und Decken. Es ist alles ganz still.

Asserin kann nicht schlafen. Neben ihm liegt Hans Manstaff, lang ausgestreckt auf dem Rücken. Sein Kopf ist ganz niedrig, die Lippen sind geöffnet, er schnarcht leicht. Im Dämmerlicht unterscheidet Asserin kaum die Gesichter. Er sieht nur viele, viele helle Flecken am Boden. Die Nacht starrt ihn an. Er weiß, er wird nun nicht mehr die Wohltat des Schlafes genießen. Endlos lange Stunden stehen leer vor ihm.

So, in diesem Dämmerlicht gesehen, hat das alles etwas Phantastisches. Es scheint ein Alpdruck, unsinnig, wie ein Traum. Am Tage ist viel Leben. Unter so vielen Menschen entstehen Spannungen; aber in der Nacht zerfließt alles, da wird es nur zur Qual. Wie sie alle schlafen! Das ist die seelische Erschöpfung. Die letzten vierundzwanzig Stunden haben selbst den Kräftigsten übermüdet.

In der vorigen Nacht war ein Streit ausgebrochen zwischen den Matrosen und den roten Gardisten. Die Matrosen wollten die Gefangenen in ihrer Gewalt haben und führten sie fort aus dem Konzentrationslager, hinaus in die dunkle Nacht — niemand wußte, wohin. Es konnte ebensogut in den Tod gehen. Sie waren in die Stadt gebracht worden, und der ganze verflossene Tag war solch ein ungewisses Abwarten gewesen. Es hieß, sie sollten erschossen werden. So hatte es auch im Plan gelegen. Aber der roten Garde gelang es wieder, die Gefangenen in ihre Gewalt zu bekommen, denn sie hatten aus Petersburg von ihrem Komitee noch keine Weisung erhalten, was mit ihnen geschehen sollte. Sie wurden in den Hafen zurückgeführt. Asserin stand das Gesicht eines Knaben vor Augen, dessen große, helle Augen ihn fassungslos angestarrt hatten. Um den jungen Mund hatte es gezuckt. Aber der Knabe hatte kein Wort gesagt und hatte sich bald wieder gerade aufgerichtet, als er die älteren Herren ruhig und gefaßt gesehen hatte.

Hier und da sagt einer ein Wort im Traum. Von unten dringen Stimmen herauf. Da sitzen die Soldaten. Unten ist noch eine ganze Etage voll von gefangenen Herren. Wer weiß, wer vielleicht noch alles wachliegt, dachte Asserin? Dieser Gedanke störte ihn. Es sollte eine tiefe Stille in der Nacht herrschen. Sie hatten eine strenge Zucht unter sich eingeführt, hatten sich in Abteilungen geschieden; die Arbeiten waren verteilt, die Jüngeren suchten den Älteren zu helfen. Der ganze Tag war geordnet worden. Die Vorräte, die ihnen geschickt wurden, wurden gerecht verteilt. Sie vertrieben sich die Zeit, so gut es ging. Sie spielten Karten, sie diskutierten, ja es wurden auch Gedichte gemacht und deklamiert. Immer wieder wurde die Hoffnung angefacht. Sie hatten auch einen Prediger unter sich, der freiwillig ihre Gefangenschaft teilte. Das war auch einer aus der Adelskorporation, ein stark Glaubender. Ja, die Tage gingen schließlich noch dahin, und doch überschlich Asserin ein Grauen bei der Vorstellung, daß er morgen den Tag wieder damit beginnen würde, zur See hinabzusteigen, das Handtuch in der Hand haltend, um sich in einem Eisloch notdürftig zu waschen. Der viele Staub im Speicherraum ließ sie alle ganz schwarz aussehen. Dieser Augenblick auf dem Eise, umgeben von Soldaten und Neugierigen, war Asserin stets sehr schwer. Einmal aber war es doch groß gewesen; da hatte ein ganz roter Sonnenball am Horizont gestanden, der Blick flog hinüber über die weite, weiße Fläche, und alle Qual, die die Menschen ins Leben brachten, war verschwunden.

Ein Stöhnen drang aus einer Ecke. War da einer erkrankt? Einer von ihnen war schon unter schmerzlichen Qualen verschieden. Er hatte nicht so schnell die Leiter heraufsteigen können und erhielt von der Wache einen Bajonettstoß in den Rücken. — Hans liegt da wie ein Toter. Da, ein Ruck — „Irene!" ruft er. Die blauen Augen öffnen sich und starren ohne Verständnis vor sich hin, dann schließen sie sich wieder. O schlafe! denkt Asserin, der da sitzt, das Gesicht in den Händen vergraben.

Er sucht sich in ein Problem, das ihn beschäftigt, zu konzentrieren. Aber

es will ihm nicht gelingen. Vor ihm taucht ein Gesicht auf und sieht ihn traurig und mild an. Dies Gesicht hat er heute gesehen, tief unter ihm, von der Luke aus, sah er herab darauf. Sein Herz zieht sich zusammen, als er daran denkt, wie ihre Augen dennoch aufleuchteten bei seinem Anblick.

Täglich fühlt er Blandinas Sorge. Wenn die großen Packen aus der Küche des Hilfsvereins kommen, die meist von Schülerinnen und Schülern, deren Eltern gefangen sind, in Schlitten gebracht werden, wird ihm stets ein besonderes kleines Päckchen mit Krankenkost abgeliefert. Ab und zu gestatten die Gardisten nicht die Annahme der Packen, aber im allgemeinen lassen sie es zu, weil es ihnen weniger Mühe macht, die Verpflegung nicht zu übernehmen.

Das klare Gesicht, das Asserin heute gesehen, wird ihm nun in dieser dunklen Stunde der Nacht zu einer Brücke zu jenem Reich, von dem er jahrelang abgewandt gelebt hat. Zwar hörte auch er nicht ohne Ergriffenheit die schlichten, starken Worte des Predigers; er sah, wie sie den anderen halfen, aber ihm fehlte dennoch der rechte Anschluß an sie. Sein religiöses Empfinden hatte nicht Bild und Symbol, auch kein Gebet. Aber jene überirdische Welt, jenes Reich des Geistes, von dem ihm Blandina bisweilen mit leiser Stimme gesprochen, hatte ihn umweht wie mit einem fernen, heiligen Hauch und rührte auch jetzt an seine Seele.

Asserin ließ die Hände sinken, und wieder war es wie ein Schrecken, wie er die Nacht sah. Die vielen dunklen Körper, die ganze Atmosphäre schien ihm eine traurige Groteske zu sein. Was würde ihrer aller Schicksal sein, Tod oder Verschleppung? Asserin hatte in diesem Herbst den Tod nahe gefühlt; aber jetzt wußte er, daß er sich mehr in einer ästhetisch-philosophischen Art mit ihm beschäftigt hatte. Die Wirklichkeit stellte sich hart und starr vor ihn. Er fühlte die Kraft seines Körpers sinken, und der Tod nahm eine rauhe Gestalt an. Und dennoch bebte er nicht vor ihm zurück. Wie hätte er dies auch tun können unter all diesen Menschen, die sich so stark zeigten? In diesem kahlen Raume hatte er viel gelernt. Man hörte hier kein ungeduldiges Wort der Klage. Es wurde still getragen, was zu tragen war, und ein jeder suchte es dem anderen leichter zu machen. Dabei waren alle von einem inneren Glauben aufgerichtet, daß ihnen doch nichts geschehen könne. Gott würde ihnen helfen, die Deutschen würden kommen und sie erretten. Die große Beherrschung und Ruhe, sowie die Glaubenskraft wirkten von einem auf alle. Auch wenn die Wächter sie absichtlich zu reizen versuchten, gelang es ihnen nicht. So kam es, daß diese rohen, ungezügelten Menschen auf die große Gesellschaft vornehmer Herren hinsahen wie auf etwas Unverständliches. Es schien etwas Unantastbares an diesen Baronen zu sein, man hatte sie doch bis zum Äußersten gebracht, sie standen dicht vor dem Tode, aber sie blieben gefaßt. Ruhig blickten ihre Gesichter, keines zeigte Furcht. Ja, die Wächter empfanden ab und zu etwas wie eine abergläubische Furcht vor diesen hohen Gestalten und diesen stillen Gesichtern.

⁂

Ach, es sind noch viele unter unsern Freunden, die in dieser Nacht keinen erquickenden Schlaf genießen. Irene saß auf ihrem Lager, das von gütigen Händen so weich wie nur möglich zurecht gemacht worden war. Sie saß unbequem da, von seelischem und körperlichem Weh aufgescheucht. Es war um sie ein sehr großer, kahler Raum, dessen lange Reihe von Fenstern auf den See hinaussahen. Weithin dehnte sich die weiße, schimmernde Fläche aus. Irene saß ja tief auf der Erde, so sah sie den schwarzen Nachthimmel und die Sterne vor sich. Das war ihnen allen ein Trost, daß die Natur zu ihnen hineinsah und gleichsam einen Anteil an ihrem Dahinleben nahm. Irene empfand jetzt hin und wieder Schmerzen, und dann kam jedesmal eine große Furcht über sie, ihr Kindchen könne zu früh geboren werden. Die Lebensverhältnisse in diesem Konzentrationslager waren erträgliche, dank der opferfreudigen Sorge der deutschen Städter, die durch immer wieder neue Aufmerksamkeiten das Leben der gefangenen Frauen und Mädchen zu erleichtern suchten. Es herrschte ein gefaßter, frommer Geist unter ihnen, aber es blieb ja doch immer die lastende Sorge um die gefangenen Männer, Söhne, Väter und Brüder. Das war es, was auch Irene Nacht für Nacht aus dem Schlaf auffahren ließ.

Sie wäre gar zu gern ein wenig aufgestanden, um auf und nieder zu gehen, aber sie durfte die andern nicht stören. In ihren Füßen, bis hoch in die Knie herauf, war ein Prickeln und Ziehen, so daß es ihr sehr schwer fiel, ruhig zu sein. Sie streckte sich wieder lang hin, suchte sich zu beherrschen und innere sowie äußere Ruhe zu gewinnen. Sie wollte sich Zwang antun, sich in das furchtbare Geschehen fügen; aber sie war noch zu jung, erwartete doch noch zuviel vom Leben für sich und für ihn und für das Kind, das kommen sollte. Obwohl sie warm zugedeckt und es nicht kalt war im Raum, fröstelte sie. Neben ihr lag, zu einem Knäuel zusammengezogen, in ein Fell gehüllt, ein schwarzes Tuch um den Kopf, Frau von Manstaff. Sie schlief fest. Ein Wind hatte sich erhoben und strich pfeifend die lange Fensterreihe entlang. Wenn es nur kein Tauwind wurde! Nur über die gefrorene See hinüber konnte ja die Rettung kommen, nur von den Inseln her. Irene wußte, es waren schon Frauen und Mädchen über das Eis zu den Inseln geeilt, um die deutsche Hilfe anzuflehen. Und sie werden ja kommen, die Feldgrauen. Aber wenn es nur nicht zu spät sein wird!

Gott weiß es, was er mit uns vor hat, sagte sich Irene. Dennoch rang sie in dieser Nacht mit Gott. Sie gedachte jener dunklen Stunden, da sie schon einmal so verzweifelt für Hans' Leben gebetet hatte. Er war ihr damals wiedergeschenkt worden. Sie sagte sich, daß sie mehr Vertrauen haben müßte, daß sie sich nicht so quälen dürfte; aber immer wieder stieg die Verzweiflung mit furchtbarer Kraft in ihr auf. Sie fand keine Worte des Gebets, es war nur wie ein unterdrückter Schrei in ihr. Das Kind in ihrem Leibe regte sich heftig. Da stöhnte sie auf: „O Gott, auch er bittet für seinen Vater. Errette Hans, errette sie alle!"

Die Fenster klirrten, Irene fuhr auf. War es nicht, als hörte sie einen fernen Waffenlärm? Sie setzte sich hin. Sie sah den ganzen Raum mit einem Male wie durchflutet von Licht. Sie wußte, daß etwas in ihr dieses Licht gab, denn es spielte sich jetzt dazwischen das Phänomen ab, daß ihre Augen gewissermaßen Licht in die Dunkelheit gossen. Aber wenn diese Erscheinung ihr auch vertraut war und sie sie sonst auf ihren Zustand zurückführte, so erschien es ihr eben doch wie eine Offenbarung. Ihr war, sie höre Schritte, sie sähe über das Eis, wie Massen sich zu ihr bewegten. Sie fühlte eine starke Kraft auf sich zuströmen, und da wußte sie, daß das die Rettung war. Am liebsten hätte sie gerufen: „Sie kommen!" Frau von Manstaff bewegte sich und wandte ihr ihr Gesicht zu. Jetzt war das eine alte Frau. Ihr Gesicht sah vergrämt aus; aber am Tage war sie wohl frisiert und hielt Cercle. Wo sie sich befand, glaubte man in einem Salon zu sein.

Es war wieder alles ganz still. Über Irene ging eine Erschütterung, so daß ihr die Tränen über das Gesicht strömten, während sie auf dem Rücken dalag und die hellen Sterne durch die hohen Fenster auf sie hinabblickten. Ihr Kindchen bewegte sich jetzt nur noch ganz leise, als wäre es lind beruhigt worden. Irene war es, als höbe etwas sie und trüge sie empor. Ihre Seele fühlte, wie von allen Seiten Gebetsströme sich trafen, durchkreuzten und einander verstärkten. Sie kamen aus den Häusern der Stadt, aus dem Gefangenenlager der Herren, sie kamen alle zueinander und stiegen vereint zu Gott empor. Es fiel eine große Müdigkeit auf sie. — Jetzt beten andere, dachte sie ganz still und schloß die Augen.

*

In dieser Zeit des Schreckens war Blandinas Leben ein Hin- und Herpendeln gewesen zwischen den beiden Konzentrationslagern. Nicht nur ihr Geist suchte bald in das eine, bald in das andere zu dringen; sie verbrachte ihre Tage damit, die weiten Strecken von einem Gefangenenlager in das andere zurückzulegen. Sie ging meist zu Fuß an der See dahin, durch den weißen Schnee, vom Wind umweht. Stundenlang mußte sie dazwischen warten, aber es war ihr doch gelungen, Irene zu sehen. Und auch ihres Freundes Gesicht hatte sie ja gesehen, zwar sehr bleich, aber doch mit jenem feinen Lächeln, das nur ihm eigen war, hatte es von der Luke aus auf sie herabgesehen! Schon sahen die Wächter sie mißtrauisch an und fragten sie unwirsch, ob sie nicht auch solch eine Adlige sei, die eigentlich eingesperrt sein müßte? Irene hatte sie angefleht, vorsichtig zu sein, denn es war ihr einziger Trost, daß die Mutter wenigstens frei war, und daß dadurch auch jemand Näheres da war, der sich des armen Herrn von Manstaff annahm.

Aber Herr von Manstaff war fast nie allein. Barbara oder jemand von den Bergs war immer bei ihm. Auch die Baronesse, die, obwohl sie schon über der Altersgrenze, die für die Gefangennahme galt, hinaus war,

schlich sich des Abends tief verschleiert zu ihm. Wenn sie so in aller Vorsicht ankam, so wurde etwas vom alten Humor in Herrn von Manstaff wach. Für gewöhnlich aber saß er vergrämt da und quälte sich damit, daß er nicht für seinen Jungen oder für seine Damen hatte einspringen können. Auch merkte er wohl, daß man ihm einiges zu verbergen suchte. Das machte ihn, den sonst so Geduldigen, ungeduldig. Als nun Berg eines Tages zu ihm trat mit der Nachricht, daß die deutschen Soldaten wirklich das Festland betreten hatten und in einigen Tagen da sein könnten, rief er: „Sie würden mir das alles wohl in einem ganz anderen Ton sagen, wenn Sie nicht etwas dahinter versteckten. Sie sprechen mit einem Mann. Was hat man vor mit unseren Herren?" Da sagte Berg leise und betrübt: „Man will sie noch vorher verschleppen." Herr von Manstaff stöhnte auf. Da trat Blandina ein, im Gesicht noch ganz gerötet vom Seewinde, und teilte mit, daß die Frauen und Mädchen befreit werden sollten. „Gott sei Dank, die wenigstens," sagte Herr von Manstaff, „aber die anderen —?"

*

Die Turnhalle der ritterschaftlichen Schule lag unten im Wallgraben, dicht unter der Hochstadt. Dort waren jetzt die Herren konzentriert. Von hier aus sollten sie verschleppt werden. Auf dem freien Platze, der um das Haus herum war, konnte man sie stehen sehen oder auf und nieder gehen. Eine Schar Neugieriger stand stets oben am Wall und sah hinab, staunend darüber, daß die Männer da unten, die doch in ein so ungewisses Schicksal hinein mußten, so taten, als wäre nichts Besonderes geschehen. Aber unter den Fremden, die hier standen, waren doch immer wieder Freunde und Verwandte, und die erkannten mit liebendem Blick in manchem vertrauten Gesicht die fremden Zeichen eingegraben, oder erschraken über die Abgezehrtheit und Bläße so mancher Züge.

Es war der letzte Tag. Die große Treppe, die hinabführte zum Platz, war voller Menschen. Es galt, Abschied zu nehmen. Die Angehörigen und Freunde kamen mit Packen heran; heimlich wurde einem oder dem anderen von den Herren, die die Treppe heraufkamen, Geld zugesteckt. Es geschah alles in fliegender Eile, und die Wachen hielten die Bajonette vor, und manchem gelang es nicht, vorzudringen, um den zu finden, den er suchte. Man konnte Kinder weinen sehen, treue Dienstboten. Alte Leute sahen starr und schmerzerfüllt hinab auf die Generation, die unter ihnen stand, und die nun wohl zugrunde gehen sollte.

Blandina hatte schon mehrmals versucht, vorzudringen. Schon viele Male war sie unwirsch zurückgedrängt worden. Endlich gelang es ihr, sich mit Asserin auf der Treppe zu treffen. Er war sehr bleich; es schien ihr, als ginge er nicht ganz sicher. Unter all den vielen Menschen mußten sie nun voneinander Abschied nehmen. Sie konnte ihm eine größere Summe Geld zustecken, denn den Herren waren Geld und Wertgegenstände abgenommen

worden. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen — sie wußte, daß sie ihn nie mehr wiedersehen würde. Wie sie sein Gesicht so ganz nahe vor sich sah, nahm sie es mit allen Einzelheiten in sich auf. Sie sah die grünen und blauen Schatten, den dunklen Hauch des beginnenden Vollbartes in dem sonst so glatten, hellen Gesicht. Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie, und dann sahen sie sich in die Augen. Sie schluchzte auf. Sie umumschlangen sich und küßten sich. „Dank!" sagte er, und trotz der Tränen, die ihm im Auge standen, lächelte er ihr zu. Dann wurden sie getrennt.

Die kleine Frau Berg war weiter nach unten vorgedrungen und stand vor Hans Manstaff. Sie erzählte ihm, schnell und leise sprechend, von Irene und von den heranrückenden deutschen Truppen. Sie hatte einen jungen russischen Soldaten von der roten Garde bestochen, der neben Hans stand und den Befehl hatte, ihn nicht die Treppe hinaufzulassen, denn es war bekannt geworden, daß viele von den Leuten aus Neu-Allen in die Stadt gekommen waren, um nach ihren Herren zu sehen. Frau Berg übergab ihm ein Brot, in dem sich Geld und ein Brief von Irene befanden, und wandte sich dabei immerzu scherzend an die Wache. Hans' Gesicht war sehr finster. Er sah auf der Treppe Blandina stehen. Es war Zeit, sich zu trennen. Da zuckte es sonderbar über sein Gesicht. „Sagen Sie ihr, sagen Sie ihr, wenn die Stunde kommt, solle sie hoffen und glauben. Ich komme wieder."

Barbara stand jetzt oben neben Blandina. Sie zitterte am ganzen Körper und suchte mit Mühe ihre Tränen zurückzuhalten. Sie hatte alles versucht, um Asserin zu retten, aber es war ihr nicht gelungen. Sie sah Hans steif und gerade über den Platz gehen und zu den anderen Herren treten. Sie begannen sich zu ordnen. Lastautos fuhren vor, auf die wurden die Sachen und Matratzen der Herren aufgeladen.

„Das wird wohl auch meine Equipage sein", sagte Asserin. Hans fuhr zusammen. Er sah, wie krank Asserin aussah. Jähe Röte stieg ihm ins Gesicht. Er ballte die Fäuste. Die Autos fuhren ab. Asserin nickte ihm zu. Die Herren sollten nun zum Warenbahnhof gehen. Es war ein langer, langer Zug, sie mußten an vielen Menschen vorüber, an vielen neugierigen Augen, die sie anstarrten. Das war wohl der seltsamste Zug, der je durch die alte Stadt gezogen war! Gleichmäßig im Takt klangen die Schritte an. Es begann zu dämmern. Lichter entzündeten sich in den Fenstern. Es waren lilablaue Töne in der Dämmerung. Die Luft roch so nach dem Schnee. „Und wenn man bedenkt, daß sie vielleicht wirklich in vierundzwanzig Stunden da sein können!" sagte einer. Nur ab und zu fiel ein Wort. Schweigend zogen sie dahin.

Als sie, eng zusammengepfercht in den Viehwaggons, dahinfuhren, als sich die große Spannung ein wenig gelegt hatte und eine große dumpfe und kalte Verzweiflung die Herzen gepackt hielt, sah Asserin um sich, um in den Gesichtern der anderen zu lesen. Er sah in ein Knabengesicht, das vor sich hinsah; es war dasselbe, daß er schon einmal so gesehen hatte, so verzweifelt,

so zu Tode erschreckt. Da faßte ihn das Mitleid mit der Jugend, und er wandte sich dem Jungen zu. Er begann mit ihm zu sprechen von gewöhnlichen Dingen und sah, wie bald das Gesicht sich wandelte und wieder lebhaft wurde. Er suchte dem Knaben Stoff zum Denken zu geben und wandte sich auch an andere junge Leute. Seitdem blieb das seine Aufgabe, der Jugend Ablenkung und Anregung zu geben. Er vergaß darüber, daß er selbst unausgesetzt an heftigen Schmerzen litt.

Hans saß in einer Ecke. Sie fuhren langsam dahin in diesem schrecklichen Zug, schon stundenlang. Sie mußten schon an der Station vorüber sein, wo er sonst ausstieg, um nach Neu-Allen zu fahren, und wo ihn sein Kutscher und seine Pferde erwarteten. Die ungeheure Wut und Erbitterung, die ihn gepackt hielten, machten ihn fast krank. Er, der Ruhige, war fassungslos. Da hörte er eine Stimme neben sich: „Gott sei Dank, daß wenigstens unsere Damen jetzt frei sind." Da richtete er sich auf. Es ist gut, sagte er sich, sie wird ihr Kind zur Welt bringen, in einer besseren Welt, als diese letzte war. Was auch aus mir werden mag, die Manstaffs werden doch weiterbestehen!

*

Das Straßenbild ist verändert, ein neues Leben entwickelt sich überall. Obwohl die rote Garde es zu verheimlichen gesucht hat, daß fortgesetzt zwischen ihren Soldaten und den deutschen Soldaten Kämpfe stattfanden, weiß es jetzt doch ein jeder, daß die Deutschen siegreich vorrücken und schon vor den Toren der Stadt stehen. Ein Aufatmen geht auch durch das andere Volk, das monatelang terrorisiert worden ist. Eine weiße Garde hat sich gebildet, die rote Garde liefert die Waffen ab und löst sich mit einem Male unter dem Hochdruck der heranmahenden Gefahr auf. Die Führer ziehen sich auf Schiffe, die im Hafen bereitliegen, zurück. Die Chauvinisten unter den Esten stecken die Köpfe zusammen und sprechen davon, den Plan einer estnischen Republik jetzt zu realisieren: die Deutschen sollen sie anerkennen, und sie wird unter dem Schutz der Okkupation Form gewinnen. Die deutschen Herzen aber in der Stadt schlagen seit Monaten wieder einmal in Freuden — wenn auch die Herren des Adels verschleppt sind, so gibt es doch noch so viel Tausende Deutsche im Lande, und es ist bekannt geworden, daß die rote Garde ein Blutbad in ganz großem Stil vorbereitet hatte.

Die Frauen und Mädchen aus dem Konzentrationslager werden befreit, denn es ist nun niemand mehr da, der noch ein Interesse an ihrer Gefangenschaft gehabt hätte. Schon am Tage vorher hatten die Jungfer und der Diener aus dem Manstaffschen Hause ihren Herrn gebeten, doch wieder zu ihnen zurückzukehren. Zwar sähe das Haus ein wenig mitgenommen aus, sie hätten ja in der Schreckenszeit Einquartierung gehabt, aber sie hätten jetzt doch alles wieder so gut wie möglich instandgesetzt. Herr von Manstaff war in die Hochstadt gefahren, und jetzt saß er da und konnte seine Damen zurückerwarten, die vom Diener im Wagen abgeholt wurden. In allen Öfen

prasselte helles Feuer, Räucherwerk wurde abgebrannt, denn es war noch ein fremder Geruch überall zu spüren. Zwar waren im Parkett Löcher und Flecke, viele von den schönen seidenen Überzügen waren zerrissen; aber Herrn von Manstaff erschienen alle diese Dinge geringfügig in der großen Freude der Erwartung, die ihn erfüllte. Es waren auch Leute aus Neu-Allen angekommen, um sich nach dem jungen Herrn und den anderen Herrschaften zu erkundigen. „Es ist hier aber kalt," sagte die Neu-Allensche Mamsell, „die Neu-Allenschen Öfen heizen besser." — „Ja, das sagten auch die Bolschewiken," meinte die Jungfer; „sie fanden die Zimmer auch zu hoch und meinten, es wäre hier zu viel Luft, da zogen sie denn wieder aus." — „Also haben wir doch nicht umsonst zwanzig Jahre lang bei Ostwind hier gefroren!" sagte Herr von Manstaff.

Es dämmerte schon, als Frau von Manstaff und Irene zurückkamen. So sehr Herr von Manstaff sich auch beherrschte, er konnte seine Rührung nicht verbergen, als er die beiden Frauen in die Arme schloß. „Ihr Lieben, Lieben, mußtet das alles ertragen, und ich, als der unnütze Kerl, blieb hier." — „Ach, Theodor, ich glaube, Ihr hattet es schlimmer als wir, Ihr hattet die Qual um uns und um die Herren. Wir haben es auch nicht so schlecht gehabt; die Jungen haben so gut für uns Alte gesorgt, und es ist ganz schön gegangen. Wir haben uns nur so entsetzlich gebangt um die Herren, und doch wußten wir das Schlimmste nicht voraus. Aber du, du siehst ja entsetzlich reduziert aus?"

Irenens Augen wanderten fremd und ruhelos umher. „Armes Irenchen, du bist doch ein bißchen schmal geworden! Glaube nur, die Deutschen werden helfen, sie werden es machen können, daß sie wieder zu uns zurückkommen." Irene nickte, aber ihr Gesicht blieb so ernst: „Ich kann nur das eine denken: sie fahren, sie fahren, weiter, immer weiter." — „Irenchen, du sollst hoffen, hat er doch gesagt." — „Ja, ich muß hoffen und glauben. Habe ich mein Leben bewahren dürfen, so kann es ja auch gar nicht anders sein, als daß der kleine Manstaff seinen Vater wiedersehen wird." — „Oder die kleine Manstaffin, mein Goldkind, sie wird ihn schon sehen." — „Eigenartig bist du," sagte seine Frau, „habe ich es dir nicht schon erklärt, daß es ein Manstaff sein wird?" — „Gut, gut, meine Lieben, macht es, wie ihr es bestimmt habt!"

Er war trotz aller Sorgen so glücklich. Er sah immerfort auf seine Frau und wunderte sich maßgesetzt über sie: wie kam es, daß sie, die doch so peinlich ordentlich war, noch kein Wort gesagt hatte über die allzu sichtbaren Spuren der Verwüstung im Hause? Er hörte sie ein Bad bestellen, und dann sah er sie hinausgehen. Doch bei der Tür zu ihrem Zimmer blieb sie stehen und sah starr auf einen Armleuchter hin, der auf einem Ecktischchen stand. „Es ist doch haarsträubend," sagte sie, „sie haben die Lichtmanschette zerbrochen!" Damit ging sie ins andere Zimmer. „Was glauben Sie wohl," fragte Herr von Manstaff vertraulich seinen Diener, „was bedeutet das mit

der Lichtmanschette?" — „Ich glaube, daß die gnädige Frau doch so sehr erschrak und die Wohnung so fremd fand, daß sie schon nichts sagen wollte, und nun kam alles doch auf diese Lichtmanschette!" — „Das ist gut, das mit der Lichtmanschette", sagte Herr von Manstaff. „Ich sehe, ihr habt nicht nur eure Sache vortrefflich gemacht, ihr seid, indem ihr in unseren Betten schlieft, wahrhaftig zu halben Manstaffs geworden!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ein Traum in der Wirklichkeit

Die Engel im Himmel begleiten bisweilen die irdischen Geschehnisse mit ihrer himmlischen Musik, und die heiligen Klänge verschmelzen mit dem Liede der Menschenseelen, das diese im höheren Chor singen. Selten, sehr selten spannt sich solch ein himmlischer Bogen, aber die darunter standen, sind wie geheiligt für ihr ferneres Leben.

Es war ein weißer Wintertag mit einer so wunderbaren Sonnenkraft, daß er fast wie ein Sommertag erschien. Die Straßen der Vorstadt waren erfüllt von einer dichtgedrängten Menge, einer großen Summe von Menschengesichtern, die zu einem einzigen Leuchten geworden war. Die gedemütigt waren und verfolgt, die ihr Kostbarstes hatten verbergen müssen, die durften offen zutage treten, heute, an ihrem Tage der höchsten Ehren.

Wie sah sie aus, die alte Stadt, die den Einzug der deutschen Truppen erwartete? Erbebten sie, die wetterfesten Türme und Mauern, die von deutschen Händen erbaut waren, ging es wie ein Aufatmen der Erlösung durch die alten Häuser? Es stand alles da bereit und wartend, zurechtgestellt wie für diesen Tag. Zwar gibt es noch eine andere Menschheit hier als die, die heute so durchleuchtet ist; aber sie ist wie dennoch nicht vorhanden, sie steht nicht mit im hohen Schwung der Spannung; die fremden Gesichter schauen wie aus dem Nebel hervor, sie haben die Schärfe und Realität verloren.

Alles, was Leid heißt, scheint den Glücklichwartenden versunken; selbst der Verschleppung der Herren wird heute nur so gedacht, daß auch sie mit hineingezogen sind in die Erfüllung: die deutsche Hilfe wird auch sie befreien und dereinst mit Glück erfüllen.

Ausrufe der Freude, Begrüßungsworte, eine Bewegung geht durch die Menge: die ersten deutschen Soldaten sind da! Sie ziehen ein, Mann für Mann. Nicht in geschlossenen Reihen, als einzelne kommen sie zuerst daher, ohne Pomp und Musik, und dennoch ist die Wirkung eine ungeheure, wie sie so daherkommen, Mensch auf Mensch, die Männer im schlichten Grau, mit den Stahlhelmen auf dem Haupt. Kein Kunstwerk der Welt, keine Plastik unter Himmel und Erde schuf je den Wartenden so wunderbare Gestalten wie diese! Fast legendenhaft unwirklich ist es, wie sie so erscheinen, und mit fast religiösen Gefühlen werden sie entgegengenommen und angestaunt. Dann

entlädt sich die Spannung — Jubelrufe, Tücherschwenken, Blumen — Willkommen, Willkommen, ihr deutschen Soldaten!

Und nun ziehen sie in Scharen ein. Die schmucken Radler, die grünen Jäger voran. Sie sind umschwärmt von Erwachsenen und Kindern. Die kleinsten Kinder werden emporgehoben, daß sie die deutschen Soldaten sehen sollen, die tapferen, heldenhaften Erretter! Einen weiten Weg sind sie ja gegangen durch das flache Land, diese Soldaten, über das Eis von den Inseln her kam der mühsame Marsch, sie haben gekämpft, entbehrt und gefroren, und das alles für uns! Nun aber lacht die Sonne dazu und spendet Wärme. Deutsche Flugzeuge schwirren über dem Hafen, wo die Bolschewiken noch immer auf den Schiffen sitzen, weil sie vor lauter Eis nicht weiterkönnen. Sie schießen von ihren Schiffen auf die Flugzeuge — es sieht aber eher wie ein Spiel aus, wie die Schrappnells zerplatzen, so als geschehe es nur zur allgemeinen Freude. Es kann ja zu keinem ernstlichen Kampf mehr kommen an solch einem Glückstage. Auch ist in der fernen äußeren Welt etwas vor sich gegangen, das sich den Frieden zu Brest-Litowsk nennt.

Aber noch etwas anderes geschieht in der äußeren Welt: es werden Kirchenglocken geläutet. Es sind die Glocken des andern Volkes, und sie sagen: unsere Führer proklamieren heute die estnische Republik. Doch die Glocken verklingen und schrumpfen zusammen vor dem Lied im höhern Chor.

„Kannst du denn noch stehen, Irene," sagt Barbara, „ist es dir nicht zuviel?" Irene lacht nur, sie sieht viele Schlitten daherkommen, darauf sitzen blumengeschmückte Soldaten und junge Mädchen, die jubeln und Hurra rufen! „O, die lieben Jungen," sagte Irene, „höre doch nur ihr Deutsch, ich kann mich nicht satt daran hören. Willkommen, Willkommen! Auch deine Blumen sind zu Ende?" — „Ach, wenn dein Bruder doch auch dabei wäre!" — „Es sind alles meine Brüder. Hoch Deutschland!" ruft Irene glücklich lachend. Schmal und fast knabenhaft schaut das junge Gesicht unter der Fellmütze hervor, es scheint nicht zum schweren Körper zu gehören, bewegt und glücklich ist es. „Ich muß doch dabei sein; glaubst du, der kleine Manstaff fühle das nicht mit?!" — „O, er fühlt es sicher, er wird ein mutiger und froher Junge werden!"

Artillerie, Kavallerie, rauschende deutsche Musik, der kommandierende General hoch zu Pferde. Der Jubel wird unendlich. Jetzt sind Barbara und Irene beim Ostenhausenschen Hause angelangt. Sie stehen auf der Treppe; neben ihnen am offenen Fenster sitzt Herr von Manstaff mit seiner Frau und Blandina: „In der Loge!" ruft er. „Und auf welch ein Schauspiel sehe ich!" Er schwenkt immerfort sein Taschentuch und ruft „Hurra", oder: „Morgen, Jungens, brav, Jungens, grüß euch Gott!" Und sie sehen lachend hinauf zu ihm, die grauen und grünen Jungen, und grüßen ihn strahlend. Und die Hände unzähliger Bekannten erheben sich winkend zu ihm, und da erkennt Herr von Manstaff eine ganze Reihe von bekannten Herren vom Adel, die sich versteckt gehalten haben, und die nun alle herausgekommen sind. „Sieh

mal an, da seid ihr ja alle herausgekrochen! Sieh doch, Mamachen. Ist das nicht wunderbar! Ist das ein Traum, was wir da sehen, Frau Blandina, oder ist es ein Märchen?" — „Nein, es ist Wahrheit, und wir wollen die Ewigkeit in diesen Augenblick legen," sagt diese, „und selbst wenn es ein Traum wäre, er ist da, und hätten wir auch jahrzehntelang uns gequält und gewartet, um dieses Augenblicks willen lohnte es sich dennoch, zu leiden und lange zu harren!"

Oben beim Schloß, vor der alten Ordensburg, auf dem großen Platz, da haben die Radler Halt gemacht. Feldküchen dampfen, und während alles zur Mahlzeit vorbereitet wird, strömt es aus den Häusern der Hochstadt hervor. Kaffee, Tee, Gebäck und Kuchen wird in großen Massen von den Frauen und Mädchen herbeigetragen, und dann bleiben diese selben Frauen und Mädchen bei den Soldaten, sitzen und plaudern mit ihnen. Auch Barbara, die inzwischen zu Hause gewesen ist, ist mit einem mächtigen Korbe hier oben angelangt. Sie ist umgeben von einigen blutjungen Jägern, die sie staunend und bewundernd aus den blauen Augen anschauen. Sie sitzt da, in ihrem kostbaren Pelzwerk, die großen Brillanten der Ohrgehänge blitzen im Sonnenschein, sie fragt und spricht und ißt mit den Soldaten von ihrer Feldsuppe. „Ja, wenn ich bitten darf, noch einen Teller, denn ich habe nie in meinem Leben eine bessere Suppe gegessen als diese." Ihre Augen leuchten. Sie gibt sich ganz dem Erleben hin.

Mit einem Male ertönen die großen, langsamen Glockenschläge der Kirche auf der Hochstadt. Wie klingen sie heute so ehrwürdig und voll! Die Kirche ist gefüllt von dankbaren, treuen Herzen, und der Prediger verliest den 126. Psalm: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden." Da ist es den Herzen, als wären diese Worte für sie gedichtet, und bei der Stelle: „Herr bringe wieder unsere Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Mittagslande", da schlagen sie alle höher und gedenken der Lieben im fernen Lande; aber aus ihrer beseligten Stimmung heraus gedenken sie ihrer in vollem Glauben an ein Wiedersehen.

Die Soldaten auf dem Schloßplatze singen schöne, alte deutsche Volkslieder. Mächtig schwillt der Gesang an, denn nun wird er von Hunderten deutscher Stimmen begleitet, von hohen Kinderstimmen, von zarten Frauen- und tiefen Männerstimmen. Es ist ein gewaltiger Chor, dieser deutsche Chor, und seine großen, klaren Wellen spülen die Schmach und Qual und das Elend der letzten Jahre fort. Ja, frei von allen Schlacken, stark und fest hat sich der Glaube an deutsches Sein und deutsches Wesen herausgerettet aus aller Dunkelheit der Zeit!

Auf Barbara wirkt dieser Gesang gewaltig. Ihre Augen sind ganz groß geworden. In einer Pause streckt sie dem jungen Jäger neben sich die Hand entgegen: „Vergebt mir, ihr Guten," sagt sie, „ich habe bisher nicht so stark die Kraft des Deutschtums empfunden, es nicht so geliebt, wie ich sollte!" Der junge Mensch errötet, aber schüttelt doch treuherzig die dargereichte

Hand: „Na, wenn Sie nur jetzt ganz deutsch sind", sagte er. „Ja, ganz deutsch", sagte Barbara voll Gefühl. Und wieder schwillt der Gesang an, Lied um Lied ertönt bis in die tiefe Dämmerung hinein, es ist, als müßten sich alle die Seelen nun endlich ganz frei singen. Und auch die deutschen Soldaten sind gepackt von der Stimmung und sagen, daß es ihnen zumute wäre, als wären sie in ein zweites Deutschland gekommen. O, der wunderbare Glanz dieser Stunden, alles, was schlecht und böse war in der Welt, ist dahingesunken! Jetzt weht es wieder, das deutsche Banner, das treue Hände jahrhundertelang heil und rein erhalten haben. Die alte Zeit und die neue Zeit reichen sich die Hände, und unter der heiligen Brücke stehen sie, die Glücklich-Gläubigen. Leise, leise nur, ihr Engel da oben, laßt eure Geigen nur ganz zart tönen, weckt nicht die Seligen, die dahingehen wie die Träumenden . . .!

Der Vollmond leuchtet über der Stadt. Irene und ihre Mutter gehen über den Rathausplatz; von überall schallen ihnen die frischen, deutschen Stimmen entgegen. Blandina sagt: „Wieviel lebendiger ist nicht ihr Deutsch als das unsere, unseres ist wie eine Abstraktion dagegen." — „Nein, sage nichts gegen unser Deutsch, Mamachen, wir haben zuviel gelitten darum." Über den Platz kommt Barbara daher, freudig lächelnd reicht sie den Freunden die Hände. Jetzt erst fällt es Irene auf, daß sie heute kein schwarzes Trauerkleid trägt und auch nicht ihre Schwesterntracht, sondern daß sie ein helles, graues Kostüm an hat. Barbaras Augen leuchten, während sie erzählt, daß sie schon das ganze Haus voll Einquartierung habe. Auch in den Salons sollten Feldgraue, die noch kein Quartier haben, in dieser Nacht schlafen. „Ich freue mich so sehr darüber, einige waren so müde, daß sie sich gleich hinlegten, und denkt euch, sie zogen sich die Stiefel aus und legten sich noch etwas unter ihre Füße!" — „Liebe Barbara!" sagt Irene.

Und die hohen Giebel recken sich und streben selbstbewußter zum Mond empor. Jetzt ist die Stunde dennoch da, denkt Blandina, daß das Deutsche die alte Stadt erlöst, jetzt haben die Häuser ihre deutsche Seele wiedererhalten! Der Abend steht vor ihr, da sie mit Asserin und Magnus im Mondschein durch die Stadt ging. Was machte ihr Freund, wie ging es ihm, wo war ihr Sohn? Getrennt war sie von diesen Lieben. Doch war an diesem Abend der Erfüllung keinerlei Schmerz in ihr; alles, was geschehen, war zu groß dazu.

Ein Trupp Soldaten ging vorbei und sang, sie suchten ihr angewiesenes Quartier und konnten es nicht finden. Sogleich erbot sich Barbara, ihnen behilflich zu sein.

„Mama," sagte Irene, „ich habe das Gefühl, daß es nun nie mehr ganz dunkel um mich werden kann, da ich das heute habe erleben dürfen. Ich habe einmal geglaubt, ich könne nicht glücklicher sein, als ich es war mit Hans, und nun habe ich gesehen, welch eine neue, große Art von Glück es noch gibt." — „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!" sagte Blandina.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Geburt

Es waren schon zu verschiedenen Malen Nachrichten von den verschleppten Herren gekommen. Sie waren in Sibirien angelangt, die schwedische Botschaft war für sie eingestanden, und jetzt waren sie unter dem starken Schutze der Deutschen, und ihr Schicksal war auf der Friedenskonferenz festgelegt. Wenn die drohende Gefahr eines Massenmordes nun auch fast beseitigt erschien, so blieb doch die Sorge immer noch bestehen, wie sie die schwere, lange Reise, die schlechte Ernährung, ja das Hungern ertragen hätten? Es ward von mehreren berichtet, die erkrankt waren, und eines Tages kam die Trauerbotschaft, daß doch einige verstorben wären, teils unterwegs, teils im Hospital in Sibirien. Unter diesen letzteren ward auch Asserins Namen genannt. Manstaffs erfuhren die Trauerbotschaft zuerst. Frau von Manstaff wollte sogleich zu Blandina eilen, wurde jedoch von ihrem Manne davon zurückgehalten. Irene war so tief erschüttert, daß sie es gar nicht wagte, sich über die Grüße, die ihr von Hans übermittelt worden waren, zu freuen. Sie beriet sich mit den Schwiegereltern, wie es der Mutter mitzuteilen wäre, und schließlich entschloß man sich auf ihren Rat hin, es schriftlich zu tun. „Denn wie ich Mama verstehe," sagte sie, „ist es noch das Beste so. Es wäre mir auch so furchtbar, ihr Gesicht dabei zu sehen. Es wird ihr doch vielleicht leichter sein, wenn sie ganz allein ist. Ich will es ihr schreiben."

Als Blandina ein Brief von Irenen abgegeben wurde, erriet sie sogleich, daß er eine schwere Nachricht enthalten mußte. Als sie es gelesen, daß ihr Freund im fernen Lande im Hospital verschieden sei, da er die Strapazen der Reise und die Ernährung nicht ertragen habe, ging sie in ihr Zimmer und schloß sich ein. Sie blieb den ganzen Tag dort und entkleidete sich nicht zur Nacht. Am andern Tage ward ihr der Advokat des Verstorbenen gemeldet, und sie empfing ihn mit zwar weißem, doch beherrschtem Gesicht. Er schob sich schmal und dunkel, wie ein Schatten, mit seiner Mappe zur Tür herein und teilte ihr mit, daß Herr von Asserin ihr sein Vermögen vermacht habe. Er erschien ihr wie ein Bote von ihm, der ihr seinen letzten Beweis an Zuneigung und Vertrauen brachte.

Nun stand sie ganz allein da; der Letzte, der ihrer wirklich bedurfte, war von ihr gegangen. Wo blieb das Bindende an die Welt? Aber er war nicht gestorben, ohne ihr eine Verpflichtung zu übergeben — sie stand als Verwalterin einer Macht da, die ihm gehört hatte. Sie gedachte jenes Traumes, von dem sie ihm gesprochen, und da wußte sie, daß er noch über seinen Tod hinaus ihr Leben bestimmt hatte!

*

Im Manstaffschen Hause hatte sich seit dem Morgengrauen das regste Leben entfaltet, denn die junge Frau war heute morgen mit Wehen erwacht.

Arzt, Hebamme, Pflegerin, alle waren sie schon gekommen; die Frauen blieben, energisch von Frau von Manstaff dirigiert, da. Es wurde ein Bad vorbereitet, besondere Speisen gekocht, Wäschestücke hin- und hergetragen, und obwohl alles schon seit Wochen auf das beste vorbereitet war, sah es doch so aus, als ob die Haupttätigkeit erst für diesen Tag aufgespart geblieben wäre.

Herr von Manstaff saß allein im Saal. Er mußte jenes Tages gedenken, da ihm ein Sohn geboren worden war. Ja, so sehr war es dieselbe Stimmung, daß es ihm erschien, als wiederhole sich das Leben. Wieder empfand er jenes Gefühl von Verzweiflung, und wenn er sich damals als ganz verwerflich erschienen war, daß seine Frau so litt und er nichts dazu tun könnte, ihr zu helfen, so empfand er heute ganz besonders bitter seine körperliche Unfähigkeit, die ihn selbst daran hinderte, aufzustehen und zu fragen, wie es Irene ginge. Er mußte geduldig warten, bis wieder jemand durch den Saal eilte. Freilich kam dieses häufig genug vor, und meistens war es seine Frau, die vorüberging. Die fragte er dann ganz demütig, wie es mit Irenen stand. „Ach Gott, Theodor," ward ihm zur Antwort, „was wißt ihr denn, ihr Männer, es fängt doch eben erst an." Er konnte nicht behaupten, daß diese Antwort gerade beruhigend auf ihn wirkte. Er hatte schon ganz die Hoffnung aufgegeben, Irene heute zu sehen und ihr einige liebevolle Worte zu sagen, als sie, zu seinem größten Erstaunen, selbst im Saal erschien, sorgsam von Frau von Manstaff hereingeführt. „Irenchen," rief er, „Herzenskind, da bist du ja! Störe ich, soll ich fort?" — „O, nein, Papa, ich freue mich, dich zu sehen." Irene sprach freundlich, aber ihre Stimme klang matt, sie schien kurzatmig zu sein. Sie trug ein hellblaues, schleppendes Morgenkleid, und ihr Gesicht war blaß. „Sie soll ein wenig auf und nieder gehen," sagte Frau von Manstaff, „paß hübsch auf auf sie." — „Aber so laßt uns doch nicht allein," rief Herr von Manstaff ihr nach, „schick doch eine von den Frauenzimmern herein!" Irene lächelte und sagte, daß sie ganz sicher auf den Beinen sei. Langsam begann sie dahinzugehen, aber immer nach ein paar Schritten blieb sie stehen, und ihr Gesicht verzog sich sonderbar dabei. Einmal krampften ihre Finger sich in die blaue Seide des Vorhanges, und sie stöhnte auf. Wie ein Echo erfolgte sogleich ein Aufstöhnen ihres Schwiegervaters. „Aber nein, Papachen," bat sie, „achte nicht so auf mich, dann ist es mir so furchtbar schwer, mich zusammenzunehmen. Erzähl mir lieber von Hans. War er eigentlich auch unartig, als er ein kleiner Junge war?" — „Und ob," sagte Herr von Manstaff, „er war doch ein echter Junge. Aber bösartig war er natürlich nie, er war nur eigenwillig, hatte seinen Kopf für sich. Einmal hat er zwei alten Frauen zwei von Mamas kleinen Ferkeln verschenkt, regelrecht weggegeben! Was glaubst du wohl, was das für ein Skandal war? Aber alle Leute baten für ihn. Einmal wollte er nicht bei seinem Hauslehrer lernen; er ist ein Feigling, sagte er, und hat gelogen. Da war nichts zu machen." — „Und?" — „Nun ja, er bekam einen andern Lehrer." — „Lieber Hans!" sagte Irene leise. Dann mußte sie wieder auf-

stöhnen. Frau von Manstaff kam herein, umfaßte sie und drückte sie auf einen Stuhl nieder. „Herzenskind, es geht gleich vorüber, gleich. — Ja, ja, so ist es." Sie hat eine Art zu sprechen, als habe sie jeden Tag ihres Lebens ein Kind zur Welt gebracht, dachte ihr Mann. „Hol's der Kuckuck, scheußlich!" murmelte er für sich hin. „Der arme Kleine wird seinen Vater nicht sehen", stieß Irene hervor. „Aber, Kind," rief Herr von Manstaff, „er wird ihn schon sehen, das heißt sie, denn wenn es nun eine kleine Manstaffin sein sollte? —" Beide Frauen lächelten. Als wäre ich ein Idiot, dachte er.

Auf Irenens Wunsch hin war Blandina nicht gleich am Morgen früh benachrichtigt worden, sondern erst, als Irene sich schon in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, wurde nach ihr geschickt. „Mama," sagte Irene, „versprich es mir, wenn der Junge da ist, so soll er noch am ersten Tage seines Lebens einem deutschen Soldaten in den Arm gelegt werden!" Irene hatte dieses schon allen gesagt. „Wenn es doch Magnus wäre," sagte sie, „wenn er doch heute ankäme, könnte es nicht sein?" — „Ich glaube, daß er unterwegs ist", meinte Blandina.

Gegen Nachmittag kam Barbara. Als sie hörte, daß die Wehen schon vorgeschritten wären, wollte sie sich zurückziehen, aber Herr von Manstaff bat sie inständig, doch bei ihm zu bleiben. Auch seine Frau schloß sich dieser Bitte an. „Ja, bleiben Sie doch, der arme Manstaff wird schließlich noch ganz unausstehlich werden, wenn er sich so ganz selbst überlassen bleibt. Ich kann ja heute natürlich keinen Augenblick bei ihm sein, ich kann nur dafür sorgen, daß er viel zu essen hat." — „Ja, aber warum soll ich denn heute so viel essen, Mamachen?" Frau von Manstaff sah Barbara mit einem Blick an, als dächte sie: die Männer sind doch immer zu dumm, nicht wahr? Sie nickte Barbara freundlich zu und eilte wieder hinaus. „Immer haben die Frauen auch Halluzinationen," sagte Herr von Manstaff. „Was hat meine Frau eigentlich dabei so viel zu leisten? Die Qual von Irenchen ist ja furchtbar, aber wozu macht meine Frau so, als mache sie das alles selbst durch?" — „Das sind keine Halluzinationen", sagte Barbara lächelnd, „Ihre Frau hat wirklich recht, daß heute alles auf ihr lastet. Und außerdem — sie lebt das doch alles." — „Und wir männlichen Idioten, wir stumpfen das alles wohl nur so durch?"

„Wenn Magnus heute kommt," sagte Irene in einem eigensinnigen Ton, „dann soll es mir ein Zeichen sein, daß auch Hans bald kommt." — „Wozu dieser Zusammenhang?" fragte Blandina sanft. Sie kniete vor Irenens Bett und hielt ihr das Kreuz. Irene litt schwer. Frau von Manstaff konnte das Leiden nicht lange ertragen, unter irgendeinem Vorwande ging sie immer wieder hinaus, aber Blandinas Hände halfen und linderten. Grausame Stunden gingen dahin. Der Arzt wartete im Nebenzimmer. Ab und zu kam er, prüfte den Puls der jungen Frau und den Herzschlag des Kindes. Langes, banges Erwarten.

Herr von Manstaff und Barbara spielten schon die dritte Partie Schach.

Es geschah, daß die tiefe Stille um sie bisweilen unterbrochen wurde von einem Schrei, der durch die beiden Zimmer zu ihnen drang. Dann zitterte die Hand mit der Schachfigur, und Herrn von Manstaffs Gesicht verzerrte sich. Barbara aber horchte mit eigentümlich fragender und zitternder Seele auf diesen Ton des Lebendigen. Die Abendsonne fiel schon schräg in das große Zimmer. „Machen wir eine Pause," sagte Herr von Manstaff, „und seien Sie ein guter Engel und geben Sie mir meine Pfeife." Sie gab ihm das Gewünschte und stellte sich dann ans Fenster und schaute auf die vergoldete Stadt herunter. Da schellte es laut. „Jetzt womöglich noch unnütze Gäste!" rief Herr von Manstaff. Ein fester Schritt — und ein deutscher Soldat stand mitten im Saal. Er hatte den Helm nicht abgenommen, stand stramm da und grüßte militärisch. „Ist es möglich," rief Herr von Manstaff, „Magnus?! Mein lieber Junge, Sie kommen ja gerade zur rechten Zeit. Da drinnen wird nämlich ein Mensch geboren." — „Ich hörte es schon", sagte Magnus. Er bemerkte erst jetzt die hohe Gestalt in der Schwesterntracht. Sie hatte sich gewandt, und das erste, was er sah, waren große, aufleuchtende Augen. „Barbara!" rief Magnus wie ungläubig. Sie reichten sich die Hand, sahen sich prüfend an, als suchten sie die neue Verkleidung des Lebens, in der sie beide standen, zu durchdringen. Die große Zeit mit ihrem ungeheuerlichen Inhalt, das viele Erleben hatte eine neue Distanz zwischen sie gesetzt. Doch während sie beide dieses fühlten, blieb sein Blick fest und forschend, sie aber senkte den ihren, wie von Unruhe erfaßt.

Magnus setzte sich, nachdem er erfahren, daß er Mutter und Schwester doch eben noch nicht begrüßen konnte. Das kürzlich Erlebte drängte sich vor. Herr von Manstaff erzählte von der Verschleppung der Herren, vom Einzug der Deutschen. Sie sprachen bedauernd über Asserins Tod. Schnell, doch gedämpft sprach der alte Herr. Doch da wurde er wieder unterbrochen von einem aus der Ferne dahertönenden, besonders lauten Schrei. Alle fuhren zusammen. Unwillkürlich sahen Magnus und Barbara sich an — tief erglühend senkte sie den Kopf.

Gedachte sie jenes Abends, da sie vor dem grandiosen Schauspiel des blutenden Sonnenuntergangs über ihre Hoffnung gesprochen hatte? Ja, alles stand ihr mit einem Mal so klar vor der Seele, daß eine Welle des Schmerzes, zugleich aber auch ein unerklärliches Gefühl sie überströmte. Er aber hatte seit dem Tage, da er die Heimat verließ, sich soviel geformt an neuen Eindrücken, daß er nicht an jenen Augenblick mehr anknüpfen konnte. Er hatte voll Mitleid ihrer gedacht und sie sich vorgestellt in schleppenden Gewändern und mit einem erloschenen Blick. Nun hatten ihm ihre Augen entgegengeleuchtet. Ein Gesicht, das ihn an jene Barbara, die ihm Freundin gewesen war, so sehr erinnerte, und das doch so anders geworden war, so viel mehr ausdrückte, sah ihn teilnahmsvoll an. Er hätte es nicht in Worte fassen können, was ihm ihr vertrautes Gesicht so neu machte. Sie sprach kaum, aber er fühlte immer ihren Blick auf sich ruhen.

„Aber Sie, Magnus, Sie kommen ja aus dem Lande der Erfüllung, und nun müssen Sie erzählen!“ rief Herr von Manstaff. Magnus strich sich mit der Hand über die Stirn. Es war dies eine Gebärde, die Barbara von früher an ihm kannte, aber sie schien ihr wie bedeutungsvoller geworden. War seine Hand wirklich fester geworden, oder erschien sie ihr nur so, weil sie jetzt gebräunt war? War es wirklich, daß er männlicher, gefaßter erschien? Der früher so träumerische Blick seiner hellen Augen war zur klaren Tiefe gewandelt. Sie fühlte das alles, während Magnus sprach, und erst als Herr von Manstaff es verstand, durch geschickte Fragen viel aus Deutschland aus ihm hervorzulocken, begann sie auf den Sinn seiner Worte zu achten. Er sprach davon, wie Deutschland ihm erschienen wäre, und da klang ihr aus seinen Worten ein Ton entgegen, der ihr fremd war und ihr weh tat bei ihm: es schien nicht mehr dieselbe Zuversicht, dasselbe bedingungslose Vertrauen wie früher in ihm zu sein. Es war, als habe sich bei ihm ein leichter Zweifel, ja eine Enttäuschung über Deutschland und den deutschen Menschen eingeschlichen. Er sprach von dem klaffenden Gegensatz zwischen Front und Reich, von der Zerrissenheit der Parteien, er erzählte von den vielen Gegnern des Krieges, die aus Verzagtheit ein Ende wünschten, aber er berichtete auch von warnenden Stimmen, die sich gegen Regierung und Heeresverwaltung richteten. Er erzählte auch Einzelheiten, bei denen Herrn von Manstaffs Gesicht sich verfinsterte. Er sprach von diesen Dingen mit einer leiseren und schmerzlichen Stimme. Er hatte den Kopf zurückgelehnt dabei, und die Augen halb geschlossen, sah er in die abendliche Ferne vor ihm. In dem goldigen Abendschein, der den Raum erfüllte, sahen seine Züge wie gemeißelt aus. Barbara sah um seinen Mund Linien, die von Weh redeten, und ein brennendes Mitgefühl erwachte in ihr. Sie fühlte es mit aller Kraft, wie er um alles das, von dem er nur so leise und zurückhaltend sprechen konnte, gelitten hatte. Die Sehnsucht erwachte in ihr, ihm zu helfen. Ihr Herz begann zu klopfen.

„Es war also doch nicht so ganz das gelobte Land?“ fragte Herr von Manstaff, „das Deutschland, das wir im Herzen trugen, das hat mir auch zuweilen geschwant, ist wohl mehr eine platonische Idee gewesen? Aus der Ferne hört man ja nur die lauteren Töne und sieht nur die ragenderen Spitzen — so klang Deutschland zu uns herüber.“ — „Aber nein,“ sagte Barbara, und ihre Stimme war erregt und warm, „so dürfen wir es doch nicht auffassen, nun, da Deutschland an uns heranrückt. Es trägt natürlich wie jede Lebenserscheinung Fehler, Makel — wie könnte es überhaupt anders sein? Aber gerade, weil wir jetzt die Sonnenflecke sehen, so sollten wir, die doch immer glaubend und hoffend himmelhoch auflohten bei der Phantasieschöpfung unseres Deutschlands, jetzt am wirklichen Deutschland uns beweisen. Mit unserem Herzen und unserer Liebe sollten wir zu allem Stellung nehmen. Sind wir denn fehlerlos? Wie dürfen wir da sprechen von Enttäuschungen?“

Magnus sah sie an, groß und staunend. Sie fuhr fort: „Etwas vom deutschen Volke ist an mich herangetreten in dieser Zeit, ich habe mit unzähligen deutschen Männern, einfachen und gebildeten, gesprochen. Ich muß sagen, ich bin so gewonnen worden, wie ich es kaum geglaubt! Was sind das für einfache, liebe und gute Menschen, kindlich sind sie in ihrer Treuherzigkeit. Wie wenig Falsch ist in ihnen." — „Sie haben recht, gewiß haben Sie recht", rief Herr von Manstaff, „von einer Phantasieschöpfung zu reden. Kein Volk besteht nur aus Helden und Riesen, nicht wahr, Magnus?"

Magnus nickte ihm zu, doch sah er immer noch mit staunend frohem Blick auf Barbara hin. „Wir haben ja früher so oft davon gesprochen, daß wir Balten jetzt an einem Scheidewege stehen", fuhr Herr von Manstaff fort. „Es hieß für uns immer nur, entweder untergehen oder aufgehen. Wären wir bei dem fremden Volke geblieben und sollte das Schicksal wollen, daß wir wieder zu ihm zurückfielen, so hieße das ein allmähliches Untergehen; bleibt es jedoch so überschwänglich gut, wie es eben ist, so werden wir doch schließlich aufgehen in etwas Größerem." — „Dann würde aber das eigentliche Baltentum ausgeklungen sein?" fragte Barbara. „Das Baltentum, wie es bisher bestanden hat, als Lebenserscheinung, als ein Lebensgebilde, wird doch wohl unter allen Umständen sein Ende gefunden haben?" meinte Magnus. — „Nun, dann strömen wir eben wieder in das große Deutschtum zurück, aus dem wir gekommen sind," sagte Herr von Manstaff, „und ich denke, wir bringen dahin auch etwas mit! Bedeuten wir nicht auch etwas?" Aber bevor Magnus oder Barbara noch ein Wort erwidern konnten, hörten sie ein Geräusch hinter der Tür und wandten sich.

Die Flügeltüren öffneten sich, und ein Zug, der einer Prozession ähnlich sah, kam zu ihnen herein. Voran ging Frau von Manstaff, würdevoll schreitend, hinter ihr kam eine Frau mit einem weiß und blau schimmernden Päckchen auf dem Arm, darauf folgten Blandina und noch einige fremde Frauen. „Er ist da!" rief Frau von Manstaff, auf ihren Mann zugehend. Da sah sie Magnus und stutzte. „Ja, und der deutsche Soldat ist auch schon da, es in Empfang zu nehmen, ganz wie die junge Mutter es bestellt hat", rief Herr von Manstaff. „Übergebt den kleinen Manstaff dem Feldgrauen!"

Magnus trat vor und empfing das Kind auf seinen Armen. Er stand gerade da und sah herunter in ein rotes, runzliges Gesichtchen. „Für Gott, König und Vaterland!" sagte er laut. „Amen!" rief Herr von Manstaff, wie ihm das Kind gebracht wurde: „Wahrhaftig, er lacht mich an, nein, seht doch den Jungen!" — „Nicht wahr, Papachen, ein wundervolles Kind!" rief Frau von Manstaff.

Blandina umarmte ihren Sohn. Sie wollte ihn noch nicht heute zu Irene hereinführen, da diese noch zu schwach war. Auch Blandina hatte der große Tag ermüdet. Barbara war gleich, nachdem auch sie das kleine Kind begrüßt

hatte, hinausgegangen. Als Blandina und Magnus nach Hause gingen, sagte er, zärtlich den Arm der Mutter an sich drückend: „Aber er ist nicht mehr unter uns!" Blandina seufzte schwer. „Was für eine Zeit ist das doch, Mama; es ist mir so, als wäre ich durch viele Leben hindurchgegangen. Aber erst jetzt, da mir mein Leben nicht mehr selbst gehört, fühle ich es wirklich in aller Kraft."

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Die Rückkehr

Es war in ganz früher Morgenstunde, als sich die Angehörigen am Bahnhof versammelten. Die Luft war dünn und frisch, die Stadt lag noch im Schlummer. Die Sonne aber stand beschützend über all den Erwartenden.

Die Manstaffs kamen angefahren, auch Irene, und sie hatten die Hände voll Blumen. Frau von Manstaff trug ein helles Frühjahrskostüm, aber sie hatte einen dichten Schleier vorgezogen, denn sie konnte die Muskeln ihres Gesichtes heute nicht genügend beherrschen. Diener und Rollstuhl warteten schon hier. Auch Blandina trat ihnen entgegen. Sie wurden von allen Seiten begrüßt und gingen dann zusammen auf den Bahnsteig, der für die Angehörigen reserviert war. Hier umgab sie ein dichtes Gedränge von Bekannten. Ernste, bewegte Gesichter, vielfach fast noch ein ungläubiges Staunen: war es denn wirklich möglich, daß der erwartete Zug ihnen die lieben Verschleppten zurückbringen würde? Sie wußten es schon seit Wochen, daß der Zug aus Sibirien abgegangen war, und doch schien es ihnen wunderbar, was sie heute erleben sollten.

Der Bahnhof war umstellt von deutschen Soldaten, auch eine Musikkapelle war da. Nun kamen die militärischen Spitzen in Automobilen angefahren. Ins Gedränge mischten sich die Uniformen, von allen Seiten in freudigster Dankbarkeit begrüßt.

Hinter dem Eisengitter, das sich längs dem Bahnsteig hinzog, warteten die Freunde und Bekannten, denn nur die nahen Angehörigen hatten, der Enge des Raumes wegen, Karten zum Bahnsteig erhalten können. Hier standen auch Barbara und die Bergs, die ihre Kinder mitgenommen hatten, weil diese es doch auch erleben wollten, wie der liebe Herr von Manstaff zurückkam. Barbara hatte zwar niemanden ihres Blutes zu erwarten, und doch, wie hoch schlug ihr Herz! Je näher der Augenblick kam, daß der Zug erwartet werden konnte, um so mehr wuchs es ihr ins Ungeheuerliche, daß diejenigen, die sie alle mit so viel Sorge und Schmerz in die Verbannung hatten dahingehen sehen, nun wirklich heimkehrten.

Unter den deutschen Soldaten, die als Wache auf dem Bahnsteig standen, fiel ihr einer auf. Seine Haltung war fest und stramm. Da erkannte sie an einer Bewegung, die ihm dennoch entging, so sehr er auch danach strebte, seine Gebärde zu beherrschen, daß es Magnus war. Im selben Augenblick,

da sie ihn erkannte, strömte ihr das Blut zum Herzen. Sie verfolgte mit einer heißen Scheu die Zeichnung seiner Gestalt, die Haltung seines Körpers. Sie fühlte es, daß er ihr gefiel, und dies Gefühl kam so stark und neu über sie, daß sie erschrak. In instinktiver Furcht schob sie es zuerst zurück, und dennoch empfand ihr Blut es wie ein Glück. Es ward wieder Frühling in ihr. Und obwohl sie sich dem noch nicht hingab, es noch nicht an sich zu nehmen wagte, spiegelte doch ihre Bewegung sich so lebhaft auf ihrem Gesichte wieder, daß eines der Bergschen Kinder fragte, warum denn die Tante Barbara so rot wäre und mit einemmal ein so sonderbares Gesicht mache? Da setzte die Musik ein. Große Bewegung und Unruhe unter den Wartenden. Der lange Pfiff einer Lokomotive, ein Rascheln, Fauchen — und der Zug rollte heran.

Wo sind sie, wo sind sie? ruft alles. Da — sie steigen aus, und seht doch, wie sie aussehen! Viele sind fast unkenntlich, denn die, die bartlos waren, haben sich nun Bärte wachsen lassen. Sie tragen teils fremde Kleidung, sibirische Pelze, große Fellmützen. Sie reichen ihr Gepäck heraus, unförmliche Säcke, zusammengeschnürte Packen, die sie bei sich hatten, denn sie sind zurückgekommen in leeren Wagen, wo sie auf ihren Matratzen gelegen haben. Ein Sichsuchen, Aneinandervorbeistürmen, ein Sichfinden und Einander-in-die-Arme-Sinken! Ein Aufschluchzen der Freude. Da haben sie ihre Männer wieder, die Frauen, die Mütter ihre Söhne, die Geschwister ihre Brüder! Sie können sich nicht satt sehen an ihnen. Sonst beherrschte Männer sinken einander in die Arme und küssen sich unter Weinen und Lachen.

Nun drängen sie alle vom Bahnsteig heraus, aber die Begrüßung dauert noch immer fort, denn hier draußen warten ja so viele Freunde und gute Bekannte. Alles ist eine große Bewegung der Freude und Dankbarkeit. Irene und Hans gehen Arm und Arm daher, dahinter die strahlenden Eltern. Blandina ist ernst und doch so sehr bewegt. Sie hat ja den nicht wiedergesehen, den sie so gern heute an ihr Herz gedrückt hätte, und doch, wie erfreut ist auch sie. Magnus trägt Hans' Gepäck und seine Matratze, die ihm ein treuer Reisebegleiter gewesen ist. Die Bergschen Kinder jubeln über Hans' langen Bart und seine bäuerische Tracht. Und sein Gesicht strahlt. Breit und gesund steht er da und schüttelt viele, viele Hände.

Da — eine Stimme sucht sich Bahn zu brechen durch das Stimmengewirr. Die Herren erkennen sie sogleich, diese Stimme, die so oft zu ihnen gesprochen hat in der Verbannung. — Es ist die Stimme ihres Predigers, der treu mit ihnen gegangen ist, obwohl er hätte befreit werden können. Der Geistliche steht auf einer Treppe, allen sichtbar und redet, und um ihn drängen sich ein letztes Mal seine verschleppten Freunde. Er spricht von dem unendlichen Glück, daß sie jetzt das erleben, daß Gott sie in seiner Gnade wieder zurückgeführt hat in eine Heimat, die so schön ist, wie nur ihr Traum sie ersehnt hat. Er spricht von Gottes Schutz, der immer über ihnen ge-

waltet, er faltet die Hände und betet, und alle die vielen Männerhäupter um ihn herum entblößen sich. In großen Worten dankt er Gott, der sie nicht verlassen hat. Dann erhebt er die Stimme, und alle Stimmen fallen ein, und auch die Militärmusik spielt mit. Laut schallt es über den Platz:

Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten,
Er waltet und schaltet ein strenges Gericht.
Er läßt von den Schlechten die Guten nicht knechten,
Sein Name sei gelobt, er vergißt unser nicht!

Alle Herzen sind erhoben, alle sind eins in einer Empfindung der Dankbarkeit. Es hat sie alle das Gleiche umwoben. Sie alle wissen, daß sie in der Erfüllung eines Wunders stehen. Groß durchrauscht es ihre Seelen, daß sie alle, die so viel gelitten, dessen gewürdigt sind. Was auch die Zukunft ihnen noch bringen mag — sie haben einmal das Wunder erlebt! — —

Hans und Irene fuhren Hand in Hand zur Hochstadt hinauf. Ihr Gesicht leuchtete: nun hatte das Kind seinen Vater, hatte Neu-Allen seinen Herrn wieder. Sie konnten sich nicht satt sehen aneinander. Er erschien ihr so seltsam fremd, ihr Hans, der doch so ganz ihr Hans ist, mit seinem langen, sibirischen Bart. „Aber schmal bist du, Irenchen," sagte er, „und doch wie schön. Ich hatte fast vergessen, wie schön meine Frau ist."

Hinter ihnen fuhren Herr und Frau von Manstaff. Jetzt hatte sie den blauen Schleier aufgeschlagen, der im Morgenwinde wehte. Die Militärautos fuhren an ihnen vorüber. Frau von Manstaff lächelte und grüßte verbindlich. „Der General hat mir gesagt," sagte Herr von Manstaff, „es sei für ihn einer der größten Augenblicke des Krieges gewesen, diese Rückkehr unserer Herren zu erleben." — „Aber natürlich", meinte seine Frau; „überhaupt werden die Deutschen noch sehr viel von uns lernen können." — —

Magnus und Barbara gingen auf der Promenade dahin. Nur ab und zu begegneten ihnen Menschen, die erstaunt zu sein schienen, so früh am Morgen schon Spaziergänger zu sehen. Die Luft war erwärmt, die Sonne schien siegreich. „Wollen wir noch nicht in die Stadt hineingehen?" bat er. Sie hatten lebhaft gesprochen, noch in der nachzitternden Erregung der großen Stunde. Nun schwiegen sie. Es war etwas zwischen ihnen aufgestiegen. Ihre Herzen klopften schneller. Unwillkürlich beschleunigten sie den Schritt, als wollten sie davor flüchten; aber das Etwas blieb ja nicht hinter ihnen, sondern kam im Gegenteil gerade auf sie zu. Sie sahen die See, blau, frisch, zu ihnen herübergrüßen. „Wollen wir hingehen und uns ein wenig auf die Steine setzen!" entschied er. Sie stiegen zur See hinab.

Er saß ein wenig tiefer als sie. Er nahm den Helm ab. Ja, das war Magnus. Er erschien ihr jetzt wieder ganz vertraut, alles erkannte sie wieder, und doch — er war gewandelt. Sie sah, daß alles, was sie immer schon an ihm gefühlt, jetzt zu leben begann. Er blickte über die See dahin und kniff, leicht geblendet, die Augen ein wenig zusammen. Sie wußte, wenn er jetzt sprechen würde, mußte er bis ans Innerste, ans Wesentliche heran. Dennoch

erschrak sie, als er vorsichtig und zurückhaltend, mit gedämpftem Ton sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, Sie so wiederzusehen." Eine heiße Welle stürmte durch ihr Herz. Sie preßte die Hände ineinander. Sie verstand ganz den Sinn seiner Worte und antwortete aus ihrer Wahrheit heraus: „Ich war lange Zeit tot." So entstand ein kurzes Schweigen zwischen ihnen, wie ein Atemanhalten; dann sagte er, und es klang weich und leise, und immer noch in zartester Schonung: „Sie haben ihn sehr geliebt —?" — „Ja, Magnus. Und ich habe es — ganz gelebt . . . alle Freude und allen Schmerz." Es ward still zwischen ihnen.

Die See rauschte. Sie sprach in ihrer ewigen Sprache, die kein Mensch versteht, und die doch jeder so tief empfindet, der sie liebt. Sie hörten beide dem großen Liede zu, und doch war es, als horchten sie noch auf etwas ganz anderes. Suchte das eine Herz den Ton des anderen zu erspähen? Barbara war es, sie dürfe sich nicht regen. Sie preßte die Arme an den Körper. In einer entfernten Region ihres Bewußtseins erstand etwas, das ihr Furcht einflößen wollte, es schien zu fragen, ob sie nicht entwertet wäre für ihn . . .? Sie sah es an . . . aber ihr Herz glaubte nicht daran. Sie sah ein Zucken in Magnus' Gesicht, wie Weh, wie Unsicherheit . . .? Da riß es sie glühend empor, da verwischte sich ihr alles Gewesene, nur dieser Augenblick war da. Sie hob die Hände, drückte sie an die Brust und stammelte: „Magnus! O — sehen Sie mich an!?"

Er wandte sich und sah ihr Gesicht. Da war es ihm, er hätte sie noch nie gesehen, nie noch ganz gesehen; und er konnte dies Gesicht auch noch nie gesehen haben, denn es war eben erst für ihn geboren worden. Schreck — Freude — jähe Ergriffenheit faßten ihn! Mit einem seltsamen Laut, der kein Wort war und kaum ein wirklicher Ton, beugte er sich vor, ergriff ihre Hände und zog sie zu sich; ihr weicher Körper sank gegen ihn.

Sie lehnte sich an ihn. Immer wieder strömten ihr Tränen übers Gesicht. „Vergieb mir", bat sie. Die Tränen hatten sich ihr gelöst, als er ihr Gesicht berührt und leicht gestreichelt hatte, da fühlte sie, daß sie nun dem gütigen Verstehen eines Freundes anvertraut war. „Frieden . . ." sagte sie einmal und: „Heimat." Dann: „Daß ich schon wieder lieben kann . . .?!" Sie schien es selbst kaum zu wissen, was sie sagte, sprach mit geschlossenen Augen verwehte Worte. Sie sagte auch noch: „Daß ich dir doch ähnlicher werden könnte!" Da hob er ihre weichen Hände zu seiner Stirn, und als sie sein Gesicht wiedersah, da leuchteten und lachten seine Augen: „O, bleibe doch wie du bist, Barbara!"

Sie gingen Arm in Arm längs der Promenade dahin. Ihre Gesichter waren bewegt, und doch lag es wie Frieden über ihnen. Sie sprachen davon, daß Magnus bald wieder reisen müßte, und daß seine Mutter ihn begleiten würde, um ihre neue Lebensaufgabe in Deutschland zu beginnen, Barbara sagte, daß sie fortan da sein wolle, wo er sei. Sein Gesicht wurde sehr ernst, als er sagte: „Du darfst es nicht vergessen, daß ich jetzt nicht dir und nicht mir gehöre,

sondern meinem neuen Vaterlande." — „Unserem Vaterlande", sagte Barbara warm. „Seine Freuden sollen meine Freuden und sein Leid mein Leid werden! O, Magnus, wie groß darf nun unser Leben auswachsen, da uns ein Vaterland geschenkt worden ist!"

*

In Blandina war Abschiedsstimmung. Sie fühlte, daß eine Epoche sich ihr schloß. Sie ging zur alten Kirche und trat in die kleine Kapelle. Eine Sehnsucht hatte sie erfaßt nach dem Anblick jenes altertümlichen Altarschreins, den ihr Freund so geliebt.

Nun stand sie vor dem Bilde und sah mit großen Augen darauf hin. Und allmählich war es, als lösten sich die Figuren; Kaiser und Pabst, Ritter und Bürger und schöne Frauen, sie alle begannen sich zu bewegen und leicht und leise dahinzutanzen, nach einer verklingenden, wehmütigen Melodie.

Die Sonne stand schon tief, und die roten Strahlen erfüllten den altertümlichen Raum. Sie ließen die Farben des Bildes aufleuchten, das sich gewandelt zu haben schien zu einem Sinnbild des großen Geschehens der Welt, wie dieses sich auslebt in beständigem Wechsel. Denn wie der Tod hier Mensch um Mensch ablöste, so versank Zeit um Zeit, und Völkerschicksal und Form ging dahin. Wie die bunten Figuren im Kaleidoskop sich zusammenfinden und wieder auseinanderfallen, so erschien es Blandina, als hätte sie die Bilder der Welt in ihrem Zusammenschluß und Wiederauseinandergleiten vor sich gesehen. Zeitlos stand sie da, um sie wogten die Nebel. Etwas von dem Sinn aller Geschichte hatte ihre Seele gestreift. Ja, es war vieles aufgerauscht, und vieles war wieder verklungen. Aber wie sie so hier stand in den roten Abendstrahlen, vor dem Bilde des Totentanzes, mit einer wachen Seele in der alles nachzitterte was Schicksal war, fühlte sie das Wehen des Geistes.

— Ende —

Die französisch-südslawischen Geheimverträge und die Adriafrage

Von

Dalmo Carnevali, Rom

Die Enthüllung über die Verhandlungen, die zwischen Frankreich und Jugoslawien zum Zwecke eines militärischen Bündnisses gegen Italien stattgefunden hatten, kann keine Überraschung bedeuten, sie ist nur ein Lichtstrahl, der plötzlich eine Situation beleuchtet, die wir schon kannten. Wir wollen damit beginnen, die Richtigkeit der beiden von der „Idea Nazionale" veröffentlichten Dokumente als zweifellos festzustellen, trotz des offiziellen Dementis der französischen Regierung. Dieses Dementi, das mit achtundvierzig Stunden Verspätung anlangte, wie das nationalistische italienische Blatt richtig bemerkt, gehört eben zu den diplomatischen Gepflogenheiten. Niemand in der Welt hat jemals Geheimdokumente, die an die Öffentlichkeit gebracht wurden, anerkannt. Niemand ist jemals vor einer offiziellen Lüge zurückgeschreckt, wenn eine Enthüllung die Beziehungen zwischen dem eigenen Lande mit einem bis dahin befreundeten Lande plötzlich gefährden konnte, oder wenn eine Enthüllung geradezu die Vergewaltigung der Bündnisbeziehungen erweisen konnte. Für die Sicherung der Früchte des Sieges wäre es geradezu kindlich, anzunehmen, daß vom Quai d'Orsay ein anderes Wort verlautet wäre, als das des offiziellen Dementis. Aber außerhalb des Quai d'Orsay ist die Wirklichkeit, und die Wirklichkeit ist so, wie sie von den beiden Dokumenten festgestellt wurde, die bereits einen historischen Wert besitzen. Das Dementi reiht sich den gewohnten französischen Erklärungen dieser Art an, welche die gewohnte Ideen- und Phrasensammlung zum Gebrauch für die Demokratie bilden. Man darf nicht vergessen, daß Herr Nitti, als er kaum zum Präsidenten des Ministeriums ernannt war, in einer Zusammenkunft von Journalisten, die er im Palazzo Braschi zusammenberufen hatte, behauptete (zu dem Zwecke, den Journalisten zu verstehen zu geben, daß es höchst gefährlich wäre, wenn man fortführe, der Regierung durch journalistische Feldzüge gegen Frankreich Schwierigkeiten zu schaffen), daß dieses Land wahrscheinlich bereits durch militärische Bündnisse mit kleinen östlichen Nationen gesichert sei. Der Satz war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, aber es kam anders. Jener Satz wurde gedruckt, besprochen, und die Versammlungen der Journalisten im Palazzo Braschi fanden nicht mehr statt. Übrigens, wenn heute erst die Veröffentlichung der Dokumente erfolgt, so ist die Nachricht doch nicht neu; sie erschien in den ersten Monaten des vergangenen Jahres, wurde von Paris

dementiert, und trotz des Dementis sprach eine kroatische Zeitung, „Jandran" in Spalato, abermals davon im Mai 1919 und in einem Ton, als ob sie eine diplomatische Niederlage Italiens feststellte.

Das erste Dokument enthält, von der Belgrader Regierung aufgezeichnet, einen vollständigen Plan eines militärischen Bündnisses und drückt die Überzeugung aus, daß die jugoslawische Politik, um die völkisch und geographisch am Adriatischen Meere gelegenen Mündungen zu schützen, zu der französisch-serbisch-kroatisch-slowenischen Freundschaft in den folgenden zehn Artikeln ihre Zuflucht nehmen müsse.

Erstens: Die Regierungsvertretung des Reiches der Serben, Kroaten und Slowenen verpflichtet sich, im Einverständnis mit der Regierung der französischen Republik besondere militärische Vereinbarungen als Grundlage der gegenseitigen Garantie der vertragschließenden Staaten aufzustellen.

Zweitens: Kraft dieser Vereinbarungen wird das Reich der Serben, Kroaten und Slowenen im Falle eines Konfliktes zwischen der französischen Nation und einer Mittelmeermacht sein Heer nach einem im voraus von dem Generalstab der beiden Länder festgesetzten Plan mobilisieren.

Drittens: Die Regierung des Reiches der Serben, Kroaten, Slowenen wird im Falle eines Konfliktes wie im Artikel 2 ihre Flotte mobilisieren und ihre Schiffahrt requirieren.

Viertens: Bei der Erklärung der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und einer Mittelmeermacht wird eine gewisse Anzahl jugoslawischer Divisionen nach vorher festgesetzten Plänen an der feindlichen Grenze zum Angriff vereinigt.

Fünftens: Die Regierung des serbisch-kroatisch-slowenischen Reiches wird im Falle eines bewaffneten Konfliktes das Eisenbahnnetz des Reiches, das die Häfen des Jonischen Meeres mit der Küste von Dalmatien verbindet, dem französischen Hauptquartier zur Verfügung stellen.

Sechstens: Die Regierung der französischen Nation verpflichtet sich, der jugoslawischen Regierung freie Hand in betreff der künftigen Gestaltung des Marinestützpunktes von Cattaro zu lassen. Die Verteidigungsanlagen werden in ihren Hauptwerken nicht geschleift, damit man sie im Bedürfnisfall ohne Verzug wieder in Wirksamkeit setzen kann.

Siebtens: Die Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, beim Bau und der Errichtung der Kriegs- und Handelsflotte des serbisch-kroatisch-slowenischen Reiches mitzuhelfen.

Achtens: Frankreich garantiert die Unantastbarkeit des Jugoslawien durch den Vertrag von St. Germain zuerteilten Gebietes, ohne sich jedoch zu verpflichten, im Falle eines Balkankonfliktes militärische Hilfe zu leisten.

Neuntens: Beim Abschluß dieses militärischen Übereinkommens erfolgt die Unterschrift der besonderen Handelsübereinkommen und der Zollbestimmungen.

Zehntens: Die militärischen Vereinbarungen, die zum Texte der Geheimkonvention gehören, gelten für die Dauer von fünfundzwanzig Jahren und sind eventuell zu verlängern. Diese Übereinkunft muß geheim bleiben. Der Bündnisvertrag kann nur, wenn die vertragschließenden Parteien es für nötig halten, nach der Ratifikation von seiten der Kammern beider Länder veröffentlicht werden.

Dieses Dokument an sich hatte nichts Überraschendes, denn die geringen Sympathien der Jugoslawen Italien gegenüber sind bekannt, und man versteht, daß sie Freunde suchen gegen uns Italiener. Nur ein Umstand er-

scheint sonderbar; er besteht darin, daß sie, um sich die Hilfe Frankreichs zu verschaffen, von dem angeblichen Gehalt des Artikels 2 ausgehen, „von einem wahrscheinlichen Konflikt zwischen Frankreich und einer Mittelmeermacht", die natürlich Italien wäre.

Bedeutend ernster ist dagegen das zweite Dokument, in dem die Antwort der Pariser Regierung an die Belgrader enthalten ist. Es ist klar, daß die französische Regierung, sobald man ihr ein militärisches Bündnis gegen eine verbündete Macht (Italien) vorschlug, den Vorschlag ohne weiteres beleidigt hätte ablehnen müssen. Die französische Regierung dagegen erkennt in ihrer Antwort an, daß dieser Plan „Frankreich ohne Zweifel Vorteile verspreche", sie findet nur, daß er „zu unausgebildet sei, als daß er ohne Abänderungen angenommen werden könne". Sie macht dann die praktische Bemerkung, daß die „Handelsabkommen und die Zollbestimmungen jeglichem militärischen Abkommen nicht folgen, sondern vorangehen müßten", weil Frankreich sich nicht verpflichten könne, die militärischen Abkommen zu unterschreiben, ohne vorher in bezug auf gute Handelsbeziehungen völlig gesichert zu sein, ebenso in betreff der Vorteile, die Jugoslawien ihm auf seinen Märkten gewähren, und der Erleichterungen, die es ihm für seine Ausdehnung im Orient geben würde. Die französische Regierung geht dann zu Sonderbemerkungen über, die ihm durch eine „genaue Prüfung der Artikel des Planes nahegelegt wären". Wir führen sie buchstabengetreu an. Hier sind sie:

1. Welche Garantien kann die Regierung von Belgrad in bezug auf die Verpflichtungen geben, die sie auch im Namen der Kroaten und Slowenen übernimmt?
2. Bevor sich die Regierung von Belgrad zur Mobilisierung verpflichtet, sollte sie einen Plan zur militärischen Reorganisation vornehmen.
3. Wieviel Jahre glaubt Jugoslawien zur Errichtung einer Flotte zu benötigen?
4. Kann Frankreich seine Werften für den Bau von Kriegsschiffen für die Regierung von Belgrad vor ihrer Flottenorganisation hergeben?
5. Im Falle eines Konfliktes sollten die jugoslawischen Truppen, statt sich an der feindlichen Grenze aufzustellen, lieber einen „Casus belli" gegenüber der mit Frankreich im Kriege sich befindlichen Nation provozieren. Die sofortige Einmischung, die im Artikel 4 vorgesehen ist, könnte den Eingriff anderer Mächte veranlassen, was dem Interesse Frankreichs zuwiderliefe.
6. Die Regierung der Republik kann und darf sich formell nicht an die gegenwärtigen Bedingungen binden, zur Errichtung der jugoslawischen Flotte Beihilfe zu leisten.
7. Frankreich kann keine anderen Garantien geben, außer für die Unantastbarkeit des jugoslawischen Gebietes.

Da die an Jugoslawien grenzenden Länder, die mit Frankreich in Konflikt kommen könnten, nur zwei sind, Italien und Griechenland, so legt die Pariser Regierung Wert darauf, festzustellen, daß sie sich gegen Italien sichern will, und drückt den Wunsch aus, daß Griechenland mit von der Partie sei. In der Tat fügt sie hinzu, daß im Falle eines Konfliktes zwischen Frankreich und einer Mittelmeermacht es nicht genüge, sich der Eisenbahnen der dalma-

tinischen Küste bis zum Jonischen Meer zu versichern, sondern daß die Belgrader Regierung mittels eines vorherigen Abkommens mit Griechenland über den Hafen von Saloniki und die Eisenbahnen, die diesen Hafen mit Dalmatien verbinden, verfügen müsse. Die Pariser Regierung schließt ihre Antwort mit der Bemerkung, daß sie sich vornähme, ein vollständiges Gegenprojekt auszuarbeiten, das bei aller Rücksichtnahme auf die großen Umrisse des Planes von Belgrad Frankreich doch größere Garantien und realere Vorteile sichern könne.

Die in Frage stehenden Dokumente sind an sich schon beredt genug, und jeder Kommentar könnte nur Erstaunen über die Unbefangenheit ausdrücken, mit der Frankreich das verbündete Italien, die lateinische Schwester, behandelt. In Paris vergißt man, daß Italien, gegen das die Belgrader Regierung ihre Truppen marschieren lassen will und ihre Festungen und ihre Flotte der Regierung der Republik zur Verfügung stellt, was nicht grundsätzlich abgelehnt wird, bereits zweimal Frankreich gerettet hat, zuerst mit der Neutralität und dann mit dem Eingreifen im Weltkrieg. Das sind Tatsachen, die verwunden können und in der Tat das Gefühl tief verwunden, aber es sind Dinge, die auf dem Gebiete der Geheimdiplomatie immer vorgekommen sind. Am Quai d'Orsay arbeiten sie, wie sie können und so gut sie es verstehen, nach dem alten Stil. Die französischen Diplomaten würden sogar genau zur selben Zeit daran gedacht haben, mit Italien in ein Bündnis einzugehen. Worauf sie übrigens heute nicht einmal verzichten möchten. Sie spielen ihr Spiel, und man weiß, daß das Spiel, das auf dem grünen Tuch der Diplomatie gespielt wird, fast niemals ehrliches Spiel ist. Schließlich gibt es in Paris eine politische Strömung, die aus Furcht vor der Zukunft Pfänder und Garantien zu erlangen sucht, wo sie es bekommen kann. Und so ist Paris mit Belgrad in Verhandlungen getreten, bevor — und das ist die ernsthafteste Tatsache — jene „Mittelmeermacht", Italien, dazu gekommen ist, ihre Angelegenheiten im Adriatischen Meere in Ordnung bringen. Die französisch-südslawischen Verhandlungen erhalten dadurch eine besonders schmerzliche Bedeutung, und es ist unmöglich, den Eindruck zu vermeiden, daß die wirtschaftlichen und militärischen Anerbietungen aus Belgrad, die von Paris nicht zurückgewiesen wurden, durch ein Kalkül gegen die Interessen und Ansprüche Italiens eingegeben wurden. Was würde man in Paris gesagt haben, wenn man von Rom aus geheime Verhandlungen mit Berlin angeknüpft hätte vor dem Abschluß jenes Vertrages von Versailles, den Italien in naivem guten Glauben unterschrieben hat? Die heutige Enthüllung wird zwei gute Früchte tragen. Die erste ist, daß sie einen neuen Streich gegen die Methoden der Geheimdiplomatie führt, gegen die das Gewissen der Völker sich jeden Tag mehr empört, die zweite, daß sie endlich den wirklichen Gegensatz zwischen der öffentlichen Meinung in Frankreich und der Regierung klarstellt. Der Quai d'Orsay ist nicht ganz Frankreich, und wenn es in Frankreich ein Volk gibt, das versteht, daß wir nicht mehr in den Zeiten

Talleyrands oder Metternichs leben, so ist jetzt der Augenblick da, in dem jenes Frankreich und jenes Volk lauter und stärker als sein Quai d'Orsay sprechen muß. Über Italien gibt es keinen Zweifel. Es denkt so wenig an neue Geheimbündnisse, daß es auch die mit seinen Verbündeten von gestern ablehnt.

Die adriatische Frage und die Verteilung der Häfen, Küsten, Inseln längs der östlichen Adriaküste zwischen Italien und Jugoslawien beschäftigt die Diplomatie von vier Großmächten seit über einem Jahre. Sie wird verschärft durch die ethnographische Zerstreuung der Italiener einerseits und der orthodoxen Serben, katholischen Kroaten und Slowenen — die zur Bildung des neuen Reiches Jugoslawien vereint sind — andererseits. Der Vertrag von London, der am 26. April 1915 von Frankreich, England und Rußland unterschrieben wurde, sicherte Italien einige Gebiete und Inseln der östlichen Adria zu, vor allem aus strategischen Gründen, und zwei wegen der im Falle eines feindlichen Angriffs absolut unmöglich zu verteidigenden Küste. Obwohl durch die Bedingungen des Waffenstillstandes alle fraglichen Gebiete von Italien besetzt sind, so würde es doch freiwillig in ein Abkommen mit Jugoslawien einwilligen, um einen sofortigen und dauerhaften Frieden durch freundschaftliche Übereinkunft zu begründen. Wie bekannt, spricht der Vertrag von London Italien zu: Triest, Istrien, einen großen Teil des dalmatischen Gebietes, die Inseln Cherso, Lussin, Pago, Crona mit den kleinen Nebeninseln Lissa, Lesina, Curzola, Lagosta, Meleda und Pelagosa; Fiume war jedoch ausgeschlossen aus der italienischen Sphäre. Das Kompromiß vom 14. Januar 1920 lud die Jugoslawen ein, die Autonomie von Fiume und Zara anzuerkennen, bestimmte aber für Italien Westistrien und Volosca mit einem Korridor, der Fiume mit Italien vereinte. Jugoslawien erhielt Suffak, während der Hafen und die Eisenbahn von Fiume vom Völkerbund verwaltet werden sollten, der auch die Autonomie von Zara und Fiume garantierte. Kein Teil der dalmatinischen Küste sollte entmilitarisiert werden, aber alle Inseln des Adriatischen Meeres sollten ohne militärische Anlagen sein, während Italien die Inseln Lussin, Pelagosa und Lissa erhalten sollte. Das Januarkompromiß entschädigte Jugoslawien mit einer großen Grenzberichtigung in Albanien für die Verluste, die es im Norden erleiden sollte. Die Jugoslawen widersetzten sich grundsätzlich diesem Vorschlag, weil sie dadurch in gefährliche Komplikationen auf dem Balkan zu geraten fürchteten. Obgleich weit entfernt, durch die 1913 von der Botschafterkonferenz zur Bildung des albanischen Staates festgesetzten Grenzen befriedigt zu sein, ziehen die Jugoslawen doch vor, daß Albanien als ein freier Staat, wie es gegründet wurde, zu bestehen fortfahre.

Die verschiedenen Versuche, die von Zeit zu Zeit gemacht wurden, um zu einem gegenseitigen Vergleich zwischen Italien und Jugoslawien zu führen, sind gescheitert. Die Jugoslawen behaupten, daß das Kompromiß vom vergangenen Januar unannehmbar sei wie der Vertrag von London.

Nach ihrer Meinung würde es jede freie Handelskontrolle von Fiume unterdrücken und eine Grenze schaffen, die sie einer breiten, rein slawischen Zone berauben würde. Der Vertrag von London sei dagegen einfach unmöglich. Zu diesem Punkt muß man bemerken, daß der frühere englische Premierminister Asquith in einer wichtigen Rede, die er kürzlich während der Wahlkampagne gehalten hat, behauptete, daß der Vertrag mit Italien, der so viel berufene Vertrag von London, die Verbündeten praktisch gerettet hat. Denn nicht allein hat er ihnen den Zuwachs des italienischen Heeres eingebracht, sondern er hat auch veranlaßt, daß Österreich von jenem Zeitpunkt an seinen Hauptkampf gegen Rußland nicht mehr fortsetzen, noch auch Deutschland in seinen Operationen gegen Frankreich beistehen konnte. Asquith hat nicht nur erklärt, daß der Preis, den die Verbündeten für das Eingreifen Italiens zu zahlen sich verpflichteten, nicht übermäßig gewesen sei, sondern daß er auch bedeutend schwerere Bedingungen angenommen hätte, um sich das italienische Eingreifen zu sichern! „Der Vertrag von London", sagte er, „war praktisch, historisch, ethnographisch und strategisch gerechtfertigt." Er schloß mit der Versicherung, daß nichts dagegen spräche, ihn dem unparteiischen Urteilsspruch des Völkerbundes vorzulegen.

Die übertriebenen und ungerechtfertigten Ansprüche der Jugoslawen sind vom Präsidenten Wilson übermächtig unterstützt worden, da er der von der Entente vorgeschlagenen Lösung der Adriafrage feindlich gesinnt ist. Der Präsident Wilson hat gegen die Friedenskonferenz einen Schritt unternommen, indem er ein Telegramm schickte, durch das er seine Zustimmung zum Januarkompromiß leugnet und zur Anwendung des Vertrages von London ebenso, während er dagegen dafür eintritt, daß der amerikanische Plan ausgeführt würde. Wilsons Geste, die jetzt als ungeeignet und gefährlich auch von einigen seiner treuesten Bewunderer beurteilt wird, hat in Belgrad die Wirkung gehabt, welche die Italienfeinde von ihr erhofften. Das jugoslawische Kabinett bestätigt den Entschluß Jugoslawiens, die Grenzlinien, die von Wilson vorgeschlagen sind, aufrechtzuerhalten, als Mindestforderung zur Lösung des Adriaproblems. Das Unvorhergesehene ist ein Element, das in diplomatischer und internationaler Beziehung oft plötzlich auftaucht, sein Spiel treibt und die Lage ändert, und das Unvorhergesehene oder wenigstens das Unerwartete wird diesmal durch die plötzliche Neubelebung Wilsons dargestellt, der durch seinen neuen Theatercoup der Entente ein absolutes Veto entgegenstellt. Die französisch-englische öffentliche Meinung ist in Wirklichkeit überzeugt, daß eine ernsthafte Diskussion mit einem Manne, der eine geistige Krise durchgemacht wie Wilson, nicht mehr möglich ist. Der amerikanische Präsident hätte uns seine Meinung über die Auslieferungsfrage der schuldigen deutschen Untertanen an die Entente oder über die Wiederaufnahme der Beziehungen zu dem bolschewistischen Rußland oder über den Wiederaufbau der Türkei oder über die irische Frage oder über die ägyptischen Agitationen sagen sollen. Selbst wenn er das Problem der Freiheit der Meere und die

anderen Idealismen seiner famosen Punkte, die er seit einiger Zeit aufgegeben hat, beiseite gelassen hätte, hätte er doch andere Gelegenheiten finden können, um Europa von neuem — nach einem so langen Stillschweigen, das völlige Uninteressiertheit zu bedeuten schien — begreiflich zu machen, daß er sich noch mit den Dingen dieser Welt befassen will, und konnte anfangen, seine Vetos in bezug auf diese oder jene Entscheidung der europäischen Mächte aufzustellen. Aber Wilson zog es vor, wieder über das adriatische Problem Lärm zu machen, das heißt er bereitete den Jugoslawen wieder ein Vergnügen auf Kosten der Italiener.

Aus allen Zentren Jugoslawiens, aus allen Kreisen Kroatiens und Sloweniens telegraphierte man an Wilson und feierte ihn wie einen Erlöser. Alle slawischen Vereine der Vereinigten Staaten waren zu diesem Zweck aufgeboten worden. Das Weiße Haus wurde mit Telegrammen und beinahe mystischen Beschwörungen überschwemmt, in denen Präsident Wilson, der von der Krankheit geschwächt und leicht zu rühren war, wie der Mann von Herz und Genie dargestellt wurde, den der Himmel geschickt hatte, um das jugoslawische, in Fiume bedrohte Volkstum vor den imperialistischen Gelüsten Italiens zu retten. Gleichzeitig teilte man Wilson aus interessierten Kreisen mit, daß man ihn in Italien von neuem beleidige, und daß ein Dichter, Sem Benelli, ihn in der italienischen Kammer angriff, wo der Widerspruch des Ministerpräsidenten Nitti kein Echo fand. Unglücklicherweise haben in Italien die Phrasen der Poeten mehr Geltung als die begründeten Vorwürfe der Staatsmänner, und es ist nicht verwunderlich, wenn im Ausland die ersteren mehr als die zweiten ausgenützt werden, besonders wenn es sich darum handelt, uns Schaden zuzufügen. Es kann also nicht überraschen, daß Wilson, der, obgleich mit so großer Machtfülle ausgestattet, doch nur ein Mensch ist, sich abermals entschlossen hat, Jugoslawien kräftig zu unterstützen. Sicher muß man sich fragen, ob in dem Punkte, zu dem die Dinge jetzt gediehen sind, die Verbündeten und Italien mit ihnen diesen Unterdrückungsversuch ihrer Willensmeinung dulden können, denn er richtet sich gegen die Interessen der friedlichen Entwicklung Europas. Den Verbündeten ist eine offenkundige Tatsache nicht entgangen: der Wille des Präsidenten Wilson ist in keiner Weise der Ausdruck des amerikanischen Volkswillens und nach dem Rücktritt von Lansing nicht einmal mehr der Wille einer Partei. Das freie Europa kann die Herrschaft eines Einzelwillens, eines vereinzelten Willens nicht dulden, dem sich nicht einmal die Völker, die in Barbarei und Entartung leben, beugen würden. Italien hat mit großer Mäßigung und mit starker Neigung zum Entgegenkommen an eine gerechte Lösung des Adriaproblems gedacht, und die Verbündeten hatten einstimmig diesen Rechtsstandpunkt angenommen, indem sie sich für die Anwendung des Vertrages von London entschlossen, als jene Lösung zurückgewiesen wurde. Italien hat das Recht, unweigerlich fest auf der Lösung dieses Dilemmas zu bestehen, und hat das Recht, sie möglichst zu beschleunigen.

Der Briefwechsel von Paul Heyse und Fanny Lewald

Herausgegeben von

Rudolf Göhler

Als Fanny Lewald im Herbst 1839 zum ersten Male auf längere Zeit von Königsberg nach Berlin kam, fand sie freundliche Aufnahme bei Sophie Bloch, einer entfernten väterlichen Verwandten, die mit ihrem Gatten, dem Agenten der preußischen Seehandlung und Mitbegründer der Anhalter Bahn, in ihrer Wohnung Unter den Linden ein geselliges Haus nach guter alter Art führte. Die bedeutenderen literarisch-künstlerischen Kreise blieben ihr aber noch verschlossen. Das änderte sich bei ihrer Rückkehr nach Berlin im Sommer 1843. Sie hatte inzwischen ihre ersten größeren Arbeiten: „Clementine" und „Jenny", vollendet und war auf den dringenden Wunsch von Frau Sophie Bloch aus ihrer bisherigen Anonymität herausgetreten. Es öffneten sich ihr jetzt die Salons von Fräulein Solmar, der hochbetagten Frau Henriette Herz und Frau Sara Levy, der Tochter des zu Friedrichs des Großen Zeiten vielgenannten Kaufmanns Itzig, dessen schönere Tochter als Baronin von Arnstein und Eskeles eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft während des Wiener Kongresses gespielt hatte; auch erhielt sie Zutritt zu den genußreichen Matineen bei Fanny Hensel, der älteren Schwester Felix Mendelssohns. Das waren dieselben Kreise, in denen Paul Heyses Eltern gern gesehene Gäste waren (Jugenderinnerungen und Bekenntnisse[5], 1912, Bd. I, S. 8 f., 37 ff.); hier lernte der „frühreife" Primaner F. Lewald kennen und schätzen. Auch besuchte er sie in ihrem Heim und bewahrte von diesem Abende noch nach mehr denn 20 Jahren eine lebhafte Vorstellung. Doch bald trennten sich beider Lebenswege; den jungen Dichter lockte der sonnige Süden, und Fürstengunst bereitete ihm in München eine dauernde Heimat. Fanny Lewald aber erkämpfte sich erst im reiferen Alter einen reichgesegneten Wirkungskreis an der Seite Adolf Stahrs und gestaltete im Verein mit diesem ihre Montagsabende zu einem Sammelpunkte der bedeutendsten Männer und Frauen Berlins auf wissenschaftlichem, künstlerischem und literarischem Gebiete. Erst ein äußerer Anlaß, die Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes" Anfang der siebziger Jahre, führte zur Wiederanknüpfung der alten Beziehungen und leitete einen bis zum Tode F. Lewalds sich erstreckenden Briefwechsel ein, dessen besonderer Reiz darin besteht, daß sich eine der hervorragendsten Schriftstellerinnen, die bereits an der Schwelle des Greisenalters angelangt war, und der vielseitigste deutsche Novellist, der im besten Mannesalter auf der Höhe seiner Meisterschaft stand, über ihre künstlerischen Anschauungen in aller Freimütigkeit aussprechen.

Bei der reichen Auswahl an Erzählungen F. Lewalds, die den Herausgebern des Novellenschatzes zur Verfügung waren, liegt die Frage nahe, warum sie sich für das schlichte Lebensbild „Die Tante" entschieden, zumal da auch die Schriftstellerin ihnen einige andere ihrer Arbeiten in Vorschlag brachte. Aber gerade diese einfache Familiengeschichte, die sich vor unseren Augen auf dem Hintergrunde der Napoleonischen Kriege und ihrer Einwirkung auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse des deutschen Volkes entfaltet, in der die Charaktere der einzelnen Personen mit bewundernswerter Schärfe und Wahrheit gezeichnet sind, in Form und Ausdruck dem Inhalt harmonisch angepaßt, mag Heyse besonders angesprochen haben. Da Fanny Lewald für den Abdruck dieser Arbeit auch das ihr zustehende Honorar forderte, sah sich Heyse zu genaueren Mitteilungen über das Zustandekommen des literarischen Unternehmens veranlaßt. In der Folgezeit tauschten nun beide ihre Werke miteinander aus. F. Lewald sandte dem neugewonnenen Freunde ihre Lebensgeschichte, und es ist Heyses hohe Bewertung dieser Memoiren auch vom künstlerischen Standpunkte um so mehr hervorzuheben, als sie im schroffsten Gegensatze zu Hebbels und Kellers Beurteilung steht. Der Lebensgeschichte folgte die zweite Auflage ihres größeren Romans „Von Geschlecht zu Geschlecht", dessen ersten Teil der Dichter bereits früher mit großem Genusse gelesen hatte. Heyse gab als Gegengeschenk seine neuesten Novellen, die F. Lewalds ungeteilten Beifall finden, bis auf einige kleine Aussetzungen an „Lottka" und dem „Schönen Kätchen", sowie seinen ersten Roman „Die Kinder der Welt". So schwer es auch der Schriftstellerin wird, ihre Wahrheitsliebe gebietet ihr, dem Freunde gegenüber, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu verlieren, mit ihren gewichtigen Bedenken nicht zurückzuhalten. Ähnliche Einwände, wie die von F. Lewald, sind auch von der öffentlichen Kritik erhoben worden, und, mag man immerhin Heyses Gegengründe gelten lassen, daß sich hier zwei Weltanschauungen gegenüberstehen, die sich durch Meinungsaustausch nicht überbrücken lassen, das sittliche Gefühl des Lesers empfindet die Tatsache, daß der verbrecherische Kandidat der Theologie Lorinser ungestraft „aus dem Rahmen des Romans entlassen" wird, als einen bestehenden Mangel. Dazu kommt, daß „Die Kinder der Welt", selbst der frivole Medizinalrat, von dem Dichter mit so großer Liebe gezeichnet sind, daß man ihnen auch ihre Schwächen zugute hält, während die ihnen gegenüberstehenden „Kinder Gottes", der kleine Maler und die Frau Professorin, ins Lächerliche gezogen werden. Und so kann dem Roman trotz Heyses ehrlicher Entrüstung darüber der Vorwurf tendenziöser Färbung kaum erspart bleiben. Ebenso offenherzig wie F. Lewald über „Die Kinder der Welt" äußert sich Heyse über „Die Erlöserin"; und zwar ist es ein künstlerisches Bedenken, das er vorbringt: die durch die Ebenmäßigkeit des Stils den Leser ermüdende Eintönigkeit. Interessant bleibt F. Lewalds Rechtfertigung und ihr Hinweis auf Goethe und den stilisierten Roman.

Im Oktober 1874 weilte Adolf Stahr mit seiner Gattin in Weimar, und hier feierten sie ein längeres Wiedersehen (5. bis 7. Oktober) mit Paul Heyse,

der zur Aufführung seines „Colberg" erschienen war. Der Briefwechsel stockte dann einige Zeit; es begannen die Leidensjahre Stahrs, der am 3. Oktober 1876 in Wiesbaden aus dem Leben schied. Fanny Lewald zog das Jahr darauf über Ragaz nach Rom, wo sich der großen Schar ihrer hier versammelten Freunde und Bekannten Ende Dezember Heyse mit Gattin zugesellte. Oktober 1880 reiste sie abermals nach Rom und wurde auf ihrer Fahrt dahin in München von Gregorovius und anderen Bekannten — darunter, wie der Brief vom 7. Oktober 1881 besagt, auch von Heyse — begrüßt. Zurückgekehrt, nahm sie weiterhin herzlichen Anteil an Heyses neuen Schöpfungen, sandte ihm ihre kleine Erzählung „Treue Liebe" und den Künstlerroman „Stella"; von Heyse erhielt sie den „Alkibiades" und die „Bücher der Freundschaft". Ihr Brief vom 10. Januar 1888 kündigte als letzte Gabe die zweite Auflage der „Familie Darner" an, die ihm beweisen sollte, daß die geistigen Kräfte der Greisin trotz ihrer körperlichen Leiden noch ungeschwächt wären. Von Auge zu Auge sahen sich beide zum letzten Male am 23. Januar 1888; Fanny Lewalds Tagebuch verzeichnet unter diesem Tage die Worte: „Der liebe Paul Heyse, der mich erfreute."

1 Verehrte Frau!

In Gemeinschaft mit meinem Freunde Hermann Kurz in Tübingen bereite ich die Herausgabe eines „Deutschen Novellenschatzes" vor, einer Mustersammlung, die von den bedeutendsten unserer Erzähler je eine Novelle, am liebsten ihr Meisterstück, mit kurzen biographischen Notizen enthalten soll. Wir haben nach langem genußreichen Suchen und Wühlen unter Ihren kleineren Erzählungen auf Eine unsere Neigung und Vorliebe geheftet, die in den „Hausblättern" [1]) unter dem Titel „Die Tante" abgedruckt ist, und ich komme nun zugleich im Namen meines Freundes mit der Bitte zu Ihnen, uns die Erlaubnis zur Aufnahme in unsre Sammlung zu geben und die Zustimmung Ihres Verlegers uns auszuwirken. Die ersten drei Bändchen, meist ältere Novellisten seit Goethe vorführend, sollen um Ostern erscheinen und zugleich einen vorläufigen Überblick unseres Plans und der Dichter, auf die es uns ankommt, eröffnen. Es würde allgemein befremden und unser Unternehmen in ein falsches Licht stellen, wenn der Name der geistvollsten deutschen Dichterin in diesem Prospektus vermißt würde. Sollten Sie aber mit unsrer Wahl nicht einverstanden sein und sich lieber durch eine andere Arbeit in unserm Novellenschatz vertreten sehen, so wären wir Ihnen für jeden Wink und Wunsch aufrichtig dankbar, zumal es immerhin möglich ist, daß uns, bei der Unabsehlichkeit des Vorrats, den wir seit Jahren zu durchwühlen hatten, auch von Ihren kleineren Erzählungen vielleicht gerade eine sehr wertvolle entgangen wäre.

Darf ich hoffen, daß ich Ihnen noch für einen persönlich Bekannten gelte, da über zwanzig Jahre vergangen sind, ohne daß ich Gelegenheit gefunden hätte, an jene frühen mir unvergeßlichen Begegnungen wieder anzuknüpfen? Bei der geringen Zahl derer, denen man bei wachsenden Ansprüchen an Leben und Kunst immer die gleiche Verehrung und immer neuen Dank schuldig wird, ist es wahrhaft erschreckend, wie leicht man es damit nimmt, daß man diese Schuld nie mit einem herzlichen Wort, einem Zeichen der Neigung mündlich oder schriftlich abzutragen sich beeilt.

[1]) Diese Zeitschrift (1855—1867) erschien in Stuttgart unter der Leitung von Hackländer und Edmund Höfer.

So muß ich es denn diesem Geschäfts- und Bittbrief danken, daß ich am Schluß mich in aller Wahrhaftigkeit nennen kann

Ihren getreuen Verehrer

München 6. März 71. Paul Heyse.

Fanny Lewalds Antwort fehlt im Nachlaß.

2 Verehrte Frau!

Ich kann heute nur im Fluge für das Geschenk Ihres Briefes danken. Ein solches, ein Geschenk vom höchsten Wert, wäre es mir schon durch die herzliche Gesinnung, die Sie mir so liebenswürdig aussprechen, daß ich mich nachträglich wahrhaft schäme und gräme, so manche Gelegenheit freundlicher Annäherung schnöde verpaßt zu haben, teils aus jenem sträflichen Leichtsinn, mit dem wir uns um unsere besten Freuden bringen, teils aber auch, weil ich Menschen gegenüber, die ich sehr respektiere, an einer gewissen blöden Sprödigkeit leide, die das gerade Gegenteil von der Selbstgewißheit ist, für welche sie gewöhnlich ausgelegt wird. Hiervon gelegentlich mündlich mehr. Es würde das allein einen langen Brief erfordern, zu dem ich eben nicht die Muße habe. Sagen will ich Ihnen nur, daß auch unser Verleger, R. Oldenbourg, aufs Höchste von Ihrer Antwort auf unsere Bitte erbaut war. Und in der Tat, wer Sie noch nicht kannte und verehrte — dieser Brief allein genügte, ihn Beides zu lehren. Ich soll Ihnen in Herrn O.s Namen das doppelte Honorar für ‚unsere' Novelle bieten, das Ihnen Janke [1]) damals gegeben. Aber nun bin ich es mir selbst schuldig, Ihnen zu erklären, wie es gekommen ist, daß wir nicht überhaupt mit dem Anerbieten, die beisteuernden Autoren zu honorieren, vorangegangen sind. Der ursprüngliche Plan umfaßte nur die älteren Novellendichter, deren Werke schon freigegeben sind. Als wir aber den vielleicht zu streng gesichteten Vorrat überschlugen, erkannten wir, daß wenig Aussicht sein würde, diesen zum Teil nur sehr bedingt zu lobenden Erzvätern der Novelle wieder die Neigung des heutigen Geschlechts zuzuwenden, wenn wir sie ganz unter sich ließen, wo sie dann mit allerlei altväterischen Manieren und Wunderlichkeiten die Leute mehr abschrecken, als für ihre guten Gaben dankbar machen würden.

Ist doch gerade diese Gattung erst in den letzten Jahrzehnten zu vollem Flor gediehen; und da es uns nicht um eine bloß den Eingeweihten und Literatoren willkommene Sammlung zu tun war, sondern um eine Wirkung auf weitere Kreise, die wir gern auch an das treffliche Alte wieder erinnert hätten, so gaben wir die chronologische Ordnung auf und verfielen auf den Gedanken, in jedem der einzeln verkäuflichen, sehr wohlfeilen Bändchen gleichsam im Kleinen die ganze Entwicklung vom Ältesten bis zum Modernsten vorzuführen. Das änderte nun freilich den ganzen Zuschnitt und damit auch die materiellen Bedingungen. Der billige Preis (15 Sgr. für 20 Bogen) war nicht festzuhalten, wenn wir eine irgend entsprechende Entschädigung den Autoren und Verlegern bieten mußten. Aber — räsonnierten wir — eine Entschädigung setzt eine Beschädigung voraus. Und ist unser Unternehmen nicht vielmehr auch materiell ein Vorteil für alle, die dazu beitragen? Etwa so, wie ein im Mittelpunkt der Stadt gelegenes gegen Entrée geöffnetes Ausstellungslocal, das von Künstlern und Kunsthändlern mit ihren besten Sachen beschickt wird, die sich freilich auch sonst sehen lassen, auch sonst verkauft werden, hier aber doch, schon wegen des Elite-Charakters, den der enge Raum bewirkt, und der Nachbarschaft von lauter Ebenbürtigen, in ganz neuer Beleuchtung ein ganz

[1]) Die Erzählung gab in Buchform als 4. Bändchen der „Deutschen Lebensbilder" Friedrich Vieweg, Braunschweig 1856, heraus. Sie ging dann in den Verlag von Otto Janke, Berlin, über.

eigenes Interesse erwecken. Der Vergleich hinkt wie all seine Gefährten. Das aber bleibt zutreffend, daß die Veranstalter dieser Ausstellung einen Gewinn davon ziehen, zu dem die Künstler beitragen, ohne zunächst dafür ein Äquivalent zu erhalten. Denn der Ehrenpunkt, darin haben Sie völlig recht, ist nur illusorisch bei denen, die eben durch ihre Teilnahme dem Unternehmen selbst zur Ehre gereichen. Aber wenn nun das ganze an sich doch wohl löbliche und wichtige Unternehmen überhaupt nur zustande kommen konnte durch freiwillige Beiträge? Denn so günstig die Sache sich von ferne ansehen mag, so wenig ist doch den Zahlen gegenüber, die wir bei dem ersten Überschlag vor uns hatten, an einen großen Gewinn des Verlegers oder der Herausgeber zu denken, da wir durchaus nicht der Meinung sind, dem um sich greifenden Hang zur sogenannten Familienlectüre Vorschub zu leisten, sondern unsere Auswahl ohne pädagogische Rücksicht auf die Unwürdigen, nur nach den Maßstäben, die wir von dem Echten und Rechten entnommen, zu treffen willens waren. Wir hätten unbedenklich „die Marquise von O." aufgenommen, wenn uns nicht „das Abenteuer auf St. Domingo" [1]) künstlerisch noch wertvoller erschienen wäre. So haben wir auch den Titel „Hausschatz deutscher Novellistik" in „Deutscher Novellenschatz" umgeändert, um keine falschen Erwartungen zu erregen. Unter diesen Umständen aber ließ es sich vor unserm eignen Zartgefühl wohl verantworten, wenn wir erst Umfrage hielten, ob die Novellisten, auf die es uns ankam, geneigt wären, das Unternehmen zu unterstützen. Daß die Verleger, die sonst nichts weniger als idealistisch geartet sind, dennoch, sowohl für die älteren als für die noch lebenden Autoren, durchaus nur eine Förderung aus unserm Vorhaben sich versprechen, beweist die Tatsache, daß wir nur zwei Fehlbitten getan haben, bei einer Novelle, die außer der Gesamtausgabe auch im Einzeldruck (und zwar bei einem zweiten Verleger) erschienen war, und bei jener merkwürdigen Reliquie der Droste-Hülshoff in ihren „Letzten Gaben", da der Verleger mit Recht der Ansicht war, die „Judenbuche" verhelfe den lyrischen Sachen, die so schwer Eingang finden, noch am ehesten zu einer mäßigen Verbreitung. Daß die Autoren ohne weiteres zugestimmt haben, ist gewiß vielfach nur einer falschen Scheu zuzuschreiben, deren Sie sich mit jenem unerschrockenen Wahrheitssinn, der Sie so verehrungswürdig macht, entschlagen haben. Es ist wahr: volenti non fit iniuria; aber auch in der Vorstellung von dem, was Recht und Billigkeit erheischen, was also ein redlicher und an das Allgemeine denkender Mensch wollen und nicht wollen soll, gibt es feine Unterschiede, und wir waren von vornherein darauf gefaßt, auch diese Seite der Frage betont zu hören. Wenn ich es unterlassen habe, die Billigkeit einer Honorierung jener Beiträge, die durchaus noch ihren vollen Marktwert haben, selbst zur Sprache zu bringen, so kam dabei noch eine andere Rücksicht inbetracht, zu der ich mich, **unter 4 Augen,** immerhin bekennen darf. Ich habe von vornherein die ganze Idee, die mir eigentlich nach meiner Anlage und Art mehr Unbequemlichkeit als Freude versprach, nur darum festgehalten, um meinem lieben Freunde H. Kurz, der es wohl brauchen kann, dadurch zu einer lohnenderen Arbeit zu verhelfen, als seine so verdienstlichen als verdienstlosen Bemühungen um englische und mittelhochdeutsche Philologie bisher gewesen sind. Er hat drei Vierteile der Mühe und demgemäß des Lohnes übernommen, und die Bedingungen, unter denen wir mit dem Verleger abgeschlossen, würden natürlich noch sehr viel kümmerlicher ausgefallen sein, wenn wir als Grundsatz aufgestellt hätten, jedem Beitragenden ein anständiges Honorar zu bieten, gleichviel ob wir einem berühmten Autor eine Arbeit bezahlen, die in unserm Novellenschatz nur den Platz behauptet, den sie schon längst in der Meinung aller Welt einnimmt, oder ob wir einem halbverschollenen, jedenfalls im Dunkeln stehenden

[1]) Von Heinrich von Kleist.

Autor den Gefallen tun, ihn endlich in das verdiente Licht zu stellen und dadurch vielleicht den Anstoß zu geben, daß seine Sachen neu in Umlauf kommen und Anerkennung finden. Da haben Sie nun die ganze Geschichte dieses Unternehmens und werden mir hoffentlich zugestehen, daß der Fall wirklich so eigentümlich beschaffen ist, um auf die sehr richtigen allgemeinen Grundsätze, die Sie dagegenhalten, doch wohl ein modificierendes Streiflicht zu werfen. Ich sehe mit Schrecken, daß ich trotz meiner Unmuße auf der achten Seite angelangt bin. Lassen Sie mich nur noch einen herzlichen Händedruck und eine freundliche Empfehlung an Ihren Gemahl hinzufügen und die Bitte, mit dieser hastigen filastrocca[1]) es nicht zu strenge zu nehmen.

Auf Mehr und Besser

Ihr sehr ergebener

München, 16. März 1871. Paul Heyse.

Zwischen diesem und dem nächsten Briefe Heyses liegen zwei Briefe Fanny Lewalds, von denen nur der folgende sich im Nachlaß erhalten hat:

3 Berlin Matthäikirch Straße 21

Charfreitag 7. März (muß heißen April!) 1871

Am Charfreitag, in dem für mich von der Jugend her, eine außerordentliche Poesie liegt, kommt mir die Trauerkunde[2]) aus Ihrem Hause, werter Freund!

Ganz solch ein Fall — nur daß das vorgeschrittene Alter Ihres Knaben ihn noch herber macht — kam in meinem Vaterhause vor. Uns starb ein kleiner Bruder in der Nacht, in welcher uns ein anderer geboren wurde. Möchte wenigstens die Sache bei Ihnen glücklicher als bei uns verlaufen, die Frau nicht zu schwer davon ergriffen werden, der Neugeborne Ihnen erhalten bleiben. Bei uns war's nicht so gut, und meine arme Mutter hat lange danach sehr schwer gelitten.

Leben! Das ist das Leben! und jeden Tag stehen wir auf's Neu vor dem schmerzlichen Rätsel unseres doch so schönen Daseins.

Was sollen Menschen wie wir in solchen Stunden andres sagen — als daß wir des Trauernden gedenken. Da ich jenes Erlebnisses aus meiner Jugendzeit erwähnte, fällt mir ein, ob Sie meine Lebensgeschichte haben? haben wollen? Ich habe noch einige Exemplare der schönen neuen Auflage, und wenn Sie es wünschen, steht Ihnen Eines zu Diensten.

Sagen Sie mir das, wenn Sie wieder zum Schreiben kommen.

Stahr drückt Ihnen mit mir die Hand!

Grüßen Sie Ihre arme Frau unbekannter Weise von uns, als von Schmerz erfahrnen, die also Teil zu nehmen verstehen.

Heil und Glück für die Zukunft.

Fanny Lewald Stahr.

4 München 18. April 1871.

Verehrte Frau!

Sie haben mir so herzlich gute Worte gesagt, die trotz der Betäubung und Zerstörung, in der sie mich trafen, die Kraft hatten mir wohlzutun. Ich möchte Sie das gerne wissen lassen, obwohl ich trotz redlichster Bemühung noch nicht wieder so weit bin, mich für den Verkehr mit Freunden, selbst den nachsichtigsten, gesund genug zu fühlen. Es war ein wenig arg diesmal und traf mich überdies in körperlicher Übermüdung. Nun muß es die Sonne und die Zeit wieder ins Gleiche

[1]) Langes Gewäsch.

[2]) Paul Heyse gedenkt seines Familienglückes und -leides dieser Zeit in „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" 1912, Bd. I, S. 314–322.

bringen — wenn sie so gut sein wollen. Denn sie sind leider auch im Verfall, oder scheinen uns so, wenn wir nicht mehr in unserm Vormittag stehn.

Ich war Ihnen noch auf Ihren zweiten Brief die Antwort schuldig, und werde sie Ihnen auch wohl schuldig bleiben müssen, bis mir eine freundliche Fügung erst wieder einmal zu einem mündlichen Begegnen verhilft. Ich muß erst viel mit Ihnen gesprochen haben, eh' ich Ihnen schreiben kann. Sie haben Fragen berührt, die unsere ganze Kultur umfassen. Was kann da ein geschriebenes Blatt, wie es ein Arbeiter zwischendurch sich abgewinnt? Aber es ist mir ein wahres Bedürfnis, mich mit Ihnen zu verständigen. Hoffentlich geht dies Jahr darüber nicht zu Ende.

Wissen Sie, daß ich von jenem einzigen Abend, den ich bei Ihnen als ganz grüner junger Mensch, von dem man eben allerlei zu hoffen und zu fürchten anfing, ich glaube durch Gurlitts [1]) Einführung zubringen durfte, daß ich von Ihrer Wohnung, den Menschen darin, bis auf bestimmte Gespräche, die ich führte und führen hörte, eine fast photographische Erinnerung bewahrt habe? Ich entsinne mich sogar des Nachgefühls, daß ich in peinlicher Unruhe fortging, meiner Unreife und Unzulänglichkeit mir beschämend bewußt, und beschloß überhaupt ungesellig zu werden, eh' ich mit mir selbst im Reinen wäre? Ich habe es Ihnen gegenüber nur zu treulich gehalten.

Aber von alledem mündlich. Heute nur noch, daß Sie mir eine ganz besondere Freude machen, wenn Sie mir Ihre Memoiren schicken. Es war das Letzte, was ich mit meiner Frau zusammenlas vor dem Doppelschicksal jener schauerlichen Aprilnacht. Wir nahmen uns die Bände mißgünstig aus der Hand und sprachen von nichts anderm; so daß ich Ihnen schon darüber schreiben wollte. Ich kenne nichts Ähnliches aus unserer Zeit, Wahrheit so von Anmut gesänftigt, ein solches Genie der Redlichkeit, ein so herzlicher Verstand und jene Kraft, die der Dichter vor dem bloßen Anatomen und Psychologen voraushat, daß alles Zergliedern die Gestalt nicht zerstört, sondern die Teile nur inniger zusammenschließt. Sie begreifen, was es mir sein wird, dies Buch von Ihrer Hand zu besitzen.

Den „Seehof" [2]) hab' ich auch inzwischen wiedergelesen, bin aber trotz der Freude an der trefflichen Darstellung über das Bedenken wiederum nicht hinausgekommen, ob die Eltern, zumal die Mutter, in Wahrheit etwas Unverzeihliches in der Handlungsweise des Sohnes finden konnten. Die Tochter einer so nahen Freundin, eine Unglückliche, Vertriebene, in so ungewöhnlichen Zeiten, keine verlaufene Person, gegen die die Familienehre sich auflehnen konnte. — Sie werden mir das auseinandersetzen, wenn wir uns sehen. Für den Novellenschatz wäre diese Erzählung jedenfalls zu umfangreich.

Leben Sie wohl, teure verehrte Frau. Meine beste Empfehlung Ihrem Gemahl.

Aufrichtig Ihnen ergeben

P. H.

5

Berlin d. 20. April 1871
Mathäikirchstraße 21

Ihr Brief mein werter Freund! denn so darf ich Sie ja wohl nennen? hat mich gerührt erfreut und erhoben; und ich eile die neue Ausgabe der Lebensgeschichte in Ihre Hände zu legen. Sie ist in dieser neuen Gestalt handlicher als in der früheren. Möchte es Ihnen und Ihrer Frau hie und da einen guten Augenblick bereiten, wenn Sie darin blättern. Das ist ja an unserer Kunst das

[1]) Der Landschaftsmaler Louis Gurlitt, Fanny Lewalds Schwager.

[2]) Diese Novelle, die Fanny Lewald in dem nicht mehr vorhandenen Briefe für den Novellenschatz vorgeschlagen hatte, entstand 1857 und erschien in Buchform bei Otto Janke, Berlin 1859.

Erhebende, daß wir nicht an das eine Einzelwerk gebunden sind, wie der Maler und der Bildhauer, sondern daß wir mit der ganz unverminderten Kraft unseres Werkes hinreichen über den ganzen Erdball. Und diese Allgegenwärtigkeit ist es, die uns so große Verantwortlichkeit auferlegt. — Können Sie es sich übrigens vorstellen, daß diese — in der Tat mit dem Auge der Liebe und der Vergebung gesehene, und mit völlig beruhigter Seele erzählte — Lebensgeschichte, mir in meiner ganzen Familie **Nichts!** als Kränkungen und schwere Beleidigungen zugezogen hat? — Später, als, ich darf sagen, die ganze gebildete Welt, denn England, Holland, Frankreich und vor Allem Amerika, haben die Memoiren gut aufgenommen, dem Buche sich hold erwies, da besannen sich wenigstens Einzelne aus der Familie auf sich selbst und auf meine Nachsicht gegen sie, und kehrten mir verzeihend wieder, daß ich ein so schönes Bild von ihnen entworfen — und ich ließ mir's gefallen und ließ sie gewähren; aber „der ersten Liebe Zauberei, sie war vorbei!" und ich habe über das Wesen der Familie Betrachtungen machen lernen, von denen es gut war, daß ich sie nicht gemacht hatte, als ich an dem Werke schrieb. — Jetzt weiß ich, daß die Familie vor allem Andern — ich meine damit nicht Mann und Weib und Kind — eine Versicherungsanstalt für die Geringen ist, deren Kosten die Begabten und Tüchtigen zu tragen haben, und oft schwer zu tragen haben. Aber es war so, schon zu Lessing's Zeiten; und es ist so, weil es jedem tüchtigen Menschen ein Bedürfnis ist, zu helfen, und jedem guten Menschen eine Genugtuung zu lieben.

Ich habe übrigens den 7. Band dieser Memoiren [1]), unser Begegnen, Leben und Scheiden in Rom — im Winter von 45—46 — für Stahr zum Weihnachtsgeschenk des Jahres 1865 geschrieben; und noch hat dies Manuskript kein Mensch gelesen als er und ich. Es war und ist die Rücksicht auf seine noch lebende und mit uns in gutem Zusammenhange stehende Frau, die den Druck desselben verhindert. Da diese Liebesgeschichte aber ebenso ehrlich erzählt ist als das Übrige, und wir Beide Menschen von reifem Bewußtsein — wenn schon Stahr mir damals in jedem Betrachte unendlich überlegen — und von lebhafter Leidenschaft waren, so ist der Band immer ein interessantes Aktenstück, das vielleicht einmal die Menschen teilnehmend auf uns zurückblicken machen wird.

Den Seehof habe ich sehr sehr lange nicht in Händen gehabt. Ich habe eine Art von Scheu vor alten Arbeiten, und habe gradezu eine Passionszeit durchgemacht, als ich im Laufe des verwichenen Jahres meine ersten Arbeiten: Clementine, Jenny, dann die Lebensfrage, Auf roter Erde — durchgehen und auch noch korrigieren mußte. Die Lebensfrage hat schon Kraft und steht — aber so das Andere, wo die Tendenz so dick vorsieht — es war gradezu zum Krankmachen. Dagegen habe ich an den Memoiren und an „Von Geschlecht zu Geschlecht" nicht einen Federstrich geändert, und das Gefühl gehabt, die Arbeiten dürfen sich sehen lassen vor Meister und Gesellen. — Auf Ihre Anregung habe ich die Tante wieder gelesen; die ist auch ganz gut, besser als ich glaubte. Aber vigilieren Sie doch auf Prinzeß Aurora [2]). Dann steckt in den Dünen- und Berggeschichten wohl noch Manches. Wäre ich nicht so sehr beschäftigt, so würde ich daraus die beiden Novellen Horace und Geld und Leute einmal durchlesen, um zu sehen, ob sie mir noch gefallen. Es waren in gewissem Sinne auch Tendenzgeschichten. — Wie es mit dem Nichtverzeihen im Seehof ist, weiß ich selbst nicht mehr. Man

[1]) Ein Teil davon wurde nach Fanny Lewalds Tode in Westermanns Deutschen Monatsheften, 82. Band (1897), S. 440 ff., veröffentlicht.

[2]) Die erste der vier unter dem Titel „Villa Riunione" gesammelten Erzählungen eines alten Tanzmeisters (Berlin 1869, Otto Janke, 2 Bände). Die „Dünen- und Berggeschichten" erschienen in dem gleichen Verlage.

macht solche Dinge, wie sie Einem innerlich im Zusammenhang des Schaffens erscheinen — denn schließlich liegt ein geheimnisvoll Phantasmagorisches darin, dem man nachgiebt, und das wenigstens der Figur, wie man sie innerlich vor Augen gehabt hat, entspricht. Kommt das dem Leser unklar vor, so liegt es darin, daß man die Gestalt nicht so zur Erscheinung gebracht hat, wie man sie geschaut.

Ich muß schließen. Stahr und ich würden Beide sehr erfreut sein, Ihnen zu begegnen, und vielleicht wird's Ihnen gut sein, wenn Sie neue Eindrücke über die empfangenen Schmerzen legen. Wir haben noch gar keine festen Pläne für dieses Jahr — gegenwärtig hat der geliebte Mann die Mühsal von drei Correkturen auf dem Halse: 1. Neue Auflage von Weimar und Jena. 2. Neue Auflage von unserm gemeinsamen „Winter in Rom". 3. Die erste Sammlung seiner vermischten Schriften. Ich aber stehe in den Anfängen eines Romans von etwa 30, 40 Bogen, den ich doch — 10 Bogen sind geschrieben — im Laufe des Jahres vollenden möchte — und in diesem Augenblicke schweben über uns die Unbehaglichkeiten einer Erneuerung des innern Hauses, die der Wirt machen läßt, und die im Gegensatz zum Lasterpfad mit Graus anfängt, um uns dann mit Entzücken zu belohnen. Da unsere Häuslichkeit aber unsere Oberhaut ist, so ist's als würde man geschunden, wenn Alles drunter und drüber geht. Nebenbei haben wir noch die Angst, daß die Leute in dem hohen Treppenhause unserer dritten Etage von den wackligen Gerüsten stürzen — kurz wir werden heil froh sein, wenn's vorüber ist. — Leben Sie wohl! blicken Sie vorwärts, und möge das Göthe'sche: „ich besaß es doch einmal" Ihnen beiden vorwärts helfen. Stahr grüßt Sie herzlich.

Fanny Lewald Stahr.

6

Berlin den 25. Juli 71
Matthäikirchstraße 21

Werter Herr und Freund!

Wenn ich Ihnen nicht schreibe, so lassen Sie am Ende wieder — nicht nur Gras — sondern einen Urwald wachsen über den neugebahnten Pfad, auf dem wir uns zusammengefunden haben, und das wäre für beide Teile Schade. Ich gehe Ihnen also als die Aeltere — und leider viel Aeltere — wieder mit gutem Beispiel voran.

Ich habe Ihnen zu danken für die ersten drei Bände der Novellensammlung [1]), Ihnen und Herrn Oldenbourg, die mir doch den erfreulichen Beweis gegeben hat, daß wir auf dem Gebiet der Novelle im Ganzen vorwärtsgekommen sind. Die Melusine ist eigentlich keine Novelle sondern ein Märchen und als solches bezaubernd — die Brentanosche Erzählung ein Meisterstück — der Invalide, von dem beiläufig Bettina einmal zu Stahr gesagt, daß sie ihn geschrieben und Achim sie unter seinem Namen aufgenommen, ist auch anziehend — ebenso sind mir die Gemälde von jeher lieb gewesen; aber die zweite Tieckſche Novelle und die Eichendorff'sche kommen mir vor wie ein Tintenfisch und sind mir grade so entsetzlich wie ein solcher. Es ist ein Ganzes, soll und will Eins sein, und es zoddert Alles so lodrig daran herum, daß Einem übel wird, wenn man es ansieht. Auch Hoffmann kann noch nicht recht erzählen, es ist so kraft- und saftlos. Dagegen

[1]) Der erste Band beginnt mit Goethes „Neuer Melusine" aus Wilhelm Meisters Wanderjahren; von Brentano wird die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", von Hoffmann „Das Fräulein von Scudery" mitgeteilt. Im dritten Bande befinden sich Tiecks Novelle „Des Lebens Überfluß", von Eichendorff „Die Glücksritter", von Widmann „Die katholische Mühle", von Keller „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

sind Widmann und Keller vortrefflich. Daß Widmann[1]) die Novellen nicht weiter zu arbeiten fortgefahren hat, ist wirklich ein Verlust. Die beiden Bändchen, zu denen ihm Stahr noch die Titel gemacht, schrieb er unter unsern Augen und auf unser Zureden in Rudolstadt und Jena. Er hat so viel gesunde eigene Natur- und Menschenbeobachtung und ist wirklich ein Dichter. Ich glaube er lebt hier, aber wir haben ihn seit langen Jahren nicht mehr zu sehen bekommen, ohne daß ich wüßte, weshalb nicht.

Und nun zum Andern einen schönen Dank für Ihre Novellen, die mir mit Ausnahme der unvergleichlichen Stickerin, der Pfadfinderin und des vortrefflichen Verlornen Sohnes alle neu waren. Daß Sie ein eigentlicher Dichter sind, fühlt sich am sichersten darin heraus, daß Ihnen am Vollendetsten gelingt, was fern liegt und wo Ihrer schönheitslustigen Phantasie keine ungeschickte Wirklichkeit Schranken entgegenstellt. Der letzte Centaur — und Geoffroy und Gareinde haben mich wirklich entzückt, und es ist Stahr ebenso gegangen. Gegen Lottka und das schöne Kätchen habe ich ein paar Bedenken, die ich mir anzudeuten erlaube, weil Sie ja immer zahlreiche Auflagen vor sich haben, und weil es denkbar ist, daß meine Vorschläge Ihnen einleuchten, wenn Sie überhaupt die Gewohnheit haben, hie und da nachhelfend zu ändern — was ich freilich nicht weiß.

Ich an Ihrer Stelle, hätte in Lottka die beiden jungen Leute von der Prima zur Universität befördert. Neue gebackne Studenten sind immer noch unreif genug, um als ernsthafte Liebende und als Weltmänner komisch zu wirken, und würden doch dem Assessor gegenüber nicht so jungenhaft erscheinen, daß es diesem selber eigentlich nicht ansteht, sich mit ihnen einzulassen — und dieses Avancement würde Ihnen wenig Mühe machen. —

Mit dem schönen Kätchen wäre es schon schwerer. Ich meine, die Erzählung würde viel wirksamer werden, wenn ein dritter und nicht das Mädchen selber sie machte. Es ist aber ein äußerst richtiges, sehr dankbares und auch glücklich durchgeführtes Motiv — und da würde das Umarbeiten so viel Mühe machen, daß man dafür schon fast ein Neues schaffen und auf's Neue erfreuen kann. Haben Sie schönsten Dank für die Sendung, sie geht mit uns, wenn wir aus der Stadt fortgehen — wir wissen aber noch nicht recht wann das sein wird und wohin wir uns wenden werden.

Wir haben nämlich das Mißgeschick gehabt, daß mein geliebter Mann, der nie an Gicht oder derlei gelitten hat, gleich nach dem hiesigen Siegeseinzug einen Anfall von Podagra bekommen hat, der ihn seit fünf Wochen festgehalten hat. Es war das eine Krankheit für die er am wenigsten beanlagt schien, und die ihn doch, da sie sehr schmerzhaft ist, und ihm Luftgenuß und Bewegung unmöglich machte, sehr mitgenommen hat. Seit einigen Tagen kann er wenigstens die drei Treppen hinunter und eine Stunde ausfahren, und ich hoffe, wir werden in der ersten August-Woche in ein warmes Bad — wahrscheinlich nach Teplitz — gehen können. Ich habe freilich an Vormio gedacht, aber es wird für den Augenblick für uns schwerlich erreichbar sein — dazu ist's vielleicht auch ein Wenig zu spät im Jahr.

Wenn Sie zu Hause sind bei Ankunft dieses Briefes und bald schreiben, erhalte ich Ihre Antwort jeden Fall's noch hier, und erfahre dann auch wohl, was Sie von meinen Erzählungen drucken wollen. Es wäre hübsch, wenn wir irgend wo wieder einmal zusammenträfen, und erfreulich und sicherlich förderlich für uns, wenn man bei einander lebte; denn die gänzliche Teilnahmlosigkeit, der man hier unter den Schaffenden gegenübersteht, die kalte Selbstsucht, mit welcher Jeder nur

[1]) Über Adolf Widmann (1818—1878) vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 42, S. 352 ff., und Die deutsche Schillerstiftung II, S. 189 f.

an seine Erfolge denkt, und den Erfolg des Andern nicht freudig mitgenießen mag, weil er ihn als eine Beeinträchtigung seiner eigenen Bedeutung ansieht, ist gradezu traurig und lähmend — und die Toren verarmen sich selbst damit.

Leben Sie recht wohl! möchte es bald recht gut bei Ihnen gehen. Stahr und ich grüßen Sie herzlich.

Fanny Lewald Stahr.

7 Es kann wahrlich keinen abgesagteren Feind von „Graswachsenlassen" geben als mich. Aber wenn Sie wüßten, meine hochverehrte Freundin, was für neue Pfadfinderkünste ich in den letzten Monaten zu üben hatte, durch welches Gestrüpp und Knorrenholz alter Vorurteile ich Wege mit Feuer und Eisen bahnen mußte, bis in Leipzig sich eine Handvoll dramatischer „Genossen" einträchtig zusammenfanden[1]), so würden Sie mich von jedem Verdacht der Sorglosigkeit freisprechen. Im Grunde kam mir das Schreibergeschäft gerade recht, da ich zu Besserem verdorben war. Nun es aber abgetan ist und mir meine gestutzten Flügel wieder zu wachsen anfangen, bin ich herzlich froh. Wenn wir uns mündlich begegnen, erzähle ich Ihnen mehr davon. Es ist das auch ein Kapitel vom deutschen Geiste, das sich Schwarz auf Weiß noch unliebl icher ausnimmt, als sich's erleben ließ. Nur Freytag's Bekanntschaft, die ich diesem Anlaß verdanke, ist mir ein großer und dauernder Gewinn. Aber auch ein Kapital, dessen Zinsen spärlich und unregelmäßig einlaufen werden. Die Zeiten sind leider vorüber, wo man die besten Früchte vom Baum des Lebens in Briefpapier wickelte.

Ich empfinde das immer besonders lebhaft Ihnen gegenüber, da ich Ihnen nicht den hundertsten Teil von dem erwiedere, was Ihre Briefe anregen. Ich bin hier aufs Land, an den See geflüchtet, um endlich wieder zu arbeiten, und die ersten Anläufe, nach langer Entübung, machen mich immer lahm und stumpf. Und doch möchte ich, daß Sie dies Blatt noch in Berlin träfe, wo Sie doch hoffentlich durch die leidige Podagra-Chicane, die Ihren verehrten Gemahl heimgesucht hat, nicht ernstlich festgehalten werden. Also kann ich Ihnen nur flüchtig sagen, wie wert mir Ihr Anteil an meinem Tun und Treiben ist. Über den Novellenschatz hätte ich bis morgen früh mit Ihnen zu plaudern, wenn alles das aus der Feder quölle, was wir wohlweislich darin gelassen haben, um einem geneigten Leser nicht noch mehr Lichter, bis zum Augenübergehen, aufzustecken. Es macht ordentlich traurig, sich die Zeit vorzustellen, in der ein so naturloses und im Grunde doch auch liebloses Talent, wie Tieck, mit bloßem Witz, Bildung und einer gelenken Phantasie, „den Besten genugtun" konnte — ein Fall, der mich gegen das berühmte geflügelte Wort schon lange mißtrauisch gemacht hat. Aber wie hätte man geschrieen, wenn wir diesen Namen, und gewisse andere, einfach zum alten Eisen geworfen hätten! Nun sind wir doch nicht zum Schelmen an ihnen geworden und haben nicht mehr gegeben, als wir hatten. Wegen der Melusine hatt' ich immer Bedenken, trotz der artigen Wendung, mit der Freund Kurz sie in unser Gebiet hineinsophistisiert. Es ist aber von den andern wirklich nichts zu brauchen, „Der Mann von 50 Jahren" zerrinnt in den Roman[2]), die eigentliche Löwen-„Novelle" war mir stets unerquicklich gewesen, dieses Märchen dagegen ein Muster des echtesten Erzählertones. — Die nächsten Bände erscheinen baldigst. Von Ihnen aber ist, da wir wieder ins Schwanken geraten sind, noch nichts dabei, und ich kann auch heute, seit Monaten dieser Arbeit entrückt, nichts weiter sagen, als daß

[1]) Über die „Genossenschaft deutscher Autoren" berichtet Heyse in „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" [5] II, S. 335—338.

[2]) In „Wilhelm Meisters Wanderjahren", 2. Buch, 3. Kapitel. Auch die „Novelle vom Kinde und Löwen" war ursprünglich für die Wanderjahre bestimmt.

wir uns die beste Mühe geben werden, es Ihnen recht zu machen, falls Ihnen „Die Tante" wirklich nicht recht sein sollte. Über „Geld und Leute" habe ich schon vor Ihrer Erwähnung mit Kurz mehr als einen Brief gewechselt. Er war ganz besonders davon angetan und rühmte die scharfe Kühnheit, mit der Sie die Wunde aufgedeckt und mit glühendem Eisen ausgebrannt haben. Ich gab das gerne zu, aber mir schien, als ob hier ein echtes Romanthema durch die novellistische Form um seine volle Wirkung gebracht sei. Eine soziale Frage dieser Art, mit so ätzender Tendenz, verliert nur dann ihre unkünstlerische Nacktheit, wenn alle Gestalten Raum und Zeit haben sich auszuleben und allerlei Arabesken, die sich herumwinden, das Recht der Anmut retten. Die Gestalten sind mir nicht nahe gerückt, das Problem desto näher, bis zur Peinlichkeit nahe. Ich sollte denken, wenn Sie diese Arbeit wie eine Skizze ansähen und mit voller Überlegenheit Licht und Schatten verteilend sie ausführten, so könnte ein Werk entstehen, das sich vanity fair an die Seite stellte.

Es ist Zeit, abzubrechen, meine Nerven fangen an zapplig zu werden. Aber ganz in der Kürze muß ich doch noch danken für Ihre Bemerkungen zu Lottka und dem schönen Kätchen. Was die erstere betrifft, so haben Sie gewiß recht; das Unreife, Überreife dieser Primanerschicksale ist unerfreulich, und die legitime Zeit der „jungen Leiden" beginnt erst mit dem zweiten Semester. Mir aber wäre es ganz unmöglich zu ändern, da ich diese Geschichte wie ein Stück Memoiren aufgeschrieben, in denen, bis auf die Facta (das eigentliche Ereignis) nichts erfunden ist. So ist es denn freilich ein unvollkommenes Gedicht, aber ein lehrreiches Aktenstück, das Ihnen glaubwürdiger erscheinen würde, wenn Sie diesen tragikomischen Gymnasiasmus jemals in sich selbst durchgemacht hätten. — Ihr anderer Einwand ist fast noch zutreffender. Aber auch da komme ich mit meiner Natur zu kurz, der — vielleicht durch die dramatische Technik — das Schildern von problematischen Seelenzuständen aus eigner Machtvollkommenheit des allwissenden Poeten immer widerstrebt hat. Nur das will ich nachträglich versuchen, die nun einmal hergebrachte Convention, die Leute ausführlich beichten zu lassen, noch etwas mehr ins Realistische, Überzeugende auszubilden. Was die Handlung nicht durchblicken läßt, muß sich mir in Selbst- oder Zwiegespräch entwickeln, wenn ich mir nicht als ein Professor der Psychologie vorkommen soll, der am Phantom experimentiert. Ich weiß, dies ist eine Schwäche. Die größten Erzähler haben ihre Meisterschaft gerade im eigenen Hineinleuchten in die geheimsten Herzenswinkel bewiesen, und im Roman vollends kann man nicht ohne diese Kunst fertig werden. Wenn ich Ihnen nun schließlich gestehe, daß ich trotzdem eben angefangen habe, einen Roman zu schreiben, einen richtigen, dreibändigen, werden Sie mich für einen Irren halten, oder lieber denken, was wirklich der Fall ist, daß ich's nicht lassen kann, so bange mir auch dabei zu Mut ist, und daß ich wenigstens fest verspreche, es nie wiederzutun?

Warum ich es aber das Eine Mal doch tun muß, das ist eine Frage, die Ihnen seinerzeit der Roman selbst beantworten wird.

Für heute nur die besten Grüße und herzliche Empfehlungen an Ihren Gemahl von Ihrem

Starnberg
am Würmsee
(Bayern)
28. Juli 71

wahrhaft ergebenen
Paul Heyse.

(Fortsetzung folgt)

Der Weg zum Aufbau

Kritik an herrschenden Regierungsmethoden darf anständigerweise nur der üben, der positive Gegenvorschläge zu machen hat und einen Plan entwickeln kann, der keine Utopie anstrebt, sondern im Rahmen der tatsächlichen Verhältnisse sich leicht und schnell verwirklichen läßt und die entscheidende Probe der Praxis bestehen wird. Nun ist ja bei der jetzigen Regierung von einem System gar keine Rede, sondern nur von einer völligen Systemlosigkeit, denn weder auf politischem noch auf dem ausschlaggebenden wirtschaftlichen Gebiet vermochten diese Männer eine Idee von tragender und hinreißender Kraft aufzubringen. Die „ideenlose Tüchtigkeit" altpreußischer Tradition ist durch die ideenlose Untüchtigkeit einer Scheindemokratie abgelöst, die von Phrasen ein kümmerliches Dasein fristet. Hätten die Kapp-Lüttwitz ein Programm mit weitstrebenden Ideen in die Debatte zu werfen gehabt, so hätten sie die Massen der Arbeiter und Intellektuellen leicht zu sich herüberziehen können, denn aus Liebe zu der Regierung Bauer ist wahrlich niemand in Deutschland ihnen entgegengetreten. Das ist das historische Verbrechen der Generale, daß sie in völliger Verblendung und gänzlicher Verkennung der Tatsachen, ohne irgendetwas aus dem Kriege und der Revolution gelernt zu haben, das bestehende Nichts durch farblose Werte stürzen wollten. Ganz zu schweigen von der Kindlichkeit der Auffassung, daß man psychologische Tatsachen mit Kanonen und Maschinengewehren aus der Welt schaffen zu können meinte.

Meine Ausführungen im Märzheft haben mir stärkende Zuschriften in großer Zahl gebracht, die beweisen, wie in allen Kreisen die Überzeugung sich Bahn bricht, daß wir von den politischen Parteien nichts mehr zu erwarten haben, und daß der Ekel vor dem Parteikampf sich bald und gründlich Luft machen wird. Alle die, denen die positive Arbeit höher steht als der Kampf leerer Worte, seien mit größtem Nachdruck auf die Schrift von Josef Meurer, Die Arbeit als Zentralproblem der Aufbauwirtschaft. Grundlinien einer Aufbauorganisation. Berlin 1920, Verlag der Aufbau-Zentrale, hingewiesen.

Hier wird von einem rein volkswirtschaftlich orientierten Manne, der seine Theorien durch die Praxis schon kontrollieren konnte, ein positiver, sofort beschreitbarer Weg gezeigt, der zur Gesundung führen muß und durch höchsten Ideengehalt der Sehnsucht der Massen Rechnung trägt, ohne daß irgendein stichhaltiger Einwand gegen ihn erhoben werden könnte. Die wichtigsten Teile sollen hier ihre Stätte finden. Der Plan ist bis in die kleinsten Einzelheiten durchgearbeitet, die man in der Schrift selber nachlesen wolle. Meurer sagt einleitend:

„In dem von mir in der Schrift ‚Die neue Volkswirtschaft' aufgestellten Grundplan für Volksaufklärung, den ich im Benehmen mit der Reichszentrale für Heimat-

dienst im Februar 1919 der Öffentlichkeit übergab, habe ich die Auffassung vertreten, die durch den Gang der Ereignisse mittlerweile bestätigt wurde, daß der rast- und restlose Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft nur durch ein großzügiges Organisationsgefüge möglich gemacht wird, das eine sachlich wertvolle, vorausschauend genau berechnete Aufklärung der werktätigen Volksmassen fortlaufend sicherstellt, die weitergeleiteten Aufklärungswerte zielsicher in Realwerte, das heißt Aufbauwerte umprägt. Wir können in letzter Stunde unsere Wirtschaft vor dem Abgrund bewahren, wenn wir jenseits aller Parteipolitik Hunderttausende kleinster Wirtschaftsorganismen, die sich als wirtschaftliche Sachwalter, als Betriebsräte, aus der Wirtschaftslage des Ortes herauskristallisieren, in planvolle, energisch geführte, den Zusammenhang in Rechnung stellende Kleinarbeit einsetzen, wenn wir mit allen Mitteln über Wert, Recht und Pflicht der Arbeit der großen und kleinen Arbeitsgemeinschaften eine überzeugende Einweisung im ganzen Lande geben können.

Die Reichszentrale für Heimatdienst hat sich mittlerweile im Sinne obengenannten Grundplanes zu einem Organismus durchentwickelt, der in einem System von Landesabteilungen und Vertrauensleuten ‚die Information beziehungsweise Initiative von unten' und ‚die Instruktion beziehungsweise Exekutive von oben' fortlaufend in werteschaffenden Einklang bringt. Leider kann bei dem unerhörten derzeitigen Wirtschaftswirrwarr die Exekutive der Behörden dem jähen, oft unberechenbaren Zug der Ereignisse nicht so rasch folgen, wie es erwünscht und dringlich erscheint. Amts- und Parteiverfilzung sind heute mehr denn je schwerste Hemmungen für helfende Wirtschaftstat. Unter dieser Tatsache leidet auch der an sich prachtvoll gedachte und in verhältnismäßig kurzer Zeit aufgestellte amtliche Aufklärungsorganismus. Die nach Hilfe spontan hindrängenden werktätigen Massen fordern gebieterisch eine rasch und zielsicher einsetzende Exekutivstelle mit sachdiktatorischer Gewalt. Es wäre natürlich eine unerhörte Kräfteverzettelung, wenn die riesige Information und die gesamte, alle Wirtschafts- und Kulturzusammenhänge umfassende Aufklärung der Reichszentrale für Heimatdienst unbenutzt bliebe.

In der Tat werden die Organisatoren der deutschen Aufbauwirtschaft praktisch im letzten Aufklärer auch den letzten Aufbauer der Wirtschaft erblicken. Die Synthese besteht eben darin, daß eine diktatorische Exekutivstelle auf kürzestem Weg die ‚Aufklärungswerte' in ‚Aufbauwerte' umprägt. So gewinnen wir den Boden für eine feste und gesunde parteiüberragende Volkspolitik, die nur eines meistern will: Volksbedürfnis und Volksnot, und die die gesamte Verwaltungsgestaltung auf diese realen Dringlichkeiten organisch und elastisch einstellt."

Wenn demnach in dieser Schrift der Ortsgeschäftsführer beziehungsweise der Kreisgeschäftsführer für Volksaufklärung mit dem Orts- beziehungsweise Kreisgeschäftsführer für Aufbauwirtschaft zusammenfällt, so ist eben Aufklärungswert und Aufbautat endgültig zusammengekettet, damit aber der ganzen Wirtschaftsauffassung und -gestaltung ein breiter und fester Unterbau gesetzt. In diesem Sinne will die Schrift der Aufbauwirtschaft Ziele und Wege weisen.

Im ersten Abschnitt „Zur Analyse der Arbeit. Auslese der Kräfte" führt Meurer aus:

„Der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft wird sichergestellt durch Höchstproduktion. Ihre Voraussetzung ist die umfassende Lösung des Arbeitsproblems.

Wenn wir an dieses Problem herantreten, so müssen wir uns zunächst über die Gebarung des Arbeitsmarktes Klarheit verschaffen.

Eine Analyse des Arbeitsmarktes ergibt, daß einerseits in zielbewußter Ordnung die Arbeitsmöglichkeiten beziehungsweise -dringlichkeiten aufzustellen sind, daß andererseits

seits das gewaltige Heer der Existenzsucher für den geordneten Einmarsch in die Existenz — und damit in die Produktion — bereit zu stellen ist.

Bei genauer Prüfung der Arbeitsmöglichkeiten stellen wir fest, daß die natürlichen Voraussetzungen für vollen Arbeitsbetrieb fehlen. Der Krieg hat die Rohstoffe nahezu aufgebraucht, Betriebsmittel abgenutzt und damit die Ausschaltung tausender lebenswichtiger Betriebe bewirkt und die noch vorhandenen Betriebe gelähmt.

Die größte Katastrophe bedeutet aber der Krieg insofern, als er die Organisatoren jeder betrieblichen Gestaltung, die Menschen, an Zahl und Kraft geschwächt hat.

Die Losung für den Aufbaupolitiker heißt demnach: Wir müssen mit den uns verbliebenen Rohstoffen einerseits, den uns noch zur Verfügung stehenden Voll- und Halbkräften andererseits in höchster Ökonomie haushalten und wirtschaften.

Eine Analyse der Sachwerte (Grund-, Baustoffe, Wasser-, Tierkräfte usw.) und der personellen Kräfte muß in eine energische umfassende Mobilmachung mit dem Ziel höchster Produktionsleistung bei sparsamstem Kräfteeinsatz beziehungsweise -verbrauch ausmünden. Es wird als erschütternde Tatsache festgestellt, daß eine bis dahin nicht beobachtete seelische Zermürbung des Menschen, die in den durch den Krieg bedingten und vermehrten mechanisch-seelenlosen Arbeitsformen, in körperlichen Strapazen, seelischen Schrecken, in Unterernährung, fast unausstehlicher Geduldsbelastung, in den bekannten Formen der Korruption, im Taumel der Sinne (Kinowahnwitz, Tanzwut) Ausdruck findet, eine summierte Begründung dafür ist, daß das als fähig und fleißig in der ganzen Welt bekannte deutsche Volk im Zustand der Arbeitsunlust vor dem Zusammenbruch steht und nun mit allen Mitteln, einer von ethischen, geistigen Kräften vorgestoßenen Gegenaktion, vorwärts und aufwärts geführt werden muß.

Noch niemals hat das geistige Bildungsproblem die ungeheure Tragweite gehabt, wie in den gegenwärtigen, in Stumpfsinn, Anarchismus oder phantastischer Projektenmacherei stehenden Zuständen.

Klarheit durch Gemeinschaft der in die Zusammenhänge sehenden, beruflich geschlossenen Menschengruppen, damit die Einstellung des Bildungsproblems in klärenden, aufrichtenden Kraftlinien in den ermüdeten Wirtschaftsorganismus: ist das Ziel, das die Organisatoren des Wiederaufbaues unverrückt ins Auge fassen müssen. Die praktische Lösung wird dadurch erreicht, daß die motorischen Kräfte der Schulen aller Art, vor allem die der Volkshochschulen, der Betriebsräteschulen, auch diejenigen, die mit Erfolg in der Jugendpflege und Volksbildung wirken, mehr denn je unsere Volkswirtschaft aufrichten müssen.

Voraussetzung ist eine Konstruktions- beziehungsweise Organisationsstelle für den Aufbau, die endgültig die Brücke zwischen oben und unten, zwischen Plan und Tat konstruiert und den gesamten Wirtschaftsorganismus begreifen und beleben läßt.

Der Ansatz zu dieser Stelle ist da. Ihre Aufgabe wird sein: Initiative und Exekutive, Information und Instruktion zu einem Protoplasma, das in die feinsten Wirtschaftssäfte dringt, endgültig zu vereinigen."

Dann werden im einzelnen die Forderungen für die Auslese der Arbeitskräfte entwickelt.

In den folgenden Abschnitten „Organisationslinien für die Arbeitsvermittlung" und „Die Beauftragten für die Arbeitsvermittlung in Industrie, Landwirtschaft und Bergbau" ist der große Plan bis in die kleinsten Details durchgeführt, so daß jeder sich von seiner Durchführbarkeit überzeugen kann. Meurer kommt dann logischerweise zur Forderung des Produktionsamtes:

„Die Beauftragten für Arbeitsermittlung, die, vom öffentlich rechtlichen Arbeitsnachweis ausgehend, die offenen Stellen in den industriellen und wirtschaftlichen Betrieben gemäß den Weisungen A und B ermitteln, werden nicht nur die wichtigste Betriebskraft aller Arbeit, den Menschen, einordnen helfen, sondern auch die materiellen typischen Produktionshilfen (wie zum Beispiel landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, Sensen, Motoren, Werkzeuge aller Art, ferner Baustoffe, dann Saatgut, Dünger, Arbeitsausrüstung, Kleidung, Schuhwerk usw., weiterhin Preisverzeichnisse über einschlägige Bedarfsgegenstände usw.) melden und durch den Arbeitsnachweis beschaffen und verteilen helfen.

Da die Aufbauzentrale mit dem Reichsverband der Industrie einerseits und dem Reichsverband der Landwirtschaft andererseits in praktische Arbeitsgemeinschaft eintreten wird, so können von diesen Zentren aus im Benehmen mit den Arbeitsnachweisen alle Produktionshilfen, die personellen wie die materiellen, den ausführenden Betriebsräten gemeldet und zur Verfügung gestellt werden.

So wird die Produktionserhöhung in intensivster Weise mit allen Mitteln durch den Arbeitsnachweis gesichert, und der Arbeitsnachweis entwickelt sich zur zentralen Organisationsstelle aller, sowohl der personellen wie der materiellen Produktionshilfen, das heißt zum künftigen Produktionsamt.

Das Produktionsamt übernimmt die Aufstellung rationeller Produktionspläne, Arbeitsmethoden (auswertendes, nicht ausbeutendes Taylorsystem), Lohntarife für die Betriebsräte sämtlicher Berufe im Geschäftsbereich.

Der gesamte Aufgabenkreis, der im Produktionsamt zur Erledigung kommt, dient als Arbeitsplan der im Kreis wirkenden Volkshochschulen und Betriebsräteschulen und der Bildungs- und Wohlfahrtsorganisationen (Volksbildungsvereine, Jugendpflege usw.).

Es ergibt sich, daß die Kristallisation der gesamten Fürsorge in leiblicher und geistiger Hinsicht für die Kreisangesessenen, das heißt das Wohlfahrtsamt sich mit dem Produktionsamt zu einem einheitlichen Arbeitskern zusammenschließt.

So ist das Wohlfahrtsamt die Seele des Produktionsamtes, wie die Bildung die Seele der Wirtschaft ist."

Im nächsten Abschnitt zeigt Meurer, wie die Erwerbslosenfürsorge produktiv zu gestalten ist. Dann folgen besonders beachtenswerte Vorschläge zur „Organisierung der Siedlung", die darauf hinauslaufen, die Bureaukratie einerseits und Phantastereien andererseits fernzuhalten und durch Arbeit zur Siedlung zu gelangen. Daran schließt sich der gründlich durchdachte Plan zur Heranbildung wirtschaftlicher Führer und Unterführer, deren Unentbehrlichkeit auf der Hand liegt. Praktische Beispiele zur Schlichtung eines Erntestreiks durch diese Führer beweisen die Erhärtung seiner Theorien durch die Praxis. Mit größtem Nachdruck wird auf die grundlegende Wichtigkeit der Bauernräte für die Aufbauwirtschaft hingewiesen, die allein die übelsten Schädlinge unserer Wirtschaft, den Schleich- und Kettenhandel, unmöglich machen können.

Höchst wichtig sind die Ausführungen über die „Bedeutung des Grenz- und Auslandsdeutschtums für den Aufbau". Dann wird Rechenschaft über die Organisation und die Tätigkeit der Aufbauzentrale abgelegt.

„Die Aufbauzentrale unterstützt und vereinigt, von parteineutralem Standpunkt aus, alle Bestrebungen, die dem organischen Aufbau des Wirtschafts- und Kultur-

lebens dienen. Sie will eine wahre Volks- und Völkerarbeitsgemeinschaft verwirklichen helfen.

Die Aufbauzentrale begreift und erstrebt den deutschen Volksstaat als organisch gefügten Wirtschafts- und Kulturkomplex. Von einer zentral in die Zusammenhänge schauenden Organisationsstelle aus und im Benehmen mit wesentlichen, das heißt schöpferischen Personen, Gruppen und Organisationen baut sie den Wirtschafts- und Kulturorganismus *von unten* auf und schafft der zu erwartenden konzentrierten Sachexekutive der Regierung einen verständigen, möglichst auf die zurzeit dringlichsten Zusammenhänge eingestimmten Ausführungskörper.

Die Wachstumszellen des künftigen deutschen Volksstaates, die Betriebsräte aller schaffenden Volksgruppen, werden mit dem Geist klarer, versöhnlicher und werteschaffender Arbeitsgemeinschaft erfüllt und in aufbauender Wirkungsrichtung zusammengeschlossen.

Das, was Stein und Fichte im Staat organisch sahen und in verheißungsvollen Fundamenten gründeten, was aber durch verständnislose kleinliche Nachtreter zu starrem und unfruchtbarem Schematismus ausartete, soll mit neuschöpferischem, dem furchtbaren Ernst der gegenwärtigen Lage entsprechenden Aufbausinn und Aufbauwillen, der allmählich und zielsicher das ganze Volk ergreift, vollendet werden.

Im Gegensatz zur Kriegs- und Zwangswirtschaft, die die entscheidungbringende Initiative von unten, wenn auch ohne es zu wollen, gänzlich verschüttet hat, sollen die wirtschaftlich-kulturellen typischen Großzellen des Staates (Dorf, Großdorf, Kleinstadt, Mittelstadt, Großstadt) zu einer elastischen, das heißt arbeitsgemeinschaftlichen, auf nötigsten Bedarf abgestellten Produktions-, Konsumtions- und Austauschwirtschaft unter höchster Kräfteökonomie umgeordnet werden."

Meurer schließt mit einer Zusammenfassung und einem Ausblick:

„Zusammenhang ist alles. Wir fordern Männer, die das weitverzweigte, vielgestaltige Netz aller kulturell-wirtschaftlichen Beziehungen klar übersehen und entschlossen zu Taten übergehen. Diese neuen Männer werden die zurzeit fast unübersehbaren inneren und äußeren Wirrnisse des Landes, die großen und kleinen Katastrophen meistern: und wir begrüßen sie als die von unserem Volk mit Heftigkeit ersehnten deutschen Aufbauer.

Im Programm dieser neuen Männer ist Voraussetzung, Weg und Ziel für jegliche Aufbautätigkeit: die aus den Zusammenhängen heraus potenzierte gesamte Arbeitsgebarung des werktätigen Volkes.

Kultur- und Wirtschaftsführer — Lehrer, Pfarrer, Pressevertreter, Führer der Jugend-, Volksbildungs- und Wohlfahrtsvereine, Gewerkschafts-, Genossenschaftsführer, die Obleute der Betriebsräte aller Berufe —: sie alle gliedern sich organisch in die einzig und allein praktische Zusammenfassung des Kultur- und Arbeitskomplexes, in die *Arbeitsgemeinschaft* ein, die als ausgleichstrebige Interessenschwebe zwischen Gebern und Nehmern, Arbeitgebern und -nehmern, Kulturgebern und -nehmern, Erzeugern und Verbrauchern Geltung hat und beim Aufbau die Entscheidung darstellt.

Diese Arbeitsgemeinschaft aller, ganz gleich, ob die Gemeinschaft als Vereinigung, als Jugend- und Volksbildungsverein, als Verband, als Betriebsrat, Betriebsräteschule, Einheitsschule, Arbeitsschule, Staatsbürgerakademie oder Volkshochschule in Erscheinung tritt: ist aufbauende höchste Kräfteökonomie, das heißt *Höchstproduktion auf Auswertung — nicht Ausbeutung — einerseits und intensivstes Sparsystem andererseits.* Nur dann aber sind wir überzeugt, daß alle Arbeitsleistung beim Aufbau sachklar und lustbetont durchgeführt wird.

Klassenschulen werden zu Schulen der Volksgemeinschaft, Parteien zu einsichtig und verständig aufbauenden Wirtschafts- und Kultureinheiten, um- und eingeordnet auf den Aufbau des neudeutschen Volksstaates, der unser Volk und die Welt segnen und zur Höhe führen wird."

*

Es ist das hohe Lied der Arbeit und der tiefsten Liebe zum deutschen Volke, das hier mit starker Eindringlichkeit ertönt. Triftige Einwände lassen sich überhaupt nicht erheben. Das einzige Bedenken, das sich vielleicht gegen eine zu weit gehende Organisierung richten könnte, als sei hier eine Blüte des deutschen Organisationsfanatismus erwachsen, wird dadurch entkräftet, daß an allen entscheidenden Stellen Männer stehen werden, die erbitterte Feinde jedes Bureaukratismus sind und das freie Spiel der schöpferischen Kräfte in nichts hemmen, sondern nur im Dienste des Ganzen lenken und dadurch zu höchster Entfaltung fördern werden.

Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich in diesem Plan den sofort zu beschreitenden Weg zu unserer Rettung und in seiner Verwirklichung die Gewißheit unseres Aufstiegs sehe. Halbe Maßnahmen in der Art, wie die Parteiregierung jetzt klaffende Wunden mit kleinem Heftpflaster zu schließen sucht, nützen nicht nur nichts, sondern führen unaufhaltsam ins Verderben. Wenn wir nicht entschlossen den Schritt tun, die große wirtschaftliche, geistige und sittliche Umwälzung der Revolution von oben zu lenken und den Hebel bei dem zurzeit allein entscheidenden, unruhigen Menschenmaterial ansetzen, das Positive und Produktive des Rätegedankens, der als Forderung nie mehr verstummen wird, zur Tat machen, und das Werk, über allem Parteihader, durch die Kammer der Arbeit krönen — werden wir durch unsagbares Elend endlich den russischen Leidensweg gehen müssen, der nach dem fürchterlichen Zusammenbruch nun zu dem langsamen Aufbau durch die geistlose, verzweifelte Militarisierung der Arbeit nach Trotzkischem Rezept führt, die Carlo von Kügelgen in diesen Blättern so eindringlich schildert. Im andern Falle aber winkt als großes Ziel, daß wir das Vorbild aller Länder und aus eigener Kraft durch die Dynamik sittlicher Gesetze das erste Volk der Welt werden! Diesem Plan kann kein ehrlich wollender Mensch die Gefolgschaft versagen — welchem Berufsstande er auch angehöre — oder er kompromittiert sein Streben.

Hier ist der Plan eines klaren und sachlichen Kopfes bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet und durchdacht. Es braucht nur der Initiative von oben, und der produktive Aufbau beginnt. In den bevorstehenden Wahlen wird er seine Werbekraft hoffentlich schon zeigen können.

Wenn die Regierung gescheit wäre, würde sie diesen Plan zu ihrem Programm erheben und seinen Urheber mit der Ausführung betrauen.

Ja, wenn die Regierung gescheit wäre ...

R. P.

Politische Rundschau

Berlin, den 11. April 1920.

Für die Weltpolitik der letzten vier Wochen waren die innerpolitischen Ereignisse in Deutschland entscheidend. Wir sind daher genötigt, diesmal auch auf Fragen der inneren Politik einzugehen, was wir um so eher tun können, als erfreulicherweise wenigstens eine Zeit lang das Urteil des ganzen deutschen Volkes über die Märzereignisse einheitlich gewesen ist.

Der Kapp-Putsch war eine Sünde am deutschen Volke. Das mögen wohl auch seine Urheber in den paar Tagen ihrer Scheinherrschaft eingesehen haben, als es klar wurde, daß jeder Versuch, auf gewaltsamem Wege einen Umsturz der Verfassung durchzuführen, nur zum Bürgerkrieg innerhalb Deutschlands und außenpolitisch zur Intervention der Franzosen — also auf jeden Fall zur Zertrümmerung des Reiches führen mußte. Goethe hat einmal über die Deutschen gesagt: „Verfluchtes Volk! kaum bist du frei, so brichst du dich in dir selbst entzwei. War nicht der Not, des Glücks genug? Deutsch oder teutsch — du wirst nicht klug." Goethe hat damit mit seherischem Geiste eines unserer Hauptübel klar erkannt, die Blindheit des Volkes über die außenpolitischen Wirkungen seiner innerpolitischen Gegensätze, die immer wieder, bis zum äußersten getrieben, eine Gefährdung unseres Bestandes als Staat mit sich bringen müssen.

Wir sind hart am Abgrunde vorbeigewandert. Der Glücksumstand, der uns gerettet hat, war die Ungeschicklichkeit der Leiter des Putsches, die die Regierung Bauer nach Dresden und Stuttgart entfliehen ließen, der vollkommene Mangel an politischer Vorbereitung des Putsches und der gesunde Sinn der Mehrheit unseres Volkes, die es ablehnte, dem Theatercoup ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. Eigentlich lag schon am zweiten Tage des Putsches, am 14. März, die Situation klar. Als die Ministerien in Berlin es ablehnten, von Herrn Kapp Weisungen entgegenzunehmen, als es der alten Regierung gelang, durch ihre Aufrufe auf den von der Militärherrschaft freigebliebenen Teil des Volkes tatkräftig einzuwirken, als der größte Gegenschlag gegen Kapp, der Generalstreik, einsetzte, da war keine Aussicht auf einen Erfolg des Unternehmens mehr gegeben. Und Kapp mußte sofort den Weg des Unterhandelns, des Kompromisses beschreiten. Sein einziges Bestreben war danach eigentlich, sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern.

Reichsjustizminister Schiffer hat verhindert, daß es zu einem großen Blutvergießen in Berlin gekommen ist, und es fertiggebracht, daß die Erhardt-Truppen sich, ohne es bis zum äußersten kommen zu lassen, aus Berlin herausmanövrieren ließen. Die Quittung für diese staatsmännische Leistung war der politische Sturz des Ministers, der unausbleiblich war, nachdem es klar wurde, daß nur ein Nachgeben gegen die Forderungen der Radikalen, die wegen seiner Verhandlungen mit den Kappisten seinen Abgang verlangten, die neue Kabinettbildung ermöglichen konnte. Es war beinahe ein Wunder, daß es trotz der gewaltigen Machtposition der Radikalen, die die Waffe des Generalstreiks nicht ohne politische Garantien aus der Hand legen wollten, überhaupt zu einer Kabinettbildung auf dem Boden der alten Koalition gekommen ist.

In dem Augenblick, als diese gelang, war trotz der gewaltigen inneren Wirren, der kommunistischen Welle im Ruhrgebiet, in Sachsen, in Halle, der ganz anderen, mehr nach rechts gerichteten Entwicklung in Bayern innerpolitisch das Schlimmste abgewendet. Es gab wieder eine einheitliche Regierung in Deutschland, die auch nach außenhin handeln konnte.

Der Reichskanzler Hermann Müller verlor keine Minute für dieses Handeln. Wenn wir jetzt unmittelbar vor einer wenigstens vorläufigen inneren Beruhigung unseres Landes stehen, so ist es sein Verdienst. Leicht ist seine Aufgabe nicht gewesen — gegenüber den machtvollen und machtbewußten Gewerkschaftsleuten, die jede Handlung des neuen Regierungschefs argwöhnisch kontrollierten, immer den Hahn gespannt, um die Regierung zu fällen, falls sie sich einfallen ließe, im Kampfe gegen die extreme Linke die Grenzen zu überschreiten, deren Einhaltung die Massen des links gerichteten Proletariats verlangten. Hermann Müller hat es nicht zugelassen, daß die Diktatur des Herrn Legien die des Herrn Kapp in Deutschland ablöste, und man darf sich nicht verhehlen, daß die erstere Gefahr bei den gegenwärtigen inneren Machtverhältnissen und dem Geisteszustand der aufgeregten, immer noch unter den Folgen des Krieges leidenden Massen größer war als die letztere. Aber ganz klar ist, daß unser innerpolitischer Zustand durch den Kapp-Putsch ein äußerst labiler geworden ist. Wir sind innerpolitisch auf Monate in unserer Entwicklung zurückgebracht, die Gegensätze innerhalb unseres Volkes sind verschärft, die Machtinstinkte der extremsten Linken gesteigert. Die Kommunisten und Unabhängigen, die einen Umsturz der Verfassung zum Zwecke der Herbeiführung der Rätediktatur zum Ziele haben, sehen einen neuen guten Boden für ihr weiteres Wirken vorbereitet. Sie betrachten den gegenwärtigen Zustand nur als eine Atempause. Sie erkennen, daß sie augenblicklich nicht imstande sind, den von ihnen gewünschten Umsturz herbeizuführen; sie vertagen daher den Kampf, suchen jede Sanierungsaktion der Regierung zu verhindern und bereiten sich für das große Endringen vor, das sie nach dem ungeheuren Ruck der Massen nach links für möglich halten. Diese Gefahr kann nur beschworen werden durch eine Befestigung der verfassungsmäßigen Regierung im Volke. Jede Erstarkung von Elementen, die gegen die Verfassung gerichtet sind, ist zu verhindern. Es ist bedrohlich, wenn jetzt aus Pommern berichtet wird, daß dort der Gedanke eines neuen Streichs à la Kapp unter den reaktionären Elementen auf dem platten Lande wieder an Boden gewinnt. Noch einmal halten wir kein Experiment dieser Art aus. Der Effekt kann nur die Jacquerie und die Auflösung des Reiches sein.

Die innerpolitische Intransigenz unserer extremen Parteien geht soweit, daß sie ein außenpolitisches Verhandeln mit unseren früheren Feinden zum Zwecke der Erreichung ihrer innerpolitischen Ziele nicht verschmähen. Erinnert sei an die Behauptung der Kapp-Leute, daß sie sich vor ihrem Putsch mit gewissen Vertretern der Entente verständigt haben, und daß diese ihre Aktion billigten. Von englischer Seite ist bekanntlich ein Dementi dieser Behauptung erfolgt; ob etwa mit den Franzosen von Herrn Kapp vor dem Putsche verhandelt worden ist, wissen wir nicht. Für jeden Deutschen, der auch nur einigermaßen außenpolitischen Überblick hat, mußte es klar sein, daß nur solche Elemente unter unseren Feinden sich zu Verhandlungen mit den Gegnern der Regierung hergeben, die aus dem inneren Zwiespalt Deutschlands außenpolitischen Vorteil ziehen wollen.

Daß auch von kommunistischer Seite ebenso verfahren worden ist, ergibt sich aus den Schilderungen des Berichterstatters des „Manchester Guardian" im Ruhrgebiet (M. G. vom 6. April). Dort heißt es wörtlich: „Die roten Anführer waren in Verzweiflung und suchten nur einen Ausweg für sich selbst und ihre männliche und weibliche Gefolgschaft. Sie fragten mich, ob keine Chance für eine Alliierteninterventionvorhanden wäre, um einen weißen Terror und

die damit zusammenhängende Sabotage ihrer Existenzmöglichkeit zu verhindern. Sie erklärten, daß sie französische Soldaten in Essen und Umgebung der Reichswehr vorziehen würden. Sie erklärten ferner, daß dies die Ansicht aller Roten wäre." Nachher wird ausführlich geschildert, wie ein Kommunist und ein Unabhängiger in Köln mit einem „important allied official" in dessen Hause verhandelt haben.

Man scheute sich also nicht, den Feind ins Land zu rufen. Und lange brauchte man nicht darauf zu warten, bis er wirklich kam. Ich will nicht etwa behaupten, daß der französische Einmarsch in Frankfurt und Darmstadt eine Folge der obengeschilderten landesverräterischen Schritte in Köln gewesen ist. Dieser bedurfte solcher Schritte nicht, denn er war damals, als sie erfolgten, schon lange geplant.

Schon nach den ersten Äußerungen der inspirierten französischen Presse zu Beginn des Kapp-Putsches war es klar, daß die Franzosen die Gelegenheit benützen würden, um daraus zu profitieren. Der „Temps" schrieb: „Jetzt muß man den Frieden der Welt retten . . . Wenn man nicht die Türe zu einem noch fürchterlicheren Kriege als dem letzten öffnen will, wenn man nicht mehrere Millionen der jetzigen und der kommenden Generation zum Tode verurteilen will, so muß man einsehen, daß das Deutsche Reich, zentralisierter und verpreußter als jemals, in seiner gegenwärtigen Struktur nicht bestehen kann, wenn Europa in Frieden leben will."

Das war ganz klar gesprochen. Die Situation mußte benutzt werden, um das Deutsche Reich, dessen Fortexistenz den Leuten um Poincaré und Tardieu ein Greuel geworden war, vollends aus den Fugen zu heben oder wenigstens die Rheingrenze für Frankreich für immer zu sichern. Daß dieser Plan in Frankreich von langer Hand vorbereitet wurde, daß Foch dessen Exponent und eifriger Förderer war, und daß Millerand sich schließlich mit den Militaristen vollkommen identifizierte, zeigt die Entwicklung in Frankreich.

Die erste Maßregel der Franzosen nach dem Kapp-Putsch war die Abreise des Marschalls Foch nach Mainz, die zweite ihr Antrag bei der Botschafterkonferenz, den Marschall zu ermächtigen, mit 80 000 Mann nach Deutschland einzumarschieren. In einer Depesche des „Lokalanzeigers" vom 24. März aus Bonn heißt es, daß der französische Plan an der vereinigten Gegnerschaft von Wallace, dem amerikanischen, und Lord Derby, dem englischen Botschafter, scheiterte. Ob der Vorschlag, wie es in den ersten Depeschen hieß, auf Besetzung des Ruhrgebiets, oder, wie es in den französischen Noten gesagt ist, schon auf Besetzung von Frankfurt und Darmstadt ging — oder beide Maßregeln umfaßte, ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich ist das letztere.

Der Londoner Rat erklärte sich am 25. März dahin, daß der Zeitpunkt zur Ausführung der französischen Vorschläge inopportun sei (Note Millerands vom 7. April). England hatte inzwischen, wohl in Kenntnis der französischen Absichten, eine ganz andere Auffassung der deutschen Lage geäußert. Churchill hatte im Unterhause erklärt, daß man sich in England über den Sieg der deutschen Regierung über die Putschisten gefreut habe, aber mit Sorge die schwache Stellung der deutschen Regierung betrachte. „Vom militärischen Standpunkt gesehen, müsse es die Politik der britischen Regierung sein, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln einer gemäßigten deutschen Regierung zu ermöglichen, sich am Leben zu erhalten, damit unter ihrer Ägide die Produktionsfähigkeit und die Wohlfahrt des deutschen Volkes wieder aufleben könne."

Das Echo in Frankreich waren die Barthouschen Angriffe gegen die Millerandsche Politik und gegen England und die Millerandschen Drohungen gegen Deutschland. Die Barthouschen Angriffe auf Millerand waren von längerer Hand vorbereitet; sie gehen auf den Kreis um Tardieu, Poincaré und Clemenceau zurück,

wie in unserem vorigen Monatsberichte schon dargelegt wurde. Ihre Heftigkeit und ihre Richtung gegen England erklärt sich aber nur aus der vollen Kenntnis des Herrn Barthou, des Vorsitzenden der Kammerkommission für die auswärtigen Angelegenheiten, von der diplomatischen Lage. Mit wachsendem Unbehagen hatte der Kreis um Poincaré das in England aufdämmernde Verständnis von der Notwendigkeit der Revision des Friedensvertrages bemerkt. Poincaré, der Präsident der Wiedergutmachungskommission und der Leitartikler der „Revue des deux mondes", hatte klar und scharf gegen alle solche Bestrebungen Stellung genommen. „Bevor wir über Deutschland Tränen vergießen, sollten wir gerechterweise an unsere zerstörten Provinzen denken. Wir haben mit unserem Fleisch und Gut den Sieg der anderen bezahlt und haben das unabänderliche Recht, entschädigt zu werden." Die »recrudescence des anciennes campagnes allemandes« wird der ganzen Welt denunziert, und über die Botschafterkonferenz wird ein vernichtendes Urteil gesprochen. Ihre Leistungen rufen bei Herrn Poincaré den frommen Wunsch hervor, daß sie bald eines seligen Todes sterben möchte.

Herr Barthou schlug in dieselbe Kerbe: in England und Amerika spreche man offen von einer Revision des Friedens, aber diese Revision würde sich zweifellos als ein Vorteil für Deutschland und als schwerer Nachteil für Frankreich darstellen. Frankreich wolle nicht die erniedrigende Rolle eines Bettlers spielen. Frankreich fordere sein Recht und werde immer auf dieser Forderung bestehen. — Zugleich aber erfolgt eine bittere und verbitternde Abrechnung mit dem Bundesgenossen, England, der seinerseits alle Vorteile aus dem Friedensvertrage gezogen habe, Frankreich aber davon abhalte, die seinigen zu ziehen. England sei schuld, daß man jetzt von Revision des Friedensvertrages spreche, England lenke den Haß der Deutschen auf Frankreich, und so fort. — Die Rede Barthous hatte die diplomatische Klugheit soweit überschritten, daß Millerand den Redner vor der Kammer rektifizieren mußte, daß die „Times" ihre Wirkung auf das gegenseitige Verhältnis der Alliierten als ungünstig bedauerten. Der Barthousche Ausfall war eine Schädigung der französischen Stellung.

Die französische Politik war aber bereits zu sehr in eine bestimmte Richtung gedrängt, als daß sie sich durch kleine Mißerfolge von der Erreichung ihres endgültigen Zieles hätte abdrängen lassen. In Millerand zeitigten diese offenbar nur den Entschluß, wenn man nicht mit den Alliierten gehen könne, *ohne sie* zu handeln. Seine Drohreden an Deutschland bildeten die Einleitung der groß angelegten Aktion, die nur auf den günstigen Augenblick wartete, um einsetzen zu können.

Er präsentierte Deutschland seine Rechnung, und zwar die alte Buchstabenrechnung, nach dem Wortlaute des Vertrages, wie sie ein Shylock nicht besser hätte präsentieren können. In einem Moment, wo das Ruhrgebiet von den Spartakisten besetzt war, wurde Deutschland die mangelhafte Kohlenlieferung vorgeworfen; daß es ein Hinausschieben der vollständigen Heeresverringerung wegen seiner inneren Lage durchgesetzt hatte, wurde ihm als offensichtliche Verletzung der Vertragsverhältnisse vorgeworfen; die durch den Kapp-Putsch bedingte Unterbrechung der Tätigkeit der Kontrollkommissionen der damals exilierten Ebert-Regierung zur Last gelegt, die unbedeutenden Belästigungen der französischen Offiziere in Berlin und Bremen zu Staatsaktionen aufgebauscht. Foch habe wegen aller dieser Vorfälle *neue Garantien* verlangt; das war die politische Folge aus der heuchlerisch behaupteten Vertragsuntreue der Deutschen. Dazu kam, daß die diplomatischen Äußerungen von Lloyd George auf die Asquithschen vorsichtigen Anregungen für eine wenigstens teilweise Revision des Friedensvertrages durch Begrenzung der deutschen Schuld, Unterstellung der Wiedergutmachungskommission unter den Völkerbund und Zuziehung der Vertreter der Mittelmächte zu dieser Kommission in Frankreich

vollkommen mißverstanden worden waren. Lloyd George hatte sie offenbar als Beruhigung für Frankreich gemeint; er hatte sagen wollen, daß England treu an der Seite Frankreichs stehe, das seine Entschädigungen erhalten müsse, und daß man die englische Weigerung der Billigung der Fochschen Pläne nicht als Abrücken Englands von Frankreich auffassen dürfe. Lloyd George war so weit gegangen, zu sagen, daß gar kein Grund vorhanden sei, eine Revision des Friedensvertrages zu verlangen, hatte aber doch immerhin einige Winke für Deutschland gegeben, eine Milderung des Vertrages zu beantragen und ausdrücklich betont, daß Frankreich zwar fair play erhalten solle, aber nicht dazu »to trample on Germany«. Solch eine Politik würde nur neue Kriege hervorrufen, und davon habe man genug.

Millerand hatte aus den Georgeschen Erklärungen nur die starken Töne herausgehört; er betonte daher bei der Beantwortung der Interpellationen über die auswärtige Politik seine sichere Überzeugung, „daß auch die Alliierten die Sorgen der französischen Regierung teilten und die Erklärungen Lloyd Georges im Unterhause die Annahme als berechtigt erscheinen ließen, daß feste Beschlüsse bevorstünden".

Millerand hielt es für klug, zu gleicher Zeit, wo er seine Drohungen ausstieß, andererseits von seiner Bereitwilligkeit, auf wirtschaftlichem Gebiete mit Deutschland zusammenzuarbeiten, zu sprechen — aber nur dann, wenn dieses (was es aber nach französischer Ansicht bis jetzt nicht getan hatte und wofür es niemals Anerkennung finden würde) seinen Willen zur Ausführung des Versailler Vertrages dokumentiere. Der französische Ministerpräsident glaubte damit die englische öffentliche Meinung für sich gewinnen und die deutsche verwirren zu können. In der Tat kam es ihm auf Bereitung des Bodens für seine spätere Aktion an.

Die Verhältnisse im Ruhrgebiet waren inzwischen schlechter und schlechter geworden. Täglich kamen Deputationen zur Berliner Regierung, die dringend um Hilfe gegen die zuchtlosen Banden baten, welche den wirtschaftlichen Wohlstand und die Ordnung dieses für Deutschland lebenswichtigsten Gebietes vollends zu ruinieren drohten. Die Berliner Regierung hatte deshalb unter dem Druck der Verhältnisse mit der Entente Verhandlungen begonnen, um ihr Einverständnis zu einem Einrücken in die neutrale Zone zu gewinnen, falls eine äußerste Notwendigkeit dazu zwingen würde. Frankreich hatte sich bisher nach außen hin die Haltung eines Förderers der Ordnung in Deutschland gegeben. Der französische Geschäftsträger hatte die alte Regierung beglückwünscht.

Mit Staunen hörte daher der deutsche Reichstag am 29. März die Erklärung des Reichskanzlers, daß ein Einverständnis Frankreichs zu unserem Ersuchen nur dann zu erwarten sei, wenn Frankreich als Garantie die Besetzung von Frankfurt, Hanau, Homburg, Darmstadt zugestanden werde — eine Zumutung, die Deutschland zurückwies, da es keinen Fußbreit deutschen Landes dem Schrecken der Okkupation aussetzen wollte. — Folgt das kurze Intermezzo mit dem noch unaufgeklärten Mißverständnis der Unterhaltung des Vorsitzenden der deutschen Friedensdelegation in Paris, Dr. Göppert, mit dem Botschafter Paléologue. Aus ihr entnahm der deutsche Reichskanzler, wie er im Reichstag erklärte, die Aufgabe des französischen Standpunktes und die Bereitwilligkeit der Franzosen, uns einen Spielraum von zwei bis drei Wochen „zur Verwendung einer starken Truppenmacht" im Ruhrgebiet zu geben. Das war ein Irrtum. In diesen Tagen bis zum 2. April wurde in Frankreich der endgültige Entschluß gefaßt, auf jeden Fall ungeachtet aller früheren Erklärungen und ohne Rücksicht auf die Alliierten zu handeln. Mit der Verschlechterung der Lage im Ruhrbassin wurde die Notlage der deutschen Regierung größer, und diese mußte unter allen Umständen ausgenutzt werden. Das sofortige Eingehen des Reichskanzlers Müller auf Millerands Worte über das wirtschaftliche Zusammenarbeiten Deutschlands mit Frankreich wurde in der franzö-

fischen Presse zwar widerwillig anerkannt, aber zugleich hypokritisch verlangt, daß er zuvor seine Taten mit seinem Programm in Übereinstimmung bringe. Vernünftige Stimmen, wie die des Deputierten Fabry, der dazu mahnte, „à courir le risque de faire confiance à l'Allemagne", blieben ohne Eindruck, die Regierungspresse forderte zum Handeln auf: „Die französische Regierung glaubt in der Tat, daß, da die Sicherheit Frankreichs im Spiele ist, es ihre gebieterische Pflicht ist zu handeln, auf das Risiko hin, die Alliierten vor ein fait accompli zu stellen. Dies ist übrigens die Methode, die England mehrfach angewandt hat. Ist es erst notwendig daran zu erinnern, wie England eines guten Tages seine Geschwader nach Konstantinopel schickte und den Sultan mit seinen Kanonen bedrohte? Die Garantien Frankreichs am Rhein sind die Englands im Orient wert, und unsere Alliierten werden die ersten sein, die das verstehen."

Es erging der Millerandsche Brief an den deutschen Geschäftsträger Mayer vom 2. April, der offiziell die französischen Absichten auf Frankfurt bestätigte; die deutsche Antwort darauf in unserer furchtbaren Notlage konnte nur die Erklärung des Unterstaatssekretärs von Haniel am 3. März sein, daß Deutschland gezwungen sei, in das Ruhrbecken einzurücken und die Verantwortung für diese Maßregel zu übernehmen. Deutschland rückte indes mit einer solchen Truppenstärke in das bedrohte Gebiet, wie sie ihm das Augustabkommen mit den Alliierten bis zum 10. April in der neutralen Zone gestattete. Hiermit hoffte man umsonst, die Absichten der Franzosen zu vereiteln. Über Nacht rückten die Franzosen ins unverteidigte und schutzlose deutsche Land, mitten im Frieden, mit schwarzen Truppen, denen bald unschuldige deutsche Frauen und Kinder bei einem unnötigen Blutbade in Frankfurt am Main zum Opfer fallen sollten.

Deutschlands bemächtigte sich eine stumpfe Verzweiflung. Sie kommt zum Ausdrucke in dem Aufruf des Präsidenten und des Kanzlers an die Bevölkerung, die von der Shylock-Politik der Franzosen spricht, und in der deutschen Protestnote auf die französische Notifikation des Einmarsches, die das französische Vorgehen als unvereinbar mit dem Friedensvertrage bezeichnet, den ganzen Widersinn des französischen Einmarsches brandmarkend. Solch Verhalten mache es jeder Regierung in Deutschland unmöglich, in dem unglücklichen, von tiefen Erschütterungen immer wieder betroffenen Lande Ruhe und Ordnung herzustellen und aufrechtzuerhalten — wenn sie auf Schritt und Tritt bei ihren bisherigen Feinden ungerechtfertigtem Argwohn begegne und immer erneuten Drangsalen ausgesetzt bleibe, und wenn das deutsche Wirtschaftsleben Störungen, wie sie die Besetzung politisch und wirtschaftlich so wichtiger Hauptplätze mit sich bringe, ausgesetzt sei.

Die Franzosen sprachen inzwischen von casus belli, stellten Deutschlands Polizeiaktion als Bedrohung Frankreichs und als von der militaristischen Clique in Deutschland diktiert dar und wetzten in der Presse das Messer, um bei dieser Gelegenheit weitere Fetzen Fleisch aus dem deutschen Leibe zu schneiden. Die mehrfachen Versicherungen der französischen Noten, aus Frankfurt wieder herauszugehen, wenn die Evakuierung der neutralen Zone seitens Deutschlands erfolge, wurden von der französischen Presse nicht ernst genommen. Die Pertinaxe, Saint Brices und tutti quanti der Inspirierten vom Quai d'Orsay riefen es offen hinaus in die Welt, „daß es hieße, über das erlaubte Maß naiv zu sein, wollte man die augenblickliche Krise nicht ausnützen, um eine klare Situation zu schaffen. Die augenblickliche Prüfung wird uns die Mittel verschaffen, uns bezahlt zu machen oder unseren Verbündeten den Beweis zu erbringen, daß wir einer anderen Sache bedürfen als des Papiers von Versailles."

„Überall in der Welt versteht man, daß die Deutschen in verzweifelter Lage im Ruhrgebiet gehandelt haben. Nur in Frankreich will man dies nicht verstehen" — so schrieb ein Kopenhagener Blatt, und das war der Eindruck nicht

nur der Meinung des neutralen Europas, sondern auch eines großen Teiles in den alliierten Ländern. Mit Ausnahme der Tschechoslowakei, Belgiens, gewisser englischer Hetzblätter und der „bezahlten" amerikanischen Presse waren sie alle einig in ihrer Kritik des französischen Handelns. Namentlich in Italien erkannte man klar die Ziele und Motive der französischen Politik, die auf Sprengung Deutschlands ausging, und die öffentliche Meinung rückte scharf von Frankreich ab.

Die englische Presse war in ihrer Einschätzung der Lage gespalten, nicht die englische öffentliche Meinung und das englische Kabinett. Es erfolgte eine in Deutschland kaum erhoffte englische Protestnote, die auf die Notwendigkeit einheitlichen Handelns der Alliierten in derartigen grundlegenden Fragen hinwies, und die das Ausscheiden des englischen Botschafters aus der Botschafterkonferenz so lange in Aussicht stellte, wenn nicht Frankreich die Versicherung gebe, in Zukunft gemeinsam mit den Alliierten zu handeln.

Die französische Antwortnote ist ein Musterbeispiel französischer Staatskunst. Sie wiederholt alle von Millerand früher schon gemachten Vorwürfe gegen Deutschland wegen Nichterfüllung des Vertrages und steigert sich in ihrer Erregung bis zu dem pathologischen Ausruf, daß Frankreich jetzt gezwungen sei, zu sagen: es ist genug, und daß es weiter nichts verlange, als diese Worte mit den Alliierten zusammen zu sagen.

Reuter hat sich bemüht, den Franzosen die Pille zu versüßen, durch eine Erklärung, daß der wahre Sinn des englischen Vorgehens die Sorge um die Aufrechterhaltung des französisch-englischen Bündnisses sei.

So wollen auch wir diese Peripetie auffassen. Wir wollen nicht dem „Matin" zum Rechte verhelfen, der die enttäuschten Franzosen damit tröstet: die Deutschen würden alles dadurch verderben, daß sie den Maßstab verlieren. — Wir wollen unser Recht, weiter nichts. Die Beziehungen zwischen England und Frankreich sind im übrigen reine Angelegenheit dieser beiden Länder, die sie allein zu regeln haben.

Die deutsche Regierung hat ihre Ansprüche auf Ersatz des Schadens aus dem rechtswidrigen und vertragswidrigen französischen Vorgehen angemeldet. Wird das französische Volk durch eine Kritik an dem Millerandschen Vorgehen zeigen, daß es den Schaden einer nur militaristischen Politik schließlich am eigenen Leibe zu spüren hat? Das ist leider nicht zu hoffen. Allein die Tatsache, daß die französische Valuta am Tage der Besetzung Frankfurts in London ganz beträchtlich fiel, sollte die klugen Franzosen von dem Zusammenhang und der Rückwirkung aller europäischen politischen Wirtschafts- und Daseinsfragen auf Frankreich selbst überzeugen.

Die Politik von Millerand oder vielmehr von Foch ist verständlich, wenn man sich den finanziellen und wirtschaftlichen Zustand Frankreichs vergegenwärtigt, aber deswegen nicht entschuldbar. Man muß das Volk über die eigene Misere hinwegtäuschen und ihm Prestigeerfolge vorzaubern. Eine Prestigepolitik aber führt niemals zu gesunden Erfolgen. Auf die Dauer entdeckt man doch, daß nichts dahinter ist, und ihre mangelnde Wirkung fällt auf ihren Urheber zurück. The empty vessel makes the greatest sound. Die Politik der Millerand und Foch ist inhaltleer, weil sie die wichtigsten französischen Lebensinteressen nicht berücksichtigt, ganz zu schweigen von denen der Welt, deren wirtschaftliche Solidarität allmählich ein politisches Postulat wird. Erst wenn die französische öffentliche Meinung und Frankreichs politische Führer das erkennen, werden sie ihrem Lande dienen.

Ein Lichtblick in dieser trüben Zeit war die Abstimmung in der zweiten schleswigschen Zone, die eine so überwältigende Majorität für Deutschland ergeben hat, daß in Dänemark zunächst alle Annexionsgelüste verstummten und die schon angesagten über das ganze Land hin sich ausbreitende Flensburgagitation der Dänen aufhörte. Der jetzt zum deutschen Außenminister designierte sozialistische Staats-

kommissar Köster hat einen großen Anteil an dem schönen Erfolge des deutschen Gedankens in Mittelschleswig, der um so höher einzuschätzen ist, als er in eine Zeit der tiefsten nationalen Zerklüftung, der tiefsten wirtschaftlichen Depression und der größten Verlockungen von außen her fiel. Wenn in einem deutschen Lande, das so dem alten Preußentum abhold ist, wie Schleswig, der deutsche Gedanke so glänzend siegte, so hat niemand von uns das Recht, an der Zukunft unseres Landes und unseres Volkes zu zweifeln.

Die dänische öffentliche Meinung, soweit sie chauvinistisch orientiert und durch die gefärbten Berichte der dänischen Reporter in Flensburg falsch unterrichtet worden war, vermochte sich indessen mit den harten Tatsachen nicht auszusöhnen. Sie gewann den König für den Staatsstreich der Absetzung der Regierung Zahle und für den Versuch, die Schleswigfrage im Sinne der Chauvinisten mit einem neuen Ministerium zu lösen. Die königliche Geste war ein innerpolitisches Fiasko. Der Führer der Opposition Neergaard, hinter dem der verschlagene Christensen steckte, weigerte sich, die Kabinettbildung zu übernehmen. Das Geschäftsministerium Liebe, das die Internationalisierung Flensburgs als sein außenpolitisches Ziel proklamierte, konnte sich wie weiland Kapp nur Tage halten gegenüber der Drohung der Sozialisten mit dem Generalstreik. Ein Kompromißministerium Friis wurde gebildet, das die Wahlrechtsfrage erledigen und bis zu den Wahlen rein geschäftsmäßig seine Geschäfte durchführen soll. Leider versucht dieses Ministerium in der Flensburgfrage eine Einwirkung auf die Internationale Kommission im Sinne eines Aufschubes der Entscheidung, die doch nur nach dem Wunsche der Bevölkerung erfolgen darf, bis zu den dänischen Wahlen. Solches dem Friedensvertrag völlig widersprechendes Beginnen kann den künftigen dänisch-deutschen Beziehungen nicht zum Vorteil gereichen.

Gegenüber den Ereignissen in Deutschland traten die sonstigen Vorgänge der Weltpolitik sehr in den Hintergrund. Immerhin verdienen die Vorgänge in der Türkei die ernste Aufmerksamkeit der Welt. Die Engländer haben eine Flotte nach Konstantinopel geschickt und den Sturz des Ministeriums herbeigeführt. Die Rückwirkung in Anatolien ist bereits zu verspüren. Die liberale Theorie in England hat, wie es vorauszusehen war, gesiegt, wenn auch nicht, wie Asquith das wollte, eine „Vatikanisierung des Kalifen" zum Ziele der englischen Politik erhoben wird. Die Selbständigkeitserklärung des Emirs Fessal in Syrien und seines Bruders im Irak sind beachtenswert. Von Ägypten hört man wenig mehr. Die Situation scheint immer noch bedrohlich zu sein. Die Lösung der armenischen Frage wird der europäischen Diplomatie noch manches Rätsel aufgeben.

Deutsch-Österreich scheint sich mit Italien auseinanderzusetzen, ein für beide Teile vorteilhaftes und gesundes Beginnen. Uns haben die Italiener gezeigt, daß sie nicht geneigt sind, die Gewaltpolitik der Franzosen mitzumachen, sondern daß ihr Streben nach einer europäischen aufbauenden Politik in gutem Sinne geht. Belgien ist außer Polen das einzige Land, das, wie es scheint, auf französischen Befehl auf Grund des französisch-belgischen Bündnisvertrags sich auf Frankreichs Seite gestellt hat. England mußte erst deutlich abwinken, was nicht gerade zum Renommee für die Güte der belgischen Politik beiträgt.

Irland ist im Aufruhr. Die home rule-Akte, so wie sie jetzt vom Parlament gegeben wird, befriedigt niemand auf der grünen Insel. In Südafrika macht die Nationalistenpartei Fortschritte, und die englische Presse weist mit Recht auf die gefährlichen Erklärungen hin, die Bonar Law im Unterhause über die Möglichkeit der Dominions, sich vom Mutterlande zu trennen, unbedachterweise abgegeben hat.

Die bolschewistische russische Entwicklung beunruhigt nach wie vor die europäischen Gemüter. Lenin benutzt die äußeren Erfolge seiner Armeen, die mit der Einnahme von Noworossijsk einen vernichtenden Schlag gegen Denikin geführt

haben, zu kriegerischen Erklärungen im Innern. In Polen und Finnland, die sich, wie es scheint, geeinigt haben, kommt es zu keinen Friedensverhandlungen mit Rußland. In der Berliner russischen Presse wird der Imperialismus Polens, das die Grenze von 1772 fordert, außerordentlich stark kritisiert. Die englische Presse hat die innere Faulheit der polnischen Staatswirtschaft, deren Armee „auf Papier marschiert", sehr offen hervorgehoben.

Japan benutzt die Gelegenheit, um den Russen Wladiwostok zu nehmen und sich „zu sichern". Es ist anzunehmen, daß diese Sicherung sich bald auf Nikolajewsk am Amur und weiter ausdehnen wird.

Krassin verhandelt in Stockholm und malt der europäischen Öffentlichkeit Potemkinsche Kulissen vor. Inzwischen agiert die Sowjetdiplomatie in Persien und Kleinasien. In Europa sucht sie bei jedem Staate den Anschein zu erwecken, als ob der Konkurrent schon mit ihr abgeschlossen hätte. Man sollte sich durch diese Mätzchen nicht täuschen lassen. Aus den Drohungen Lenins gegen die Bauern spricht die innere Schwäche dieser auf wirtschaftliche Phantasmen gebauten Regierung.

Wichtig für uns ist die Resolution des amerikanischen Senates, den Friedenszustand mit Deutschland wiederherzustellen. Das Schicksal der Resolution im Repräsentantenhaus ist allerdings angesichts des drohenden Vetos des Präsidenten unsicher — aber der Beschluß ist immerhin ein Schritt weiter auf dem Wege der endlichen Revision des Versailler Friedens, die doch einmal kommen muß. Gerade die Ereignisse der letzten vier Wochen haben ad oculos demonstriert, daß die Welt in ihrer Gesamtheit ohne ein wiederaufgerichtetes Deutschland und ohne Wiedereintritt Rußlands in die Staatenwelt keine Aussicht auf Ruhe hat. Davon, wie sich dieser Eintritt vollziehen wird, und ob es in Deutschland zum Spartakismus kommt oder nicht, wird die weitere Entwicklung der Welt abhängen.

Die Entente trägt die eigentliche Schuld, daß Deutschland während der Kapp-Tage an den Rand des Bolschewismus kam. Wenn sie ihre Politik nicht von Grund aus uns gegenüber ändert und die französische Anschauung nicht endgültig überwunden wird, so wird die rote Flut über uns und alle hinweggehen.

Berliner Theater

Der magere Ertrag des Theaterwinters rechtfertigt ohne weitere Begründung den späten, summarischen Bericht. Prüft man rückschauend die Eindrücke, die mit Erlebniskraft bis in den inneren Hof der Seele drangen und vertiefte Spuren hinterließen, so bleiben im Grunde nur Friedrich Kayßlers prachtvolle, kernhafte Deutschheit als Götz in der Aufführung von Goethes „Götz von Berlichingen" (Volksbühne), die um so heller leuchtete, je schwächer das Spiel derer um Weislingen war, und der erschütternde Aufschrei der zertretenen Kreatur, die stumpf ohne tragische Fallhöhe, mißhandelt von der Umwelt, ohne die Möglichkeit, Zusammenhänge zu begreifen, in Elend lebt und in Nacht versinkt, in Georg Büchners Fragment „Wozzeck" (Lessingtheater). Die von Barnowsky mit starker Einfühlung in das Volksliedmäßige Büchners inszenierte Aufführung, die im Jahr des Büchner-Jubiläums ein köstliches Geschenk für alle Literaturfreunde bedeutete, löste starken Eindruck aus, besonders da Eugen Klöpfers Leistung ebenbürtig neben den Wozzeck Steinrücks trat, der in jenem Jahre den Armseligsten der Menschen spielte.

(Damals rundete den Bühnenabend Büchners romantisches Spiel „Leonce und Lena". Dieses Mal vermochte als Beigabe J. M. R. Lenz's Lustspiel nach Plautus „Die Buhlschwester" die lärmende Lustigkeit der Bühne trotz der prachtvollen Dagny Servaes in der Titelrolle nicht ins Publikum zu verpflanzen.)

Als Leistung einer feinen Regie blieb die von Ludwig Berger geleitete Aufführung von Strindbergs Weihnachtsspiel „Advent" (Kammerspiele) mit Paul Wegener und Rosa Bertens als Richter und Richterin im Gedächtnis. Auch sie vermochte nicht den kahlen Eindruck dieses Dysangeliums: „Die Strafe ist die Sühne" zu verwischen, in dem Strindberg „ruhlos im Leben, Denken, Hassen, Lieben, von Höllenlärm umgellt" mit folternder Unerbittlichkeit sich und seine Opfer über den Tod hinaus verfolgt und vor keiner äußeren und inneren Banalität zurückschreckt.

Was wir sonst sahen und hörten, wiegt nicht eben schwer. Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Aufführungen der drei Hauptmannschen Werke nicht unter dies Summarium fallen. Von ihnen sei am Schluß gesondert gehandelt.

*

Als die „Fliegenden Blätter" noch sehr gut waren, stand in ihnen einmal eine Geschichte vom Grafen Pü, in welcher der blödsinnige Satz vorkam: „Da der Darsteller des ‚Hamlet' erklärt hatte, seine Rolle ausnahmsweise singen zu wollen, fand die Vorstellung im Opernhause statt." Es wäre klug gewesen, wenn Max Reinhardt die letzte Konsequenz gezogen und durch Heinz Thießen auch die Rollen der Darsteller in seiner Hamlet-Aufführung (Großes Schauspielhaus) hätte vertonen lassen, anstatt nur das Heulen des Sturmes und die Zwischenakte. Vielleicht wäre es dann wenigstens möglich geworden, die nicht gerade nach der Seite des unglücklichen Beschauers gesprochenen Worte zu verstehen. So aber erschlug der gewaltige Raum alles Große und Tiefe des unvergänglichen Werkes, dem Alexander Moissi seelisch immer noch nicht gewachsen ist. An dem peinlichen Eindruck der Vergewaltigung der Seele durch die zwangsläufigen Folgen der riesenhaften Ausmaße vermochten auch starke Einzelleistungen nichts zu ändern.

Im dritten Akt von Romain Rollands „Danton" wird die Szene zum Revolutionstribunal. Bis in die höchsten Ränge hinauf sind die Darsteller verteilt und nach anfänglichem, unwilligem Staunen, ob das Geschrei aus dem Zuschauerraum nicht doch wieder einen der üblichen Premierenskandale bedeute, sitzt man leidenschaftlich erregt, mitspielend und überwältigt mehr als innerlich ergriffen in dem lebendigen, kochenden Rund. Dann bricht die Straße tobend und zerstörend hinein — und man glaubt diesen kurzen Akt über an die Notwendigkeit des gewaltigen Unternehmens.

Aber mit Verlaub! Eine Situation in einem Stücke — und in manchem anderen läßt ein Akt oder eine Szene sich so beherrschend herausarbeiten — rechtfertigt nun und nimmermehr die Schiefheit aller anderen Szenen, die das Auswirken tiefer Innerlichkeit, die Deutlichmachung der halben Töne, das Lasten oder die Heiterkeit seelischer Vorgänge verlangen.

Wer sich Max Reinhardt für unvergängliche, bestimmende Eindrücke mit tiefer Dankbarkeit verpflichtet fühlt, wird nur mit banger Sorge den Weg, den er hier geht, verfolgen können. Er überzeuge uns, daß er Möglichkeiten nicht nur, sondern Notwendigkeiten schaute und unserem vielfach noch unbewußten, seelischen Bereitsein zur Aufnahme neuer Beziehungen zwischen Darsteller und Zuschauer mit sicherem Instinkt den Weg ebnen wollte, als er seinen Traum verwirklichte, aber er überzeuge uns bald! Vorläufig vermögen wir nur zu glauben, daß das Große

Schauspielhaus Werken von der Wucht und Größe der antiken Tragödie, in denen das gewaltige Schicksal selbst dröhnend auftritt, den richtigen Rahmen schafft, falls er auch hier vor völliger Stilisierung nicht zurückschrecken wird — den anderen aber, darunter allen unserer Tage, alles schuldig bleibt.

Rollands „Danton" wirkte fatal bekannt. Zwei Akte dialogisierte Leitartikel revolutionärer Theoretiker, die ihrem Schöpfer breit und ermüdend die Aufgabe abnehmen müssen, sich selbst zu charakterisieren, ohne daß es ihnen bei einem Zuhörer, der in der Geschichte der französischen Revolution nicht firm ist, ganz gelänge. Im dritten Akt bewegte Dramatik, aber rein äußerliche, nicht innerlich getriebene. Die Bühnenprobe hat Rolland, den wir als einen der wenigen Lichtbringer aus dem dunkelsten Frankreich und als sehr menschlichen Menschen mit aller Sympathie grüßen, nicht bestanden. Und an Georg Büchners „Dantons Tod" darf man überhaupt nicht denken bei dieser einfachen Historie!

*

Wer vom Expressionismus[1]) eine Erneuerung des Theaters, die Heraufführung des großen Stils, die Überwindung abgestandener Psychologie — viel mehr noch war uns versprochen — erwartet hat, muß durch die Proben, die in Berliner Theatern dargeboten wurden, bitterlich enttäuscht sein. Statt Erfüllung erlebten wir einen vollständigen Bankerott.

Klarheit ist ja keine der Forderungen, die der Expressionismus an seine Jünger stellt, aber selbst wenn man glauben möchte, daß die neue Kunst aktivistisch unter Außerachtlassung der Einzelheiten den geistigen Gehalt, die Seele erfassen, Weltgefühl erzeugen, das Interesse am Sonderschicksal verneinend, das Typische gestalten will, so muß man sich letzten Endes doch an die Worte halten, die nun eben die Idee verkünden.

Wer aber daraufhin Ulrich Steindorffs drei Aufzüge „Die Irren" prüft (Die Tribüne), den ergreift tiefe Beschämung für den Autor wegen des Widerstreits zwischen der Anmaßung im Auftreten und dem kümmerlichen Gehalt des Werkes. Die Fabel des Stückes läßt sich in den Vokabeln erschöpfen: Mensch, ich = du, gut sein, Wahrheit. Mit Geschrei wird eine Botschaft verkündet, deren Offenbarung in Selbstverständlichkeiten besteht, von denen zu reden im Kreise höherer Menschen als banal galt, und deren schweigender Besitz noch nicht einmal zum niedersten Grade berechtigt. In den langatmigen Auseinandersetzungen, die der Arzt mit den Bettlern (der leidenden Menschheit nach dem Kriege) führt, wie er sie aufnimmt und als Irre ausgibt, um ihnen Obdach zu gewähren, wie aus dieser Unwahrheit ihm ein schweres sittliches Verbrechen recht künstlich konstruiert wird, wie der Zug der Bettler sich in die ewig graue Ferne fortwälzt, lähmt eine bleierne Langeweile jede Teilnahme an der dünnen Symbolik, während die Verhöhnung weiland herrschender Typen, der Irren, durch die grenzenlose Billigkeit der Mittel abstößt. Dieser Schulmeister der Ekstase bringt es nirgends über die Grimasse, und sein Evangelium für Ungebildete ist so jämmerlich arm an Gefühl, Seele und Menschentum, daß man fast die Seichtigkeit seines Denkens darüber vergißt. Schlimm ist, daß neben dem völligen Unvermögen zur Gestaltung ihm auch die Plastik des Wortes versagt ist. Er sieht die Bilder seiner Sprache nicht und verfällt der Komik, denn bei ihm „hängen Mütter an dem Kreuz ihrer Söhne".

Schlimmer, weil noch langweiliger, war Arnold Zweigs jüdische Tragödie

[1]) Eine gute Einführung bietet das frische Buch des Stuttgarter Dramaturgen Dr. Manfred Schneider, Der Expressionismus im Drama. Stuttgart, Julius Hoffmann.

„Die Sendung Semaels“[1]) (Deutsches Theater), die uns unbegreiflicherweise als Schöpfung des „Jungen Deutschlands“ vorgesetzt wurde und höchstens bewies, daß auch aus Jung-Israel dem Expressionismus der Messias nicht erwuchs. Der irdische Teil spielt in Ungarn und schlachtet ganz grob die Akten des seinerzeit viel beschrienen Ritualmordprozesses von Tisza-Eszlar zu Bühnengesprächen aus. In dem nichtirdischen Teil streitet Gott mit Semael, der auf sein Geheiß, um die mattwerdenden Herzen der Juden aufzurütteln, die „Lüge des Blutes“ über das auserwählte Volk bringen soll, streiten Erzväter und berühmte oder berüchtigte Vertreter Israels untereinander über Dinge, die der Art ihrer überweltlichen Existenz nach allen Beteiligten, da allen bekannt und längst unwandelbar bestimmt, höchst langweilig und als unnütze Zeitvergeudung erscheinen müssen. Uns geht diese Angelegenheit im Grunde gar nichts an, nur erweckt sie Teilnahme für die dereinstigen Besucher des Theaters in Zion.

Ernster für den Kritiker, weil immerhin künstlerisch als höchst interessanter Versuch zu bewerten, ist Georg Kaisers „Hölle, Weg, Erde“[2]) (Lessingtheater). Er kann gestalten und hat ehrlich gearbeitet, in den elf Bildern, in welche die drei Teile seine Stückes sich gliedern, mit rein expressionistischen Mitteln eine Stilisierung des Stoffes mit motivisch-refrainartigen Szenen anzustreben. Die Idee, daß wir alle schuldig sind an einem Verbrechen, das wir bewußt oder unbewußt, handelnd oder unterlassend, verhindern könnten, daß wir alle an jedem Geschehen schuldig-unschuldig, unschuldig-schuldig sind, zu deren Träger er den armen Maler Spazierer macht, der allen Beteiligten-Unbeteiligten: der reichen Dame, die einen Perlenschmuck für tausend Mark kauft, trotzdem ihr Spazierer sagt, diese Summe könne einen armen Teufel vorm Tode bewahren, dem Juwelier, dem Anwalt, den Hafthausleitern und -häftlingen, die alle ihr Leben als ihre höchst persönliche Angelegenheit leben und dadurch nach Kaiser teilhaben an jedem Verschulden, zum Messias und Führer in ein reineres Leben wird — diese Idee greift mitten hinein in das Gefühlschaos unserer Tage. Nicht Opferflamme, sondern Glühbirne, Mathematik, nicht Herzblut. Aber es ist der feste Griff des Routiniers, der so kann und auch anders.

Und dem Expressionismus wird mit diesem Stück auch Kaiser nicht überzeugte Anhänger werben, denn für ihn wie für alle anderen gelten die ablehnenden Worte des „Wanderers“ an seinen Schatten: zu nah, zu schwer, zu wenig Traum und Vogelflug.

✲

In die gleiche Gegend gehört dieses Mal auch Carl Sternheim, dessen amüsantes, freches Anti-Spießerstück „Die Hose“, einst zu Zensors Zeiten „Der Riese“ genannt, eine flotte Auferstehung im Kleinen Schauspielhause feierte, mit seinem Schauspiel „Die Marquise von Arcis“ (Deutsches Künstler-Theater). Freilich nur durch die jede übliche Wortwahl und Satzfolge verschmähende Sprache, die im Rahmen des leidlich fest gefügten Stückes aber nur aufgeklebt und daher störend wirkte. Er steht auf den festen Schultern zweier Vorgänger: Diderot und Schiller, der 1785 ein „merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache, aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen“ im ersten Heft der „Rheinischen Thalia“ herausgab. Die Marquise von Pommeraye lockt aus ihrem Freund, dem Marquis von Arcis, dessen Liebe sie erkalten fühlt, durch eine Andeutung ihrer angeblich abnehmenden Neigung das Geständnis seines erloschenen Gefühls heraus. In ihrer Frauenehre und -eitelkeit, was dazumal und jetzt meist dasselbe ist, im

[1]) Buchausgabe, München 1920, Kurt Wolff.
[2]) Buchausgabe, Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

tiefsten verwundet, ersinnt sie eine teuflische Rache und führt sie überlegen zu Ende. Sie verkuppelt den Marquis mit einem schönen Mädchen, die sie ihm als den Ausbund aller Tugenden und strengster Frömmigkeit erscheinen läßt, die aber aus Not vielen Männern gegen Bezahlung die Freuden ihres jungen Leibes gewährte. Der in hellen Flammen stehende Tor zahlt der auf Befehl Spröden den höchsten Preis: seine Hand und seine Freiheit. In der Brautnacht entdeckt ihm die Marquise den Betrug. Aber mit einem ganz unrokokohaften Schluß des ewigen Themas: „Darüber kommt kein Mann weg!" verzeiht der Getäuschte und will fern von der großen Welt nur den Freuden des Herzens leben. Abgesehen von der Zusammendrängung der Heirat, der Entdeckung und der Versöhnung auf vierundzwanzig Stunden und aufgesetzten Sternheimschen Lichtern und Humoren ist am Original wenig geändert. Als bühnenwirksam mag sein Ausflug ins galante Zeitalter, das ihm gleichfalls ein Ventil zur Verspottung der Konvention bot, passieren.

*

Mit einem starken Stück, weniger in der Gestaltung und im Werte als im Stoff, kam der vielgeschmähte Heinrich Lautensack, einer der Elf Scharfrichter, nach seinem Tode im Irrenhause durch das Kleine Theater zu Worte. Seine „Pfarrhauskomödie" verschmäht kein derbes Mittel im Kampf gegen die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit. Die Pfarrhausköchin verläßt schweren Leibes ihren geistlichen Herrn und Vater ihres erwarteten Kindes. Nach einigen Monaten kehrt sie zurück, und nun muß ihre junge Vertreterin im gleichen Zustand, in dem die erste damals war, verschwinden. Als Vater fühlt sich der Kooperator. Es ist schade, daß Lautensack die Unappetitlichkeit hineinträgt, daß auch der Pfarrer an diesem zweiten Segen nicht unbeteiligt erscheint. Sonst wäre auch für gute Katholiken nichts Verletzendes in dem Stück, besonders da alle Schwächen des Fleisches durch die Augen der beiden jungen Menschen rein und menschlich gesehen werden können und in der Art, wie der junge werdende Geistliche seiner Freundin die Beichte abnimmt und Absolution spendet, tiefe Güte und Befreiung liegen. Die Gestalten dieses Spiels — von Lucie Höflich und Ilka Grüning in den Hauptrollen meisterhaft dargestellt — sind von lebendigem, blühendem Fleisch und echtem Lebensblut.

*

Der Weltkrieg und seine Folgen haben die reichsdeutschen Dichter von starker Reagibilität in größte Gefühlsverwirrung gestürzt, von der sie in Schreien aus tiefem Herzensgrund sich zu befreien streben; Hermann Bahr bescherten sie einen Schwank „Der Unmensch" (Kammerspiele). Wenn wir im Reiche an Deutsch-Österreich denken, quält uns die seelische Not der Blutsverwandten; der Gedanke an die hungernden Kinder, an die ungezählten entwurzelten Existenzen, an den Sturz einer ehemaligen Herrlichkeit martert uns bis zum körperlichen Leiden: Hermann Bahr läßt einen verdienten General der weiland k. und k. Armee den Verlust des Krieges, die veränderten sozialen Verhältnisse, kurz den Niederbruch mit all dem jämmerlichen und eklen Drum und Dran auf die leichte Achsel nehmen — wenn nur die eigene fe-e-esche Art den alten Zauber auf die Weiber noch ausübt. Uns will bedünken, er beschmutze durch solch seichte Frivolität das eigene Nest. Aber das Moralische versteht sich ebenso immer von selbst wie Herzenstakt und Feingefühl. Wenn nur der Schwank wenigstens gut gemacht und unterhaltsam wäre! Aber dies Arbeiten mit den uralten Schwankrequisiten: dem weltfernen Sanskritprivatdozenten, der als einziger übrigens eine Portion anständigen Menschentums mitbekommen hat, dem eleganten Herzensknicker, dem treuen Burschen usw. wirkt

unsagbar abgeschmackt. Auch einige amüsante Bosheiten über die Ehe, die man früher schon witziger formuliert gehört hat, das lustige Motiv, daß zwei alte Anhängerinnen des Herrlichsten von allen es als persönliche Beleidigung empfinden, daß die junge Frau des Privatdozenten ihren Abgott glatt ablaufen läßt, verdunkeln die Tatsache nicht, daß Hermann Bahr sich unter seinem Preis weggegeben hat.

Das kann man von Sudermann nicht sagen. Sein Marktpreis als Dichter war ja nie sonderlich hoch, und wer seine früheren Stücke kennt, der weiß auch um „Die Raschhoffs“ [1]) Bescheid, die nach bewährtem Rezept gebraut sind (Residenztheater). Dieses Mal ist der Herrenmensch, Vater Raschhoff, ein ostpreußischer Landwirt und die (nach Ansicht ihres Schöpfers) dämonische Verderberin eine grande cocotte aus Berlin. Die holt der Vater, um den Sohn, der an ihr um jeden Preis zugrunde gehen will, zu kurieren, auf ein Vorwerk seiner Klitsche. Natürlich interessiert diese Frau mit der Seele eines Kindes und einer Dirne nach erprobter Mischung, sich mehr für den zum Tierbändiger geschaffenen Alten als für den etwas weichlichen Sohn, der erst am Schluß sein echtes Raschhoff-Blut entdeckt, als er den Papa im eigenen Jagdgrund pürschen sieht. Des Alten freiwilliger Tod erspart dem Filius, daß er die Mörderhand gegen den Vater erhebt, und öffnet ihm auch die Augen mit überraschender Plötzlichkeit über die unsagbar schief gezeichnete Berliner Pflanze. Im letzten Akt steht der Satz: „Das menschliche Leben ist so kompliziert.“ Aber nicht in dem Zerrbild, das Sie uns da hinmalen, Herr Sudermann, sondern hier ist's verdammt einfach, denn Ihr Rezept stimmt noch immer! Ist es nötig, zu sagen, daß auch der neue Sudermann durchaus bühnengerecht ist und ein paar ausgezeichnete Nebenfiguren hat?

Dieses Stück wurde in dem einen Theater der Gebrüder Rotter-Bindelband gegeben. Deren Tätigkeit wächst sich nachgerade zum Skandal und zu einer ernsten Gefahr für unser Theaterleben aus. Sie spekulieren nur auf die gröbsten Instinkte der Masse, versuchen die Kritik fernzuhalten und sollen mit ihrem 50-Mk.-Publikum ruhig allein bleiben. Wenn aber so etwas die Hände nach dem Lessing-Theater ausstreckt, ist es notwendig, die moralische Geeignetheit des edlen Brüderpaares zur Leitung großer Theater gründlich zu prüfen.

Ihr Trabant, Eugen Robert, jetziger Leiter der Tribüne — o, klägliches Ende dieses revolutionären Theaters! — füllt sein Haus durch Wedekinds „Franziska“, allwo jeden Abend eine gutgewachsene, unbekleidete Frau zu sehen ist. Es tut einem weh für Wedekinds Andenken, daß skrupellose Menschen seinen weiblichen Faust zu niedrigen Spekulationszwecken ausbeuten. Denn auch in diesem nicht gerade starken Stück zeigt er wieder, daß er unter allen dem wahren Wesen der Frau — der verruchten Heiligkeit — am nächsten kommt. Seine Franziska bringt in dem Ausleben ihres grenzenlosen Macht- und Erkenntnistriebes allen, die ihr nahe kommen, Verderben. Scheinbar sie immer schuldig — und doch immer schuldlos, wie jede Frau, sie mag tun, was sie will, denn ihr Wesen kennt keine Gesetze. Darum ist sie immer rein, auch im tiefsten Schmutz, und hat immer recht. Der Schluß ist versöhnend und stark: Franziska wird erlöst durch die Mutterschaft und sagt zu ihrem Sohn: „In dir mag ein Befreiter wiederkehren. Gedeihen wirst du, denn du bist geliebt!“ Wieder rührt Wedekind hier an tiefe Probleme und schlägt mit scharfer Hacke oft eine Ader an, aus der das Edelmetall der Erkenntnis blinkt, um schleunigst wieder aufgesparten Schutt darüber zu werfen. In einem Atem sagt er verblüffende Wahrheiten und heilige Banalitäten, tief und seicht, geheimnisschwer und einfach wie das Leben selbst. Er spielt mit sich, seinen Geschöpfen, dem Publikum, und alle blufft er aus.

*

[1]) Buchausgabe, Stuttgart 1919, J. G. Cotta.

Über Gerhart Hauptmanns Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt" ist seinerzeit ungemein viel Gescheites geschrieben, das gerade wegen seiner Tiefgründigkeit so hervorragend ungereimt war. Wir waren wohl zu sicher, zu fest und klug in unserer Daseinsform, als daß wir ein Märchen rein empfinden konnten. Die Möglichkeit, unsern Eindruck überprüfen zu können, durch eine Aufführung im Deutschen Theater, führte zu einem Sieg Pippas auf der ganzen Linie — trotzdem die Pippa nicht schwebend genug und der Magier Wann unzulänglich war. Denn jetzt, da das Leben uns so grenzenlos enttäuscht hat und die Wirklichkeit uns mit scheußlichster Fratze angrinst, nimmt unsere Sehnsucht das Märchenhafte gläubig und mit bereitem Herzen hin. Das Credo quia absurdum ist heute stärker denn je. Damals war uns das Märchen wert, trotzdem wir es nicht verstanden, heute lieben wir es, weil wir nicht alle Zusammenhänge und die tiefere Symbolik — es bleibt die Frage, ob der Versuch nicht dem Dichter Unrecht tat, alles symbolisch zu fassen — klar erkennen. Aus der Tiefe unseres Erlebens hat sich der Glaube an die Seele und ihre Kräfte mächtig erhoben mit der brünstigen Sehnsucht nach dem Geheimnis, nach dem Reich, von dem unsere Sinne nur dumpf ahnen, in dem unser Gefühl aber seine Heimat hat. So nehmen wir auch den noch immer etwas spröden dritten Akt mit der Wundergläubigkeit des Kindes an Märchen auf, grüßen in Michael Hellriegels himmelblauer Verträumtheit mit tiefer Freude Verwandtes und sehnen uns mit allen Kräften nach der zarten, lockenden Schönheit — ohne daß die Figur des Wann uns schwereres Kopfzerbrechen machte als jeder Zauberer im Märchen. Und der Schluß mit der Verklärung der Schönheit und der Verheißung des Glückes für jeden, der ihr gläubig je nahte, wirft ein Licht auf unsern dunklen Weg. „Und Pippa tanzt!"

Einst hielt Gerhart Hauptmann sein Werk „Gabriel Schillings Flucht" so wert, daß er die Uraufführung aus der Berliner Atmosphäre in das feine und stille Lauchstedt verlegte. Heute geschieht diesem Drama des Mannes, den eine Hörigkeit des Leibes in eine Situation zwingt, aus der es wohl nur den einen Ausweg in den freien Tod gibt, bitterstes Unrecht in den Kammerspielen. Nur Helene Thimigs seit Lauchstedt wundervoll gereifte Lucie Heil gab dem innerlichen Werke, was ihm gebührt. Die Besetzung der anderen Hauptrollen war unerträglich.

Auf Reinhardts dritter Bühne endlich erlebte Gerhart Hauptmanns dramatische Phantasie „Der weiße Heiland"[1]) ihre Uraufführung. Zugegeben sei, daß im Großen Schauspielhaus die Form, Weite und Fremdartigkeit des Schauplatzes durch die starken Mittel des Bühnenraums wirksam herausgearbeitet wurde, sonst aber entkräftete die von Karlheinz Martin nicht gemeisterte Inszenierung keins der hier geäußerten Bedenken gegen die Arena. Alle Feinheiten und Zartheiten gingen verloren oder wurden zum wenigsten in ihrer Wirkung stark beeinträchtigt.

Den äußeren Rahmen nimmt Hauptmann aus dem Mexiko Montezumas, in das Ferdinand Cortez hineinbricht, die Tragik aus der Tatsache, daß der letzte Kaiser der Tolteken in dem spanischen Eroberer trotz allen Warnungen der Seinen den weißen „Heiland" sieht, den die alten Mythen, die recht ausführlich abgehandelt werden, den Mexikanern verheißen. Montezuma ist eine Art reiner Tor mit der gläubigen Seele und fast triebmäßigen Wunderbereitschaft eines Kindes. Er ist aber durch Mitleid nicht wissend geworden, sondern der Gegensatz seiner auf die Erlösung gerichteten Sehnsucht und dem wilden Leben der Wirklichkeit machen ihn zum Fremdling auf dieser Erde.

„Seine Seele scheint gewoben
aus des Mondes kühlem Lichte."

[1]) Buchausgabe Berlin, S. Fischer.

Um ihn liegt die auszeichnende Wehmut einer feinen Trauer, tiefer Güte, reiner Unschuld und einer gleichsam ungeschickten, stolpernden Gutgläubigkeit. Ihm zerbricht alles, auch das Leben, als er einsehen muß, daß der weißhäutige Heiland, den er so beglückt Bruder nannte, vom verheißenen Messias nur die Farbe borgte und sonst ein blutgieriger, grausamer, goldlüsterner Teufel ist. Die spanischen Christen spielen eine recht üble Rolle, während die braunen Wilden trotz Menschenopfern als echte Christen erscheinen.

Die Idee ist groß und ewig: das Klirren der Kette von Verbrechen und Lüge, die der Menschheit Geschichte ausmachen, wird hörbar. In Cortez und seiner Schar wird jedes System gerichtet, das vermummt als Bringer ewigen Heiles oder höherer Kultur, im Namen von Thron und Altar oder welche Begriffe sonst als Aushängeschild gewählt wurden, anderen Schwächeren, meist Besseren, Gewalt und Unrecht antat. Das gewaltige Thema von der Fragwürdigkeit und dem Zufälligen aller Kultformen wird nur einmal angeschlagen, als die Spanier rauh und roh in den Tempel der Mexikaner einbrechen und vor dem Bilde einer mexikanischen Göttin auf die Knie sinken, der Cihua-coatl, der Schmerzensmutter, die auf eine Schlange tritt und ein Kindchen auf dem Arme trägt und den Eindringlingen als die Mutter der Gnaden erscheinen muß. Hier lag die größere Möglichkeit als in der Stilisierung des gutgläubigen Montezumas zum Heiland, die bis zu der peinlichen Parallele der Geißelung durch die Kriegsknechte durchgeführt wird. Aber Hauptmann rührt nur an die gewaltigen Probleme der Entstehung der Religionen und Mythen, ihrer inneren Zusammenhänge und ihrer Verwandtschaft. So bringt das poetische Weltgericht, das er hier doch wohl halten wollte, nicht letzte Entscheidungen.

Nach den Erschütterungen der Napoleonischen Kriege sprach vor hundert Jahren Goethe als Epimenides zu den Deutschen. Auch Hauptmann brauchte anscheinend die Ferne, um nach den Greueln des Krieges in der Glorifizierung des Schwachen und Reinen sich von dem schweren Erleben der letzten Jahre zu entlasten. Die äußere Distanz ist groß genug, brachte ihm aber doch nicht die Befreiung zu voller Abrechnung.

Es bleibt ein starker Rest. Cortez als Gegenspieler ist zu klein, so daß auch Montezumas sittliche Reinheit auf so dunklem Hintergrunde sich zu bereitwillig mit der Strahlenglorie umgibt. Ganz abgesehen davon, daß ein Conquistador, der mit einer Handvoll Leuten ein Millionenreich unterjocht, doch ein anderes Format gehabt haben muß als dieser Gewaltmensch, dem zugleich die undankbare Rolle des Interpreten seiner Taten zugeteilt ist.

Ein glücklicher Instinkt führte Heinrich Heine und Eduard Stucken zur epischen Behandlung des gleichen Themas. Hauptmann hat ihm die innere Dynamik dramatischen Geschehens nicht abgerungen. Auch der oft zähe Fluß der nicht immer gefeilten Trochäen trug nicht dazu bei, das Interesse an der Darstellung zur höchsten Stärke zu steigern.

Wir sehen Gerhart Hauptmann auf neuem, großem Weg, der doch immer *sein* Weg war, und vernehmen in Verehrung das echt Hauptmannsche Evangelium, in dem er für die reine Menschlichkeit des Unterdrückten, Mißhandelten eintritt und ihn mit der Fülle seiner ganzen Liebe verklärt.

R. P.

Kunst

Die Bildnis-Ausstellung der Berliner Akademie

Ein volles Jahrhundert Berliner Bildniskunst zieht vorüber; als Einleitung, Anton Graff, überlieferungsreiches Können des Achtzehnten, dann die meistens dürftige und harte, aber gelegentlich so innerliche und ehrliche Malerei auf der ersten Hälfte des Neunzehnten, schließlich die Wiedererlangung vollsaftiger, glanzvoller Technik wie der hochgepriesene, uns jetzt so gleichgültige Gussow sie verkörpert. Wie in der unvergeßlichen Jahrhundertausstellung hat es Entdeckungen gegeben: wer von uns kannte den hessischen Hofmaler Deiker? Erstaunt betrachten wir die bewunderungswürdigen Bildnisköpfe des Landschafters Blechen. Es überraschen uns mehrere Akademiedirektoren. So vermochte Karl Becker Frauenbildnisse zu malen, die ein Ruhm unserer deutschen Kunst hätten werden können. Leider hat sich sein Ehrgeiz auf historisch-anekdotenhafte Kostümbilder verstiegen.

Die Berliner Gesellschaft zieht in ihren mannigfachen Schichten vorüber: Unverdient dürftig sind die Hohenzollern vertreten. Die im Hauptsaal hängende Sterbeszene Friedrich Wilhelms des Dritten ist in ihrer gewissenhaften Nüchternheit eine groteske Parodie der höfischen Kunst! Ein Bildchen der halberwachsenen Rahel zeigt bereits sprühend lebendige Züge, ihr Gatte, Varnhagen von Ense, könnte ein gepflegter, wohlwollender Geistlicher sein. Interessant der Vorfahre von Liebermann, ein gediegener Kaufmann, der sich im Kontor inmitten seiner Geschäftsbücher abmalen ließ. Tegels Schätze wurden hergegeben, und werden mit allgemeiner Teilnahme betrachtet. Es tut in der heutigen Zeit wohl, sich zu vergegenwärtigen, was diese Humboldts unserer Kultur waren und noch sind.

M. v. B.

Literarische Rundschau

Das Redentiner Osterspiel[1])

Seit seiner Wiederentdeckung und ersten Ausgabe (1846) hat das Redentiner Osterspiel immer von neuem die Aufmerksamkeit von Forschern und Liebhabern erregt. Nicht weniger als sechsmal ist sein mittelniederdeutscher Text seither veröffentlicht worden. Germanisten und Theaterhistoriker, Streiter für die Belebung kirchlicher Kunst und Vorkämpfer der niederdeutschen Sprache und Eigenart haben es nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und behandelt, und über die wissenschaftliche Tätigkeit hinaus hat man sich bemüht, dies Drama dem Ohr und Auge unserer Allgemeinheit in Umarbeitungen und Übersetzungen zugänglich zu machen.

[1]) Dat öllste Mäkelbörger Osterspill, dat schräben is in dat Jahr 1464 tau Redentyn. Ut dei olle Sassensprak' in uns' hütiges Mäkelbörger Platt öwerdragen von Gustav Struck. Rostock 1920, Behrend und Boldt.

Das Stück ist in der Tat solcher Mühe wohl wert. Bezeichnet es doch einen Höhepunkt nicht nur in der niederdeutschen, sondern überhaupt in der gesamten europäischen, dramatischen Literatur des Mittelalters.

Dabei ist die Anlage des Stückes keine eigenartige; die meisten Osterspiele bewegen sich ja in ähnlichen Variationen mit engerem oder weiterem Spielraum um denselben Gegenstand, um Christi Auferstehung: die Angst der Juden vor der geweissagten Auferstehung; die Gefälligkeit des Pilatus gegen sie und das Versagen der Wächter am Grabe, die Auferstehung und Höllenfahrt Christi, die Befreiung der Seelen, die seit Adam in der Hölle schmachten; und der Osterjubel über die Erlösung der Menschheit — das ist auch in anderen Osterdramen die immer wiederkehrende Fabel, wenn auch Marienspiel und -klage und insbesondere die Krämerszenen mit ihrem Drum und Dran oft dazwischengeschaltet werden und die biblische Handlung bunt überranken. In dieser Beziehung erweist sich das Redentiner Osterspiel als eine der strengeren Kompositionen, die nicht durch ein Rankenwerk von Nebenhandlungen und Nebenfiguren das Hauptthema mit seinen vorgezeichneten Gestalten überwuchern lassen; erst das Nachspiel, der Seelenfang, durch den die Teufel wieder die leergewordene Hölle füllen, schwelgt in der poetischen Mannigfaltigkeit der Figuren und ist weiter ausgesponnen, als es die Handlung erfordert. Auch dies Teufelsspiel ist der Zeit nach nicht das erste seiner Art.

Eigenartig aber, ja fast einzig in seiner Art ist das Stück seinem ganzen niederdeutschen Charakter nach. Es ist nicht nur der Klang und die Farbe seiner niederdeutschen Sprache, es ist auch der niederdeutsche Geist, der es von seinen hochdeutschen Vorgängern und Zeitgenossen scheidet. Ähnlich wie sich die Backsteingotik von der Hausteingotik unterscheidet — vielleicht nicht ganz so scharf — steht diese Dichtung ihren hochdeutschen Schwestern gegenüber; die hochdeutsche Kunst strebt der Vergeistigung, dem Übersinnlichen zu, ist „entmaterialisiert", fast losgelöst vom Irdischen, Trägerin des Schwunges und der Gedanken, weist mit jedem Pfeiler und Pfosten, jedem Reim und Gedanken, nach oben; die niederdeutsche haftet mehr am Irdischen, hängt mehr vom Stoff ab, steht mit breiterer Grundlage auf der Erde, ist nüchterner, derber, aber vielleicht gerade dadurch wuchtiger und wirksamer in dem geschlossenen Aufbau der einzelnen Elemente und Charaktere. Man kommt fast in Versuchung, die Gestalten dieses Osterspiels modern als Individuen, nicht als Typen zu bezeichnen, so viel Typisches sie auch an sich haben: dieser herablassende, von tieferer Erkenntnis nicht geplagte „Lehnsfürst" Pilatus, diese prahlerischen, deutsch gearteten, in ihrem Wesen einzeln voneinander verschiedenen Soldaten, die das Grab bewachen, diese Pharisäer und Juden, denen das Geld die beste Waffe, fast die einzige Hilfe und Rettung ist, diese Lebensmittelfälscher und -wucherer, die ein jeder auf seine Manier sündigen und nach „individueller Methode" auch mit phantasievollen Höllenstrafen bedacht werden.

Kein Wunder, daß man schon mehrmals versucht hat, dies eigenartige Werk ungekürzt — es hat mit etwa 2000 Versen gerade die modern „abendfüllende" Länge — für die Bühne der Jetztzeit flüssig zu machen, wenn auch nicht für unsere stehenden Bühnen, so doch für Festspielgelegenheiten oder für die Möglichkeit kirchlicher Darstellung.

Man hat es zunächst ins Hochdeutsche übersetzt. Es kann aber die Frage aufgeworfen werden, ob diese Sprache nach Klangfarbe und Rhythmus dem niederdeutschen Geiste des Osterspiels nicht zu fremd ist, um ihm gerecht zu werden.

Näher liegt eigentlich die Übertragung in eine unserer heute gebräuchlichen Mundarten, und es darf wohl auf das Konto niederdeutscher Langsamkeit und Schwerfälligkeit gesetzt werden, wenn erst in unsern Tagen eine solche Übersetzung zustande gekommen und veröffentlicht worden ist — von Gustav Struck zur fünfhundertsten Wiederkehr des Gründungstages der Rostocker Universität.

Aber auch bei der Übersetzung in ein modernes Plattdeutsch sind zwei Fragen berechtigt: Hat sich nicht der Rhythmus unserer niederdeutschen Mundarten im Laufe der Jahrhunderte recht weit vom niederdeutschen Rhythmus jener Tage entfernt? Und sind unsere plattdeutschen Mundarten noch fähig, das Erhabene so auszudrücken, wie es die alte Sprache vermochte?

Zur ersten Frage muß bemerkt werden, daß allerdings unsere Mundarten heute so viele Vor- und Endsilben abgeschleift, so häufig mehrere Silben zusammengezogen haben, daß, zumal im Westen, der Rhythmus der Sprache ein anderer geworden ist. Dialekte von Holstein und Nordhannover marschieren heute, was gedrungene Wucht des Klanges und Kürze der Wörter betrifft, an der Spitze der germanischen Sprachen, sogar vor dem Englischen und Südafrikanischen, denen sie in dieser Hinsicht am nächsten stehen. Wie der niederländische Südafrikaner vools für vogels, oorals für overals, geslaan für geslagen sagt, so spricht der Westniederdeutsche in literarisch wertvollen Dialekten Braan für Braten, slaan für slagen (geschlagen); wo also der Hochdeutsche zwei oder drei ungleich betonte Silben hat, da ist dem Plattdeutschen häufig nur eine betonte Hauptsilbe geblieben. Es leuchtet ein, daß sich aus dieser Veränderung der Sprache auch eine völlig andere Metrik, eine völlig andere dichterische Ausdrucksform ergeben muß. Geht nun auch das Mecklenburgische, das in diesem Falle am nächsten lag, nicht so weit wie die westlichen Mundarten (es hat zum Beispiel die Pluralendungen der Verben noch beibehalten), so hat der Übersetzer doch seine redliche Mühe gehabt, die Silbenzahl der Verse zu füllen, und dies oft nur mit Hilfe von Flickwörtern (nu, doch, door, ook, man usw.) erreichen können. Da dies aber in der alltäglichen Gewohnheit der Plattdeutschen liegt, hat die Echtheit des Niederdeutschen, die auch im übrigen mit sicherem Sprachsinn gewahrt ist, nicht darunter gelitten. Ein kurzes Beispiel aus dem Teufelsspiele möge dies veranschaulichen. Dort gesteht der ungefährlichste der Teufel, Funkeldune, nach dem mittelniederdeutschen Original:

Here, ik hete Funkeldune,
ik hebbe geleghen bi deme tune
unde hebbe horket hir unde dar . . .

Struck gibt das so wieder[1]):

Leiw Herr, mien Nam is Funkeldun.
Ik häw dor lägen bi den Tun
un häw dor rüm horkt hier un dor.

Zur Aufrechterhaltung des Rhythmus ist also in jedem Vers mindestens ein Wort hinzugefügt worden, und das „dor" zum Beispiel ist dadurch mehr gehäuft worden, als es dem guten Klang und Ausdruck zuträglich ist. Wollte man hochdeutsch wörtlich übersetzen:

Herr, ich heiße Funkeldune.
Ich habe gelegen bei dem Zaune
und habe gehorcht hier und da —

so würde allerdings der Rhythmus derselbe sein wie im niederdeutschen Original, aber der Klang doch erheblich anders, sowohl durchgehends infolge des Reichtums an Zisch- und Hauchlauten, wie besonders in den Reimen, in die eben völlig neue Wörter eingesetzt werden müßten. Damit wäre man aber bei der Fälschung des Kunstwerks angekommen, deren sich jede Übersetzung in eine fremde Sprache schuldig macht. Diese Fälschung des Lautes, die bei der Übertragung ins Hochdeutsche

[1]) Die Zitate sind in der Orthographie wiedergegeben, die der Übersetzer angewandt hat, also noch nicht nach den „Lübecker Richtlinien", die heute beginnen, sich immer mehr zur allgemeinen Anerkennung durchzusetzen.

unvermeidlich ist, hat uns die neuplattdeutsche Wiedergabe von Struck im großen und ganzen erspart.

Die zweite Klippe, die „Profanierung", an der viele plattdeutsche Künstler der Worte scheitern, hat der Übersetzer glücklicher umschifft. Es droht ja jedem ernsten plattdeutschen Verfasser und Redner auf der einen Seite die herabziehende Charybdis, die ihn in die Abgründe der Lächerlichkeit taucht, sobald er sich der alltäglichen Ausdrucksweise hingibt, und auf der andern die Skylla einer Erhabenheit, die sich unnatürlich über das Plattdeutsche erhebt. Die Charybdis zieht fast jeden herab, der ohne Nachdenken einfach das „Platt" unserer Tage schreibt; und an der Skylla scheitern gerade die am leichtesten, welche eigentlich berufen wären, unsere Sprache in ihrer Verarmung zu bereichern, aus ihrer Erniedrigung zu erheben.

Im alten Texte kündigt der Erzengel Michael die Auferstehung mit folgenden Worten an:

Sta up, Here, Gades Kind,
deme wi underdanich synd!
Sta up, godlike Trost,
alle schuld is nu gelost . . .

Das klingt weder platt-lächerlich noch unniederdeutsch-pathetisch. Die Übersetzung, metrisch nicht ganz glücklich,

Stah up, du leiwes Herrgottskind,
Du Herr, den sien arm Knechts wi sünd!
Uns' ewig Trost du, gah ut't Graff!
Du nimmst uns all uns' Sünn giern af . . .

verliert sich gleichwohl nicht ins Lächerliche, sondern wahrt den Ernst. Besser noch ist ihm der Ton geglückt, der sich den in der Hölle schmachtenden Seelen entringt. Da sagt Abel in staunend anhebender Ahnung:

Ji armen Seelen, jug möt ick fragen,
Dei in de Höll sick quäln un plagen,
Wat wol dei helle Schien bidüd?
Taun iersten Maal seihn wi em hüd.

Anderswo stoßen wir freilich doch auf Plattheiten, so sagt der erste Jude im ersten Auftritt:

Biwohrt dat Graff, so gaud as't geiht,
Dat hei uns nich utneigen deiht.

Und Pilatus ermahnt den vierten Wächter:

Dor mötst dien Oogen scharp updaun,
Diss grot' Sak dörb'n wi nich versaun!

Erfreulicherweise beschränken sich derartige Klänge jedoch meist auf gewisse Rollen, denen es nach der ganzen Anlage des Stückes nicht an derber Komik mangelt, auf die Juden, auf Pilatus, auf die „Ritter", die das Grab bewachen, und die sich wie deutsche Landsknechte gebärden. Natürlich sind sie auch im Teufelsspiel nicht unangebracht.

Im großen und ganzen kann dieser Versuch (zumal wenn wir bedenken, daß es der erste ist) als gelungen angesehen werden. Bedeutet diese Übersetzung auch kein Ereignis, so doch vielleicht die Vorbereitung dazu: es ist ein Schritt, der uns das Tor zu vergessenen Schätzen wieder öffnen kann. Der volle Reichtum niederdeutscher Überlieferung wird jedoch erst dann dem niederdeutschen Volke allgemein erschlossen werden, wenn die Möglichkeit einer würdigen Aufführung solcher Osterspiele gegeben ist. Und dazu wird es noch der Überwindung manches Vorurteils bedürfen, das merkwürdigerweise gerade in kirchlichen Kreisen gegenüber der niederdeutschen Sprache gehegt wird.

Franz Fromme.

Rudolf Kaßner, „Zahl und Gesicht"

Tritt Rudolf Kaßner als Philosoph vor uns, so wandelt er sich unmerklich zum Künstler, will er eine künstlerische Form gestalten, wie etwa in den Dialogen (Melancholia), fehlt ihm die Plastik, und er wirkt leicht zu begrifflich. Er scheint einer, der an den Grenzen steht. Vielleicht ist es seine Natur, Gast zu sein? Er hat dessen Unmittelbarkeit, oft auch dessen Objektivität. (Um in Kaßners Sinn zu sprechen: wenn einmal die Psychologie des Gastes geschrieben würde, müßte hervorgehoben werden, daß der Gast zu Augenblicken tiefer und intimer zu Hause ist im fremden Hause, ja, daß ihm einiges darin leidenschaftlicher angehört als den Besitzern.) In diesem Zugastesein liegt ein besonderer Reiz, aber es schließt eine starke Dazugehörigkeit aus, und nur der, der ganz zu Hause ist, kann ein Erbauer sein. Kaßner ist ein wunderbarer Anreger, aber es bleibt oft bei einer Aneinanderreihung schöner Gedanken. Eine Arabeske liegt bisweilen neben einem Grundpfeiler.

In dem Werk „Zahl und Gesicht" (Insel-Verlag) ist so viel Bedeutendes niedergelegt, daß es nicht unbemerkt durch die Welt gehen wird. Es ist nicht leicht zu lesen. Es ist tiefsinnig, mystisch, andeutend. Es hat kein deutlich gezeichnetes Gesicht, aber es hat viele Gesichter. Keiner wird es bedauern, sich mit diesem Buche auseinanderzusetzen.

Die Frage wird aufgeworfen und beantwortet, was Identität und was Individualität sei? Die Welt ist den Weg von der Identität zur Individualität gegangen. Sie ist aus einer Raum- in eine Zeitwelt gekommen. Asien ist noch mehr Raumwelt, hat mehr Magie, mehr Identität als Europa. Identität wurzelt in einer endlichen, Individualität in einer unendlichen Welt. Identität ist Zahl, Sein; Individualität Gesicht, Werden. Erst die Individualität gibt den Begriff der Entwicklung. Dem primitiven Menschen war die Zahl heilig. Die endliche Welt ist eine wahrscheinliche, die unendliche Welt ist eine wirkliche. Sie hat Rhythmus, Gegenwart. Die alten Lehrer waren auf eine magische Raumwelt bezogen, auf eine Zahlenlehre! Christus zerschlug das. Kaßner entwickelt den Begriff des Rhythmus durch alle Erscheinungen. Rhythmus ist, daß das Ende schon im Anfang und der Anfang schon im Ende ist. Dem Seher ist Welt Umwelt, oder die Umwelt Welt. So ist er in seinem Gesicht. „In die Dauer des Weltganzen greift die Gegenwart des Gesichts. — Der Seher sieht darum auch die Zukunft gegenwärtig als sein Gesicht." Fehlen des Rhythmus ist Mangel an Gesicht. Auch der schöne Gedanke der Umkehr, den Kaßner durch alle seine Werke führt, beruht auf dem Rhythmus. Die Umkehr kann nur in einer all-einen, in einer rhythmischen Welt sein.

Er stellt Ordnung und System in Gegensatz. Zeit und Raum sind Ordnungen. Ordnung ist die Bestimmung einer einmaligen, ewigen Welt. Es gibt nicht Zufall in der Ordnung. Auch der Mensch ist in bezug auf Gott eine Ordnung. Das System ist unlebendig, darin befangen müßte der Mensch ohne Gesicht leben. Auch die Sprache ist Ordnung, ist Gesicht. — Was über Gott gesagt wird, ist vielschillernd, problematisch. Immer wieder setzt Kaßner eine wahrscheinliche Welt gegen eine wirkliche Welt. Er hält sie wie zwei Spiegel einander gegenüber, und wir sehen Bild und Gegenbild erstehen. Dadurch haben wir viel Nebeneinander, aber es entstehen auch neue, interessante Spannungen.

So fragt er zum Beispiel, ob Namen ein Gesicht haben, ob Gesichter Namen verlangen? Er meint, daß die Frage sinnlos wäre, solange wir nur mit der Kategorie der Individualität rechneten. Es sei aber schon etwas ganz anderes, wenn wir an Typen oder Gruppen dächten. Es gewänne aber einen tiefen Sinn, wenn

wir, das Gesetz der großen Zahlen anwendend, behaupten müßten, daß, je mehr Individuen wir zur Verfügung hätten, um so mehr sich Name und Individuum aneinander anglichen oder irgendwie eine Einheit bildeten, bis dann bei unendlich vielen Fällen in der Unendlichkeit, die Individualität in die Identität direkt überginge, Hans also nicht mehr Hans hieße, sondern auch Hans sei. In der Wahrscheinlichkeitswelt aber haben Gesichter immer Namen, oder es kommen irgendwie immer Gesichter zu gewissen Namen.

Unter der Fülle von Anregungen zum Denken, die Kaßner bietet, blitzen aber doch die ästhetischen Hinweise als geschliffene, bunte Steine am verlockendsten. Könnte vielleicht Kaßner nicht der so sehnlich erwartete große Kunstästhetiker werden? In seiner Auseinandersetzung über die vierte Dimension gibt er einen originellen Exkurs, indem er eine Ästhetik des Phantastischen und Grotesken andeutet. Er entwickelt, daß in einer Welt unendlicher Analogien, einer Identitätswelt, die Zeit für ein Zahlenwesen nicht Sinn, sondern Dimension sein könnte. Durch die vierte Dimension könnte ein Reich angenommen werden des absoluten Raumes, wo nicht Dinge, sondern Begriffe von Dingen bestünden. Er meint, die Welt der Mosaiken von Ravenna gäbe noch am besten ein solches im Spiegel von Bildern wieder. In einer solchen Welt vermöchten nur Zahlenwesen zu existieren. (Seelen ohne Körper, Geister etwa. Hierher würde auch der Doppelgänger des Grafen Gleichen, siehe Melancholia, seine Heimat haben?) Es wird untersucht, wie ein Zahlenwesen aus dem Diesseits in das Jenseits zu gelangen Mittel und Wege fände. „In dem das Etwas über das Nichts, gegen dessen Realität in einer Welt der Begriffe nichts eingewendet werden darf, springt; oder auch dadurch, daß die Zeit zum Raum wird; auf der Brücke, auf welcher die Verstorbenen hinübergehen." Er meint, daß vielleicht auch jener Theatersteg im Japanischen Theater ein Symbol jener anderen Brücke sei, daß auch er in die vierte Dimension gelegt sei? — Es bestünde eine Beziehung zwischen der vierten Dimension und der Groteske. „Wir behaupten, daß alle Linien, mit denen der Künstler ein Lebendiges verzerrt, Teilstrecken der vierten Dimensionen seien." In der Karikatur sind wir nicht Individualität, sondern Identität. Wenn Kaßner sich auf ein solches Gebiet begibt, oder wenn er von den Dingen spricht, bekommt er etwas von einem Zauberer. Er spricht von leblosen Dingen, zum Beispiel von einem Ball, oder von Puppen — freilich bezieht er auch seinen Clown, den er sooft anführt, auch hier hinein — und siehe da, sie erhalten etwas wie ein mystisch-zitterndes Reflexleben. „Sie leben als Dinge in einer Welt von Dingen." „Puppen", sagt er, leben im absoluten Raum. „Sie sind ganz von außen gebildet und dadurch auch nur ganz von außen sublime." Noch eine geistreiche Beziehung zur vierten Dimension entsteht, nämlich die zur vierten Wand. Im Puppenspiel besteht noch diese vierte Wand. Kind und Puppe sind Einheit. In der Dämonenwelt herrscht noch die Einheit zwischen Akteur und Zuschauer. Aus der Tatsache, daß ein Zuschauer da ist, daß nämlich die geheimnisvolle vierte Wand gefallen ist, entsteht das Theater, das Drama. Kaßner fragt nun, ob nicht die vierte Wand gerade in das verwandelt worden wäre, was er die vierte Dimension nennt. Kind und Puppe sind im absoluten Raum in den vier Wänden eingeschlossen, in die das Weltall hineinragt. Alles kann sich da ereignen, „das macht die absolute Zeit, die vierte Dimension, die offene Wand, jenes einzigen Zuschauers, der immer nur das Kind oder der liebe Gott sein kann".

Interessant ist auch der Umriß einer universalen Physiognomik, der dem Buch vorangestellt ist. Wir leben in einer all-einen Welt, heißt es, da gibt es kein einfaches Ablesen. Das Ganze spiegelt sich im Einzelnen, der Einzelne im Ganzen. Lavater suchte im Menschengesicht die Zahl. Die alte Physiognomik war statisch, die neue soll dynamisch sein. Sie ist auch Erfassung des Weltrhythmus. Gesicht

ist alle Erscheinung, die nach außen gestaltet ist. Auch die Sprache hat Gesicht, die menschliche Gesellschaft. Gesicht ist gewissermaßen Spitze, Richtung. Das Gesicht im Gesicht, das, was lebt. (Wissenschaftlich gesprochen, haben wir in der Physiognomik das einmal Gegebene, Unabänderliche, wie die Schädelbildung, und das Physiologische — Nerven, Fleisch, Muskel. Nur das Physiologische unterliegt der Formung. Das einmal Gegebene wurde schon von Carus symbolisch in das Ganze der Weltschöpfung hineingedeutet. Man müßte sagen, daß wir alle ein Statisches, Bleibendes, und ein Dynamisches, Veränderliches, in uns haben.) Bei Kaßner spiegelt sich das Ganze im Einzelnen, alles hat aufeinander Bezug. Der Fuchs kann im Menschengesicht sein, Raumverhältnisse drücken sich in der Größe und Leere des Pferdekopfes aus. Er sucht auch hier mit der Identitätslehre zu brechen. Sehr gescheit ist, was er vom asiatischen Gesicht und der asiatischen Lüge sagt.

Ich habe nur weniges hervorgehoben. Niemand, der das Buch liest, wird ohne Anregung ausgehen. Die unendliche und die endliche Welt herrschen noch beide in unserem Geiste. Wir gehören der einen wie der anderen an. Die endliche Welt ist die Welt des Zaubers, der Magie, des Aberglaubens, der Wandlung, der Zahl. Die unendliche Welt, die Welt der Freiheit, der Richtung, der Entwicklung und des Gesichtes. Immer wieder durchschneiden sich die beiden Welten. Sie sind beide Wesensformen des menschlichen Geistes.

T. v. B.

Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege. Von Auffenberg-Komárow, Minister a. D., Führer der 4. Armee. Berlin und Wien 1920, Ullstein und Co.

Der frühere österreichisch-ungarische Kriegsminister, General der Infanterie von Auffenberg-Komárow, schildert in diesem Bande die Operationen der von ihm geführten 4. Armee, die in achttägigen schweren Kämpfen die 5. russische Armee über den Bug zurückwarf, dann mit ihren Hauptkräften nach Lemberg herangeholt wurde, um vereint mit den über diese Stadt westwärts zurückgedrängten k. und k. Armeen des rechten Heeresflügels Lemberg zurückzugewinnen. Dieser Versuch scheiterte an der großen russischen Überlegenheit, doch gelang es, die österreichisch-ungarischen Gesamtkräfte über den San zurück in eine einheitliche Verteidigungsstellung zu führen. Es sind Operationen von größtem Interesse inmitten einer sehr gespannten Lage, die General von Auffenberg uns schildert. Sein Buch wird der deutsche Leser um so mehr willkommen heißen, als die Anfangsoperationen des k. und k. Heeres, an denen noch keine deutschen Truppen teilnahmen, verhältnismäßig wenig bekannt sind. Der General, ein hervorragender Führer, tritt persönlich durchaus zurück und befleißigt sich einer musterhaften Objektivität. Die Schilderung der Gefechtshandlungen überläßt er meist Unterführern, deren Berichte sehr geschickt eingeflochten sind. Sie beleben das Buch, und da sie sich gelegentlich bis zum Korporal hinab erstrecken, gewinnen wir dadurch zugleich einen Einblick in Geist und Stimmung des Heeres. Dieses wird uns vom Verfasser, bevor er in die Operationen eintritt, in seiner Zusammensetzung, seiner Tüchtigkeit, aber auch seiner Schwäche, wie sie namentlich durch anfängliche mangelhafte Ausstattung mit Artillerie bedingt war, in überaus klarer Weise geschildert. Wir lernen die mannigfachen Schwierigkeiten kennen, mit denen die Führung solchen vielsprachigen Heeres zu kämpfen hatte. Von hohem Interesse sind die Ausführungen des ehemaligen Kriegsministers über die inneren Verhältnisse der Doppelmonarchie. Er betont unter anderem, daß gerade für die Ernährung die Verhältnisse in ihr außerordentlich günstig gelegen hätten, und beklagt es, daß nicht von Anfang an eine Ernährungsdiktatur mit souveräner Gewalt für alle Teile der Länder, ja womöglich für ganz Mitteleuropa ins Leben gerufen worden sei. In der politischen Einleitung äußert General von Auffenberg die Ansicht, daß, wenn Österreich-Ungarn unmittelbar nach dem Attentat von Serajewo einen Teil seiner Armee mobil gemacht hätte und mit 300000 Mann in Serbien eingerückt wäre, der Weltkrieg hätte vermieden werden können. Angesichts der Haltung Rußlands wird man das bezweifeln müssen. Nachdem bis zur Überreichung des Ultimatums an Serbien am 24. Juli 1914 nichts geschehen sei, meint der Verfasser, sei die Lage für die Mittelmächte nahezu aussichtslos geworden. Er pflichtet der kraftvollen deutschen Offensive im Westen als dem

einzigen Mittel, die militärische Lage zu bessern, durchaus bei, hält zugunsten dieses Hauptschlages sogar die Überführung von 150 000 Mann österreichisch-ungarischer Truppen nach dem westlichen Kriegsschauplatz für angezeigt. Er beklagt, daß nicht von Hause aus ein einheitlicher Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte der Mittelmächte vorgesehen gewesen sei. Das Verständnis der Kriegshandlung wird überall durch die dem Buche beigegebenen guten Skizzen unterstützt. Die vielfach eingestreuten Betrachtungen des Verfassers sind in hohem Maße anregend. Niemand wird dieses ruhig gehaltene, abgeklärte Buch, ohne reiche Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen.

Freiherr von Freytag-Loringhoven.

Michelagniolo. Von Hans Mackowsky. Mit 112 Abbildungen. Zweite Auflage. Berlin 1919, Bruno Cassirer.

Es spricht, auch schon in Anbetracht der vom Ende des vorigen Jahrhunderts an bis jetzt immer größer gewordenen, fast eine Hochflut zu nennenden Zahl von Michelangelo-Publikationen, in rühmlichster Weise für den Verfasser, den Verlag und die Leserwelt, daß ein solches Werk, nachdem es seit seinem ersten Erscheinen in einem anderen Verlage im Jahre 1908 lange Jahre vergriffen war, jetzt gleichsam als neue Arbeit wieder vorgelegt werden mußte. Der Verfasser hat das auf der Höhe der Forschung stehende Buch, dessen Aufbau unangetastet geblieben ist, gleichmäßig durchgearbeitet, verändert, bereichert und mit einer fast um das Doppelte, von 61 auf 112, vermehrte Zahl vorzüglichster Abbildungen ausgestattet. Henry Thodes inzwischen beendeter „Michelangelo", Karl Justis „Neue Beiträge" und Karl Freys Werke sind berücksichtigt worden, ebenso die einschlägigen Arbeiten von Oskar Ollendorff und andere Literatur und Quellen, die in einem ausführlichen Verzeichnis am Schluß aufgezählt sind. Während Herman Grimm, dessen ewig junges „Leben Michelangelos" diesmal eine warme, eingehende Würdigung erfährt, ein Gemälde der äußeren Zeitverhältnisse entwarf, in dessen Mitte er Michelangelo versetzte, Thode in das Innere des Meisters führen wollte, Justi eine freie Diskussion der einzelnen Werke, unbekümmert um die Einschaltung in die Erzählung seiner Lebensgeschichte, gab, will Mackowsky dem Gebildeten eine Gesamtdarstellung vermitteln, die ihm Michelagniolo zum Erlebnis und zur Gegenwart macht. Da in jedem von dessen Werken, wie Mackowsky an zahlreichen Stellen zeigt, gleichsam eine Konfession zu erblicken ist, so muß diese Gesamtdeutung auch eine Konfession des Deutenden sein. Und so ist denn an dem vorliegenden neuen Werke, das eine wundervolle Sprache führt, der hohe künstlerische, poetische, tief in das innerste Wesen des Meisters dringende Sinn des bedeutenden Kunsthistorikers klar zu erkennen. Die Anmerkungen und Exkurse sind, weil im Hauptteil des Buches verarbeitet, fortgelassen, der Schluß „Michelagniolos Stil und der Barock" betitelt, ist ganz neu. Michelagniolo den „Vater des Barock" zu nennen, erklärt hier Mackowsky für weder sonderlich geschmackvoll noch in dieser Zugespitztheit des Begriffes zutreffend. Michelagniolos Empfinden, Ausdrucksweise und Stil sei wohl für den Barock ein gewaltiger Hebel gewesen, aber nicht einzig und allein die Kraft, die den Barock hervorgerufen und seine Ausdrucksformen geprägt habe. Mit dieser Erklärung ist eine an der ersten Auflage gemachte Einwendung beseitigt worden. Die Veränderungen des Textes in allen Kapiteln sind sehr zahlreich, können hier jedoch nicht einzeln aufgeführt werden. In einem Anhange finden „verschollene, zweifelhafte und unechte Arbeiten" eingehende Besprechung und Abbildung, so auch der Giovannino im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. Gegen Bode, Justi, Thode und Frey erklärt ihn Mackowsky mit Wölfflin und Grünwald für unecht und verweist ihn in das späte sechzehnte Jahrhundert. Die Wiedergabe der Dichtungen Michelagniolos in vorzüglichen eigenen Übersetzungen und desgleichen von Grimm, Karl Frey, Robert Tornow und Sophie Hasenclever, sowie seiner Briefe vervollständigen das Charakterbild des Meisters, dessen Werke trotz des Schadhaftwerdens einzelner Malereien heute herrlich sind wie am ersten Tag — „hehr in Einsamkeit, um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit". Der Verlag gab dem in vollkommen neuer Gestalt erscheinenden Buche in der druckmäßigen Ausführung, den Abbildungen und dem Einband eine glänzende Ausstattung, die es an sich schon zu einem äußerst wertvollen, stets zu aufrichtiger Freude gereichenden Besitz macht.

Hugo Elbertzhagen.

Die Technik im Weltkriege. Unter Mitwirkung von 45 technischen und militärischen fachwissenschaftlichen Mitarbeitern, herausgegeben von M. Schwarte, Generalleutnant z. D. Mit vielen Skizzen im Text und 141 Abbildungen auf Tafeln. Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

Es liegt hier ein Werk von hohem Wert vor, das in übersichtlicher Form sich der denkbar größten Vollständigkeit befleißigt, ein zuverlässiges Handbuch der Kriegstechnik und eine gerechte Würdigung der glänzenden Leistungen der deutschen Industrie im

Weltkriege. Diese sind um so höher zu bewerten, als Deutschland von aller überseeischen Rohstoffzufuhr abgesperrt war. Seine Technik hat trotzdem den Kampf mit der Industrie der ganzen Welt erfolgreich bestanden. In dem Buche wird dem Seekriege ein breiter Raum gewährt, auch die Technik in der Heimat und die technischen Errungenschaften des Sanitätswesens sind berücksichtigt. Der Herausgeber beherrscht in gleicher Weise die Truppenführung, die Technik und die Feder. Druck, Papier und Ausstattung des Buches durch den Verlag sind mustergültig. Generalleutnant Schwarte hat recht, wenn er im Vorwort, dem Werk die Bedeutung eines Triumphliedes der aus dem deutschen Volke geborenen körperlichen und geistigen Arbeitsenergie beimißt, und wenn er dieses Triumphlied jetzt erst recht anstimmt. Denn die gewaltige Leistung, von der das Buch handelt, soll unserem Volke ein Hoffnungsstrahl sein inmitten der Finsternis, die es jetzt umgibt, auf daß es sich an ruhmvoller Erinnerung aufrichte. Frhr. v. F.-L.

Die Straße meiner Jugend. Berliner Skizzen von Arthur Eloesser. Berlin 1919, Egon Fleischel und Co.

Ich muß gestehen, daß ich Eloessers Buch mit dem Gefühl einer gewissen Beschämung aus der Hand gelegt habe. Da lebt man selber nun schon anderthalb Jahrzehnte in Berlin, hat die vielgeschmähte Stadt wohl mit Überzeugung und gegen die dümmsten Angriffe mit etwas Temperament verteidigt als die fleißigste und reinlichste Stadt der Welt, als den Hort aller Möglichkeiten, der für große Gefühle weite Tore und auch für die mehr erdwärts gerichteten Süchte enge, verschwiegene Türchen aufschloß, hat die Intensität ihres Seins und den Rausch ihres Tempos mit beglückendem Vibrieren der Nerven und gesteigertem Lebensgefühl empfunden, hat über ihre Torheiten gelächelt, ihre Geschmacklosigkeiten verspottet, ihre Roheiten bekämpft, strebte, aus ihrer Vergangenheit Aufschluß über ihre innere und äußere Struktur zu bekommen — und hat doch ihr Gesicht nicht gesehen. Ihr Gesicht, soweit es ein Künder ihrer geistigen und seelischen Art ist. Da kommt nun Eloesser, ein bedachtsamer Beobachter, und deutet die Zeichen, die sich aus scheinbar zufälligen Kleinigkeiten, Tagesereignissen, Zeitströmungen, Äußerungen einzelner Berliner zur Bedeutung des Symptoms erheben. Und Berlin hat ein Gesicht. Es ist eine eigenartige Sache, wenn man solchen Geist der Zeit leibhaft spürt und eigene Notwendigkeiten, Fehler und Tüchtigkeiten stärker begreift. Legitimiert ist Eloesser zu diesem Werke nicht nur dadurch, daß er wirklich ein geborener Berliner — und nicht wie die meisten echten Berliner aus Gleiwitz — stammt. Stärkere Akzente empfängt seine Schilderung durch die unerschütterliche Ruhe, die Kühle, den scharfen Blick, die Resignation des Wissenden, eine souveräne Bosheit, eine behagliche Ironie, die mit den Lichtern des Humors die innere Wärme und eine Liebe zur Sache keineswegs verbirgt. Das alles steigt aus der Tagessphäre dadurch, daß hier ein philosophierendes Temperament sich der Dinge bemächtigt, das die Fähigkeit zur richtigen Wertung und sofortigen Einordnung in den großen Zusammenhang besitzt. Daß er beim Modellieren vielleicht einige Züge über ihr objektives Dasein hinaus verstärkt, ist das gute Recht des mitlebenden Chronisten. Es ist gut, daß seine Berliner Bilder gerade jetzt gekommen sind. Sie sind geeignet, dem heillos kompromittierten Berlinertum eine unbefangenere Beurteilung zu verschaffen. Man mache sich einmal die Freude und vergleiche sie mit Rodenbergs und Fontanes Schilderungen aus dem Leben Berlins, ganz ohne Wertung der grundverschiedenen Temperamente, die hier am Werke waren — und man hat drei Epochen der geistigen Geschichte Berlins. — Man kann nichts Besseres für die starke Geistigkeit des Beobachters an der Spree sagen, als daß diese Skizzen, in großen Zwischenräumen fast durchweg im Feuilleton der „Vossischen Zeitung" erschienen, vereinigt ein Buch ergeben haben, dessen Einheit nicht nur der Einband ausmacht. R. P.

Tagebücher. 1917, 1918. Von Hermann Bahr. Innsbruck-Wien-München, Verlagsanstalt Tyrolia.

Der Titel könnte irreführen, könnte auf ein Kriegsbuch schließen lassen, das es in einer Hinsicht auch ist, denn es bucht die geistigen Waffentaten der Zentralmächte während der Jahre 1917/18, und was dabei herauskommt, ist im Verhältnis zu den rein kriegerischen Leistungen der Zeit viel oder doch nicht wenig — je nach dem politischen Unterton, den man bei solcher Wertung mitklingen lassen will. Jedenfalls durchweht die Vielfältigkeit geistigen Schaffens aus erlebnisschwerer Zeit diese Bände mit starkem Hauch, und unleugbar haben sie in Bahr den glänzendsten und immer bestechenden Darsteller gefunden, wie denn andererseits die weitverästelte und große Aufgabe geradezu auf ihn zu warten schien. Denn hier ward dem Dichter und Kritiker, dem Sammler und Liebhaber, dem Politiker und Weltmann wie nirgends Gelegenheit gegeben, in Zustimmung oder Ablehnung seine schier unerschöpflichen Kenntnisse auszubreiten, Erfahrungen und Erlebnisse als geistreiches Wort oder als Plauderei, als politisches Credo oder religiöses

Bekenntnis sich auswirken zu lassen und zugunsten des behandelten Gegenstandes nutzbar zu machen, ohne darum in Bewunderung oder Anerkennung, in Zorn, Spott oder Ironie anders als mit vollen Maßen messen zu brauchen. So werden die Notizen und Anregungen, mag sie eine literarische Neuerscheinung oder eines Ministers Programmrede, ein Konzert oder ein politisches Ereignis veranlaßt haben, durch die Einheitlichkeit der Auffassung zu einem neuen Dokument, zu einem Buch, das berühren ohne Übertreibung einen Menschen berühren heißt, wie es das Whitman entstammende Motto zum zweiten Band verlangt. Nur daß freilich dieser Mensch nicht allseitig sichtbar wird: der äußerliche Anstoß (die regelmäßige Mitarbeit für die Zeitschrift „Gral") tritt zu sehr in die Erscheinung, so daß bei aller Reichhaltigkeit — oder soll man sagen infolge davon? — selbst der feinsinnige Dolmetsch des Expressionismus Impressionist, wenn auch im höchsten Sinne dieses Wortes bleibt; schon der unvergleichliche Künder und Maler unserer Kultur, als den wir Hermann Bahr schätzen und lieben, geht nahezu leer aus in diesem Buche, und völlig schweigt der Dichter, den wir in Hebbels Journalen noch meditieren sahen; der sich in Goethes Eintragungen wenigstens noch als Silhouette abhob, wenn wir auf den vielsagenden Vermerk „Einiges für mich konzipiert" stießen. Daher es als mehr denn literarhistorische Neugier genommen sein will, wenn der Bericht mit der Bitte um Vervollständigung dieser Tagebücher des Geistes um die der Seele schließt.

Walter Heynen.

Balladen und Lieder. Von Hans Rhyn. Aarau 1919, H. R. Sauerländer und Co.

Gottfried Kellers „Narr des Grafen von Zimmern", Conrad Ferdinand Meyers „Bettlerballade" und einige andere von beider Gedichten sind Meisterstücke der epischen Lyrik, aber im allgemeinen spielt die echte alte volksmäßige Balladendichtung in der schweizerischen Literatur keine erhebliche Rolle. Das ist auffallend; denn durch seine gedrungene Kraft, seine herbe Verhaltenheit, seinen Sinn für die große Vorzeit seines geliebten Landes erscheint der Deutschschweizer gerade zu dieser dichterischen Ausdrucksform berufen. Jetzt tritt in dem Berner Hans Rhyn ein typischer Balladendichter hervor. Er setzt die Linie Strachwitz—Fontane—Liliencron—Börries von Münchhausen—Agnes Miegel selbständig fort. Wir finden bei ihm das gleiche packende Helldunkel zumeist düsterer Stoffe, die gleiche sprunghafte Knappheit und klirrende Rhythmik. Dagegen liegen ihm die elementare Stimmungslyrik der Goetheschen Balladen und Uhlands weiche Ritterromantik fern. Daß die reine Lyrik seiner spröden Art weniger gemäß ist, beweisen insbesondere die den Balladen angehängten Lieder. Rhyn ist kein Balladenschmied wie etwa Schwab, dem sich jeder beliebige Stoff leicht zum Gedicht fügt. Nur das gewinnt bei ihm künstlerische Form, was ihm auch gemütlich zu eigen gehört. Ihm schlägt das Herz im Harnisch seiner zumeist der ruhmvollen kriegerischen Vergangenheit seines Landes gewidmeten Gedichte. Mit dem hochgemuten Stolz treuen Vaterlandssinnes singt er von den Burgunderkriegen und der Sempacher Schlacht, von den roten Schweizern der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege und der jüngsten Grenzbesetzung. Gelegentlich behandelt er aber auch Taten anderer Völker, und neben der großen Geschichte bevorzugt er auch die historische Anekdote und bürgerliche Stoffe in realistischer, ja humoristischer Färbung. Und alles, was er darbringt, ist wirkliche stilvolle Ballade, nicht bloß gereimte Geschichte, ist überzeitliches Kunstwerk, nicht bloß nationalpatriotischer Erguß. Kurz, hier spricht ein Poet, der die Kunstmittel beherrscht. Vor allem verdient seine sichere und anpassungsfähige Formensprache Beachtung; am besten liegen ihm wohl die zweizeiligen Langversstrophen mit ihrer gedrängten Fülle.

Harry Mayne.

Der Deutschmeister-Gedanke. München-Barmen, Deutschmeisterverlag.

Um unser staatliches Sein, die Herrlichkeit und Festigkeit des Reiches ist es zurzeit traurig bestellt. Geblieben ist uns eigentlich nur die Gemeinsamkeit als Volk, die Imponderabilien, die sich aus dem gemeinsamen Besitz der Mythen, Sagen, Märchen, des deutschen Liedes, der Literatur, dem Rauschen des deutschen Waldes, der Größe seiner Meere und Flüsse, dem Zauber der deutschen Landschaft für alle Menschen deutscher Zunge ergeben sollten. Nur die Sprache schlingt noch ein wirklich festes Band um uns. Das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit zu vertiefen, ist das Ziel der Männer, die den Deutschmeister-Bund ins Leben gerufen haben. Ihr Plan besteht darin, durch die Verbreitung des unsterblichen Erbes, unseres stolzesten und edelsten Besitzes, bis in das kleinste deutsche Haus, durch die Verbreitung der Werke unserer deutschen Meister die Gesundung unseres Volkes von innen heraus herbeizuführen. Da die ärgerlichen Zeitumstände auch das, was jeder Deutsche bewußt oder unbewußt zu seinem geistigen Hausrat gebraucht, durch die steigende Teuerung zu einem unerschwinglichen Luxusartikel machen, kann ein solches Ziel nur durch gemeinsame Arbeit erreicht werden, weil nur so die Kosten sich auf einen Stand herabdrücken lassen, der jedem die Anschaffung ermöglicht. Durch den geringen

Jahresbeitrag von 6 Mark erhält jeder, der dem Bunde beitritt, die Möglichkeit, die Deutschmeisterreihe direkt vom Verlage mit einem Rabatt bis zu 40 Prozent zu beziehen. (Alle nähere Auskunft erteilt die Hauptgeschäftsstelle des Deutschmeister-Bundes, Barmen 33.) Ohne den Ballast von gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen soll das Beste unserer großen Geister aller Zeiten, das die entscheidende Probe der Jahre bestanden hat, in buchtechnisch vollendeter Ausstattung jedem zugänglich gemacht werden. Die vorläufigen Angaben zeigen, daß ein feiner Geschmack und gründliche Kenntnis am Werke sind. Von Walther von der Vogelweide, Hartmann von der Aue, Dürer, Thomas a Kempis geht der Weg über Grimmelshausen, Schellmuffsky zu Sturm und Drang, Goethe-Schiller und ihrem Kreis, den Romantikern, dem Jungen Deutschland bis zu Luise von François, Gustav Freytag und Fritz Reuter. Und von allen ist das Wertvollste ausgewählt. In jedem Monat sollen 5 Bände herauskommen, beginnend im Mai dieses Jahres. In fünf Jahren werden 300 Bände vorliegen, die das beste der gesamten deutschen Literatur, darunter auch manches bisher schwer Zugängliche, enthalten werden. Aus dieser stattlichen Bibliothek kann jeder nach persönlichem Geschmack einzelnes auswählen, falls er nicht die ganze Reihe beziehen will. Auch auf den bemittelten Bibliophilen ist durch eine Luxusausgabe Rücksicht genommen, die im Preise niedriger ist als irgendein anderes Unternehmen ähnlicher Art. Wer über sein eigenes Wohl und Wehe hinaus sich das Verantwortlichkeitsgefühl für die Gesamtheit bewahrt hat, muß diese Bestrebungen mit Nachdruck unterstützen. R. P.

Meiner Truppen Heldenkämpfe. Aufzeichnungen von Curt v. Morgen, Generalleutnant Berlin 1920, E. S. Mittler und Sohn.

Generalleutnant v. Morgen setzt in diesem Buche den Truppen, die er unter seinem Befehl gehabt hat, ein schönes Denkmal. Aus seinen Aufzeichnungen spricht eine reiche Kriegserfahrung, die er sich zuerst als Divisionskommandeur, dann als Korpsführer in Ostpreußen, Polen, Litauen, in den Karpathen, in Rumänien und zuletzt im Westen erwerben konnte. Das Buch bietet vorzugsweise dem Fachmann Belehrung, ist aber darüber hinaus insofern von Interesse, als es zeigt, welcher ungeheuren Leistungen deutsche Truppen unter einem so energischen Führer, wie er uns in Generalleutant v. Morgen gegenübertritt, fähig waren. v. F.-L.

Im Netz der Märchenspinne. Von Friedrich Albert Meyer. Mit Bildern von Elisabeth Kellermann. Wolfenbüttel 1919, Julius Zwißlers Verlag.

Dem unerschöpflichen Schatz des deutschen Märchens mit seinen Zwergen und Wurzelmännchen, der menschlichen Beseelung von Tieren, Pflanzen und Bäumen entnimmt Friedrich Alfred Meyer den Stoff zu neuen Märchen, die fast immer die Stimmung dieser Kindern wie Erwachsenen gleich willkommenen Gattung treffen. Es ist viel Poesie, besonders auch in den eingestreuten Versen, eine verträumte Traulichkeit und eine feine Moral darin, die durch ihre Unaufdringlichkeit an Kraft gewinnt. Er versteht auch, das Mittel der bei Märchen nicht unbedenklichen Rahmenerzählung mit Geschick zu verwenden. Da man hier das Gefühl hat, daß der Verfasser aus eigenem Glückserlebnis schuf, dient die Einkleidung dazu, menschliche Ruhe zu fördern. — Die Bilder und die Buchausstattung sind gut und geschmackvoll. P.

The essays or counsels civil and moral. By Francis Bacon. Leipzig 1919, Tauchnitz Edition, vol. 4526.

Nachdem uns durch hervorragende Werke von Alexander Peez die geschichtliche Wirklichkeit der Erfolge englischer Weltmacht und Politik nur zu verständlich geworden, werden diese Aufsätze F. Bacons, die an denen Montaignes, Graciáns, Machiavellis (auf den sich Bacon wiederholt bezieht), J. Mösers und G. Chr. Lichtenbergs gemessen werden dürfen, um so mehr Anwert finden, als uns Goethe grundsätzlich und bedeutsam auf diesen Autor reichster und reifster Erfahrung wie klaren und gegenständlichen Denkens verweist. Der neunundzwanzigste Essay „Of the true greatness of kingdoms and estates" schlägt eine Brücke von Themistokles, Cäsar und Pompejus zu lebendiger Gegenwart, die überragende Bedeutung der Weltseemacht fest hinstellend. Die Ausgabe (nach der von 1625) mit Vorwort, Noten und Wörterbuch von Leon Kellner ist vorzüglich.

Franz Marschner.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amalthea-Almanach 1920. 254 Seiten. Zürich, Amalthea-Verlag. 1920.

Amend. — Das alte System. Ein politisches Volksbuch. Von Curt Amend. 180 Seiten. Karlsruhe i. B., Kommissionsverlag G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 1920.

Anemüller. — Schiller und die Schwestern von Lengefeld. Von Ernst Anemüller. 185 Seiten. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 1920.

Anzengruber. — Ludwig Anzengrubers Ausgewählte Werke in fünf Bänden. Mit Einleitung von Karl Rosner. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Atti della società Piemontese di archeologia e belle arti. 322 Seiten. Torino, Fratelli Bocca, Editori Milano-Roma. 1920.

Atti della società piemontese di archeologia e belle arti. 195 Seiten. Torino, Fratelli Bocca, Editori Milano-Roma. 1918.

Auffenberg-Komárow. — Aus Oesterreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege. 393 Seiten. Berlin, Ullstein und Co. 1920.

Baerwald. — Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände. Von R. Baerwald. 125 Seiten. (Aus Natur u. Geisteswelt 560.) Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Bauch. — Fichte und unsere Zeit. Rede bei der von der Universität Jena am 18. Januar 1920 veranstalteten Fichte-Feier. Gehalten von Bruno Bauch. 22 Seiten. Erfurt, Keysersche Buchhandlung. 1920.

Bauernfeld. — Die Republik der Thiere. Von Bauernfeld. 261 Seiten. Wien, Verlag E. Strache. 1919.

Bavarius. — Offene Worte an das deutsche Volk. Von Bavarius. (Betrachtungen eines Werktätigen. Blätter für deutsches Denken.) 32 Seiten. Grainau-Garmisch, Verlag Carl Fr. Schmidt.

Beethoven. — Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Mit einem Titelbild. (Bibl. wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. V. Band.) 270 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Beiträge zur Sexualreform von bekannten Zeitgenossen. 70 Seiten. Berlin, Reform-Verlag „Futuria".

Below. — Soziologie als Lehrfach. Ein kritischer Beitrag zur Hochschulreform. Von D. Dr. Georg von Below. 60 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1920.

Bennett. — Hugo. A Novel by Arnold Bennett. 270 Seiten. Tauchnitz-Edition. Vol. 4533. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Bergschmid. — Sonnensteg. Eine Lebensdichtung. Von Anton Bergschmid. 223 Seiten. München, Mufarion-Verlag 1919.

Bernauer. — Die Forderungen der reinen Schauspielkunst. Von Rudolf Bernauer. 151 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1920.

Betcke. — Der kaufmännische Stil. 219 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker.

Binding. — Zum Werden und Leben der Staaten. Zehn staatsrechtliche Abhandlungen von Professor Dr. jur. et phil. Karl Binding. 409 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1920.

Birkenbihl. Dämonische Novellen. Von Michael Birkenbihl. 362 Seiten. München, J. Michael Müller Verlag. 1920.

Bollettino della Società Piemontese di Archeologia e belle arti. 48 Seiten. Torino Vincenzo Bona. 1919.

Bode. — Wodan und Jesus. Ein Büchlein von christlichem Deutschtum von Julius Bode. 47 Seiten. Sontra in Hessen, Verlag Frei-Deutschland. 1920.

Bölsche. — Stunden im All. Von Wilhelm Bölsche. 517 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Bölsche. — Von Wundern und Tieren. Von Wilhelm Bölsche. 276 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Bosse. — Die Ideenwelt des Bolschewismus. Von Heinrich Bosse. 29 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Braun. — Der Student und die neue Zeit. Eine Einführung in die Aufgaben der akademischen Jugend von Otto Braun. 110 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1920.

Breit. — Die Frau und der Sozialismus. Von Dr. Ernst Breit. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Oktober 1919. 39. Band. 1. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Breit. — Sozialismus, Christentum und Kirche. Von Dr. Ernst Breit. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Februar 1920. 39. Band. 5. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Buchhorn. — Bekenne! Ein Mahnwort an das deutsche Bürgertum zu Luthers Geburtstag 1919. Von Josef Buchhorn. 16 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Buchhorn. — Politik und Presse. Von Josef Buchhorn. 31 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Bühler. — Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes. Von Karl Bühler. 151 Seiten. (Wissenschaft und Bildung Bd. 186.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Buschbeck. — Die Sendung Theodor Däublers. Eine Streitschrift von Erhard Buschbeck. 44 Seiten. Wien, Ed. Strache Verlag. 1920.

Clemen. — Das Leben nach dem Tode im Glauben der Menschheit. Von C. Clemen. 118 Seiten. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 544.) Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

Cramon. — Unser österreich.-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeeoberkommando. Von A. von Cramon. 205 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Das Selbstbestimmungsrecht der Unterdrückten. 14 Reden bei der Kundgebung gegen Völkerknechtung in Berlin am Pfingstsonnabend 1919. 44 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1919.

Däubler. — Das Nordlicht. Von Theodor Däubler. 3 Bände. München, Georg Müller.

Däubler. — Hymne an Italien. Von Theodor Däubler. 180 Seiten. Leipzig, Inselverlag 1919.

Däubler. — Der sternhelle Weg. Von Theodor Däubler. 150 Seiten. Leipzig, Inselverlag. 1919.

Däubler. — Der neue Standpunkt. Von Theodor Däubler. 201 Seiten. Leipzig, Inselverlag. 1919.

Däubler. — Hesperien. Eine Symphonie von Theodor Däubler. 58 Seiten. Leipzig, Inselverlag. 1918.

Däubler. — Lucidarium in arte musicae des Ricciotto Canudo aus Gioja del Colle. Von Theodor Däubler. 125 Seiten. Hellerau, Hellerauer Verlag Jacob Hegner. 1917.

Däubler. — Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente von Theodor Däubler. 165 Seiten. Dresden-Hellerauer Verlag. 1915.

Delitzsch. — Die große Täuschung. Von Friedrich Delitzsch. 149 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1920.

Diederichs. — Politik des Geistes. Von Eugen Diederichs. 200 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

Die Kunstmuseen und das Deutsche Volk. Herausgeg. vom Deutschen Museumsbund. 264 Seiten. München, Kurt Wolff Verlag.

Ein Appell der königlichen ungarischen Franz-Josefs-Universität zu Kolozsvár an die Universitäten der zivilisierten Welt. Von Rektor und Senat der Königlichen Ungarischen Franz-Josefs-Universität zu Kolozsvár. 11 Seiten. Januar 1920.

Enderling. — Fräulein. Roman von Paul Enderling. 372 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1920.

Engel. — Freudvoll und leidvoll. Goethes Gedichte der Liebe. Gesammelt, eingeleitet und erläutert von Eduard Engel. 270 Seiten. Leipzig, Hesse und Becker.

Eppstein. — Fürst Bismarcks Entlassung. Von Professor Dr. Georg Freiherr von Eppstein. 237 Seiten. Berlin. August Scherl G. m. b. H.

Etlinger. — Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. XVII. Jahrgang, 1919/20. Herausgeber Professor Dr. Max Etlinger. 72 Seiten. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1919.

Eucken. — Einführung in die Hauptfragen der Philosophie. Von Rudolf Eucken. 197 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Eulenburg. — Arten und Stufen der Sozialisierung. Ein Gutachten von Franz Eulenburg. 48 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1920.

Faure. — Die Zukunftsarbeit unserer Kirche. Von Alexander Faure 112 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1920.

Fehlinger. — Deutsche in der Fremde. Eine Übersicht nach Abschluß des Weltkrieges. Von Hans Fehlinger. 48 Seiten. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Feuchtwanger. — Thomas Wendt. Ein dramatischer Roman von Lion Feuchtwanger. 252 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

Fleuron. — Strix. Die Geschichte eines Uhus von Svend Fleuron. 190 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1920.

France. — Die Insel der Pinguine. Roman von Anatole France. 368 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

France. — Die rote Lilie. Roman von Anatole France. 382 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

France. — Thaïs. Roman von Anatole France. 223 Seiten. München, Musarion-Verlag. 1919.

Frei. — Wie preis' ich dich, mein Vaterland! Deutsches Heldenbuch von Oskar Frei. 64 Seiten. Hohegeiß (Harz), Kreis Blankenburg. 1919.

Frei. — Gespräch über das Glück. Von Bruno Frei. 51 Seiten. Wien, Anzengruber-Verlag. 1920.

Frey. — Soleman der Unsichtbare. Roman von A. M. Frey. 257 Seiten. München, Delphin-Verlag. 1920.

Gjellerup. — Das heiligste Tier. Ein elysisches Fabelbuch von Karl Gjellerup. 390 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Golz. — Wandlungen Literarischer Motive. Von Dr. Bruno Golz. (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie herausgeg. von Felix Krueger. 4. Heft.) Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1920.

Gotthardt. — Zur Psychologie des Krieges. Von Dr J. Gotthardt. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. März 1920. 39. Band. 6. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Guardini. — Vom Geiste der Liturgie. Von Dr. Romano Guardini. 99 Seiten. Freiburg i. Br., Herder und Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung. 1920.

Gümbel. — Wer ist der wirklich Blinde? Von L. Gümbel. 67 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1920.

Günther. — Lehren der Revolution. Von Siegmund Günther. 77 Seiten. München, Duncker und Humblot. 1920.

Günther. — Rückkehr zur Weltwirtschaft. Von Adolf Günther. 148 Seiten. München, Duncker und Humblot. 1920.

Gurski. — Lieder vom Licht und Leben von Johannes Gurski. 168 Seiten. Langensalza, Thüringer Verlagsanstalt Dietmar und Söhne. 1919.

Gutherz. — Drei zum Knoten. Novelle von Gerhard Gutherz. Illustriert von Max Unold. 47 Seiten. (Der Kleine Roman. Nr. 8.) Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Hagen. — Norika. Alt-Nürnbergische Geschichten. Von August Hagen. Neu herausgegeben von Dr. Arthur Schurig. 245 Seiten. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Handel-Mazzetti. — Der deutsche Held. Von E. von Handel-Mazzetti. 547 Seiten. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1920.

Haenichen. — Warum haben wir den Krieg verloren? Ein Beitrag zu Tirpitz' Erinnerungen. Von Oberst a. D. Wilhelm Haenichen. 23 Seiten. Glogau, Verlag Hellmann. 1919.

Hartlaub. — Die neue deutsche Graphik. Von Gustav Hartlaub. (Tribüne der Kunst und Zeit herausgeg. von Kasimir Edschmid.) 96 Seiten. Berlin. Erich Reiß Verlag. 1920.

Hauff. — Die Geschichte von dem kleinen Muck. Kalif Storch. Von Wilhelm Hauff. Mit Zeichnungen von Karl Walser. 62 Seiten. Berlin, Bruno Cassirer. 1920.

Hauptmann. — Der weiße Heiland. Dramatische Phantasie. Von Gerhart Hauptmann. 203 Seiten. Berlin, Verlag S. Fischer. 1920.

Hausenstein. Kranold. — Der deutsche Student einst und jetzt. Von Wilhelm Hausenstein und Albert Kranold. 93 Seiten München, Verlag „Der neue Merkur". 1920.

Havestadt. — Die Finanzierung des Weltkrieges in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Heinrich Havestadt. (Die Volkshochschule, herausgeg. von Dr. Robert Piloty I, 3.) 78 Seiten. Würzburg, Verlag von Kabitzsch und Männich. 1920.

Heimann. — Wintergespinst. Von Moritz Heimann. Bilder von Emil Orlik. 44 Seiten. (Der kleine Roman. Nr 9.) Herausgegeben von Herbert Ihering. Berlin, H. S. Hermann. 1920.

Heinemann. — Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur. Von Karl Heinemann. Band I, 163 Seiten. Band II, 140 Seiten. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung m. b. H. 1920.

Helmolt. — Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte 1894 bis 1919. Von Hans F. Helmolt. 152 Seiten. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 1919.

Herder'sche Verlagshandlung. Freiburg i. Br. Jahresbericht 1919. VII. Nachtrag zum Hauptkatalog von Neujahr 1913.

Hermann. — Kleine Erlebnisse. Von Georg Hermann. 206 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Herwegh. — Reißt die Kreuze aus der Erden! Von Georg Herwegh. 46 Seiten. (Umsturz und Aufbau VI.) Berlin, Ernst Rowohlt. 1920.

Hesse. — Allemanenbuch. Herausgegeben von Hermann Hesse. 117 Seiten. Bern, Verlag Seldwyla. 1919.

Heyn. — Zur Valutafrage. Von Dr. Otto Heyn. 70 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1920.

Hiller. — Geist werde Herr. Von Kurt Hiller. (Tribüne der Kunst und Zeit herausgeg. von Kasimir Edschmid.) 147 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1920.

Hirsch. — Kommunalpolitische Probleme. Vorträge an der Universität Berlin. Von Paul Hirsch. 168 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1920.

Hitschmann. — Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive von Dr. Eduard Hitschmann. 124 Seiten. Leipzig, Psychoanalytischer Verlag G. m. b. H. 1919.

Hodenberg. — Kann der Kaiser ausgeliefert werden? Die Auslieferungsfrage in ihrer rechtlichen Beurteilung. Von Dr. Luthard Freiherr v. Hodenberg. 64 Seiten. Hamburg, Deutschnationale Verlagsanstalt.

Hoffmann. — Die akademische Jugend und die Parteien. Von Karl Hoffmann. 20 Seiten. Leipzig und Berlin, K. F. Koehler. 1920.

Hofmann. — Stil und Behaglichkeit. Gedanken und Vorschläge zur Wohnungskultur. Von Albert von Hofmann. 120 Seiten. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Horner. — Sozialdemokratie und Kommunismus. Von K. Horner. 32 Seiten. Hamburg 11, Verlagsbuchhandlung Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley.

Hornstein. — Gewalten. Roman von Franz Hornstein. 112 Seiten. München, Verlag Parcus u. Co.

Jacques. — Kreise. Eine Erzählung von Norbert Jacques. Illustriert von Robert Neppach. (Der kleine Roman. Nr 7.) Berlin, H. S. Hermann.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Jerusalem. 389 Seiten. Wien, Wilhelm Braumüller. 1919.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

DR v. 183, 1920

Das Problem der Utopie

Von

Hans Freyer

I

Wer sich befragt, wie dem menschlichen Leben, das so rasch dahinfliegt und so spurlos verschwindet, unanfechtbarer Wert und ideelle Dauer gegeben werden könne, wird von vielen der Besten die Antwort erhalten: er solle sittlich leben, in dem schlichten lapidaren Sinne Kantischer Ethik, das verleihe dem armen Menschenleben einen ewigen Gehalt. Bin ich gleich, so geht die Meinung dieser Anschauung vom Leben und von der Moralität, als natürliches Wesen elementaren Gesetzen unterworfen, als Kind der Zeit in eine bestimmte Menschenkultur tausendfach eingewoben und so in jedem Moment von einer Fülle von Motiven hin- und hergezogen: mein Wille, ein absolutes tiefstes Ich in mir hat im Augenblicke der Tat die Kraft, das ganze Netz der bloß „materiellen" Bestimmungsgründe zu zerreißen und sich in ursprünglicher Freiheit sittlich, das heißt einem absoluten unwandelbaren Gesetze gemäß zu bestimmen. Daß der Mensch mit einem Ruck seiner zusammengefaßten Energie, dem Gewirr der äußeren Umstände und der Strebungen und Widerstrebungen in seinem Inneren zum Trotz, dasjenige, was er als sein besseres Selbst empfindet, sieghaft durchsetzen kann, ist eine unbezweifelbare und eindrucksvolle Erfahrung. Auf sie beruft sich jene Ethik und löst aus dem verwickelten seelischen Zusammenhang, als den der soziale Mensch sich vorfindet, einen „reinen Willen" als Täter der sittlichen Taten heraus. An ihn wendet sich das „Du sollst" des Sittengesetzes. Was auch der Gang der Geschichte dir für Inhalte gegeben hat — denn du bist ein geschichtliches Wesen und Geist vom Geiste einer wohlbestimmten historischen Welt — du findest in dir den reinen Willen, der deine Würde ausmacht; ob Zivilisierter oder Barbar, du kannst sittlich handeln, du kannst es, denn du sollst es.

Freilich eignet die Tat, nachdem sie getan ist, allen jenen Mächten, die unüberschaubar in der Welt ihr Wesen treiben und Wirkung an Ursache knüpfen. Unüberwindliche Widerstände ersticken den Erfolg der sittlichen Handlung, oder eine Reihe von Folgen hängt sich an sie, die ins Böse ausläuft. Aber die Zweifel und Anfechtungen, die daraus entspringen, können

ein Gemüt nicht beirren, das entschlossen an den absoluten Wert sittlichen Wollens glaubt. Was tut's, wenn meine Tat in der sichtbaren Welt spurlos verweht oder Tod und Verderben gebiert: das ewige Urteil über sie ist gefällt und richtet sie nur als Entschluß meines reinen Willens, nicht als Ereignis der sinnlichen Welt. Mechanische Gesetze, die kein Gut und Böse kennen, haben ihr ein Schicksal, das niemand voraussehen konnte, notwendig bereitet. Mein sittlicher Wille aber wird nicht dadurch entwertet, daß ich vor den Folgen erschrecken muß. „Ich wollte nicht so die Tat wie den Willen; nur der letztere war ganz und rein mein Werk, und er war auch alles, was rein aus mir selbst hervorging." (Fichte.)

So zerreißt dem reinen Moralismus die natürliche Einheit zwischen dem Willen und seinem Objekt, zwischen Gesinnung und Erfolg. Die Natur, aus deren geheimnisvoller Fruchtbarkeit wir uns geboren fühlen, die objektive Geisteswelt, deren Bewegungen in unserem Inneren drängen, sind eine fremde, andere Ordnung der Dinge geworden, die uns als natürliche Wesen zermalmen oder beglücken kann, die uns aber als sittliche nichts angeht. Man lese bei Fichte, einem Heros dieser Weltanschauung, wie selbst die Frage, ob das Gute in der Welt wachse oder absterbe, dem sittlichen Ich gleichgültig wird. „Bedarf es nichts weiter, als das Beste zu wollen, damit es geschehe? Oh, die meisten guten Entschließungen gehen für diese Welt völlig verloren ... Dagegen führen die verächtlichsten Leidenschaften der Menschen, ihre Laster und ihre Untaten das Bessere sicherer herbei, als die Bemühungen des Rechtschaffenen ..." Gedeiht das Weltbeste, so haben unbekannte Kräfte gewirkt, so unabhängig von allen menschlichen Tugenden und Lastern, wie jene, die die Himmelskörper auf ihren Bahnen treiben. Aber der sittliche Mensch sorge um anderes, als das Schicksal der irdischen Welt. Denn indem diese vor seinem Blick zum gleichgültigen und zufälligen Material der Pflicht verblaßt, erhebt sich eine zweite Welt über der entgöttlichten ersten: der überwirkliche Zusammenhang der sittlichen Willen, die, jeder für sich von absolutem Wert, in den Mechanismus verstreut sind wie eine Handvoll Edelsteine in einen Haufen Schutt und Asche. Diese zweite Welt muß abstrakt und des Reichtums der Wirklichkeit entkleidet sein, wie die reinen Willen, die allein in ihr Bürger sind. Nur dasjenige, was in der kausalen Welt verschüttet wird und im Erfolg der Handlung so oft verloren ist, nur die gute Gesinnung ist in der zweiten Welt wirksam. In neuer Ordnung gruppieren sich die sittlichen Geister, und die die letzten waren, werden die ersten sein. Der Mensch mag sich diese zweite Welt denken, wie grob oder fein er es vermag: als einen Himmel, in dem allwissende Augen der Seele auf den Grund blicken, und in den ihr nicht ihre Klugheit, ihre Künste und Erfolge, sondern nur ihre guten Taten folgen dürfen; oder, von allen Eudämonismus naiver Paradieseshoffnungen befreit, als eine intelligible Ordnung der Geister, nicht zukünftig, sondern gegenwärtig, wirklicher als die Welt, die wir wirklich nennen, die Willen in sich fassend rein nach ihrem moralischen Wert. Ich halte mich wieder an Fichtes „Be-

stimmung des Menschen" und ersehe daraus, wie wirklich dem sittlichen Gemüt die zweite Welt ist. „Der Nebel der Verblendung fällt von meinem Auge; ich erhalte ein neues Organ, und eine neue Welt geht in demselben mir auf." In ihr ist rein und bloß der Wille, wie er im geheimen Dunkel meines Gemüts vor allen sterblichen Augen verschlossen liegt, erstes Glied einer Kette von Folgen, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hindurchläuft. Aber in ihr kann auch nie der Wille, nie das Aufblitzen einer guten Regung verloren und ohne Folgen sein. Ein universeller, über alle Vorstellungen erhabener Wille umfaßt mich und alle Vernunftwesen. Er vernimmt unfehlbar und unmittelbar meine geheimsten Gesinnungen. In ihm hat mein Wille schlechthin als Wille und ohne alle fälschende Vermittelung sinnlichen Materials unausbleibliche und unverlierbare Folgen. Diese sittliche Welt ist nicht ein zukünftiger Himmel für mich jenseits des Grabes, sondern ich lebe schon jetzt in ihr, weit wahrer als in der irdischen Welt, denn ihr und ihren Gesetzen gehöre ich mit dem Teil meines Wesens zu, der allein wertvoll ist.

Das ist die Geburt des zweiten Reiches aus dem Geiste der moralistischen Sittlichkeit. Nicht der Wunsch, der eignen Seele ein Plätzchen zu sichern, an dem sie unsterblich sein könne, hat es geschaffen, oder wenn er es im einzelnen Falle geschaffen hat, so bedarf es seiner nicht, um es zu erhalten. Es wächst aus dem Lebensgefühl jener Sittlichkeit ungewollt hervor. Es ist da, sobald der absolute Glaube an das absolute moralische Ich da ist. Du wirst nie Bürger des zweiten Reiches sein, wenn du das erste Ja nicht mit sagst. Aber wenn du ohne Zweifel dein reines Ich ergreifst und die irdische Welt, die Erfolge deiner Taten in ihr und alle Leidenschaften, die dich mit ihr verbinden, für eitel hältst, dann erbst du es gewiß.

II

Wir überlassen also das zweite Reich denen, die sich zuinnerst als seine Bürger fühlen, überblicken von neuem, aber jetzt mit ganz anders Gesinnten, unser Dasein und begeben uns wiederum auf die Suche nach dem Sinn im bunten Spiel.

Unser Blick fällt auf die großen Objektivitäten der Kultur, die uns einhüllen, und von denen wir uns getragen fühlen. Unser ganzes Sinnen und Trachten bezieht sich auf sie. Einer Nation oder einer erträumten Einheit der Nationen gehört unser Patriotismus, einer Heimat unsere anhänglichste Liebe. Ein Recht zwingt uns unter sich. Eine Kunst prägt uns ihre Formen, eine Wissenschaft ihre Theorien, eine Sitte ihre Begriffe ein. Kein Fußbreit, der nicht geackert, gepflastert, betreten wäre. Kein Ja und Nein, das uns nicht mit einer Gruppe Gleichgesinnter verbände. Kein Gefühl, das nicht im Kosmos der Sittlichkeit unseres Zeitalters seinen Platz hätte. Und diese objektive Welt ist nicht flüchtig wie unser persönliches Dasein, sondern hat eine beharrliche Realität. Wir sind in sie hineingeboren, und sie überlebt

gleichgültig und unzerstörbar unseren Tod. Die Sache ist: der menschliche Geist hat sich nicht genügen lassen, bei sich selbst zu bleiben und in persönlichen Freuden, Erwerbungen oder Erhebungen sein Leben zu führen, sondern er ist ein Schaffender von Anfang an gewesen oder ist es geworden. Er konnte sich nur vollenden, indem er sich niederschlug in objektiven Gebilden. Er hat Regeln, Werten, Zwecken ein unabhängiges Dasein verliehen, indem er sie in die Elemente der Natur hineinbildete. So ist die Erde des Geistes geworden, trägt Städte, Tempel, Ordnungen, Kulturen. Und wenn nun der Mensch, an sich irre werdend, nach dem Werte seines Daseins fragt: hier ist eine Realität, der er wie der Natur angehört und in der er doch anders als in der Natur Sinn und Zwecke findet; die ihm ganz eigen und heimisch, Geist von seinem Geiste ist und doch seinen längsten Willen und seine schöpferischsten Kräfte übersteigt. Die bloße Existenz dieser Sphäre des objektiven Geistes, so scheint es, begründet eine neue menschliche Würde; dem Leben des einzelnen fließt aller Wert überhaupt aus ihr erst zu.

Dieses Lebensgefühl ist eine Tatsache ebenso wie das Grunderlebnis des reinen Moralismus. So muß es möglich sein, auf ihm eine Lebensanschauung zu erbauen, und auf ihrem Grunde wiederum eine geschlossene Ethik zu entwickeln, die sich dem reinen Moralismus entgegensetzt. Dort das Erlebnis des freien autonomen Ich. Hier dasjenige der Relation zwischen dem subjektiven und objektiven Geist. Dieses objektive System der Ethik fragt nicht: ist das reine moralische Subjekt gut, ist sein Wille richtig gerichtet? Es fragt, welche Bezüge den Menschen mit seiner Gegenwart verknüpfen und ob sein Leben eine Leistung repräsentiere. Daß er, irgend wie, an dem Gehalt seiner Kultur einen lebendigen Anteil habe, wohl gar schöpferisch den Kosmos des objektiven Geistes bereichere, darin sieht es die Bestimmung des Menschen. Nun verlöscht nicht etwa vor dem überragenden Wert des objektiven Geistes die Realität der Individuen. Die individuelle Seele ist nicht bloß eine flüchtige Aktualität, in der sich die beharrenden Gebilde der Kultur spiegeln, auch nicht bloß eine formale Zusammenfassung von Kulturinhalten zu einer an sich wertlosen Einheit. Sondern eine spontane Energie liegt ihr zugrunde, die ihr eigenes organisches Wachstum hat, und in welche Form die plastische Kraft der Seele die objektiven Kulturinhalte subjektiviert, ist durchaus nicht gleichgültig, so fühlen wir, sondern ein wesentliches Merkmal der Kultur selber. Der Mensch leiste, so kann gefordert werden, gleichsam als ein Beamter des objektiven Geistes, schlicht und recht nach seinen Kräften, was er für ihn leisten kann. Oder: er genieße in Andacht das geistige Erbe der Vergangenheit und die Ernte der Gegenwart, er kultiviere sich selbst, indem er sich allem, was menschlich groß ist, öffnet. Oder: er fasse alle seine Aktivität zusammen und setze sich für die Ideen ein, denen nach seinem besten Wissen und Gewissen die Zukunft gehört. Allen diesen Systemen der Lebensführung liegt doch, darauf greifen wir zurück, eine einheitliche Haltung zugrunde. Die reale Welt, in die die Tat und ihr Erfolg eingeht, ist, wie auch die Stellung des Menschen in ihr näher be-

stimmt werde, nicht mehr wie im Moralismus ein Spuk oder eine Wand, durch die der gute Wille mit dem Kopf rennen — soll. Sondern sie ist ein sittlicher Kosmos oder jedenfalls ein wertgesättigtes Medium. Der Mensch gibt sich nicht erst eine Beziehung auf sie als auf das gleichgültige Material seines Handelns. Sondern er ist von Anfang an Glied ihres sinnvollen Gefüges und kann, fühlt er auch in sich eine unerschöpfliche Quelle freien Tuns, nie anders begriffen werden, denn als ihr Glied.

Wie nun der Moralismus, nachdem er die reinen Subjekte isoliert hatte, eine große Synthese zu vollziehen hatte zum sittlichen Reich der sittlichen Willen: zum zweiten Reich, so vermag auch die objektive Ethik im Schoße des natürlichen Lebens ein neues Reich erwachsen zu lassen. Denn keineswegs fesselt sie etwa den Menschen an die gegenwärtige Kultur und ihren bloßen Dienst. Sie vermag Normen aufzustellen, die die gegenwärtige Kultur negieren und Reformen oder einen prinzipiellen Umsturz fordern. Nur wird dieses neue Reich, das sie fordert, nie eine ideale Gemeinschaft absoluter sittlicher Subjekte, sondern gemäß der konkreten Realistik der objektiven Ethik immer eine Kultur von Fleisch und Blut sein, die an die Stelle der gegenwärtigen Kultur gesetzt werden soll, weil sie besser ist. Recht verstanden *vermag* die objektive Ethik ein solches neues Reich als Forderung nicht nur aufzustellen, sondern sie ist sogar dauernd dazu gezwungen. Denn der menschliche Geist ist wesentliche Entwicklung. Wohl kann er sich eine Weile lang genug sein lassen, die Kultur, die gegenwärtig ist, mit aller seiner Energie durchzuleben und seine schöpferische Kraft in eine solche Richtung zu bändigen, daß sie nur immer die großen Themen der Gegenwart mit neuer Erfindungsgabe variiert. Vielleicht sprechen wir von „Kultur" im höchsten Sinne überhaupt nur da, wo eine geistige Lage derart zur Ruhe gekommen ist. Womit nur bewiesen wäre, daß ganz und gar in „Kultur" zu leben nicht das Erbteil des menschlichen Geistes ist. Denn der kann nirgends oder nirgends lange den Formen, in denen er sich selbst objektiviert hat, treu bleiben und in ihrem bloßen Dienst verharren. Um diese Formen zu schaffen, hat es ja aller Kräfte der menschlichen Seele bedurft, auch alles ungestümen Dranges, auch aller Sehnsucht und Schwärmerei. Sollten diese Kräfte auf einmal ausgelöscht sein und nicht vielmehr, sich gegen ihr eigenes Werk wendend, von neuem auf Neuerungen drängen? Auch ist es nicht so, daß die objektiven Güter der Kultur bloß das Strandgut der Geschichte wären, und daß die eigentliche Bewegung nur in den Subjektivitäten wogte. Vielmehr: Entwicklung ist der Geist in seiner ganzen Fülle und auch in seinem objektiven Dasein. Die überindividuellen Gebilde tragen ihre selbständige Dynamik in sich und entwickeln sich nach eigenen Gesetzen weiter, der Hand und dem Hirn des Schöpfers unwiederbringlich entgleitend. Sie lösen sich vom Menschen los und treten ihm wie eine zweite Natur gegenüber. Damit löst sich aber auch der Mensch von ihnen los und macht sie wiederum zum Objekt seines Handelns. Und endlich: diese autonomen Bewegungen des objektiven Geistes laufen selbst nicht unab-

hängig nebeneinander her, sondern ringen miteinander. Eine jede von ihnen drängt darauf, das ganze Leben souverän zu beherrschen, und je tiefer und wertvoller sie an sich selbst ist, desto ungestümer muß dieses Drängen sein. Eine in die Welt kommende Religion kann nicht einen einzigen der alten Werte an seinem Platze lassen und sich bloß in ihr System friedlich hineinsetzen wollen. Sobald sie sich selbst bis zu Ende denkt, ist eine neue Kultur fertig, die ganz von ihrem Geiste lebt.

So ergibt sich einerseits, daß die menschliche Seele ihre Sehnsucht und ihren Schöpferwillen notwendigerweise von dem Kulturzusammenhange der Gegenwart immer wieder freimacht, andererseits, daß die Kräfte dieses Kulturzusammenhanges selbst je einen Radikalismus in sich tragen, der nur in einem prinzipiell neuen Kulturzusammenhang zur Ruhe kommen kann. Aus dem Kräftespiel, das die Gegenwart ist, erhebt sich also, als ersehnt, erwartet oder gewollt, eine Zukunft, die die Synthese alles Wertvollen ist. Wiederum nicht ein Gebilde willkürlicher Reflexion, sondern, wo das Urphänomen der objektiven Ethik als sittliche Grundstellung vorhanden ist, die notwendige Vollendung des Systems: die Geburt des dritten Reiches aus dem Geist des objektiven Geistes.

Von dem dritten Reiche als der sicheren Zukunft des Menschengeschlechts reden die parsischen Lichtreligionen, reden die sibyllinischen Bücher und die Messiaden der jüdischen Prophetie. Hier schaut die methaphysische Phantasie den verworrenen Kampf der irdischen Mächte in dem Gegensatz des guten und bösen Prinzips, des Lichtes und der Finsternis, Jehovas und der Völker zusammen. Dann ist es leicht, die Erscheinungen aufzuteilen in die guten und die bösen. Böse — das sind die Heiden, der Krieg, der Schmutz, der Betrug, die Armut — gut, das ist das auserwählte Volk, der Friede, die Reinheit, die Wahrheit, die Fülle. Der Kampf zwischen den beiden Prinzipien — das ist die gegenwärtige Welt. Der Sieg des Lichtes und die Synthese aller seiner Erscheinungsformen — das wird das dritte Reich sein; in dem sie ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern schmieden werden; in dem der Wolf mit dem Lamme weiden und der Leopard beim Böcklein sich lagern wird; in dem Gott den Frieden den Völkern verkünden und seine Herrschaft von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde reichen wird. Der äußeren Schilderung nach kann sich also die objektive Ethik dem Moralismus, ihr drittes Reich seinem Himmel, sobald nur der Gläubige diesen ein wenig epikureisch auszumalen sich vermißt, ganz nahe annähern. Und beide sind oft ineinander geflossen. Allein die logische Differenz der beiden Systeme ist klar. Nur eines zur Erinnerung: das zweite Reich ist gegenwärtig, jetzt und immerdar, ob die Welt im ganzen gut oder böse sei, und vermöge einer ganz anderen Realität als diese. Das dritte aber ist zukünftig, es wird alle Realität in sich aufnehmen, und sein Kommen wird der Untergang der gegenwärtigen Kultur sein. Es wird selbst eine Kultur sein und den Geist in seiner Polarität enthalten: — während das zweite Reich eine Welt der reinen Subjektivitäten ist.

Die Idee vom dritten Reich hat ihre Geschichte. Sie ist im Chiliasmus entstanden, aber sie überlebt den Chiliasmus. Das dritte Reich bleibt nicht der von Gott am Ende der Tage heraufzuführende Weltsabbat, den die Gläubigen ersehnen; es nimmt andere Formen an. Denn wie, wenn der Mensch an den Jehova, der zwischen den Völkern richten, und an den Messias, der das dritte Reich begründen wird, nicht mehr glaubt? Wenn vor allem sein Intellekt den Dualismus der beiden Prinzipien, die sich ganz klar als diese und jene irdischen Gewalten gegenüberstehen, zerfasert hat in ein Widerspiel von Tendenzen, die erkannt und beherrscht werden können? Wenn er mit seinen Werkzeugen in die Materie und mit seinem organisierenden Willen in die Gesellschaft immer tiefer eindringt? Wenn er, seine Verhältnisse aktiv in die Hand nehmend, nicht mehr warten will, bis das Wertvolle durch einen Gott oder durch einen Zufall von selbst kommt, sondern zu dem Stolz gelangt: aus eigener Kraft es auf die Erde herabzuführen und ganz bewußt sein Leben in Freiheit nach der Vernunft zu gestalten? – Dann wird aus der chiliastischen Hoffnung ein politisches Wollen. Aber die Idee des dritten Reiches bleibt. Denn dann wird jener Radikalismus der Kulturbewegungen, von dem oben die Rede war, zum Vorschein kommen. Wer einen großen Zweck verfolgt, wird es erleben, daß er ihn nicht verfolgen kann, ohne von ihm aus den ganzen Zweckzusammenhang des menschlichen Lebens neu aufzubauen. Und er wird das dritte Reich in seinen Willen aufnehmen müssen, das ihm die Weissagung der Religion als Geschenk versprach.

Du klagst unsere Zeit an, daß sie den Menschen entnervt und ihm alle Kraft und Ritterlichkeit aus Leib und Seele gesogen habe? — „Ich verdamme sie darum, ich sehe nicht eher einen Zweck des Lebens ein, ehe nicht der gesunde, kühne, stolze Mensch wieder da ist, ich werde meine Kraft einsetzen, ihn wieder möglich zu machen!" — Freund, siehst du nicht, daß ein Preis gezahlt werden mußte für die Güter unserer Kultur? Daß wir keine Helden hinter unsere Maschinen stellen können? Daß die Ritter Beamte und die Freisassen gefügige Bürger werden mußten, um die kunstvolle Ordnung zu erhalten, in der wir leben? — „Ich bin entschlossen, die Güter, die das gemeine Urteil über alles schätzt, aufzugeben, wenn sie nur um den Preis desjenigen Menschentums erkauft werden können, das mir allein wertvoll ist. Ich werde alle Hindernisse aus dem Wege räumen, die zwischen uns und unserem Ideale stehen." — Wie könntest du die Geschichte von Jahrhunderten rückgängig machen? — „Meine Naturwissenschaften lehren mich die Bedingungen der Gesundheit, meine Psychologie wird die Bedingungen derjenigen Eigenschaften ermitteln, die ich den Seelen zu geben wünsche." — Du wirst, so fürchte ich, deine schlimmsten Gegner an den Menschen selber finden, die sich an die weiche Atmosphäre der Zivilisation gewöhnt haben. — „Ich kenne die Kraft der Gesetze und die Mittel, ihnen Einfluß zu verschaffen. Ich werde die Menschen mit einer Welt umgeben, die sie zu den Tugenden zwingt, die ich an ihnen vermisse. Ich werde ihnen ihre Ideale in neuen Mythen und

in den Formen einer neuen Kunst vor Augen stellen. Ich werde in neuen Schulen ihre Sinne, ihr Herz, ihr Gewissen, ihren Geschmack erziehen." — Halt ein, Freund, du schreibst ja eine ganze Utopie! — „Wenn du das Reich, das mein Wille sich erbauen muß, Nirgendheim nennst, so fällst du ein Urteil über das menschliche Wollen, das ich nicht nachprüfe. Ich wollte nichts als jenes mein erstes Ziel und tue noch jetzt nichts anderes, als es mit allem Bewußtsein zu wollen. Weil aber eins mit dem anderen zusammenhängt, so kann ich den einen Zweck nur in einem Reich von Zwecken denken, und um überhaupt etwas auf Erden zu wollen, muß ich — eine Utopie wollen."

III

Wir haben die Logik dieses dritten Reiches zu untersuchen, so wie uns Fichte die des zweiten gelehrt hat. Die Utopie soll sowohl eine kulturelle Wirklichkeit wie das Ideal einer Kultur sein — welche formalen Eigenschaften ergeben sich aus dieser Aufgabe? Welche Strukturgesetze aus dieser Funktion? Unser Vorhaben ist also, deduktiv den Begriff der Utopie überhaupt zu gewinnen. Wir werden später diesen Begriff dadurch bereichern, daß wir die wesentlichen Formen aufzeigen, die der Denktypus des Utopismus in der Geschichte angenommen hat. Nur indem diese beiden Methoden gekreuzt werden, ist es möglich, geisteswissenschaftliche Gegenstände zu klaren Begriffen zu erheben, ohne die Fülle des Inhalts draußen lassen zu müssen.

Die Utopie soll auf der Erde stattfinden. Wirkende Kräfte werden sie realisieren müssen. Aber der Strom der Geschichte soll in ihr auf einmal stauen. Sie soll nicht wie eine beliebige historische Kultur wieder vergehen. Sie soll zwar entstehen, aber sie soll dauern. Sie muß also als ein im Gleichgewicht befindliches System von Wechselwirkungen gedacht werden. Die dualistische Mythologie hatte es einfach: wenn das Licht gesiegt hat, wird die Utopie da sein, und Jehova wird ihr schönes Gleichgewicht ewig erhalten, dafür ist er ein mächtiger Gott. Aber die wissenschaftliche Weltansicht und ihr Utopismus findet sich unendlich vielen Kräften und ihren Korrelationen gegenüber und hat nun zu fragen: wie und unter welchen Bedingungen das Gleichgewicht der Utopie einzig und allein durch diese realen Gewalten hergestellt werden könne; wie die Naturkräfte, die Menschen, die Institutionen samt den unter ihnen wirkenden physikalischen, psychologischen, kulturwissenschaftlichen Gesetzen angeordnet werden müssen, um aus den wertlosen Elementen das wertvolle System zu integrieren. Ich nehme an, ich will eine Uhr bauen, weil ich der Überzeugung bin, daß alle Stoffe und Kräfte der Natur erst in dieser Uhr Sinn und Wert gewinnen werden, während sie bisher zwecklos verpufften. Weil ich nun die Uhr nur bauen kann auf Grund meiner Einsicht in die Gesetze des Pendels, des Hebels, der Rolle — also auf Grund der Wissenschaft, so sind die Bedingungen des wissenschaftlichen

Erkennens auch Bedingungen meiner Uhr. Die erste Bedingung des wissenschaftlichen Erkennens aber ist die volle Isoliertheit des Gegenstandes. Nur in einem ganz in sich geschlossenen System, in das keine Kraft herein und aus dem keine Kraft hinausreicht, kann ich Ursache und Wirkung ermessen, und um in irgendeinem System Ursache und Wirkung ermessen zu können, muß ich es nach außen hermetisch verschließen. Ich kann also nicht meine Uhr an einem Orte konstruieren, wo mir unberechenbare Winde das Pendel aus seiner Eigenbewegung bringen, und wo mir Hitze und Kälte, die ich nicht voraussehen kann, beständig die Hebelarme verlängert und verkürzt. Ich müßte sie eigentlich überhaupt in einer Welt für sich konstruieren und kann meine Berechnungen nur dann über die Wirkungen, die von der Umwelt auf meine Uhr ausgehen, hinwegsetzen, wenn ich diese Wirkungen als unendlich klein betrachten kann. Die Utopie steht unter derselben Bedingung, weil auch sie unter den Bedingungen des wissenschaftlichen Erkennens steht. Wir gewinnen damit für unsern Begriff der Utopie das erste Moment. Alle Utopien liegen auf einer Insel mitten im großen Ozean oder sind sonst durch Natur oder Gesetz „geschlossene Handelsstaaten". Utopus, der staatengründende Held des Thomas Morus, hat die Halbinsel Abraxa durch gewaltige Landabtragungen zur Insel gemacht und darauf seinen Staat errichtet — so löst sich jede Utopie notwendig vom Kontinent der historischen Kulturen ab. Kein Laut der übrigen Welt dringt wirksam in ihren Bereich. Ein Weltreisender, den der Sturm an ihre Küsten verschlagen hat, und der als Gast aufgenommen wird, besichtigt ihre Institutionen mit aller Bewunderung, stört aber ihre selbstgenügsamen Kreise so wenig, wie der Müßige, der eine Fabrik besichtigt, die lärmende Geschäftigkeit um ihn her. Wenn die Utopie Krieg führt, so ist es, um sich zu verteidigen; wenn sie ein Volk unterwirft, so erweitert sie den Ring ihrer chinesischen Mauer, ohne ihn zu sprengen. Absolute Kolonisationsgelüste sind ihr fremd, und wo sie auftreten (wie in dem banalen Ikarien des französischen Sozialisten Hugo Cabet), bedeuten sie, daß der reine Utopismus zu reformerischem Gerede verwässert ist. Die Geschlossenheit der reinen Utopie vollendet sich in dem, was man ihre Geometrie nennen kann. Die Utopie konstituiert sich in einfachen Größen und runden Zahlen. Platos Staat hat zwölf Bezirke mit 5040 (das ist 7!) Losen. Campanellas Sonnenstaat ist eine Stadt aus sieben konzentrischen Mauerringen, in deren innerstem der kreisrunde Tempel steht. Eine Utopie ist wie der Kosmos der hellenischen Philosophen: endlich, rund, nach Zahlen geordnet, damit statische Gesetze einfach und klar darin herrschen können.

So leitet uns das erste Moment des Begriffs der Utopie von selbst zum zweiten über. Ein geschlossenes System ist die Utopie auch im dynamischen Sinne. Daß ihre wirtschaftliche Ordnung und ihre politische Verfassung einander bestimmen, daß ihre Kunst, ihre Religion und ihre wissenschaftlichen Interessen sich gegenseitig tragen, daß die Summe ihrer Institutionen den Charakter der Menschen formt und dieser sich in jener ausprägt, das teilt die

Utopie mit jeder Kultur, sofern sie mit wissenschaftlichen Kategorien verstanden wird. Aber in der Utopie sind diese Wechselwirkungen vollständig ins Gleichgewicht gekommen. Der ideale Utopist hat ein universelles System der Sozialwissenschaften und der Psychologie in seinem Besitz. Er hat alle Korrelationen zwischen allen Elementen der Kultur gesetzmäßig erkannt. Er kann die psychologischen Folgen jeder politischen Institution und die politischen Folgen jeder seelischen Regung berechnen. Auf Grund dieser Wissenschaft hat er seinen Staat gebaut. Er hat wohlberechnete Kräfte so in Wirksamkeit gesetzt, daß das gewünschte Gleichgewicht resultiert. Weil nie eine neue Kraft hinzutreten kann, wirken die alten jahraus, jahrein nach dem alten Gesetze aufeinander: der Bestand des Systems ist für alle Zeiten garantiert. Die ideale Utopie ist der Triumph des sozialwissenschaftlichen Kalküls: die Erhebung des Staates zur Uhr.

Der empirische Utopist verfügt nicht über ein universelles System der Sozialwissenschaften. Daher begnügt er sich, nach der Art jener Sozialformer, die es ganz genau wissen, woher das Übel kommt, einige gewichtige Kausalbeziehungen über allen Zweifel zu erheben, und was ihn hauptsächlich interessiert, das ist die Wechselwirkung zwischen den ökonomisch-politischen Einrichtungen und der Sittlichkeit der Individuen. Thomas Morus gibt die klassische Argumentation. Er sieht, wie die Ungleichheit des Besitzes das zeitgenössische England mit Müßiggängern bevölkert, mit Reichen, die im Spielen, Jagen und Zechen ihre Zeit vergeuden, und mit Armen, die keinen Acker zu bestellen haben und auf Betteln und Stehlen angewiesen sind. Er erkennt, daß die Schafe, diese anderwärts so sanften und genügsamen Tiere, den englischen Wohlstand ruiniert haben. Die Rentabilität der Schafzucht hat die Großgrundbesitzer bestimmt, die Pächter von Haus und Hof zu vertreiben, immer größere Gebiete einzuhegen und die Saatfelder zu Weideland zu deklassieren. So weit die sozialwissenschaftliche Einsicht. Morus sieht weiter, wie dilettantisch die Maßnahmen sind, die die Zeit gegen das Übel ergreift. Ihr hängt die Diebe ihrer zwanzig an einem Baume auf und glaubt, daß sie dadurch alle werden? Seht ihr nicht, daß die Leute nichts arbeiten, weil sie nichts zu arbeiten haben? Ihr erlaßt Gesetze über Gesetze, daß kein Land dem Pfluge entzogen werden solle? Die Reichen führen zum Schein einmal den Pflug über die Wiesen, und das Übel ist das alte. Warum denkt ihr die Kette der Ursachen und Wirkungen nicht bis zu Ende durch? In Utopia ist sie zu Ende gedacht. Hier gibt es kein Privateigentum,, und an den gemeinsam erzeugten Gütern nehmen alle gleichmäßig teil. So gibt es nicht jene Laster und Leidenschaften, die der Reichtum und die Armut erzeugt. Und weil es wiederum jene Laster und Leidenschaften nicht gibt, ist die kommunistische Ordnung durchführbar. Die Institutionen rufen die Tugenden hervor, auf die ihre Erhaltung gestützt ist. Die Rechnung stimmt. Die Uhr geht richtig.

Das zweite formale Moment der Utopie, die Geschlossenheit in dynamischer

Hinsicht, leitet uns wiederum von selbst auf das Nächste hin. Unter den kausal miteinander zusammenhängenden Elementen haben einige die besondere Funktion, Störungen des Systems sofort auszubalancieren, also das Gleichgewicht, das schon durch die Zusammenwirkung aller Elemente von selbst eintritt, gewissermaßen als automatische Ventile besonders nachdrücklich zu sichern. Wohl ist die Sittlichkeit der Utopier als ein Constituens unter anderen bereits in die große Rechnung eingesetzt oder, wie Cabet, auch hier banalisierend, sagt: die Tugend ist ihnen so leicht gemacht, daß es fast schwer wäre, nicht tugendhaft zu sein. Aber ein irrationaler Rest der Subjektivität nötigt fast alle Utopisten, ein Strafrecht, eine Zensur und eine Polizei als mehr oder minder feinmaschiges Netz über das Land zu legen. Fast alle kennen die Todesstrafe als letzten durchgreifenden Schutz des Staates gegen aufrührerische Umtriebe. Im Sonnenstaat gibt es nur ein Buch „Die Weisheit", in Ikarien nur eine, die offizielle Zeitung; selbst in dem toleranten Utopien, wo mehrere Religionen, einander anerkennend, die Tempel des Staates gemeinsam benützen, ist es verboten, die Lehren des Atheismus und Materialismus öffentlich zu vertreten; wie auch in anderen Utopien die Staatspflichten energisch religiös gestützt werden. Tiefer greifendes politisches Nachdenken muß freilich bald erkennen, daß durch radikale Gesetze und selbst durch religiöse Motive das System nur äußerlich geschützt wird, und daß es sicherer ist, die Störungen von vornherein unmöglich zu machen, als sie nachträglich zu unterdrücken; womit das dritte Moment unserer Deduktion sich in das zweite aufhebt. Nicht das ist der Stolz der Utopien, daß der Staatsverbrecher sofort von weisen, sinnvollen Gesetzen ergriffen wird, sondern daß Verbrechen überhaupt nicht vorkommen. In allen herrscht ein selbstverständlicher und unbedingter Patriotismus, eine kolossale Aufopferungsfreudigkeit und ein wahrhaft fanatischer Wille zur Mitarbeit am Wohle des Ganzen. Wenn dann der Gegenredner (die meisten Utopien sind als Dialoge geschrieben) zweifelnd fragt, woher denn auf einmal alle diese vorzüglichen Eigenschaften kommen, antwortet ihm immer dasselbe utopistische Argument, daß Utopien die Bürger, die es brauche, selbst erzeuge. Seht ihr nicht, so sagt Campanella einmal, daß die Menschen wahren Edelmuts fähig sind? Sind Selbstlosigkeit und Heroismus nicht Tatsachen? Stürzen sich nicht die Völker für ihre Fürsten in den Tod, die Freunde für ihre Freunde ins Elend? Warum sollten sie sich nicht mit demselben Eifer wie in den Kampf in die Arbeit stürzen, und mit derselben Begeisterung wie ihren Freunden dem Gemeinwesen dienen? Sie werden es tun, sobald sie einen Grund haben, das gemeine Ganze zu lieben, und sobald das Leben in ihm so sinnvoll geworden ist, daß der Egoismus absurd erscheint. Die Utopien ergreifen von ihren Bürgern unbedingten Besitz. Sie überzeugen ihren Verstand, daß es das wohlverstandene Interesse eines jeden ist, den Gesetzen zu gehorchen, und ihr Gefühl, daß es gegenüber der Erhabenheit des utopistischen Staates nur Verehrung und Liebe geben kann. Diese Besitzergreifung ist darum so unbedingt, weil sie in frühester Jugend, ja vor der Geburt beginnt.

Gesetze und Gebräuche, Ärzte und Astrologen regeln die Vereinigung der Männer und Frauen zur Erzeugung von Kindern und sorgen dafür, daß Kinder geboren werden, die nicht nur zu leben, sondern utopisch zu leben fähig sind. Dann wird das Kind von dem maschinell wirkenden System der Erziehung ergriffen. Das gibt seinem Körper die utopische Gesundheit und seiner Seele die utopische Tugend. Es lernt die Gegenstände der Welt aus den Bildern kennen, die an den sieben Ringmauern seiner Stadt gemalt sind, und die Begriffe aller Dinge erfährt es von den Weisen des Staates. Damit ist der utopische Ring ganz geschlossen. Der Mensch erhält seine gesamte Struktur von der Gemeinschaft, deshalb wird er nie herausbegehren. Er lebt bis zu Ende ganz in Utopien, weil er von Anfang an ganz in Utopien lebt. Alle Kräfte, die jetzt und seit ehedem zur Konstituierung seiner Gemeinschaft notwendig und genügend werden, werden in ihn hineingebildet, und außer ihnen wirken keine anderen auf ihn ein. So wächst er in den objektiven Geist Utopiens hinein, wie das Lebewesen in den biologischen Typus seiner Art hineinwächst; und Utopien erzeugt und erzieht sich von Generation zu Generation in ewigem Kreislauf.

Ich fasse die vorstehende Deduktion zusammen. Der Begriff der Utopie enthält notwendig drei Momente. Eine Utopie muß räumlich ein geschlossenes Gebilde, dynamisch ein Gleichgewicht der sie konstituierenden Kräfte und gegen alle Störungen absolut geschützt sein. Als wichtigstes dieser Momente ergab sich das zweite, während das erste nur als seine Bedingung gültig ist und das dritte sich im zweiten auflöst. Trotzdem wäre es unfruchtbar, wollten wir die Utopien wesentlich daraufhin betrachten und danach bewerten, wie vollkommen in ihnen die einzelnen Wirkungen und Gegenwirkungen ausgeglichen sind, und wie eingehend das Gleichgewicht der Kräfte nachgewiesen ist. Es zeigt sich, daß gerade die geistlosesten Utopisten besonders raffiniert in diesem detaillierten Kausalismus sind und für jede Tugend eine Erziehungsmaßnahme, die sie erzeugt, für jeden Affekt eine Institution, in der er sich betätigt, zu erfinden wissen. Dagegen suchen die größeren Utopisten, nachdem sie sich durch kausale Erwägungen eine allgemeine Untermauerung geschaffen haben, nur die große Linie auf, die ihren ganzen idealen Staat beherrscht, und statt das einzelne einzeln herzuleiten, machen sie es glaubhaft, indem sie uns die Einheit des Ganzen erleben lassen. Oder sie malen einige Bilder, in denen der Stil des utopischen Lebens sich konzentriert zu haben scheint: gemeinsame Mahlzeiten mit Musik und gehaltreichen Gesprächen, oder Feste mit kultischen Tänzen ums Feuer und offenen fliegenden Haaren; und fragen dann so: glaubt ihr nicht, daß unter Menschen, die so leben, dies und das und das möglich ist? Und wir werden ihnen oft glauben müssen, so wie wir, in einen Tempel eintretend, nicht zuerst oder überhaupt nicht durch ästhetische Analysen unser intuitives Urteil von seiner architektonischen Richtigkeit werden rechtfertigen können oder wollen. Mit diesem guten Willen treten wir in Utopien ein. Wir sind nicht darauf aus, die utopistische Literatur deskriptiv

zu erschöpfen (es ist sehr viel Wertloses in ihr), sondern wir setzen einige wesentliche und philosophisch bedeutende Typen gegeneinander; wir gehen auch, indem wir diese analysieren, nicht auf Vollständigkeit des Details, sondern auf das Charakteristische der Struktur.

IV

Thomas Morus ist ein Humanist und einer von den Humanisten, die tätig im Leben stehen. Sein Beichtvater soll den lern- und gottbegierigen Jüngling überzeugt haben, daß er nicht zu einem geistlichen, sondern zu einem politischen Leben bestimmt sei. So wird er Jurist, macht schnell Karriere, wird unter dem Beifall des gebildeten Europas, für das sein Freund Erasmus spricht, Lordkanzler in dem England Heinrichs des Achten. Der gelehrte Kanzler ist kein Politiker aus Passion und hat die steigenden Ränge und Würden nur eben angenommen, weil der König ihn damit überschüttete. Aber sein feiner Geist ist doch der schwierigsten diplomatischen Situation gewachsen. Er bringt es fertig, die Geschäfte des Reiches jahrelang zu leiten, obwohl er im Hauptpunkte, in der Frage der Ehescheidung und des Verhältnisses zu Rom, mit dem Könige uneins ist. Erst als die Frage des königlichen Supremats in der englischen Kirche akut wird, bittet er um seine Entlassung; denn er ist ein instinktiver Katholik und gegen den Skandal der jungen Reformation empfindlich wie Erasmus. Der Suprematseid bricht ihm doch schließlich den Hals; weil er sich in der Anständigkeit seiner Gesinnung beharrlich weigert, ihn zu schwören, wird er hingerichtet.

Aber dieses Leben ist nun viel komplizierter, als der äußere Hergang erkennen läßt. Thomas Morus ist zuinnerst ein Asket. Er trägt sein Leben lang ein scharfes härenes Gewand auf dem bloßen Leibe und bedient sich der Geißel im Kampf gegen die Anfechtungen. Das Gefühl der Demut und Niedrigkeit bestimmt noch seine Erscheinung als Lordkanzler. Freilich hat seine Askese keinen bettelmönchischen, keinen karitativen und auch keinen mystischen Zug, sie ist ausgesprochen kultiviert, aristokratisch, intellektualistisch und stellt ihn neben den edlen Pico von Mirandola. Mitten in die Welt, so denkt Morus als ein Schüler Picos, hat Gott den Menschen gestellt und hat ihm Freiheit gegeben, sich zu machen zum Tier oder zum Seraph. So laßt uns sorgen, daß in unserer Seele die guten hellen Kräfte über die niederen herrschen, kämpfen wir mit der Vernunft gegen die Instinkte. Alles, was der Kultur der Vernunft dient, ist wertvoll: in diesem Sinne nimmt Thomas Morus, neben der ganzen Scholastik, den ganzen Bildungsgehalt des jungen noch nicht korrumpierten Humanismus in sich auf und schätzt Plato, Cicero und Lucian so hoch wie den Aquinaten. Das Ideal des antiken Weisen schwebt ihm vor, seine Askese bekommt eine epikureische Nuance. Die Welt ist gut, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgeht. Das Böse entspringt aus den ungezügelten Begierden des Menschen. So schmückt

er sein Leben mit allen Reizen, die harmlos sind. Er lebt mit seinen Kindern und zahlreichen Enkeln in einem behaglichen Hause in gedämpfter Lebensfreude, mit Musik, Büchern und den Freuden des Gartens; er nennt das seine Hausschule. Er weiß den Geist zu schätzen, wie als Waffe gegen die Sünde so als Zierde des Lebens; er ist geistreich; fast alle Namen seiner Utopie sind Scherze; er schreibt im Stile der Fazetienliteratur eine fast frivole declamatio über eine entzückend raffinierte Situation. Ein epikureischer Asket, der im Leben steht. Im Leben? Er geht wohl alle möglichen Beziehungen ein, aber er tut es (das ist der Eindruck) mit der souveränen Reserve desjenigen, der sich darüber klar ist, daß das eine, das not tut, wo anders liegt, und daß er für seine Person es schon gefunden hat. So hat sein Leben nichts Lebendiges. Er heiratet zweimal, beide Male, wie es scheint, ohne Neigung; seine Liebe gehört nur seiner Tochter Margarethe, die er zur gelehrten Humanistin erzogen hat. Er wird Lordkanzler; aber ob es ihm schwer geworden ist, die Insignien seiner Würde an seinen Nachfolger weiterzugeben? Ich glaube, daß gerade den besten Humanisten diese Stellung zum Leben natürlich war, und daß das Holbeinsche Porträt des Erasmus von Rotterdam diese Haltung symbolisiert: ein Brief, den der Denker sinnend schreibt, verbindet ihn in einem geistigen Bezug mit dem Leben, aber ein schwer herabwallender Vorhang hält den lauteren Lärm von ihm ab. Womit übrigens nicht gesagt ist, daß ein solcher Mann sich nicht, wenn die Verhältnisse es fügen, nachdrücklich für eine reale Sache einsetzen, wohl gar für sie das Schaffot besteigen könnte; er tut das dann, wie Thomas Morus, mit einem geistreichen Scherz auf den Lippen.

Ich stelle nun neben den Utopisten die Utopie und überlasse es den vielen Beziehungen, die zwischen Mensch und Werk hin- und hergehen, von selbst in die Augen zu springen. Die Bewohner der Insel Utopia sind vernünftig. Das ist der Hauptpunkt. Sie sind Asketen, die der Geißel nicht mehr bedürfen: vollendete Asketen; und eben darum imstande, als vollendete Epikureer die gelinden psychischen Erregungen der Lust zu erleben wie ein zartes Ornament auf dem Goldgrunde des völlig rationalisierten Affektlebens. Ein weiser Gesetzgeber hat ihnen einen Staat geschaffen, in dem es gelungen ist, die ganze äußere Zivilisation, besonders die Herstellung der wirtschaftlichen Güter, durchaus zu rationalisieren. Die Utopier aber sind viel zu klug, um sich nicht in diese Ordnung zu fügen. Tageshelle herrscht in diesem Staat. Wenige klare Gesetze gelten, die jeder kennt und versteht. Jeder arbeitet abwechselnd zwei Jahre auf dem Lande und zwei Jahre in der Stadt, nachdem er, nach seinen Neigungen und nach den Bedürfnissen des Staates, ein Gewerbe gelernt hat: der Wechsel der beiden Arbeiten macht ihm beide angenehm. Jeder arbeitet sechs Stunden, dann hat er Zeit für sich. Die Familienväter holen, was sie brauchen, vom Markte, so leidet niemals einer Mangel. Die ganze ökonomische Maschine arbeitet mit der vollkommensten Präzision, und das Opfer, das vom Einzelnen für ihren Betrieb verlangt

wird, ist minimal. Für die schweren Arbeiten gibt es Sklaven. Ein fremdes Söldnervolk führt auch für Utopien die Kriege, und wenn im Notfalle die Utopier selbst in den Kampf ziehen, so tun sie das mit derselben Beherrschtheit und Leidenschaftslosigkeit, mit der sie die wirtschaftliche Arbeit verrichten; selbst die bedenklichste List halten sie für erlaubt, wenn sie zum Ziele führt; so sehr ist ihnen der Krieg ein bloßes Mittel und eine bloße Notwendigkeit. Nie verlieren sie ihre Seele an alle diese Betätigungen, die zur äußerlichen Sicherstellung des Lebens erforderlich sind. Sie nehmen die wirtschaftliche Arbeit auf sich, weil sie notwendig ist; aber einen Eigenwert in ihr zu erleben, wird ihnen nie einfallen können. Verwenden wir den historischen Materialismus als Arbeitshypothese und fragen: was für ökonomische Existenzen waren die Humanisten? Der Humanismus entstand als ein Kind der Muße, die frühen Humanisten lebten von der Gunst der Höfe oder als unabhängige Enkel erwerbstätiger Generationen. Morus entstammte einem wohlhabenden Hause. So spiegelt sich in der wirtschaftlichen Natur der Utopier das Verhältnis des Lebenskreises, dem Morus angehört, zu den ökonomischen Tatsachen. Denn über diesem ökonomischen Unterbau erhebt sich nun in Utopien eine hohe geistige Kultur, eine Kultur besonders des Intellekts. Es gibt keine große Masse in Utopien. Das ganze Volk ist wie ein feiner Kreis gebildeter Menschen. Die Utopier verstehen nicht, wie man sich an der Jagd, am Würfelspiel und an anderen rohen Sensationen vergnügen könne, aber in der Ausbildung ihres Geistes finden sie Befriedigung und Genuß. Die Dialektik und Metaphysik, die auf ihren verzwickten Wegen mit krampfhafter Anstrengung hinter die Dinge zu kommen suchen, kennen sie nicht, aber sie befleißigen sich der nützlichen und anziehenden Natur- und Moralphilosophie. Sie glauben, daß Gott die unsterblichen Seelen geschaffen hat, um glücklich zu sein, und daß er seine Weltmaschine den Blicken des Menschen ausgesetzt hat, damit er ihre Gesetze entdecke und ihre schöne Unermeßlichkeit bewundere. Natürlich sind die geistigen Gaben auch unter den Utopiern verschieden; einige widmen sich der Wissenschaft von Berufs wegen, und aus ihnen wählt man die Beamten, die Priester und den Fürsten, die in höchster Achtung stehen. Aber alle Utopier, Männer wie Frauen, sind doch klug und gebildet genug, an dem geistigen Leben Anteil zu nehmen und in der Ausbildung ihres Geistes den eigentlichen Sinn ihres Daseins zu sehen. Ihre Familien, die nach sorgfältiger Überlegung gegründet und auf das strengste geachtet werden, sind Pflegestätten der Bildung. Sie verkehren miteinander in einer reichen harmonischen Sprache (o, Humanist Morus!). Sie spielen gern Schach. Der Hauch geistigen Lebens liegt in ihrer Musik, in dem Faltenwurf ihrer schlichten Kleidung, über ihren Tempeln, über ihren gemeinsamen Mahlzeiten.

Diese Analyse ist bei weitem nicht erschöpfend, aber sie ermöglicht es bereits, den Typus der Utopie, den Thomas Morus darstellt, zu fixieren. Sein Wesen liegt darin, daß der ganze Gehalt der utopischen Kultur in den Indi-

viduen, und zwar praeter propter in jedem einzelnen vollständig lebt, daß er ganz und gar umgesetzt ist „in Bildung". Was keinen Bildungswert hat oder zu haben scheint, alles bloß Zivilisatorische, wird als Mittel betrachtet, möglichst erleichtert und möglichst unauffällig abgemacht. An dem Wertvollen der Kultur aber haben alle einzelnen vollen Anteil, die einzelnen vollenden sich erst zur Persönlichkeit, indem sie diesen Anteil haben, und die Kultur wird wertvoll nur in dem Maße, als sie sich in Erlebnis, in Bildung umsetzt. Kann der Humanist, der die Schäden der Zeit heilen will, anders verfahren, als daß er eine humanistische Utopie schreibt? — Das Problem der Utopie überhaupt ist das dritte Reich. Wie muß es, so fragt sie, gestaltet sein, damit es wertvoll sei, darin zu leben? Und die humanistische Utopie antwortet: es sei so gestaltet, daß seine ganze Kultur jedes einzelne seiner Glieder zur Humanität bildet.

Thomas Campanella, dessen Sonnenstaat uns zum zweiten Typus der Utopie führen wird, ist auch ein Gelehrter und umfaßt wie Thomas Morus zugleich die vollendeten Systeme der Scholastik und das phantastisch wuchernde moderne Denken der Renaissance; auch ihn mischt das Schicksal in die politische Revolution seines Vaterlandes, und auch er wird in ihr zum Märtyrer. Aber den äußeren Analogien zum Trotz fließt das Blut des kalabresischen Mönches so anders als das des englischen Lordkanzlers, und sein schweres metaphysisches Denken so anders als dessen ciceronianische Latinität, daß die utopischen Ideale des Sonnenstaates nichts Gemeinsames haben mit dem humanistischen Liberalismus der Insel Utopia. Campanella ist ein Wunderkind der Wissenschaft. Aus Wissensdurst, aus Bewunderung für die gelehrten Dominikaner Thomas und Albertus nimmt er die Kutte. Er studiert mit heißem Bemühen die Scholastik und den Aristoteles. Man sieht in ihm die künftige Zierde des Ordens. Aber ein Geist der Skepsis erwacht in ihm. Die Widersprüche zwischen den Autoritäten lassen ihn nicht ruhen. Er geht weiter zu Plato, den Stoikern, Plinius, Galen und gelangt schließlich zu einem edlen Denker seiner eigenen Zeit, der, als einer der ersten, gegen allen Aristotelismus einen Durchbruch in das offene freie Feld der Wirklichkeit gefunden hatte: zu Telesio, der um diese Zeit zu Cosenza starb. Die Losung, die Telesio ausgegeben hat, hat in dem jungen Mönch gezündet. Kein Aristoteles mehr, keine scholastische Methode, keine Schlüsse aus Prinzipien. Beobachtung der Wirklichkeit, Erfahrung ist die einzige Quelle, aus der uns ein sicheres Wissen fließt: auf dem Grunde der Erfahrung unserer Sinne müssen wir eine neue Philosophie erbauen. Aus diesem telesianischen Sensualismus, aus methaphysischen Gedanken verschiedenster Herkunft und aus scholastischen Reminiszenzen formt sich in jener Zeit die Philosophie, die Campanella, durch Italien reisend, in allen Städten verkündet. Natürlich ist er seinem Orden längst verdächtig. Daher seine Flucht aus der Heimat und sein jahrelanges unstetes Wanderleben. Als er nach Kalabrien zurückkehrt, läßt er sich in eine Verschwörung gegen die spanische Fremdherrschaft ein,

deren Geschichte nicht ganz aufgeklärt werden kann. Die Zeitgenossen, denen er von jeher unheimlich ist, erzählen, er sei das Haupt der Verschwörung gewesen, habe sich Messias nennen lassen und mit den Türken im Bunde gestanden. Sicher ist, daß sich sein Denken in jenen Jahren von den Problemen der Wissenschaft zu Staat und Kirche gewandt hatte. Heuchelei, Tyrannei und Verderbnis sieht er aller Orten und fühlt sich berufen, ein neues Zeitalter heraufzuführen, in dem eine christliche Monarchie, mit dem Papst an der Spitze, die von Ketzern gereinigte Welt umspannen wird. Im Jahre 1600, denn die 16 vereinigt die heiligen Zahlen 7 und 9, wird dies Reich beginnen, auf das alle Zeichen des Himmels hindeuten (man schreibt damals 1598). Als die Spanier die Verschwörung entdecken, kommt die Anklage wegen Hochverrats zu den alten Anklagen wegen Ketzerei hinzu, und man wirft ihn ins Gefängnis. Siebenmal foltert man ihn, um ein Geständnis zu erpressen, aber er erträgt alle Qualen ohne ein Wort, das eines Philosophen unwürdig gewesen wäre. Die Kerkerhaft bricht weder die Kraft seines Denkens noch sein Bewußtsein, zu einem Befreier der Welt berufen zu sein. Er schreibt Kanzonen und Sonette, in denen ein glühender revolutionärer Wille lebt, dann ine Unmenge naturwissenschaftlicher, metaphysischer, politischer und astrologischere Werke. In allem fühlt man, verworren oft und noch mittelalterlich gebunden, das Bewußtsein einer Riesenaufgabe und die kräftige Originalität eines modernen Denkens. Ein uomo universale und ein politischer Kondottiere, aber beides aus dem Quattrocento ins Barock übersetzt. Nach vielen Bemühungen gelingt es dem Papst durch eine List, den abenteuerlichen Vorkämpfer für ein absolutes Papsttum aus den spanischen Gefängnissen zu befreien, in denen er siebenundzwanzig Jahre gelegen hat. Der Sechzigjährige setzt in Rom, ungebrochen, seine wissenschaftliche Tätigkeit fort. Als er aufs neue von den Spaniern verfolgt wird, flieht er nach Paris, von Richelieu und den Gelehrten wohl aufgenommen, bis zum Ende mit dem Ausbau seiner Philosophie beschäftigt und auch hier, wie sein ganzes Leben lang, wegen seiner wunderbaren Geisteskräfte, seiner Schicksale und seiner Weissagungen mit einem Gemisch von Bewunderung und Scheu betrachtet.

Die Civitas Solis ist also im Gefängnis entstanden im Hinblick auf die katholische Kirche, die sich soeben zu Trient neu konsolidiert hatte, und als Werk eines politischen Idealisten, der, selbst von den Spaniern gefangen gehalten, eine spanische Universalmonarchie erträumte, deren Waffen dem Papst den ganzen Erdkreis unterwerfen sollten. In einer weiten Ebene erhebt sich ein Hügel: dort liegt die Sonnenstadt, in der ein Volk, aus seiner Heimat vertrieben, in Gemeinsamkeit ein philosophisches Leben zu führen beschlossen hat. Sieben konzentrische Ringe von Palästen mit ringsherum laufenden Säulengängen bilden die Stadt. Im mittelsten Kreis auf der Höhe des Hügels liegt der Tempel, und in seiner Mitte unter einer Kuppel, in der der Sternenhimmel gemalt ist, der Altar. Die Wände der sieben Mauerringe sind über und über mit Bildern bedeckt; zuinnerst sind alle mathematischen

Figuren gemalt, dann die Land- und Seekarten der Erde, die Alphabete aller Völker und ihre Sitten und Gesetze, und so fort bis zu den Mineralien, Ölen, Pflanzen, Tieren, Werkzeugen und den Gestalten der Geschichte. Der Makrokosmos der wirklichen Welt ist so, wie ihn wohl ein humanistisches Bildungsideal im Mikrokosmos der gebildeten Individualität aufnehmen möchte, im Mikrokosmos des Staates objektiv dargestellt, und der Bürger lebt im All, indem er in seiner Stadt lebt. Aber eine Darstellung des Makrokosmos ist dieser Staat noch in viel tieferem Sinne. Ein Priesterfürst nämlich, der Obermetaphysikus, regiert ihn, und in seinen Händen liegt alle geistliche und weltliche Gewalt. Unter ihm stehen drei Fürsten, Macht, Weisheit und Liebe genannt; der „Macht" untersteht das Kriegswesen, der „Weisheit" alle Wissenschaften, Künste und Schulen, der „Liebe" die Sorge für die Erzeugung der Kinder und für das materielle Leben der Bürger. Die niederen Beamten tragen alle die Namen derjenigen Tugenden und Künste, deren Pflege ihr Amt dient. Man muß Campanellas Metaphysik kennen, um die ganze Größe der Konzeption, die hier zugrunde liegt, zu ermessen. Zwei Mächte ringen nach dieser Metaphysik miteinander: das Sein und das Nichtsein. Das reine Sein, das ist Gott, seine drei Attribute sind Macht, Weisheit und Liebe. Das Nichtsein ist kein selbständiges Prinzip, sondern besteht nur darin, das Sein teilweise zu negieren, zu beschränken. Durch diesen Prozeß entstehen die endlichen Dinge, entsteht die Welt. Insofern die Gegenstände am Sein teilhaben, haben sie auch an seinen Eigenschaften teil, haben sie Macht, Weisheit und Liebe. Insofern sie durch das negative Prinzip beschränkt sind, sind sie ohnmächtig, unwissend und ohne Liebe. Alle Dinge sind also, wenn auch in verschiedenem Grade, gotterfüllt; was sie an Realität besitzen, tragen sie von Gott zu Lehen. Alle sind beseelt und haben eine gewisse Weisheit: mundus est Dei viva statua. Alle haben auch Liebe: darum sehnen sie sich zurück nach ihrem eigentlichen Prinzip, nach der Gottheit. Dieser Drang ist Religion. Religion ist mit endlichem Sein identisch und der wahre Lebensodem, der das All durchweht. Die Welt ist nun im Sonnenstaat noch einmal vollständig Wirklichkeit geworden, und Campanella kann sagen, daß nichts so sehr am Sein teil hat, wie der gut organisierte Staat. Der Obermetaphysikus hat so viel Realität in sich, wie unter der Bedingung der Endlichkeit überhaupt möglich ist. Er hat absolute Macht, volle Weisheit und umfaßt mit unendlicher Liebe den Staat. Von ihm herab geht ein Stufenreich der Realitätsgrade, konkretisiert im Stufenreich der sozialen Potenzen bis herab zum einzelnen Bürger, und jeder hat seine Wirklichkeit nur vermöge der Funktion, die er nach seinen Kräften für den Staat übernommen hat, also nur durch Teilnahme an dem substanziellen Ganzen. Es gibt nur noch eine Organisation von so metaphysischem Gehalt wie der Sonnenstaat: die katholische Kirche. Auch in ihr ist ja gleichsam die Äonenreihe der hellenistischen Emanationsphilosophie Wirklichkeit geworden, und ein Strom von metaphysischer Realität und Gnade fließt von dem un-

endlich hochgehobenen Papst durch die hierarchischen Zwischenglieder der Kardinäle, Bischöfe, Priester herab zu der „Materie" des Laientums. Aber während die Kirche den Menschen nur als Seele umfaßt, umfaßt der Sonnenstaat ihn als ganzen sozialen Menschen. Dort ein konkretes Emanationssystem der Gnade, hier eines des politisch-kulturellen Wertes, das in modern sozialistischem Geist die dem Ganzen notwendigen Funktionen bewußt systematisiert. Alle Möglichkeiten, eine Sonderexistenz zu führen, sind viel radikaler als in Utopien aufgehoben: nicht nur das Eigentum, auch die Ehe ist abgeschafft. Das Individuum lebt ganz und ausschließlich im Staat, ihm dienend mit seiner Wehr-, Zeugungs- und Arbeitskraft. Es steht im Heer an der Stelle, die es am besten ausfüllen wird; es vereinigt sich auf Geheiß der Priester, Ärzte und Astrologen mit denjenigen Frauen, mit denen es die besten Kinder zeugen wird; es bildet sich zu dem Beruf aus, zu dem es seine Lehrer geeignet erfunden haben. Freilich hat eine Erziehung, die die Jungen und Mädchen auf den Sportplatz und vor die Bilder an den Wänden führt, ein athletisch schönes, in allen Wissenschaften gebildetes Geschlecht geschaffen; aber diese harmonischen Menschen finden den Sinn ihres Lebens nur darin, in mönchischem Gehorsam irgendeine Funktion für den Staat auszuüben: hellenisierte Dominikaner. Keine Arbeit ist verachtet; es gibt nicht wie in Utopien Sklaven für niedrige Arbeiten. Natürlich nicht; denn wo alles nur als Teil des Ganzen Wert hat, kann nichts ganz wertlos sein, und wenn auch die Priester und hohen Beamten sehr hoch, der Obermetaphysikus aber, der der Weiseste ist, fast wie ein Gott geehrt wird: man ehrt in ihnen nicht die persönlichen Fähigkeiten, sondern die sachlichen Bedeutungen, und derselbe Adel einer kosmischen Bedeutung liegt noch auf dem schlichtesten Handwerk. Wie vollkommen der einzelne in der Substanz des Staates aufgeht, wie sehr es aber auch Campanella gelungen ist, den Katholizismus seiner Institutionen ins Irdisch-politische zu wenden, zeigt das Sakrament der Beichte im Sonnenstaat. Die Bürger beichten ihre Sünden den Beamten, diese ihre eigenen und die ihnen gebeichteten den drei Fürsten, diese alles dem Obermetaphysikus, der nun vor Gott die Generalbeichte des Staates ablegt, zugleich aber jederzeit weiß, welche Fehler im Staat vorhanden sind, und welche Reformen er zu treffen hat. Wie also der einzelne in einer Abhängigkeit, die man nur religiös nennen kann, dem Staate eingefügt ist, so fügt sich der Staat dem religiösen Makrokosmos ein. Ein Stab von Astrologen wohnt beständig auf der Kuppel des Tempels, beobachtet die Sterne und bestimmt für alle Handlungen des Sonnenstaates die rechte Stunde.

Ich fasse den Typus zur Formel zusammen. Der Gehalt der utopischen Kultur des Sonnenstaates ist nicht in irgendeinem individuellen Geist vorhanden, und wenn es der Fall ist, so besteht nicht darin das Wertvolle. Er ist aber objektiv dargestellt im Staat als Ganzen. Die Menschen sind unselbständige Teile des Ganzen und haben ihren Wert nur als solche. Sie haben ihn nicht einmal durch das Spezifische ihrer Funktion, sondern durch

das Allgemeine des Funktionierens, durch das religiöse Aufgehen im Staat überhaupt. Die katholische Utopie setzt sich der humanistischen entgegen.

Den dritten Typus lesen wir aus Platos Staat ab. Damit sind wir der Notwendigkeit überhoben, die kulturelle und persönliche Lage, aus der das Werk hervorgeht, oder dieses selbst zu analysieren. Denn die athenische Kultur des vierten Jahrhunderts ist, wie Platos Philosophie, selbstverständlicher Inhalt unserer Bildung geworden. Auf den Staat kommt Plato nach dem Wortlaut seiner Schrift nur so nebenbei und durch einen anmutigen methodischen Kunstgriff. Nachdem nämlich der Dialog, der das Wesen der Gerechtigkeit und des gerechten Mannes sucht, mehrmals in die Irre geführt hat, schlägt Sokrates vor: die Untersuchung so anzustellen, als wenn uns jemand befohlen hätte, sehr kleine Buchstaben von weitem zu lesen, und wir würden gewahr, daß dieselben Buchstaben auch anderwärts größer zu schauen, also leichter zu lesen sind: so sei die Gerechtigkeit nicht nur am einzelnen Mann, sondern auch an der ganzen Stadt zu finden; da nun die Stadt größer wäre, würde sie an ihr wohl leichter abzulesen sein. Man muß entweder die Größe des platonischen Geistes bewundern, der unter einer anmutigen Floskel des Dialogs die tiefsten Einsichten zu verbergen fähig ist, oder, mit Hegel, den gesunden Geist der Alten preisen, der sie unbewußt zur Wahrheit führt. Denn natürlich steckt in dieser Wendung vom Kleineren zum Größeren die Einsicht, daß die Gerechtigkeit in ihrer vollen Realität nur im Staate ist. Der Weg vom Größeren zum Kleineren ist zugleich der Weg vom Ganzen zum Teil, also nicht nur der leichtere Weg, sondern auch der richtigere. Allgemeiner: die Struktur des Sittlichen muß zwar in allen sittlichen Phänomenen (in der einzelnen Tat, im individuellen Charakter, in jeder Gemeinschaft, im theoretischen System der Ethik) vorhanden und wirksam sein, aber nur in der konkreten Totalität des Sittlichen, im Staat, kommt sie zu voller Klarheit und Wirklichkeit; so wie der einem Kunstwerk charakteristische Rhythmus in jedem seiner Teilmotive lebt, aber nur in der Kontur des Ganzen, gleichsam zu sich selbst gekommen, unbedingt herrscht. Diese Struktur des sittlichen Geistes ist nun von Plato dialektisch gefunden worden: sie besteht in einer Dreiheit von Funktionen und ihrem „gerechten" Zusammenwirken. In den drei Grundkräften der Seele, im System der Tugenden und am klarsten zum Gegensatz gespalten, am wesentlichsten zum organischen Ganzen systematisiert, in den Ständen des Staates sieht er sie wiederkehren. Wie in der einzelnen Seele über die wechselnden Begehrungen die eine Vernunft herrscht und der θυμός, als ein mittleres den Begierden verwandt, jener die Herrschaft ausüben hilft, so müssen diejenigen, die für den Staat die mannigfaltigen Bedürfnisse des Lebens besorgen, von den Hütern, die seine Einheit und seinen Bestand zu schützen haben, beherrscht werden, und diese sich wieder in die Herrscher und die Helfer spalten: die Herde, der Hirt und sein Hund. Daß das Ganze des Staates sich in diese Dreiheit der Funktionen unterscheide, deren Tätigkeit eben das Hervorbringen des Ganzen ist, macht das

Bildungsgesetz des Staates, daß dieses Bildungsgesetz zu voller Geltung kommt, seine Gerechtigkeit aus. Die Gerechtigkeit des Staates besteht also darin, daß jeder das Seine tut; daß die Geschäfte der einzelnen Stände sich nicht unklar mischen; daß die Herrscher voll herrschen und nichts anderes tun wollen als herrschen; daß die Menschen, denen Gold, diejenigen, denen Silber, und die, denen Eisen ins Blut gemischt ist, richtig auf die Stände verteilt sind. Die Ungerechtigkeit der bisherigen Staaten kommt daher, daß die Stände in Funktionen übergreifen, die sie nichts angehen. Besonders ums Herrschen kämpfen sie miteinander; dann ist das Ganze des Staates bloß zufällige schwankende Resultante der kämpfenden Kräfte: der Staat ist in der Gesellschaft untergegangen. Er wird als selbständige, wohlbegründete Realität wieder hergestellt werden, wenn dafür gesorgt wird, daß jeder das Seine tut. Darauf zielen nun alle einzelnen Maßnahmen ab, die Plato trifft. Es sind ihrer nicht viele. Platos Utopie zeichnet sich durch den Mangel an besonderen Bestimmungen aus. Er weiß, daß sich solche Bestimmungen nicht vorhersagen lassen, und daß sie überflüssig sind, wenn der Geist des Staates in Ordnung ist. Darauf kommt alles an, daß jeder Stand seine Bestimmung ergreifen will und erfüllen kann: so widerfährt ihm selbst sein Recht, und die Gerechtigkeit des Ganzen ergibt sich. Es ist ein Irrtum, daß die Beschaffenheit des dritten erwerbstätigen Standes für die platonische Republik gleichgültig sei, und daß sich Plato nicht um ihn kümmere: er hält die Bürgertugend der σωφροσύνη für ebenso notwendig wie die Herrschertugend der σοφία, und die „Gesetze" sind voll sozialreformerischen Geistes. Aber das Wichtigste ist allerdings, daß die Hüter wahre Hüter und die Herrscher wahre Herrscher sind, weil sich in ihnen der Geist des Staates als selbständige Realität über der Gesellschaft zur einheitlichen Kraft zusammenfaßt und zum Selbstbewußtsein erhebt. Man weiß, wie die Hüter nach Platos Willen geboren, gesäugt, erzogen, gebildet und geprüft werden, und wie die Herrscher, die aus ihnen hervorgehen, Philosophen sein und im Anschauen der unwandelbaren Ideen leben sollen, um die Idee der Gerechtigkeit in das wandelbare sinnliche Material der Gesellschaft hineinbilden zu können. Erst der in den „Gesetzen" geschilderte „zweitbeste" Staat setzt an die Stelle der philosophischen Herrscher, die der Gesetze nicht bedürfen, die gute Institution: darin ist viel Altersweisheit, aber auch viel Kompromiß und Verzicht auf einen guten Teil der in Sizilien gescheiterten Hoffnungen.

Plato ist also der einzige, dem die soziale Struktur der Utopie von vornherein das Wesentliche ist. Die Behörden in Morus' Utopia ist man versucht, nicht recht ernst zu nehmen, weil das ganze Volk ein Klub von Aristokraten ist. In Campanellas religiösem Demokratismus geht die spezifische Würde des Herrschens unter. In allen anderen modernen Utopien sieht es erst recht so aus, als ob die naturrechtliche Fiktion von der Entstehung der Regierungen Wirklichkeit geworden wäre; als ob die vielen einzelnen eingesehen hätten, daß es bequemer oder vernünftiger sei, wenn bloß ein paar

regieren und sich deshalb regieren ließen. Plato allein ist durch das hellenische Ethos vor naturrechtlicher Konstruktion geschützt: der Staat ist früher als die Individuen und trägt die Notwendigkeit seiner Struktur in sich. Alle Stände sind notwendig, um den Staat zu bilden. Aber ihr Wert liegt in dem Spezifischen ihrer Funktion fürs Ganze. Die Edlen tun das Edlere, die Niederen das Niedere. Der Wertunterschied zwischen den Herrschenden und der Menge ist deswegen nicht aufgehoben, weil sie beide zum Hervorbringen des Staates zusammenwirken. Das Auseinanderfallen in Wertverschiedenes, aus dem er sich integriert, gehört zum Wesen des sittlichen Geistes, darum gehört es zur Gerechtigkeit des Staates. Das Wesen des Staates und seine Gerechtigkeit wird von Plato aufgebaut, wie Kant das Wesen des Bewußtseins und das Zusammenwirken seiner Funktionen zur Erkenntnis aufbaut: eine transzendentale Utopie.

V

Ich greife auf den prinzipiellen Gedankengang zurück, der uns zu den Utopien geführt hat. Der Mensch hatte seine Seele aus dem zweiten Reiche losgelöst und sie der gegenwärtigen Erde hingegeben; im Dienste der Kultur sein eigentümliches Werk zu vollbringen, erschien ihm als seine Bestimmung. Aber der Wille konnte nun in der Gegenwart, die er geschaffen hatte, nicht stille halten: seine Ziele kollidierten mit den Fundamenten der heutigen Lebensordnung. Das wissenschaftliche Denken forschte nach den Voraussetzungen für die neu aufgestellten Ziele und zog die Konsequenzen aus ihnen. Die Phantasie vollendete das Bild einer idealen Kultur der Zukunft, des dritten Reiches. Die Utopie entstand. Wir mußten zugeben, daß sie kein willkürliches Hirngespinst ist, sondern an einem bestimmten Punkte des Nachdenkens über die Bestimmung des Menschen als notwendige Idee entsteht. Wir sehen jetzt zu, ob die Reflexion bei ihr stehen bleibt oder sie in neuen Formen der Synthese auflöst.

Das dritte Reich hat nicht wie das zweite eine ideale Existenz, unabhängig von aller Gestaltung der Gegenwart, ihm ist nicht eine ganz andere Sphäre unbestreitbar gesichert, sondern es muß sich an die Stelle der Gegenwart setzen. Es muß sich auf der Erde in der Geschichte realisieren. Damit aber stellt sich für die Utopisten das Problem des Weges. Sie kennen das Ziel. Wie kann es erreicht werden? Diese Frage wirft die Utopisten aus ihrem phantastischen Reich wieder in das Interessengetriebe der Gegenwart hinein, zwingt sie, die Mittel der Überredung und des Zwanges und die Wirkung eines jeden auf das menschliche Gemüt zu untersuchen, zwingt sie, die Machtsphäre der Mächtigen und den Einfluß der Parteien zu ermessen und alle Tendenzen der Gegenwart, die der Utopie widerstreiten und die ihr günstig sind, in eine große politische Rechnung einzusetzen. Wir sehen alle Temperamente spielen, wenn wir die Utopisten am Werke sehen, das

Problem des Weges zu lösen: von der Resignation, die dem menschlichen Willen mißtraut und alles von einer glücklichen Folge von Zufällen erhofft, geht die Skala über das Raffinement des politischen Rechners zum tölpelhaften Entweder—Oder des Demagogen, der alles gleich morgen durch einen großen Kladderadatsch erledigen möchte. Die beiden typischen Lösungen sind doch diejenigen Cabets und die Campanellas. Entweder sollen die Menschen von der Vorzüglichkeit des utopischen Staates durch Vernunftgründe überzeugt werden: sie werden eines Tages, als wäre ihnen allen der Star gestochen, ihren wahren Vorteil erkennen und durch einen allgemeinen Beschluß die Utopie einführen, die sie bisher verfehlten, weil sie verblendet waren. Oder eine leistungsfähige politische Macht soll den Ideen des Utopisten ihren Arm zeihen. Plato reist zu Dionysios von Syrakus; dem Cromwell werden mehrere Utopien gewidmet; Fourier wartet auf den Millionär, der das erste Phalanstère stiften wird; Campanella möchte den spanischen König überreden, den Papst zum Obermetaphysikus einer Weltutopie zu erheben. Die Überredung oder die Kanonen! das ist das einzige, was der Utopismus in dieser Angelegenheit zu sagen hat. Der immanente Widerspruch, der in seiner ganzen gedanklichen Position liegt, wird hier mit einem Schlage enthüllt: der Utopismus löst sich selbst auf, indem er das Problem des Weges auflösen will. Das Prinzip dieses Widerspruchs ist folgendes: Die Utopie ist vom kausalwissenschaftlichen Denken konzipiert worden als durch und durch ausgerechnetes Gleichgewicht gesetzmäßig wirkender gesellschaftlicher Faktoren. Nun taucht das Problem des Weges auf, und das Denken sieht sich gezwungen, die historische Dynamik, die jenes ausgerechnete Gleichgewicht herbeiführen soll, in die Rechnung einzubeziehen. Die wissenschaftliche Durchdringung dieses dynamischen Prozesses gelingt aber nicht, weil das Ziel schon ganz fest steht, und an Stelle des wohlgefügten Zusammenhangs der Ursachen und Wirkungen tritt das windige Radikalmittel, die soziologische Doktor-Eisenbart-Kur. Damit aber ist die eigentümliche Methode des Utopismus, gesellschaftliche Dinge anzusehen und zu gestalten, durchbrochen. Der Verdacht steht auf, daß die wissenschaftliche Form der Utopie bloß täuschende Formulierung, und daß ihr Inhalt pure subjektive Willkür ist. Das Ziel scheint das objektivste: die wissenschaftliche Gestaltung der Gesellschaft zu einem automatisch sich erhaltenden Gleichgewicht. Der Weg gleicht demjenigen, auf dem sich in der Phantasie eines Träumers seine leersten, subjektivsten Wünsche erfüllen. Das kausal absolut geschlossene System möchte gern durch ein Wunder realisiert werden! Ein typisches Bild kehrt in den Ideen der Utopisten immer wieder: Ein junger Fürst, sehr tugendhaft, sehr bestimmbar und hinter ihm, im Kopfe seine Utopie, ein Philosoph ihn inspirierend — „das ist eine Vorstellung, die in sich hohl ist" (Hegel).

Wollte der Utopist seiner eigentümlichen Denkmethode treu bleiben, so müßte er fragen: Was ist soziologisch eine Kanone? Was ist die Überredung als geschichtlicher Faktor? Er müßte weiter gehen: er müßte eine große Inventur aller der Tendenzen der Gegenwart aufnehmen, die die Zukunft gestalten

werden. Er müßte sich selbst, sein eigenes Wollen und seinen eigenen Utopismus als einen Faktor des geschichtlichen Prozesses begreifen und nicht mehr fragen: wie stelle ich es doch gleich an, daß meine Utopie wirklich wird? sondern: hat die Vergangenheit und die Gegenwart alle die Ursachen in Wirksamkeit gesetzt, deren Zusammenwirken die Utopie allein wirklich machen kann? — Es fragt sich, ob es möglich ist, daß das utopistische Denken eine solche Wendung vollzieht. Daß es möglich sei, ist die große These des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus. Der nämlich glaubt, die Eigengesetzlichkeit des geschichtlichen Prozesses gefunden zu haben, daher die Zukunft aus den Faktoren der Gegenwart errechnen zu können. Die materialistische Geschichtsphilosophie ist ihm als Hilfshypothese gerade gut genug, weil sie zu leisten scheint, was sie leisten soll: weil sie die Geschichte zum kausalwissenschaftlich erfaßbaren, voraussagbaren Prozeß mechanisiert. Er blickt also nicht mehr auf das ideale Ziel, sondern auf den realen Prozeß. Er will nicht ein als notwendig Erkanntes (eine Utopie) mit ausgesonnenen Mitteln, gewissermaßen hinter dem Rücken der Weltgeschichte, in die Realität einschmuggeln, sondern er erhebt die naturnotwendig abrollende Bewegung ins Selbstbewußtsein, weil, daß sie von nun an als selbstbewußte abrolle, naturnotwendig sei. Genug von Marx. Ich fasse die Sache zusammen. Der Utopismus krankt an einem inneren Widerspruch von Anfang an. Die Utopie muß durch eine geschichtliche Entwicklung erreicht werden, aber diese Entwicklung wird in ganz anderen Kategorien gedacht als die Utopie selbst. Wird aber die ursprüngliche Denkmethode, die kausalwissenschaftliche, auf das Problem des Weges übertragen, so löst sich die Utopie auf. Denn dann darf nicht mehr die Frage sein: wie erreichen wir das Ziel? sondern: ist unser Ziel so beschaffen, daß die Geschichte es erreichen muß? —

Soll für den bewußt handelnden Menschen das wertvolle Handeln darin bestehen, daß er den Gang der Geschichte erkenne und mit Bewußtsein das Naturnotwendige tue, so ist die Voraussetzung gemacht, daß die geschichtliche Zukunft wissenschaftlich erkannt werden könne. Die Astronomie kann mit Sicherheit, andere Naturwissenschaften können minder vollkommen ihre Gegenstände voraus berechnen. Einzelne Ereignisse der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt können, weil sie mit Methoden erfaßt werden, die den naturwissenschaftlichen ähnlich sind, im einzelnen Falle auf Grund ihrer Bedingungen vorhergesagt werden. Aber der Verlauf der Geschichte im Ganzen als eine einmalige, konkrete Totalität ist aller generalisierenden Wissenschaft unfaßbar, und es gibt kein Vorhersagen für ihn. Auch die gewaltsame Vereinfachung des historischen Materialismus, wäre sie selbst für die Erklärung der Vergangenheit gültig, schlüge nicht diese Brücke in das Zukünftige. Unsere wissenschaftliche Erkenntnis trägt nicht in die Zukunft der Geschichte. In die Zukunft der Geschichte trägt nur unser Wille. Die Welt wird in der Zukunft sein, was unsere Generation aus ihr machen wird. Jeder einzelne hat seine Bestimmung in dieser Aufgabe der Gestaltung der Zukunft. Keinem

kann von einem anderen kategorisch gesagt werden, was diese seine Bestimmung sei. Denn die Gesamtgestaltung der Zukunft steht noch nicht fest: sie soll ja erst geschaffen werden. Der einzelne muß sich also in Freiheit selbst seine Bestimmung geben und alle Kräfte anspannen, sie zu erfüllen. Er darf nicht in den Irrtum verfallen, sich und sein Werk absolut zu setzen und, mit seiner Phantasie seinem Willen zu Hilfe kommend, die ganze Zukunft von seinen Bestrebungen aus aufbauen zu wollen. Sonst verwickelt er sich in die Utopie und ihren Widerspruch. Wie der einzelne ein unselbständiger Teil der Gegenwart ist, so wird sein Werk ein unselbständiger Teil der Zukunft sein. Er kann nicht ermessen, welche Wirkungen es haben und an welcher Stelle es zu stehen kommen wird. Er muß es auf gut Glück schaffen und ihm seine besten Wünsche auf den Weg geben. Es ist uns nicht verliehen, unser Tun bis zu Ende in unserer Hand zu haben. Das Bild der Zukunft, die wir mit gestalten, liegt nicht in Tageshelle, sondern nur als ein unbestimmter lockender Schein vor uns, wenn wir handeln.

Wenn aber einer dies alles weiß und dennoch mit vorgreifender Phantasie vor sich und den Menschen, um deren Willen er wirbt, das Bild der Utopie aufrichtet, so tue er es. Denn dann ist sein Utopismus kein Denkfehler, sondern ein Willensrecht; durch keine Aufweisung eines inneren Widerspruchs widerlegbar, sondern ewig-gültig als eine schöpferische Form der praktischen Vernunft und als ein Weg jenes Strebens nach dem stärkeren, gesünderen, glücklicheren Menschentum, das in aller Naivität und Vertracktheit die tiefe Weisheit der Eschatologie bleibt und an dem wir, lächelnd über die anderen wie über glückliche Kinder, alle miteinander mit dem Traum irgendeiner Hoffnung, mit einem klug verschwiegenen Plan oder einem kühnen Werke der Kultur gläubig teilnehmen, solange überhaupt die Kraft zum tätigen Leben in uns ist.

Verantwortlichkeiten

Von

Richard Fester

(Fortsetzung)

II. Der Weg zu den Ursachen

Das Problem der von uns erlebten Katastrophe wird denkende Köpfe bis in die spätesten Zeiten beschäftigen. Heute zerrt fast jeder Deutsche daran herum. Daß auch Dichter und Philosophen mit ihren Mitteln es nicht lösen können, bedarf keines Beweises. Auf die Frage nach den Ursachen und Wirkungen kann die Geschichte allein die Antwort geben, und nur der Historiker ist berufen, sie zu schreiben. Sogar verfrühte Versuche zeigen seine absolute Überlegenheit. Kein Verständiger wird mit Heinrich Friedjung rechten, daß er bereits 1918 mit dem ersten Band seines „Zeitalters des Imperialismus" hervorgetreten ist [1]). Der ganz unpolitische alte Schlosser hat in dem Geschichtschreiber des „Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland" einen durch Rankes Schule gegangenen weltpolitischen Fortsetzer gefunden. Friedjungs Vorsatz, die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Menschenalters von 1884 bis 1914 aufzufinden, datiert von 1911, und es bedeutet das beste Lob seiner Arbeit, daß der Ausbruch des Krieges ihren Charakter nicht verändern konnte. Seine Stärke war in seinem älteren, mit Sybel erfolgreich um die Vorherrschaft kämpfenden Werke die unübertroffene dramatische Herausarbeitung der kriegerischen Vorgänge in einer auch dem Laien verständlichen Darstellung. Sein Verdienst in dem Zeitalter des Imperialismus wird es immer bleiben, daß er in das Chaos des Neben- und Nacheinander Ordnung gebracht und mit Meisterhand das in Ost und West und Nord und Süd Zusammengehörige plastisch geformt hat. Als Grundkarte kann das Buch nicht veralten, aber es wird dem Verfasser selbst schon heute erscheinen wie eine Karte Afrikas vor den Entdeckungsreisen Livingstones, Stanleys und Wissmanns. Den zweiten Band hat die Zersprengung der Wiener Archivsiegel durch die Revolution zurückgehalten. Dem ersten Bande hoffen wir in einer Neubearbeitung bald wieder zu begegnen. Sie wird sich

[1]) Berlin, Neufeld und Henius 1919. Die Vorrede vom August 1918.

auch von dem Anfangsjahre 1884, das durch Schlossers Weltgeschichte und durch das spontane Hervortreten eines universalen Imperialismus bestimmt worden ist, emanzipieren müssen, um sich zu einem Bilde der Kriegsursachen auszuwachsen, mit dem zu wetteifern ausländischen Historikern schwer fallen dürfte.

Eine andere Bewandtnis hat es mit der „Politischen Vorgeschichte des großen Krieges" des Grafen Ernst Reventlow. Als streitbarer Publizist hatte Reventlow zu den politischen Zeitproblemen allezeit weit schärfer Stellung genommen als der Österreicher Friedjung. Unbelehrbarkeit wird man ihm zwar nicht vorwerfen können. Ein Vergleich der verschiedenen Auflagen seines Buches über „Deutschlands auswärtige Politik 1888 bis 1914" zeigt ihn bemüht, der Erschließung neuer Quellen Rechnung zu tragen. Aber es liegt doch in der Natur seiner Urteile, daß er sich von einer durch energische Gedankenarbeit gewonnenen Ansicht schwerer abbringen läßt als ein Historiker, der Publizist mehr im Nebenamte ist. Friedjungs Buch verknüpft historiographisch die Vorkriegszeit mit unseren Tagen. Reventlows Vorgeschichte ist selbst ein Produkt des Krieges. Als er im Januar 1919 sein Vorwort schrieb, hatte die Flut der Katastrophenliteratur kaum begonnen. Man wird auch ihn zur Orientierung über den Stand unseres Wissens vor der Enthüllungsepidemie vor anderen befragen müssen, aber man wird ihn nicht wie Friedjung als Grundkarte gebrauchen können.

„Die Vorgeschichte des Weltkrieges" von Karl Helfferich gehört dagegen nicht in die Kategorie der verfrühten historischen Versuche. Der ehemalige Staatsminister hatte schon früher zu dem Problem der Kriegsursachen Stellung genommen, als er noch an führender Stelle im politischen Kampfe stand. Auch in seiner 1919 in rascher Folge auf den Markt geworfenen Trilogie „Der Weltkrieg" [1]) hat er es im Widerspruch zu dem Untertitel des ersten Bandes auf eine eigentliche Geschichte nicht abgesehen. Memoiren würden seinem ruhelosen Geiste nicht genügt haben. Der große Zusammenhang der Dinge, die er sehend und handelnd erlebt hat, soll zur Anschauung gebracht werden. Wenn auch auf diese Weise seit dem Altertum nicht wenige Geschichtswerke von bleibendem Werte entstanden sind, so hat Helfferich doch selbst das Gefühl, daß es vermessen von ihm wäre, in den Tempel Klios Einlaß zu begehren. Mit dem Schlagworte „Apologet des alten Systems" geschähe ihm Unrecht; der Exminister verschließt keineswegs die Augen gegen deutsche Irrtümer und Fehler. Aber seine Kritik wird unfreier, je näher er auf dem Wege von Bülow zu Bethmann Hollweg an die Zeiten seiner Mitarbeit und Mitverantwortung heranrückt. An Stelle

[1]) Berlin, Ullstein 1919. I. Die Vorgeschichte (Vorwort Ende März), 230 S.; II. Vom Kriegsausbruch bis zum uneingeschränkten U-Bootkrieg (Vorwort Juni), 430 S.; III. Vom Eingreifen Amerikas bis zum Zusammenbruch (Vorwort August), 658 S. III ist eine brauchbare Zeittafel beigegeben, die vom Kriegsausbruch an synchronistisch die militärischen, politischen und wirtschaftlichen Ereignisse nebeneinander stellt. Künftig zitiert Helfferich I, II, III.

der feſten Umriſſe des Univerſalhiſtorikers geben die Farben des Memoirenſchreibers dieſem Zwitter von Hiſtorie und Erinnerungen die Konturen. Der reinen Wiſſenſchaft gegenüber ſind ſeine Urteile, ſo wenig ſie überſehen werden dürfen, pſeudohiſtoriſche. Den Weg zu den Urſachen kann er uns auch als Zeuge von hohem Quellenwert nicht weiſen.

Ein Beiſpiel möge das Geſagte erhärten: In der knappen eigentlichen Vorgeſchichte vor der Mordtat von Serajewo ſind die Abſchnitte über die vorderaſiatiſchen Fragen, die Bagdadbahn und die Verſtändigung mit Frankreich über die türkiſchen Eiſenbahnfragen die wertvollſten (1, 120 ff.). Zum erſten Male erhalten wir hier einen Überblick über Verhandlungen, an denen Helfferich als Direktor der Deutſchen Bank beteiligt geweſen iſt. Die Schwierigkeiten eines Unternehmens, das ſich ſeinen Weg zwiſchen den Weſtmächten und Rußland zu ſuchen hatte, treten klar zutage. Von den tieferen Gründen dieſer Schwierigkeiten, die nicht ohne Würdigung der Orientpolitik der großen Mächte aufzudecken geweſen wären, erfährt der Leſer kein Wort. Reventlow hat künftig nur Vorurteile zu überwinden. Die Hemmungen Helfferichs ſind nicht allein in dem Mißerfolg der deutſchen Orientpolitik zu ſuchen. Das Streben nach Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge kommt zu ſpät. Allen Epigonen Bismarcks hat es mehr oder weniger daran gefehlt. Erkenntniſſe, zu denen ſie ſich auch jetzt nicht recht durchzuringen vermögen, hätte ihnen ſchon vor dem Kriege nicht nur der Hiſtoriker, ſondern auch der Geograph vermitteln können. An dem Kapitel der deutſchen Orientpolitik läßt ſich das unſchwer wie an einem Muſterbeiſpiele nachweiſen.

Der Verſuch eines Geographen, ſich als Pfadfinder neben den Hiſtoriker zu ſtellen, verdient daher an ſich Beachtung. Wenn ich bei dem Verſuche Georg Wegeners, „die geographiſchen Urſachen des Weltkrieges“ [1]) zu ergründen, etwas länger verweilen möchte, ſo veranlaſſen mich dazu ſowohl die Vorzüge wie die Schwächen ſeiner Studie. Die erſte Vorausſetzung hiſtoriſchen Verſtändniſſes iſt zu allen Zeiten die Kenntnis des Schauplatzes der Geſchichte geweſen. Seine Erweiterung hat jedesmal eine Steigerung der geographiſchen Intereſſen bedeutet. Durch die Berührung und Verſchmelzung ſämtlicher Kulturkreiſe im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts haben Weltgeographie und Univerſalhiſtorie den gleichen Impuls empfangen. Die geographiſchen Vorausſetzungen des Weltkrieges waren ſchon vor ſeinem Ausbruche wiſſenſchaftliches Gemeingut. Der Geograph wird aus Wegener wenig Neues erfahren. Dem Laien ſagt er um ſo mehr, weil die Gedanken Ratzels und Kjellens meines Wiſſens bis dahin eine ſo klare und überſichtliche Nutzanwendung nicht gefunden hatten.

Der von Friedjung geſchilderte Imperialismus wird bei Wegener dem Ausdehnungsdrange untergeordnet, der ſo alt wie die Welt iſt und als Hauptfaktor aus der Menſchheitsgeſchichte niemals verſchwinden wird. In ſeinen

[1]) Berlin, K. Siegismund 1920. 144 S.

Ausdrucksformen nach Zeiten und Völkern verschieden, wurzelt er durchweg in dem Verhältnis des Menschen zur Erdoberfläche. Sobald die Scholle einen Stamm oder ein Volk nicht mehr ernährt, erwacht der Landhunger, der jenseits der alten Grenzen seine Befriedigung sucht. Wo der Ackerbauer noch länger sein Auskommen finden könnte, sieht der Nomade sich genötigt, neue Weidegründe zu suchen. Wo intensive Raumausnutzung die Lebensmöglichkeiten verdoppelt und verdreifacht, besteht für die vermehrte Bevölkerung in der Kultur zurückgebliebener Staaten kein weiteres Fortkommen. Völkerwanderungen, Kolonisationen und die Konkurrenzkämpfe auf dem Weltmarkt haben die gleiche geographische Ursache. Um die großen Völkerstraßen zu Wasser und zu Lande wird bis zum Ende aller Dinge gekämpft werden. Der Drang zu dem die Länder verbindenden und scheidenden Meere hat bis an die Schwelle der Neuzeit das Mittelländische Meer zum Mittelpunkt der Universalgeschichte gemacht. Der gleiche Drang führt seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Menschheit unter dem Vortritt Europas auf den Ozean. Seine Stärkegrade mögen noch so verschieden sein, die geographische Begründung wird auch da nicht fehlen, wo der Ausdehnungstrieb unnatürlich gesteigert erscheint. Wegener verfällt selbst in den Fehler, gegen den er ankämpft, wenn er den französischen Gloiredrang ausschließlich zum treibenden Motiv der Gründung des neufranzösischen Kolonialreiches macht. Frankreich gehört zu den von der Natur gesegneten Ländern, wo die Scholle noch heute ihre Bewohner nährt, aber es erzeugt nicht genügend waffenfähige Männer, um seine Weltstellung zu behaupten, geschweige denn zu erweitern. Die Kolonien, die es als Produzent und Konsument entbehren könnte, sind ihm heute in erster Linie ein unentbehrliches Menschenreservoir. Afrika hat ihm zum Siege verholfen. Mit Afrika sucht es die Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen Mitteleuropa unmöglich zu machen.

Die Beseitigung aller durch das Expansionsbedürfnis gegebenen lokalen und universalen Konfliktstoffe oder auch nur ihre Abdämpfung vom kriegerischen zum bürgerlichen Prozesse setzte eine rationelle Verteilung der Menschheit über die bewohnbare Erde in einem Weltreiche, eine Herde und einen Hirten, voraus. Die ungeheure progressive Vermehrung der Menschheit seit dem Ausgang der Napoleonischen Ära hat die natürlichen Spannungen über die ganze Welt vermehrt und gesteigert. Was Wegener zur Erklärung des Phänomens der rapiden Bevölkerungszunahme anführt: Verminderung der Sterblichkeit durch die Fortschritte der Hygiene, erhöhte Sicherheit des Daseins zwischen 1815 und 1914, Weltwirtschaft, kann den forschenden Geist noch nicht ganz befriedigen. Genug, das Phänomen, dessen historische Keimzelle in Europa wohl die Entfesselung der Massen seit der französischen Revolution sein dürfte, ist vorhanden, und die Dichterworte: „Raum für alle hat die Erde", verlieren allmählich die Gültigkeit, die sie noch vor hundert Jahren bis in alle Ewigkeit zu haben schienen. Für die unkultivierten Gallier und Germanen waren die Mittelmeerländer, in die sie einbrachen, der Garten

des Paradieses. Moderne Kulturvölker lassen sich nicht in Massen nach Ländern verpflanzen, wo sie zu primitiven Lebensbedingungen herabsteigen müßten. Die Siedlungsmöglichkeiten werden durch das Klima und die Rasseeigenschaften der Menschen überall eingeschränkt, obwohl auch Wüsten und Polargegenden ihre Bewohner gefunden haben. Das Anwachsen der Bevölkerung Nordamerikas von etwa 6 Millionen um 1800 auf 136 hat die Übervölkerung Europas nicht aufgehalten. Die gesteigerte Industrie hat zwar für Millionen auf zu engem Raume zusammengedrängte Erdenbürger neue Ernährungsmöglichkeiten erschlossen, zugleich aber ihr Dasein an künstliche Bedingungen geknüpft, deren Zerstörbarkeit der Weltkrieg zum ersten Male in grauenvoller Weise offenbaren sollte.

Erwägt man, daß die Reichsgründung in diese Phase der Menschheitsentwicklung fiel, so wird die Gegnerschaft der größeren Hälfte der Welt gegen das Deutschtum verständlicher. In der gärenden Welt des Mittelalters mußten die Germanen, um sich selbst zu behaupten, die Erbschaft des weströmischen Imperiums antreten. Mit dem Zerfalle der Kaisermacht wurde Deutschland eine Konkursmasse, auf deren Kosten sich seine Nachbarn und seine eigenen Glieder bereicherten. Die seit Jahrhunderten ungewohnte Zurückweisung des Druckes von außen durch die unter Bismarcks Führung geeinigte Nation wurde daher schon als Gegendruck empfunden. Die wachsende Künstlichkeit der deutschen Lebensbedingungen fand nicht das Weltverständnis wie die Begründung der englischen See- und Weltherrschaft durch die noch größere Künstlichkeit der Lebensbedingungen der maßlos übervölkerten britischen Industrieinsel. Zu den gehäuften Konfliktstoffen des Zeitalters gesellten sich die Empfindungen, die ein robuster Eindringling in einem überfüllten Raum hervorzurufen pflegt. Drei Jahrhunderte früher würden wir unter werdenden Großmächten die geographische Ungunst des uns zugewiesenen Teiles der Erde eher überwunden haben. 1870 hat unsere staatliche Wiedergeburt zugleich eine wesentliche Voraussetzung zu einem großen Weltbrande geschaffen.

Es ist nicht die Aufgabe unseres kritischen Wegweisers, Schritt für Schritt die Entwicklung der Ursachen des Krieges aus seinen geographischen Voraussetzungen nachzuweisen. Wegeners häufige Verwechslung beider Begriffe und der Untertitel seiner Studie „Ein Beitrag zur Schuldfrage" beweisen, daß doch auch der Geograph zu der Lösung einer historischen Aufgabe nicht berufen ist. Rußlands Bedürfnis nach Atmungsorganen bedrohte den Weltfrieden seit Peter dem Großen. Seine geographische Befriedigung könnte es nur in der Erreichung des offenen Weltmeeres auf der europäischen und asiatischen Seite finden. Port Arthur war in diesem Sinne eine Etappe. Der Besitz Konstantinopels und der Dardanellen, in den es auf dem Umwege über Wien und Berlin zu gelangen hoffte, hätte es in eine maritime Sackgasse geführt. Das sogenannte Testament Peters des Großen schaut wohl hinter der russischen Politik der letzten Jahrhunderte hervor, aber es hat sie nicht eigentlich geleitet. Die Menschheitsentwicklung ist nun einmal

keine geradlinige. Dem Problem der Gegnerschaft der Vereinigten Staaten steht Wegener ziemlich hilflos gegenüber, weil ihm die Umbiegung der Monroedoktrin und die auf den europäischen Schlachtfeldern gesuchte Entscheidung über den Panamerikanismus [1]) entgangen ist. Solche Umbiegungen sind aber in der Geschichte des Ausdehnungsdranges der Völker fast die Regel. So viel steht fest: mit der Landkarte allein kommt man den Kriegsursachen nicht bei.

Ein methodischer Irrtum zieht andere nach sich. Wegeners Selbsttäuschung über die Tragweite geographischer Lehren hat ihn dazu verleitet, in den klar erkannten Voraussetzungen des Weltkrieges auch die Antwort auf die Schuldfrage zu suchen. In der Wissenschaft gibt es keine Übermacht. Ihr Diener sollte es Narren überlassen, auf falsch gestellte Fragen zu antworten, wenn auch Millionen schwitzender Menschenhäupter sie immerfort wiederholen. Der Weg zu den nationalen Verantwortlichkeiten führt durch die universalen Ursachen, die aus den geographischen Voraussetzungen historisch-deskriptiv, nicht geographisch-deduktiv, zu entwickeln sind. Wenn Wegener in seiner Antwort auch die Schuld beiseite schiebt, so wird es in den Kreisen, auf die seine Ausführungen berechnet sind, wenig Eindruck machen, daß er sie durch das Schicksal ersetzt, das uns an unserer geographischen Lage und der verspäteten Einigung zugrunde gehen läßt. Wo er stehen geblieben ist, könnten andere einsetzen, das Weltchaos verantwortlich machen oder den Demiurgos für schuldig erklären. Auch die Hekatomben des Weltkrieges werden der Übervölkerung der Erde nicht steuern. Eine größere Ernte verspricht dem apokalyptischen Würger der „Weltfriede". In Deutschland werden der Bolschewismus, der Untergang eines großen Teiles unserer Industrie, fortgesetzte Hungerrevolten und Tuberkulose für einen gewaltigen Rückgang der Bevölkerung sorgen. Der Industrieteufel hat gezeigt, was er vermag, und er wird es, wenn ihm in den anderen entwickelten Industriestaaten kein Einhalt geschieht, bei seinem ersten Triumphe nicht bewenden lassen. Es läßt sich verstehen, wenn unter diesen Eindrücken naiver Glaube sich dagegen empört, daß Gott so grausam mit seiner langen Stange unter die irdenen Töpfe schlägt, oder wenn er aus den Manifesten der Entente und der Bolschewisten den Antichrist heraushört. Wäre Wegeners Studie ein Beitrag zur Schuldfrage, so würde sie statt ins Freie in die Mystik chiliastischer Vorstellungen führen.

So verdunkelt der Irrtum des Verfassers sein Verdienst, das ich hauptsächlich darin sehe, daß er uns zwar nicht die Ursachen, aber den Weg zu den Ursachen gezeigt hat. Auch die Frage der Verantwortlichkeiten wird dadurch geklärt. Vom Staatsmanne muß verlangt werden, daß ihm die geographischen

[1]) „Deutsche Rundschau" 1918, Mai, S. 170; Oktober, S. 2. Eine ausführliche Bestätigung des dort Gesagten bei „Wahrhold Drascher, Das Vordringen der Vereinigten Staaten im westindischen Mittelmeergebiet. Eine Studie über die Entwicklung und die Methoden des amerikanischen Imperialismus. Hamburg, Friedrichsen 1918.

Voraussetzungen, aus denen sich Kriegsursachen entwickeln können, bekannt und zu jeder Stunde gegenwärtig sind. Die Wissenschaft der historischen Geographie und die Beobachtungen der politischen Wetterwarte haben ihm die Sicherungen zu diktieren, die er sowohl gegen konstante wie vorübergehende Bedrohungen der von ihm geführten Lebensgemeinschaft aufzurichten hat. Aus dem Charakter der Sicherungen wird sich dann ergeben, ob sie rein defensiv gedacht sind oder die beste Parade im Hiebe sehen. Im einen wie im andern Falle sind die Führer der Staaten dafür verantwortlich, daß die Sicherungen ihren Zweck erfüllen. Die Art der persönlichen Hemmungen wird darüber entscheiden, ob wir von Irrtum, chronischer Unzulänglichkeit, strafbarer Nachlässigkeit oder Schuld reden dürfen. Wenn die Untersuchung der Verantwortlichkeiten hierbei einzusetzen hat, so muß der Historiker sich allerdings bewußt bleiben, daß die historische Erkenntnis der Gefahren im Jahre 1920 für die Beurteilung der Sicherungen von 1890 oder 1914 nicht maßgebend sein kann. Postume Überklugheit ist heute eine Modekrankheit, der auch der Geschichtschreiber erliegen könnte, wenn er nicht selbst gegen diese Klippe seiner Kritik eine Sicherung in den Beobachtungen und Warnungen der Vergangenheit besäße. Die dargelegte unendliche Kompliziertheit der Aufgabe begründet seinen wissenschaftlichen Anspruch auf Gehör. Ob man ihn hören will, braucht ihn nicht zu kümmern.

III. Militärische Sicherungen

Das Auseinanderklaffen von Politik und Kriegführung hat so nachdrücklich wie nie zuvor ihre Zusammengehörigkeit erwiesen. Es ist kein Zufall, daß gerade ein Deutscher kurz vor dem jähen Abbruch des Völkerringens daran erinnert hat. Der stellvertretende Chef des Generalstabs General von Freytag-Loringhoven[1]) konnte in seinem am 1. September 1918 abgeschlossenen Buche noch nicht die Hand auf die tödliche Wunde legen, aber er fand in der Kriegsgeschichte seit Ludwig dem Vierzehnten einen Wegweiser, der uns auch vor dem Problem des Weltkrieges nicht im Stiche läßt. Als trefflichen Kommentar zu Clausewitz wird man es immer wieder zu Rate ziehen müssen, wenn auch das Problem heute eine Erweiterung des Themas verlangt. Denn die Zusammengehörigkeit von Politik und Kriegshandwerk beginnt nicht mit der eigentlichen Kriegführung. Die Mittel, die Kriegsministerium und Generalstab, Reichsmarineamt und Admiralstab dem Staatsmanne im August 1914 zur Fortsetzung seiner Politik zur Verfügung stellten, sind schon vorher politische Mittel gewesen. Der Militarismus war und ist niemals Selbstzweck. Die scheinbaren Ausnahmen der päpstlichen Garde oder der Wehrmacht von Monaco und San Marino figurieren in dem kulturgeschichtlichen Kapitel der Maskeraden. Auch hohe Ressortmauern können

[1]) Politik und Kriegführung. Berlin 1918, E. S. Mittler. X und 254 S.

nicht verhindern, daß der Politiker sich schon im Frieden vergewissert, auf welche militärischen Mittel er im Kriegsfalle rechnen darf, wie auf der militärischen Seite den Sicherungen die Einschätzung der möglichen politischen Gegner zugrunde zu legen ist. Das eine wie das andere bedingt ein Zusammenarbeiten, das annähernd ideal nur da erreicht wird, wo das Staatsoberhaupt Feldherr und Staatsmann in einer Person ist. Das Maschinenzeitalter mit seiner notgedrungenen Arbeitsteilung läßt es zweifelhaft erscheinen, ob die Welt einen Friedrich den Großen oder einen Napoleon noch einmal erleben wird. Schon unter Napoleon dem Ersten haben seine politischen Helfer sich freier bewegen können als etwa ein Podewils unter Friedrich dem Zweiten. Wie Bismarcks Führereigenschaften sich geltend gemacht haben würden, wenn er an der Spitze des Staates gestanden hätte, wissen wir nicht. Auf das politische Ressort beschränkt, mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm von militärischer Seite Ressortüberschreitung vorgeworfen wurde, wenn er die Superiorität der Feder des Diplomaten über das Schwert des Soldaten behauptete. Den harmonischen Ausgleich verdankte Deutschland damals dem gesunden Menschenverstande und dem ebenso hoheitsvollen wie festen Charakter seines ersten Kaisers, den man nicht mit Unrecht „den letzten wahren König" genannt hat[1]). Wilhelm der Erste würde allein nie vollbracht haben, was nur der Genius vollbringen kann, aber er hat allezeit das Zusammengehörige allen Reibungen zum Trotz mit starker und doch milder Vaterhand zusammengehalten. Seit 1888 hat uns ein solcher Herrscher gefehlt.

Wer durch diese Tatsache, auf die wir noch zurückkommen, die Ressorts für entlastet hält, macht sich einer Begriffsverwirrung schuldig. Nicht der Buchstabe der Verfassung, sondern der Geist eines Amtes bestimmt seine Verantwortung. Der Soldat, dem die militärische Sicherung des Staates obliegt, darf nicht mit Scheuklappen durch die politische Welt gehen. Der Staatsmann kann ohne Kenntnis der verfügbaren Kräfte keinen Einsatz wagen. Die ausschließliche Zuständigkeit des Ressorts beschränkt sich auf das Technische. Die Grenze der Sicherungen ist die Leistungsfähigkeit des Staates. Wird sie durch Abwehrpläne gegen mögliche Bedrohungen überschritten, so hat der Staatsmann alles aufzubieten, Kriegsgefahren zu beschwören, die der Heeresleitung das Unmögliche zumuten würden. Für den echten Soldaten gibt es kein Unmöglich. Sein Beruf ist es, dem Tode fest ins Auge zu schauen. Sein Urteil über die Aussichten eines Krieges wird man daher stets in seinem Feldzugsplane aufsuchen müssen. Verzweifelte Entschlüsse fordernde Pläne gestatten keinen Schluß auf die innere Verzweiflung ihres Urhebers, aber sie verraten dem Politiker, was auf dem Spiele steht, wenn sie ausgeführt werden müssen. Sie dürfen also mit Überschätzung der eigenen Kraft und Unterschätzung der Gegner nicht verwechselt werden. Wo diese vorliegt, vermehrt das Ressort der militärischen Sicherungen die bereits vorhandenen Gefahren

[1]) Eduard Meyer in seiner Rektoratsrede vom 15. Oktober 1919.

durch einen lebensgefährlichen Größenwahnsinn. Sicherungspläne an sich gestatten nur die Frage, ob sie zweckmäßig oder fehlerhaft gewesen sind. Die Frage der Verantwortlichkeit tritt erst hinzu, wenn sie auf leichtsinnigen Voraussetzungen aufgebaut worden sind.

Über die Unzulänglichkeit unserer Diplomatie gab es in Deutschland sehr bald keine Meinungsverschiedenheit. Das vorhandene Guthaben der militärischen Leitung wurde durch das redende Zeugnis der Friedensarbeit in dem Auftakt des Krieges noch verstärkt. Patriotische Erwägungen würden die aufkeimende Kritik auch ohne Zensur zurückgehalten haben, an dem Grundpfeiler der deutschen Zuversicht zu rütteln. Die Maulwürfe der werdenden dritten Internationale zogen es vor, den Boden, auf dem er stand, zu unterwühlen. Erst der Zusammenbruch löste auch da die Zungen. Schätzungsfehler, Übermut und ein falscher Ansatz sind dem Generalstab seitdem von verschiedenen Seiten vorgeworfen worden; am eindringlichsten von Oberst Immanuel und dem Historiker Georg Steinhausen[1]), der selbst als Major der Landwehr bis zuletzt im Felde gestanden hat. Sie haben sich, wie auch das historische Urteil über die Berechtigung ihrer Vorwürfe ausfallen mag, das Verdienst erworben, Antworten hervorzulocken, die wir ohne sie wohl nicht erhalten hätten. Als Quelle ersten Ranges erweist sich jetzt namentlich das Buch des Generalstabschefs der ersten Armee und der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, General von Kuhl, um das sich verschiedene kleinere quellenmäßige Beiträge gruppieren. Daneben tritt als österreichisch-ungarische Ergänzung vor allem die Darstellung des Kriegsministers und Armeeführers von Auffenberg-Komarów[2]). Der Marine sind ähnliche Fragen noch nicht gestellt worden, so daß man sich die Antwort aus Tirpitz, Pohl, Scheer und anderen herausholen muß. Rede und Gegenrede haben dabei, soweit sie der Polemik dienen, nur für den Fachmann ein beschränktes Interesse. Hier soll in Kürze das positive Ergebnis dieser Auseinandersetzungen gehoben werden. Es macht, wie sich zeigen wird, erst die Bahn frei für eine Beurteilung der deutschen Politik, die sich nicht auf unklare Unzufriedenheit oder gar Parteivorurteile gründet.

Selbstgefühl mit Beschränktheit gepaart wird immer zu Selbstüberschätzung und entsprechender Unterschätzung der Umwelt verführen. Es bedarf keiner Quellensammlung, um zu beweisen, daß es in allen Kreisen des Wilhelminischen Deutschlands vor 1914 weit verbreitet gewesen ist. Die militärischen Führer — und das ist hier das Entscheidende — haben ihre strenge Sachlichkeit dagegen gefeit. Das Urteil des deutschen Generalstabs über die Quantität und Qualität

[1]) Immanuel, Siege und Niederlagen im Weltkriege. Berlin 1919. — Steinhausen, Die Grundpfeiler des Krieges und der Generalstab. Zuerst Januar 1919. Zweite Auflage Juni 1919. Gotha, F. A. Perthes. Vgl. auch Steinhausen im Märzheft 1920 der „Preußischen Jahrbücher", S. 383 ff.

[2]) H. v. Kuhl, Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Berlin 1920, E. S. Mittler. — Auffenberg-Komarów, Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege. Berlin 1920, Ullstein.

der Armeen der Militärmächte hält auch der historischen Nachprüfung im allgemeinen stand. Der Preis aufmerksamster Beobachtung gebührt vor 1914 zweifellos den Generalstäblern der in Waffen starrenden Welt und unter diesen an erster Stelle den deutschen. Die Wirklichkeit sollte nur zu sehr dem Bilde entsprechen, das sie sich von der Stärke der möglichen Gegner, dem Grade ihrer Ausbildung und ihrer wachsenden Kriegsbereitschaft gemacht hatten. Gegen die ungeheuere zahlenmäßige Überlegenheit der voraussichtlichen Weltkoalition hätte auch eigene Selbstüberschätzung nicht blind machen können. Worin uns andere sonst überlegen waren, sah nur das unbestechliche Soldatenauge. „Im Flugwesen steht Frankreich an der Spitze", hat Moltke 1912 betont.

Die Quellen des Generalstabs für Feststellungen waren teils öffentliche, teils geheime, unter denen die Berichte der Militärattachés den Vorrang behaupteten. Einer von ihnen, Oberstleutnant Bernhard von Eggeling, hat der Berliner Zentralstelle Vorwürfe gemacht, die nicht unerwähnt bleiben dürfen [1]). Zunächst beklagt er sich darüber, daß ihn der Generalstab während seiner ganzen Dienstzeit „möglichst wenig über die heimischen Auffassungen" orientiert habe. Auch seien ihm überaus selten Mitteilungen über Berichterstattung anderer Stellen zugegangen; insbesondere habe jede Orientierung über die Berichterstattung aus Wien gefehlt. Wenn Kuhl meint, das müsse eine Ausnahme gewesen sein, so wird auch der Laie stutzig. Denn Eggeling war von 1912 bis zum Kriegsausbruch Militärattaché in Petersburg! Mit dem Beobachter des auch in Berlin erkannten Zünders der universalen Spannungen durfte doch keine Ausnahme gemacht werden. Noch unbegreiflicher erscheint es, daß Moltke ihm bei Antritt seiner Dienststelle ausdrücklich die Benutzung illegaler Nachrichtenquellen untersagt hat. „Ich habe die mir auferlegte Verpflichtung eingehalten" — erzählt Eggeling — „man wird das im Ausland kaum für möglich halten und ungern glauben. Es ist aber so." Der deutsche Militärattaché als Vestalin in dem Lande der Bestechungen ist in der Tat eine Überraschung, die erklärt sein will. So keusch ist man selbst unter Friedrich Wilhelm dem Vierten mit seiner verstiegenen Ritterlichkeit nicht gewesen. Die verspäteten Meldungen über die russischen Mobilmachungsanstalten werden uns erst durch dieses Zeugnis verständlich. Man wußte in Berlin, daß die sibirischen Armeekorps seit dem Mandschureikrieg annähernde Kriegsstärke behalten hatten, aber man hatte dem eigenen Beobachter die Mittel versagt zur Feststellung, daß schon im Mai 1914 die ersten asiatischen Truppentransporte aus dem Osten nach dem Westen rollten. Die Schrift des Generalstabs über „Rußlands Mobilmachung" [2]) sagt nicht, wann die Angaben deutscher Privatpersonen über ihre Maibeobachtungen in Berlin eingegangen

[1]) Die russische Mobilmachung und der Kriegsausbruch. Beiträge zur Schuldfrage am Weltkriege. Oldenburg-Berlin 1919, G. Stalling.

[2]) Neue Urkunden zur Geschichte des Weltkrieges. Berlin 1919, E. S. Mittler. — Da ein russisches Generalstabswerk über diesen Krieg wohl nie geschrieben wird und auch

sind. Gefangenenaussagen und das frühzeitige Eingreifen sibirischer Regimenter konnten sie nur nachträglich bestätigen. In der Einschätzung der russischen Übermacht hat Asien jedenfalls keine Rolle gespielt. Die zu Instruktionszwecken gemachte „kurze Zusammenstellung über die russische Armee" von 1913[1]) berücksichtigt lediglich Europa ohne den Kaukasus.

Hat in diesem Falle der Generalstab in technischem Sinne versagt, so dürfte doch der Hauptgrund ein politischer gewesen sein. Das Telegramm Jagows an den Botschafter in Tokio vom 1. August 1914[2]) läßt nicht mit absoluter Sicherheit auf Illusionen über Japans Haltung schließen, aber es gestattet noch weniger die Annahme, daß man im Auswärtigen Amt Japan zu den mutmaßlichen Gegnern gerechnet hat. Warnungen hat der Generalstab von dieser Seite schwerlich erhalten. Was der Militärattaché in Tokio berichtet hat, wissen wir nicht. Es ist also vorläufig nur eine Vermutung, wenn auch von großer Wahrscheinlichkeit, daß man die sibirischen Korps im Kriegsfall durch Japan für gebunden gehalten hat. Im übrigen hat gerade der Generalstab sich von Illusionen freigehalten. Aus drei Denkschriften an den Reichskanzler läßt sich das jetzt erweisen. Eine Moltkes vom November 1911 und eine des Oberquartiermeisters Graf Waldersee aus dem Mai 1914 sind erst bruchstückweise veröffentlicht[3]), die von Moltke durchgearbeitete Denkschrift Ludendorffs an den Reichskanzler und den preußischen Kriegsminister aus dem Dezember 1912 im vollen Wortlaut, aber ohne die Anlagen[4]). Wie Moltkes Vorgänger, Graf Schlieffen, die militärpolitische Lage Deutschlands 1911 ansah, erhellt aus einem Privatbriefe an den Herausgeber der „Deutschen Revue" vom 13. Dezember[5]). Für jeden dieser vier Offiziere besteht kein Zweifel, daß Deutschland, wenn die europäischen Spannungen zum Kriege führen sollten, sich der Koalition Frankreichs, Rußlands und Englands

schwerlich die Wahrheit sagen würde, ist besonders verdienstlich die von Robert Hoeniger „auf Grund unveröffentlichter russischer Urkunden" gemachte kritische Zusammenstellung: Rußlands Vorbereitung zum Weltkrieg. Berlin 1919, E. S. Mittler.

[1]) Berlin 1913, bei E. S. Mittler.

[2]) Montgelas-Schücking, Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch. Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 3, 53, Nr. 545; vgl. 4, 34, Nr. 785.

[3]) Urkunden des deutschen Generalstabs über die militärpolitische Lage vor dem Kriege. Hat der deutsche Generalstab zum Kriege getrieben? Berlin 1919, E. S. Mittler.

[4]) Ludendorff, Französische Fälschung meiner Denkschrift von 1912 über den drohenden Krieg. Ein Beitrag zur „Schuld" am Kriege. Berlin 1919, E. S. Mittler. Der dem französischen Kriegsminister 1913 zugegangene „rapport officiel et secret" vom 19. März 1913 (Documents diplomatiques 1914, Nr. 2, S. 9 bis 12) ist entweder eine schlechte Fälschung oder eine plumpe Mystifikation. Als Denkschrift kommt er wegen der Form der Berichterstattung jedenfalls nicht in Betracht. Da ein Fälscher besser die Form der Denkschrift gewählt haben würde, darf man vielleicht annehmen, daß die Aufzeichnung irgendeiner unverantwortlichen Persönlichkeit von einem französischen Spion durch Änderungen und Einschaltungen zurecht gestutzt worden ist.

[5]) „Deutsche Revue" 42, 3 (1917), S. 245 ff.

gegenüber sehen würde. Von England setzen sie voraus, daß es sich mit der Flotte und einem starken Expeditionsheer am Kriege beteiligen wird. Schlieffen sieht Italien infolgedessen bereits in den Reihen der Gegner des Zweibundes Moltke glaubt zwar nicht an die Festigkeit eines „rein kontraktlichen Bündnisses", das nicht mehr „auf gemeinsamen politischen Zielen beruhe", aber er nimmt an, daß Italien, wie es zunächst in der Tat geschehen sollte, sich von Dreibund und Dreiverband umwerben lassen werde Ludendorff rechnet im Monat des fünften Dreibundvertrages auf Grund seiner Besprechungen mit einem italienischen Generalstäbler bestenfalls auf die Neutralität Italiens und die Bindung schwacher französischer Kräfte [1]). Waldersee ist überzeugt, daß auch Rumänien, das Ludendorff noch als Bundesgenossen gegen Rußland in Anschlag gebracht hatte, unsere Gegner verstärken werde.

Eine lückenlose Folge dieser militärischen Denkschriften würde zu den wünschenswerten Enthüllungen gehören. Schon in diesen vier Dokumenten aus den Jahren der Hochspannung spielt der Gedanke des Präventivkrieges keine Rolle. Zweibund und Dreibund sind zur Abwehr geschlossen und schon deshalb im Nachteil gegen die Vereinigung von Mächten mit offensiven Zielen. Der Generalstab läßt sich durch die Gewißheit, daß ein Weltkrieg unter diesen Umständen von unserem Volke Übermenschliches verlangen würde, nicht niederdrücken, aber er schwebt in unabläßiger Sorge, daß der Ernstfall durch die Unzulänglichkeit unserer Diplomatie nicht so eintreten könnte, wie es unsere militärische Lage erfordert. Schon in dem Privatbriefe Schlieffens ist die Kritik der altruistischen und dennoch herausfordernden deutschen Politik in der Agadirkrisis zwischen den Zeilen zu lesen. Seit 1912 wächst die Besorgnis Moltkes, daß wir uns durch übereilte Schritte Österreich-Ungarns, statt sie zu zügeln, auf die schiefe Bahn fortreißen lassen könnten. Im Mai 1914 sagt Waldersee den deutschen Staatsmännern mit soldatischer Offenheit, sie möchten „sich klarmachen, daß die Fortsetzung ihrer Politik durch die Armee mit Erfolg nur möglich gemacht ist, wenn diese in den Stand gesetzt wird, sich einigermaßen der gewaltigen Übermacht zu erwehren".

Das Auseinanderklaffen von Politik und Kriegführung hat also eine lange, weit in die Friedenszeit zurückreichende Vorgeschichte. Von den bekannten Gegensätzen des Zeitalters Bismarcks unterscheidet es sich wesentlich durch den Ausgangspunkt. Ressort steht nicht wie damals gegen Ressort; von einem Antagonismus kongenialer Größen ist nichts zu bemerken. Helmut von Moltke hat auch in den Tagen und Wochen der Reibungen und Verstimmungen an der staatsmännischen Überlegenheit Bismarcks nicht gezweifelt. Seine Nachfolger haben die wachsenden Mißerfolge der deutschen Diplomatie seit der Jahrhundertwende vor Augen. Zu den unvermeidlichen durch unser Dasein gegebenen Gefahren gesellen sich nach ihrem Gefühl vermeidbare. An die Möglichkeit eines lokalisierten Krieges zwischen zwei oder drei Großmächten

[1]) Aus Ludendorffs Veröffentlichungen läßt sich nicht erkennen, was Moltke an dem Entwurfe geändert hat.

haben sie nachweisbar seit 1911, wahrscheinlich schon viele Jahre zuvor, nicht mehr geglaubt. Die innere Ungeduld des älteren Moltke zwischen 1866 und 1870 fehlt nach den vorliegenden Zeugnissen auch bei einem Feuergeiste wie Ludendorff vollständig. Auf dem verantwortlichen Posten, auf den sie gestellt sind, muß alles sie davon zurückhalten, zum Kriege zu drängen. Der an sich nicht unbegreifliche nervöse Wunsch, loszuschlagen, ehe es zu spät ist, konnte nur außerhalb ihres Kreises entstehen. Eine kriegslustige Militärpartei wie in Rußland hat es in Deutschland nicht gegeben.

Die Sicherungen aber sind selbstverständlich durch das Bild, das sich der Generalstab von der Gefahr gemacht hatte, bestimmt worden. In zwei Richtungen läßt sich das jetzt verfolgen. Den Forderungen verstärkter Rüstung entsprechen Operationspläne, die auf die äußere und innere Gefahr zugeschnitten sind.

Auf das europäische Wettrüsten braucht hier nicht eingegangen zu werden, da es sich im Lichte der Öffentlichkeit abgespielt hat. Dem Historiker stand schon vor dem Kriege auf diesem Gebiete ein massenhaftes Material zur Verfügung. An die Vorgeschichte der Heeres- und Flottenvorlagen werden wir jetzt erst näher herantreten können. Die Verstärkung von 1913 ist so, wie sie gefordert war, vom Reichstag bewilligt worden, aber die Reichsregierung hatte sich die weitergehende Forderung des Generalstabs nicht zu eigen gemacht. Ludendorffs energisches Drängen zur Aufstellung drei neuer Armeekorps hatte seine Versetzung als Regimentskommandeur nach Düsseldorf zur Folge. Die operative Abteilung des Generalstabs verlor ihren unersetzlichen Chef. Wenn auch Lüttich dafür sorgte, daß der Oberquartiermeister der zweiten Armee nicht lange im Schatten stand, so verraten doch die Begleitbriefe der Generale von Moltke und von Stein zu der Berufung nach dem Osten, daß der Sprecher des Generalstabs 1913 für sein Drängen durch Ungnade gekränkt worden war[1]). Das Heer aber sollte gerade die drei Armeekorps entbehren, die im August und September 1914 dem Kriege vielleicht eine andere Wendung gegeben hätten. Die Wiederaufnahme der Forderungen Ludendorffs durch Graf Waldersee kam bereits zu spät. Ob der Reichskanzler sich damit überhaupt auseinandergesetzt hat, ist noch unbekannt. Es verdient aber doch im Gedächtnis festgehalten zu werden, daß der Generalstab im Mai 1914 angesichts der sehr erheblichen Steigerung der Kriegsstärke Frankreichs und Rußlands über Ludendorff abermals hinausgehend die Einstellung sämtlicher wehrfähigen Deutschen zum Waffendienst wenn möglich zum 1. Oktober 1914, spätestens zum 1. Oktober 1915 gefordert hat.

Der Krieg hat gelehrt, daß auch diese letzte Forderung noch nicht weit genug gegangen ist. Schon die wochenlange Lähmung der Reichspost offenbarte ein Versäumnis der Friedenszeit. Der Ersatz für die zur Fahne berufenen Urlauber in den kriegsnotwendigen Betrieben wäre vorhanden ge-

[1]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 20 ff., 32 ff.

wesen, wenn schon im Frieden ein Hilfsdienstgesetz die Wehrverfassung ergänzt[1]) hätte. Untauglichkeit durfte, wenn mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht doch einmal Ernst gemacht werden sollte, nicht von der Dienstpflicht entbinden. Für Post, Eisenbahn, Intendantur und als technische Nothilfe mußte eine aus den zum Waffendienst Untauglichen ausgebildete Reserve und Landwehr für den Ernstfall bereitstehen. Die Herabsetzung der Anforderungen an die Tauglichkeit hat dann später die Lazarette und Sanatorien mit Lungenkranken bevölkert und den Pazifeismus in die Etappe und an die Front verpflanzt, während das Hindenburgprogramm den aus dem Gleichgewicht der Kräfte geratenen deutschen Wirtschaftskörper vollends zerrüttete. Das alles hätte durch vorbauende methodische Friedensorganisation vermieden werden können. Es ist nur ein schlechter Trost für uns, daß auch den Franzosen, obwohl sie nach Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit den letzten Mann einstellten, ein neuer Carnot gefehlt hat. Denn wir sagen uns, daß auch ein neuer Scharnhorst sich unter der Regierung, die wir hatten, niemals durchgesetzt hätte. Wer nicht den Mut besaß, das unverkürzte Ludendorffprogramm von 1912 vor den Reichstag zu bringen, würde die Vertretung einer folgerichtigen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht abgelehnt haben. Hinter Roon stand Wilhelm der Erste. Dem neuen Scharnhorst versperrten Wilhelm der Zweite und sein Kanzler den Weg. Bethmann Hollweg verdunkelt nur den Hergang, wenn er Ludendorff 1913 lediglich an den technischen, vom Kaiser geteilten Bedenken des Kriegsministers von Heeringen scheitern läßt. Das Entscheidende ist doch, daß er selbst sich für die Mehrforderung des Generalstabs nicht eingesetzt hat, obwohl er zugibt, daß die Militärs die äußere Gefahr zum mindesten so hoch wie er selbst eingeschätzt hätten. Der ganze Abschnitt seines Rechenschaftsberichtes[2]) beweist, daß ihm das Problem auch heute noch nicht aufgegangen ist. Er und der Kaiser wären vor der Geschichte gerechtfertigt, wenn der Reichstag wiederholt die größere Vorlage verworfen oder beschnitten hätte. Das deutsche Volk ist in seinen gesunden Tagen auf die Belastungsprobe äußerster Opferwilligkeit überhaupt nicht gestellt worden. Den Generalstab trifft höchstens der Vorwurf, daß er die Forderung von 1914 nicht schon früher, spätestens nach der Kriegsgefahr von 1911, angemeldet hat.

Die unzureichende Sicherung fiel aber um so mehr ins Gewicht, weil nach der Überzeugung des Generalstabs die miliärische Belastung Deutschlands durch die Schwäche seines Verbündeten unverhältnismäßig gesteigert wurde. In dem Kapitel „Kraftkomponenten Österreich-Ungarns" hat Auffenberg ein anschauliches Bild der Wehrkraft der Doppelmonarchie entworfen, das kein reichsdeutscher Betrachter unseres Dornenweges übersehen sollte. Zug um Zug bestätigt es die Wahrnehmungen des Generalstabs. In dem allgemeinen

[1]) Ich habe diese Frage bereits 1919 im Märzheft der „Deutschen Rundschau" (S. 291) angeschnitten.

[2]) Betrachtungen zum Weltkriege. Berlin 1919, Reimar Hobbing. 1, S. 97 ff.

Wettrüsten war Österreich-Ungarn auf der Stufe des Wehrgesetzes von 1889 zurückgeblieben. Auch die zweijährige Dienstzeit sollte 1912 keinen Wandel schaffen. Nach wie vor gebrach es an den Mitteln zu einer Verstärkung seines Heerwesens. Den Mut, sie zu fordern, brachte die durch die inneren Zustände und die chronische Kurzsichtigkeit der Ungarn gelähmte Regierung Franz Josefs nicht auf. Der Anstoß hätte von außen kommen müssen. Kuhl meint daher, wir hätten nach dem Beispiel der Franzosen und Russen versuchen sollen, „durch scharfe gegenseitige Kontrolle das Höchstmaß der Steigerung der kriegerischen Leistungsfähigkeit des Bundesgenossen zu erreichen". Der Hebel dieser Kontrolle war auf seiten der Entente die französische Finanzierung der russischen Rüstungen. Über ein so wirksames Druckmittel hat Deutschland vor dem Kriege nicht verfügt. Die Tatsache, daß Verhandlungen des Außenministers der Doppelmonarchie schon stark an Noten ohne Instrumente erinnerten, hätte aber auch uns die Handhabe gegeben, unseren Verbündeten schonend daran zu erinnern, daß er aktive Politik nicht ausschließlich im Vertrauen auf unsere Stärke treiben dürfe. Ob der Generalstab unter Schlieffen in dieser Richtung auf die Reichsregierung einzuwirken versucht hat, wissen wir nicht. Dem weichen Charakter Moltkes lag die Nötigung nicht, zu der doch gerade ihn die Besorgnis vor politischen Waghalsigkeiten des Verbündeten hätte veranlassen sollen. Vornehme Zurückhaltung paßt nicht in den Daseinskampf. Durch das Spionageverbot an die Militärattachés hat der Chef des Generalstabs die Sicherung des Staates unmittelbar gefährdet. Indem er dem Schlendrian an der Donau als stiller Beobachter untätig zusah, teilte er sich mit der Reichsregierung in die Mitverantwortung für die unzureichende Sicherung unserer Ostfront. Wir werden noch sehen, wie Deutschland im Kriege unter den schwierigsten Verhältnissen um den Einfluß ringen mußte, den Frankreich in dem waffenmächtigen Rußland seit geraumer Zeit wie ein Gewohnheitsrecht besaß.

Je ungenügender die Abwehrmittel waren, desto größere Bedeutung gewann der kriegerische Auftakt. Das volle Verständnis der neueren Geschichte wird sich ohne Kenntnis der Operationspläne nie erschließen. Obwohl die Mehrzahl Entwürfe bleiben, und kein Entwurf programmgemäß zur Ausführung gelangt ist, spiegeln sie doch treuer als jede andere Schätzung die militärische wie die politische Lage in der Zeit ihrer Entstehung. Zwanzigmal hat Hellmut von Moltke zwischen 1857 und 1870 seine Feder zur Formulierung seiner Gedanken über einen Krieg mit Frankreich angesetzt. Preußen vor und nach der Armeeorganisation Wilhelms des Ersten, vor und während der Entscheidung der deutschen Frage, der Norddeutsche Bund und die Bündnisse mit den süddeutschen Staaten haben diesen Entwürfen und Berechnungen ebenso ihren Stempel aufgedrückt wie die europäischen Machtverschiebungen jener dreizehn Jahre. Wir erfahren daraus, wie ernst sich die Lage für Preußen unmittelbar nach Königgrätz gestaltet hätte, wenn Napoleon der Dritte imstande und willens gewesen wäre, sich in die Neuordnung Deutschlands mit

bewaffneter Hand einzumischen. Der Historiker kann daher gerade hier auf die Vorlage des ganzen Materials nicht verzichten. Die Enthüllungsepidemie ist diesem abseits aller Sensationen liegenden Wunsche nicht zugute gekommen. Wenn trotzdem sowohl in Frankreich wie in Deutschland der Schleier gelüftet worden ist, so verdanken wir das in Frankreich der Ironie der Weltgeschichte, in Deutschland den erwähnten Angriffen auf den Generalstab. Im April 1919 hat in Paris eine Untersuchungskommission sich lang und breit mit der Räumung des Erzbeckens von Briey im August 1914 beschäftigt[1]). Der rasende Parlamentarismus wollte sein Opfer haben, und so sah sich die zur Verantwortung gezogene französische Heeresleitung genötigt, auf ihre Operationspläne näher einzugehen. Wir wissen also jetzt, daß der 1914 maßgebende Plan von 1913 der siebzehnte war. Das Jahr der Entstehung des ersten Planes und die ganze Folge der Entwürfe sind uns noch vorenthalten, aber wir dürfen davon Notiz nehmen, daß der sechzehnte von 1911 bis 1913 gültige Plan den Aufmarsch der Franzosen von Belfort bis zur Nordsee vorsah, mit andern Worten Belgien, sei es als Durchmarschgebiet, sei es als Kriegstheater, in seine Berechnungen hineinzog. Warum Operationsplan Nr. 17 das französische Heer zwischen Belfort und der belgischen Grenze aufmarschieren ließ, mit rückwärtiger Staffelung einer fünften Armee hinter dem linken Flügel, läßt sich nur vermuten. Achtung vor der belgischen Neutralität hat dabei sicher nicht den Ausschlag gegeben. Weshalb hätte sie auch 1913/14 größer sein sollen als 1911 und 1912? Wir müßten die Verabredungen mit England kennen, um die militärischen Gründe des veränderten Aufmarsches zu würdigen. Welche Rolle unter den politischen Gründen neben der Nötigung, die Nation durch sofortige Einreißung der Grenzpfähle Elsaß-Lothringens zu ermutigen, etwa die Berechnung gespielt hat, Deutschland sich zunächst ins Unrecht setzen zu lassen, bleibt vorläufig eine offene Frage.

Weit aufschlußreicher ist der von allen Rücksichten entbundene Überblick Kuhls über die deutschen Operationspläne von 1871 bis 1914 ausgefallen. Auch er ersetzt uns nicht den Wortlaut der Entwürfe und läßt überdies die zur Beurteilung unentbehrlichen genaueren chronologischen Angaben vermissen, aber er hat doch endlich den sogenannten Schlieffenschen Plan aus der Isolierung erlöst, in der er sich außerhalb des engen Kreises der Eingeweihten befunden hatte, solange nichts Verläßliches bekannt war. Zum ersten Male gewinnen wir einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte der operativen Ideen des Generalstabs unter Moltke dem Älteren (1857 bis 1888), Waldersee (1888 bis 1891), Schlieffen (1891 bis 1906) und Moltke dem Jüngeren (1906 bis 1914). Die

[1]) Es ist mir nicht bekannt, ob eine offizielle oder auch nur eine von der französischen Schwerindustrie veranstaltete Ausgabe der Protokolle des Untersuchungsausschusses erschienen ist. Die französische Presse hat längere Mitteilungen gebracht, die unter anderem bei B. Schwertfeger, Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität (Berlin 1919, S. 127 ff.) verwertet sind.

militärischen Beweggründe könnten nicht überzeugender dargelegt werden, die politischen werden auch von Kuhl nicht berührt. Die Geschichtschreibung des Altertums würde sie den Feldherren in den Mund legen. Der moderne Historiker fühlt die Verpflichtung, Hilfskonstruktionen nicht durch Kunstmittel zu verdecken, aber er darf deshalb nicht auf Schlüsse verzichten, die sich aus jenen Operationsplänen für jeden Urteilsfähigen nicht erst heute ergeben. Die von Meistern der Kriegskunst wie dem älteren Moltke und Schlieffen ins Auge gefaßten Mittel zur Beschwörung der wachsenden Gefahr des Zweifrontenkrieges reden eine Sprache, die auch im Auswärtigen Amt nicht überhört werden konnte. Der Gedanke der sogenannten Ermattungsstrategie hat in ihren Berechnungen nie eine Rolle gespielt. Der Zweiverband, geschweige denn der Dreiverband konnten es länger aushalten, als die eingekeilten Mittelmächte. Wo hätte die Nation in den ersten Wochen des Krieges, in denen die Stimmung der Völker erfahrungsgemäß zwischen Panik und Übermut schwankt, den moralischen Halt finden sollen, wenn der Verteidigungskrieg mit Defensive im Westen wie im Osten ihr sofort die erdrückende Übermacht der Feinde zum Bewußtsein brachte? Für den deutschen Generalstabschef war die Vernichtungsstrategie von vornherein das Gegebene mit dem beherrschenden Hintergedanken: vernichte, damit du nicht vernichtet wirst.

In der Politik hat Bismarck, wie im nächsten Kapitel gezeigt werden soll, die seit Jahren bis zum Überdruß erörterte Alternative: West- oder Ostorientierung, niemals anerkannt. Für den Kriegsfall mußten wir uns für Offensive im Westen oder Osten entscheiden. Nach Kuhl hat Moltke anfangs beabsichtigt, nach beiden Seiten anzugreifen. Die rasche Wiedererstarkung Frankreichs nach 1871 ließ ihn jedoch davon Abstand nehmen. Wäre das Jahr seiner Entscheidung für Angriff gegen Frankreich, Verteidigung gegen Rußland genannt, so besäßen wir zugleich einen Gradmesser der französischen Wehrkraft. Daß er seit 1879 der Offensive gegen Rußland den Vorzug gab, geschah aus politischer Rücksicht auf den jungen Zweibund. Ihm selbst wird es dabei am wenigsten entgangen sein, daß die Entscheidungsschlacht, zu der er im Verein mit den Bundesgenossen die Russen in Kongreßpolen zwingen wollte, keine Ausschaltung Rußlands verhieß. Ein Rußland, das durchhält, kann nie zum Frieden gezwungen werden. Sogar die verstümmelte Sowjetrepublik ist durch ihre Weiträumigkeit gegen völlige militärische Unterwerfung geschützt. Wann die im Osten eingesetzten Streitkräfte auch nur teilweise im Westen verfügbar wurden, war ganz unberechenbar. Im Westen aber hoffte Moltke, unterdessen schlimmstenfalls „am Main eine Entscheidung bis zum Ende" mit den vor Metz, Straßburg und Mainz geschwächten Franzosen „durchkämpfen zu können". Man begreift, daß solche Aussichten Bismarck nach politischen Rückversicherungen greifen ließen.

Ebenso folgerichtig war es nun aber, daß nach der Kündigung des Rückversicherungsvertrags und nach Abschluß der Entente für den Generalstab wieder die Westoffensive in den Vordergrund trat. Nicht daß er etwa

Frankreich als Gegner geringer eingeschätzt hätte als Rußland. Ganz im Gegenteil hielt er „die erstarkten Franzosen taktisch und operativ für viel geschickter als die Russen". Nichtsdestoweniger sagte man sich mit Recht, daß ein gewaltiger Schlag im Westen infolge der bis 1914 unablässig gesteigerten Überspannung der französischen Kräfte die Erkämpfung des Friedens eher erhoffen lasse unter der Voraussetzung, daß im Westen größere Truppenmassen zeitig genug zur Herstellung der Lage im Osten frei würden. Da die starke Befestigung der französischen Front einen schnellen Erfolg ausschloß und der Raum zwischen Verdun und der luxemburgisch-belgischen Grenze für eine Umfassung großen Stils zu eng war, ergab sich die militärische Notwendigkeit der Umfassung durch Belgien. Über ein Jahrzehnt hat Schlieffen sich noch mit operativen Palliativmitteln abgequält, bis er sich nach dem Mandschureikrieg in Voraussicht der Unterstützung Frankreichs durch England für einen Plan entschied, der Deutschlands Rettung vor dem drohenden Untergang auf die eine Karte der raschen Niederwerfung Frankreichs setzte.

Das Erscheinen der gesammelten Schriften des Grafen Schlieffen hat 1913 auf die Kreise, denen der Chef des Generalstabs im Frieden naturgemäß eine mythische Persönlichkeit ist, wie eine Offenbarung gewirkt. Ein Klassiker der Form und des Gedankens erschloß auch dem Laien noch besser, als es Hellmuth von Moltke vermocht hatte, das Wesen der Kriegskunst vom Altertum bis zur Gegenwart. Wortkarg wie sein großer Vorgänger zwang und zwingt er als die Inkarnation durchdringender Verstandesschärfe jeden, der ihm einmal nähergekommen ist, in seinen Bann. Wie er auf seine nächste Umgebung gewirkt hat, haben uns Kuhl und der Kriegsminister von Stein [1]) anschaulich und packend geschildet. Es heißt sein großes geschichtliches Andenken beleidigen, wenn man ihm heute seinen Plan oder gar den Mißerfolg der Marneschlacht zum Vorwurf macht. An allen unseren positiven militärischen Leistungen des Weltkrieges hat er ein geistiges Eigentumsrecht. Die Verantwortung für die Fehler darf er ablehnen. Die Voraussetzungen seines Operationsplanes waren seine Sorge. Über die Folgen des Gelingens oder Mißlingens kann er sich keinen Selbsttäuschungen hingegeben haben. Alles, was wir von ihm wissen, spricht dagegen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich nach Veröffentlichung seines ganzen literarischen Nachlasses an Denkschriften und Briefen auch der dokumentarische Gegenbeweis noch einmal führen läßt. Man verdreht den klaren Sachverhalt, wenn man ihn der Politik den Todessprung zumuten läßt. Was er vorschlug, war im Kampf gegen den Dreiverband der einzige Ausweg zur Rettung, und er mußte es als Soldat der Reichsleitung überlassen, zu bedenken, ob sie der Kriegführung jemals zumuten durfte, ihn zu beschreiten.

Vergißt man nicht, die Veränderungen der militärischen Lage zwischen 1906 und 1914 zu berücksichtigen, so ergeben die Voraussetzungen Schlieffens

[1]) Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig 1919, K. F. Koehler. S. 28 ff.

einen Maßstab für seinen Nachfolger und die Einleitung des Weltkrieges. Von der Umfassung versprach sich Schlieffen nur dann einen Erfolg, wenn der rechte Flügel so weit wie möglich ausholte und so stark wie möglich gemacht wurde. Auch eine wuchtige oberrheinische Offensive der Franzosen durfte die Schwenkung mit dem Drehpunkt Metz nicht aufhalten. Die freiwillige Preisgabe lothringischen Bodens und des Oberelsaß stand ebenso in seinem Programm, wie die Räumung Ostpreußens. Selbst Schlieffens Schüler Ludendorff meint, daß der Generalstabschef dabei nicht die Wirklichkeit des Krieges berücksichtigt und nicht der ungeheuren Verantwortung Rechnung getragen habe, eigenes Land dem Feinde zu überlassen[1]). Es darf aber doch bezweifelt werden, ob Schlieffen auch unter dem Eindruck der Kulturverwüstungen des modernen Krieges seinen Entschluß geändert hätte. Wo Tausende in den sicheren Tod geschickt werden, um Millionen Kameraden vor dem Untergange zu bewahren, muß auch der Ruin blühender Grenzprovinzen als Preis für die Rettung des Vaterlandes gezahlt werden. Das hat schon Friedrich der Große, der es wissen mußte, wie Kuhl mit Recht erinnert, in den Generalprinzipien des Krieges mit dürren Worten gesagt. „Wer alles verteidigen will, verteidigt nichts."

Das Ziel des umfassenden rechten Flügels hatte Schlieffen so weit als möglich gesteckt. Damit war auch gesagt, daß seine Gedanken bis Calais flogen. Es ist ein Streit um Worte, wenn Kuhl gegen Tirpitz einwendet, daß Schlieffens erstes Kriegsziel die rasche Niederwerfung Frankreichs gewesen sei. Mit einem englischen Expeditionsheer hat er ebenso gerechnet, wie mit dem Widerstande der Belgier. Die kontinentale Umfassung der vereinigten Landmacht Frankreichs, Belgiens und Englands war unvollkommen, wenn ihre maritime Verlängerung nicht zum mindesten gestört oder unterbrochen wurde. Die Aufgabe der Flankendeckung des Umfassungsflügels fiel der deutschen Flotte zu. Schlieffens Ressort endigte am Kanal. Stein sagt von ihm, er sei wie der alte Moltke keine Kampfesnatur gewesen. Ein Übergriff in ein anderes Ressort war nicht von ihm zu erwarten. Dagegen wäre es denkbar, daß er den Kaiser mündlich oder schriftlich auf die Ergänzungsbedürftigkeit seines Planes vorsichtig aufmerksam gemacht hat. Ist eine Anregung von seiner Seite erfolgt, so hat sie jedenfalls keine Spuren hinterlassen.

Die Flottenfrage wird uns erst im nächsten Kapitel beschäftigen. Hier steht nur der Gebrauch der Flotte als Instrument der Politik zur Erörterung. Aus den Erinnerungen von Tirpitz und Scheer[2]) entnehmen wir jetzt, daß diesem Instrument die Handhabe gefehlt hat. Für die Leitung des Landheeres hatte die Ära Wilhelms I. eine feste Tradition geschaffen. Die

[1]) Meine Kriegserinnerungen, S. 35.

[2]) Alfred von Tirpitz, Erinnerungen. Leipzig 1919, Köhler. 526 Seiten. Vgl. S. 123, 306 ff., 228. — Admiral Scheer, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Persönliche Erinnerungen. Berlin, Scherl, ohne Jahr (1920, Vorwort vom September 1919). 524 Seiten. Vgl. S. 454—461.

technische und wissenschaftliche Vorbereitung des Krieges war zwischen Kriegsministerium und Generalstab streng geteilt. Im Ernstfall übernahm der Chef des Generalstabs die strategische Führung. Die Einheitlichkeit des Oberbefehls war in der Person des obersten Kriegsherrn verkörpert. Dieses bewährte Vorbild war zunächst auch für unsere junge Marine maßgebend gewesen. Das Reichsmarineamt entsprach dem Kriegsministerium, das Oberkommando der Marine ungefähr dem Generalstab. 1899 aber trat ein Wendepunkt ein. Im Vordergrund stand der Ausbau der Flotte. Das Landheer war längst vorhanden, als das Kriegsministerium geschaffen wurde. Der neue Staatssekretär des Reichsmarineamts v. Tirpitz stellte sich die Aufgabe, eine einheitliche Flotte zu schaffen, die sich in dem organischen Verhältnis der einzelnen Waffengattungen mit dem Landheere vergleichen ließ. Er empfand es daher lästig, daß eine zweite starke, „meist nicht am selben Strang ziehende Behörde" neben ihm stand. Das Oberkommando der Marine wurde aufgelöst und durch den Admiralstab ersetzt, der bis zu Scheers Berufung nur dem Namen nach an den Generalstab erinnert hatte. Während sich unsere Marine mit dem Geiste ihres Organisators erfüllte, verkümmerte die Vorbereitung der Seekriegsleitung. Das selbständiger gewordene Flottenkommando sah seine Friedensaufgabe ausschließlich in der Taktik und Ausbildung. Der Admiralstab arbeitete zwar wie das beseitigte Oberkommando Operationspläne aus, aber er mußte sich nach Ausbruch des Krieges mit der Verteilung der „vorhandenen Schiffe und Fahrzeuge auf die einzelnen Operationsgebiete" begnügen.

Von der außenpolitischen Gefahrzone des Flottenbaues wird noch die Rede sein. Hier erfahren wir zum ersten Male von inneren Gefahren des ganzen Systems. Sie treten bei dem unbefangeneren Admiral Scheer naturgemäß stärker hervor als bei Tirpitz, der ja doch schließlich zu dieser Entwicklung der Dinge den Anstoß gegeben hat. Auch der Großadmiral selbst hatte darunter zu leiden. Es hing von seinen persönlichen Beziehungen zu dem jeweiligen Chef des Admiralstabs ab, daß er etwas von der Arbeit seines Ressorts erfuhr. In den letzten Jahren vor dem Krieg ist nach seinen eigenen Worten der Operationsplan auch ihm gegenüber als Geheimnis behandelt worden. Zu seiner Ausschaltung bei Kriegsausbruch, die wir heute mit ihm aufs tiefste beklagen, hat er bis zu einem gewissen Grade selbst den Grund gelegt. Der Antagonismus zu Pohl[1]) erscheint daneben nur als eine sekundäre Folgeerscheinung.

Die innere Gefahr hätte im Juli 1914 vielleicht noch durch die Berufung des Großadmirals zur Oberleitung der Marine beschworen werden können. Ein außerordentlicher Schritt wäre aber auch das gewesen. Man stelle sich nur einmal vor, daß Wilhelm der Erste Roon 1866 oder 1870 am Vorabend

[1]) Admiral Hugo von Pohl, Aus Aufzeichnungen und Briefen während der Kriegszeit. Berlin 1920, K. Siegismund. 150 Seiten.

des Krieges zum Chef des Generalstabs ernannt hätte. Würde die Armee das nicht als ein Armutszeugnis für den Generalstab aufgefaßt haben? Und Roon war nicht so lange aus der Praxis heraus wie Tirpitz! Wenn freilich der Großadmiral das uneingeschränkte Vertrauen der Marine besaß und die eigentliche Führung ihm durch den Flottenchef abgenommen wurde, so konnte doch auch er einen Operationsplan nicht aus den Ärmel schütteln, da „Gesamterwägungen zwischen den politischen und militärischen Spitzen niemals stattgefunden hatten, weder über die politisch-strategischen Probleme der Kriegführung, noch über die Aussichten eines Weltkrieges überhaupt". Tirpitz hätte, falls der Kaiser ihn berief, wie Bismarck bei seiner Ernennung zum Bundestagsgesandten sagen können: „Ich habe den Mut zu gehorchen, wenn Eure Majestät den Mut haben zu befehlen." Der Mut des Monarchen hätte aber in diesem Falle Einsicht in den Organisationsfehler von 1899 vorausgesetzt. Was 1899 gefehlt hatte, konnte sich 1914 bei Kriegsbeginn noch nicht einstellen. Die überragende Persönlichkeit des Staatssekretärs war von Wilhelm dem Zweiten nur um den Preis eines Kompromisses ertragen worden. An den Chef des Generalstabs hatte den Kaiser eine große Tradition und Schlieffens kluge Schonung seiner Schwächen gewöhnt. Eine diktatorische Oberleitung der Marine wäre ihm wie ein Attentat auf seine oberste Kommandogewalt erschienen. Tirpitz wußte, weshalb er den Kaiser in dem Wahne ließ, die Flotte als oberster Admiral ohne Mentor allein in der Hand zu haben. Als Scheer „nur unter der Voraussetzung, daß er ausgesprochene Befehlsbefugnisse erhielt", Chef des Admiralstabs werden wollte, war er überrascht, gegen die Voraussage des Chefs des Marinekabinetts bei dem Kaiser auf keinen Widerstand zu stoßen. Wer denkt da nicht an die bei Tirpitz immer wiederkehrende „Stuckmauer", die Wilhelms des Zweiten tägliche Umgebung um ihn errichtet hatte. Sie kann nicht weggeleugnet werden, aber sie hatte doch nur entstehen können, weil der Herrscher sozusagen selbst den Stuck dazu geliefert hatte. Über Lucanus, Valentini, Generaloberst von Plessen und Admiral von Müller[1]) wird das Urteil der Geschichte lauten, daß Wilhelm der Zweite sie nach seinem Bilde geformt hatte. Die Erfahrungen Scheers finden ihre einfache Erklärung darin, daß die Stuckmauer 1918 längst durchlöchert und der Kaiser ein innerlich gebrochener Mann war. Auch darf nicht übersehen werden, daß das Reichsmarineamt die von 1899 bis 1914 ausgeübte Hegemonie erst durch den Krieg verloren hat.

So erklärt es sich, daß die schwache Fühlung zwischen Landheer und Flotte, statt verstärkt zu werden, allmählich verloren ging. Tirpitz hatte als

[1]) Dieses Urteil wird auch nicht durch Müllers Gegenangriff auf Tirpitz (Meine Stellungnahme zu den Tirpitz-Erinnerungen. „Deutsche Politik" 1919, Heft 47 vom 21. November, S. 653–665) umgestoßen. Von Abstrichen in Einzelheiten, die man natürlich auch bei Tirpitz machen muß, darf dabei abgesehen werden. Vgl. auch die Entgegnung des früheren Chefs des Admiralstabs Bachmann und Müllers Replik in der „Deutschen Politik" 1920, Heft 2 vom 9. Januar, S. 52–59.

Stabschef des Oberkommandos zwischen 1892 und 1895 die von ihm ausgearbeiteten Operationspläne stets „dem Einverständnis des Chefs des Generalstabs unterbreitet". Was von seiten des Admiralstabs geschehen ist, wissen wir nicht. Graf Baudissin hat 1908 „den sofortigen rücksichtslosen Einsatz der aktiven Flotte zur Schlacht in den Vordergrund der Operation gestellt". Die Frage drängt sich auf, ob nicht Schlieffen dabei Gevatter gestanden hat. Nach der relativen Dürftigkeit unseres Wissens muß die Antwort noch vertagt werden. 1914 war jedenfalls der Geist der Initiative aus dem Admiralstab geschwunden. v. Pohl hatte das volle Einverständnis des Kaisers, als er den Chef der Nordseeflotte anwies, „vorläufig gegen England den Kleinkrieg zu führen, bis eine solche Schwächung des Gegners erzielt sei, daß man zum Einsetzen der Flotte übergehen könne". Mit anderen Worten, der Einsatz der Flotte wurde ad calendas Graecas verschoben.

Über Friedrich Wilhelm den Ersten stimmt das Urteil der Nachwelt überein, daß er aus dem härtesten Kernholz der königlichen deutschen Eiche geschnitzt war. Trotzdem war es vielleicht für seinen Nachruhm, geschweige denn für Preußen und Deutschland ein Glück, daß er früher aus der Welt gegangen ist als Kaiser Karl der Sechste. Der Einsatz der Potsdamer Wachtparade in Preußens Schicksalsstunde war nicht seine Sache. Die unbestreitbaren Verdienste Wilhelms des Zweiten um die Flottengründung würden seinen Namen zu den Sternen getragen haben, wenn er in höchster Not den Spott des Auslandes über Willys Spielzeug Lügen gestraft hätte. Daß er den schmachvollen Untergang der deutschen Flotte überlebt hat, übertrifft die grausamsten Infernostrafen. Den Todesmut, den er selbst nicht besaß, hatte 1914 die ganze Marine. 1918 konnte der Verdacht, daß sie geopfert werden sollte, die Meuterei der Hochseeflotte entfesseln. 1914 hatten die Mannschaften genau so wie die Offiziere das glühende Verlangen, zum Todesritte gegen die englische Übermacht eingesetzt zu werden. Dafür hatte Tirpitz in angespannter Friedensarbeit gesorgt, daß auch der Seesieg für England ein teuer bezahltes Risiko wurde. Welchen Eindruck hat Coronel gemacht, das doch nur eine militärisch bedeutungslose Episode gewesen ist. Das Opfer eines erheblichen Teils der Hochseeflotte hätte eine Schwächung der Flotte und der Seegeltung Englands zur Folge gehabt, ohne daß der Küstenschutz Not litt. Die Annäherung des rechten Umfassungsflügels des Landheeres an die Küste war auch der gegebene Augenblick zu einem Vorstoß der gesamten Hochseeflotte in den Kanal. Schlieffen hätte alles daran gesetzt, ihn herbeizuführen. Sein Nachfolger Moltke hat auch der Flotte ihre Aufgabe nicht erleichtert, indem er durch Änderungen des Schlieffenschen Operationsplanes das Zusammenspiel der beiden Instrumente und den Erfolg des kühnen, aber nicht aussichtslosen Wurfes in Frage stellte.

Von Moltke reden alle, die ihn näher gekannt haben, mit der wärmsten Verehrung. Ein vornehmer Charakter, nicht ohne „einen Zug zum Über-

sinnlichen“ [1]), wird er schon dadurch charakterisiert, daß er von einem Weltkrieg „die Vernichtung der Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus“ [2]) erwartet hat. Sein ganzes Sinnen und Trachten war der Verhütung dieses namenlosen Unglücks gewidmet. Nur dilettantischer Leichtfertigkeit kann es einfallen, ihn als Stümper hinzustellen. Von vornherein ist zuzugeben, daß er es schwerer hatte als Schlieffen. Er stand nicht nur im Schatten seines unerreichbaren Vorgängers. Er hatte auch mit einer weiteren Verschiebung der Verhältnisse zu unseren Ungunsten zu rechnen. Eine sklavische Ausführung des Schlieffenschen Planes wäre 1914 unmöglich gewesen, nachdem Frankreich und Rußland, das Zarenreich vor allem durch seine strategischen Bahnen, abermals einen großen Schritt in der Kriegsbereitschaft vorwärts getan hatten. Auch Schlieffens letzter Plan galt unverändert nur unter der Voraussetzung, daß der gleichzeitigen Mobilmachung der großen Mächte die Eröffnung der Feindseligkeiten auf dem Fuße folgte. Ein diplomatischer Schiebetanz, wie wir ihn im Juli 1914 erleben mußten, war darin nicht vorgesehen. Daß Rußland durch Suchomlinows Vorwegnahme der Mobilmachung im Osten schließlich ebenso rasch sprungbereit wurde wie Frankreich im Westen, verändert das Bild, das sowohl Schlieffen als Moltke bis zum Attentat von Serajewo sich von der Kräfteverteilung in den ersten Kriegswochen gemacht hatten. Der August 1914 stellt also von neuem die Frage, wo der Angriff anzusetzen war, ob wir uns im Westen oder im Osten oder an beiden Fronten auf Verteidigung beschränken sollten.

Soviel wird man den Kritikern, die sich nachträglich für die militärische Ostorientierung erklären, einräumen müssen, daß der Angriff im Osten die Katastrophe unseres Verbündeten zum mindesten hinausgeschoben hätte. Im übrigen führt auch die erneute Prüfung der Frage zu dem durch die Kriegserfahrungen bestätigten Ergebnis, daß man größere Aussicht hatte, in dem russischen Landmeere zu ertrinken, als im Osten den Frieden zu erkämpfen. Erwägt man ferner, daß Einstellung auf Defensive an beiden Fronten 1914 noch bedenklicher gewesen wäre als acht Jahre früher, und zieht man in Betracht, daß 1914 eine Katastrophe des französischen Heeres in noch höherem Grade eine Katastrophe des französischen Staates bedeutet haben würde, so könnte der Mißerfolg Moltkes das Urteil seiner Verteidiger, daß er an den Grundlinien des Schlieffenschen Planes mit Fug und Recht festgehalten habe, nicht umstoßen.

Auch Kuhl zählt zu den Verehrern Moltkes. Der klare Verstand, die Einsicht, schnelle Auffassung und große Arbeitskraft des Generals haben ihm ebenso imponiert wie sein Edelsinn. Seine Leitung der Generalstabsreisen und operativen Kriegsspiele nennt er musterhaft, die Anlage der Kaisermanöver sehr lehrreich und vielseitig. Um so schwerer wiegt sein Zeugnis,

[1]) Stein a. a. O., S. 38.

[2]) In einer Beurteilung der militärischen Lage am 28. Juli 1914. Urkunden des deutschen Generalstabs (s. o.), S. 14. Warum hat Kautsky in seine vollständige Sammlung der deutschen Dokumente diese Denkschrift an den Reichskanzler nicht aufgenommen?

daß der neue Generalstabschef die Grundlinien des Schlieffenschen Planes alsbald, und nicht erst 1914, umgebildet hat. Kuhl spricht von einer Verschiebung, man wird aber jetzt wohl besser von einem Umsturz des Gesamtplanes reden. Schlieffen hatte alles auf die Umgehung angelegt. Die Schwenkung war exerziermäßig gedacht, gut ausgerichtet mit beschleunigter Gangart des Außenflügels und ohne Vorprellen der Mitte. Den linken Flügel hatte er bei Metz und an der Nied so fest verankert, daß er auch den Anprall eines weit überlegenen Angriffes aushalten konnte. Ausbeutung französischer Erfolge im Elsaß hielt er, wenn der umfassende Flügel vorwärtskam, für ausgeschlossen. Die Aufgabe des linken Flügels war schon erfüllt, wenn es ihm gelang, stärkere Kräfte des Feindes auf sich abzuziehen. Statt ihn selbst zu verstärken, dachte Schlieffen sogar an die spätere Abgabe von Teilen der siebenten Armee an den rechten Flügel, der von vornherein mit tiefgestaffelten Reserven am reichlichsten ausgestaltet werden sollte. Moltke verstärkte dagegen auf Kosten der Reserven des rechten Flügels den linken. Gelang es, den Gegner in Lothringen zu schlagen, so sollte ihm durch die Festungslücke zwischen Toul und Epinal nachgedrängt werden. Aus Kuhls Angaben läßt sich nicht entnehmen, ob gleichzeitig auch die operative Aufgabe des rechten Flügels umgestaltet worden ist. 1914 ist er nach Forcierung des Aufmarsches links eingeschwenkt. Durch Französisch-Lothringen und an Paris vorbeigreifend, sollte der Feind wie mit einer gigantischen Zange gepackt werden. Aus der Umgehung wurde eine Umfassung.

Über die Aussichten der Westoffensive hat sich jetzt auch Auffenberg [1]) ausgesprochen. Die Sicherheit bis zur Entscheidung fortlaufender taktischer Erfolge hätte sich nach dem Urteil des österreichischen Generals „erst eingestellt, wenn die verbündeten Mittelmächte den überragend hohen moralischen Mut und die hiermit notwendigerweise verknüpfte Opferwilligkeit besessen hätten, noch eine Armee von ungefähr 150000 Mann statt im Osten an der Westfront einzusetzen. Denke man sich in der Schlacht an der Marne eine österreichisch-ungarische Armee, an welchem Teil der Schlachtfront immer eingesetzt, so wäre — menschlicher Voraussicht nach — an Stelle ‚des Wunders an der Marne' der Zusammenbruch daselbst erfolgt. Damit aber wäre zweifelsohne die Möglichkeit gegeben gewesen, alle bisher an der Ostfront entstandenen Schäden wieder auszugleichen". Die Wortredner der militärischen Ostorientierung werden sich dieses Urteil eines Österreichers merken müssen. Für Moltkes Plan bedeutet es das Gegenteil einer Entlastung. Wenn wir 1906 zu einer Umfassung zu schwach waren, so galt das 1914 in erhöhtem Maße, weil die Ostfront von vornherein wegen des größeren russischen Druckes stärkere Kräfte band. Eine Zange, die durch die Festung Paris greifen oder sie rechts liegen lassen sollte, verlangte, daß der rechte Flügel noch stärker gemacht wurde, als Schlieffen es vorgesehen hatte. Indem Moltke gerade vom

[1]) A. a. O. S. 93.

rechten Flügel die zwei Armeekorps wegnahm, die er dem bedrängten Ostpreußen schickte, zerbrach er sich selbst die Zange, der nun auch das Zupacken zwischen Toul und Epinal nicht gelang. Schlieffen hatte dem Umfassungsflügel Geschwindschritt zugemutet; Moltke verlangte von der Armee Kluck Laufschritt, der sie von ihren geschwächten rückwärtigen Verbindungen lösen mußte. Schlieffen wäre mit den vorhandenen Kräften haushälterischer umgegangen. Moltke beseitigte vor allem durch seine Änderungen den zureichenden militärischen Grund des Durchmarsches durch Belgien.

Historische Vorsicht gebietet, hier zunächst einmal Halt zu machen. Die Feststellung, daß Moltke den Weg zum Erfolg verbaut hat, genügt nicht, um auch seinen Mißerfolg ausschließlich aus dem veränderten Operationsplane herzuleiten. So lange wir nicht übersehen können, wie weit der Rückzug der Verbündeten im August und September 1914 durch den Druck der deutschen Waffen und wie weit er durch die operativen Erwägungen der französischen Heeresleitung diktiert worden ist, läßt sich auch nicht entscheiden, ob der deutsche Rückzug von der Marne zur Aisne unausweichlich gewesen ist. Auf deutscher Seite haben die Führer der dritten und zweiten Armee, Hausen[1]) und Bülow[2]), ihre Zeugenaussagen gemacht. Der Führer der ersten Armee, Kluck, ist zum Worte gemeldet. Von wem die Anregung zu dem Rückzugsbefehle vom 10. September ausgegangen ist, von Bülow, Moltke oder dessen Sendboten, Oberstleutnant Hentsch, bedarf noch der Klärung, die durch den Tod zweier Hauptzeugen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist. Auch das Kapitel „Politik und Kriegführung" kann nicht überschlagen werden, bevor an eine gerechte Verteilung der Verantwortung zu denken ist. Sollte sich herausstellen, daß Bülow zu schwarz sah, als er die Umgehung seines rechten Flügels und die Abdrängung der ersten Armee Kluck befürchtete, so wäre damit noch keineswegs bewiesen, daß Moltkes Plan durchgeführt werden konnte. Die kritische Lage im September hatte unsere Schwäche an dem entscheidenden Punkte offenbart. Auf ein Erstarren der Front liefen Moltkes Wege allemal hinaus. Der große Wurf war auch dann mißlungen, wenn wir an der Marne stehen blieben. Die historische Bedeutung des Rückzuges an die Aisne war es wohl, daß er die ganze Welt den ausgebliebenen Erfolg als Mißerfolg ansehen ließ. Aus der Erschütterung des deutschen Ansehens erwuchs das Vertrauen unserer übermächtigen Feinde auf den Endsieg.

Es versteht sich von selbst, daß auch ein Bismarck die Operationspläne Schlieffens und Moltkes 1906 und 1914 nicht in dem gleichen Lichte wie wir gesehen hätte. Der einzige Punkt, wo die Laienkritik eines mit Englands Gegnerschaft rechnenden Staatsmannes einhaken konnte, war die der Küste

[1]) Des Generaloberſten von Hausen Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. Leipzig 1920, Köhler. (Vorwort vom 21. Februar 1919.)

[2]) Mein Bericht zur Marneschlacht (Dezember 1914). Berlin, ohne Jahr (1920), A. Scherl.

den Rücken zeigende Linksschwenkung des rechten Umfassungsflügels, von der, wie erwähnt, noch nicht feststeht, wann sie von Moltke zum erstenmal ins Auge gefaßt worden ist. Alles andere mußte als militärische conditio sine qua non für den Ernstfall dahin genommen werden. Moltke hatte dem leitenden Staatsmanne 1870 das Gefühl der Sicherheit gegeben. Schlieffen und Moltkes Neffe ließen die Reichsleitung nicht in Zweifel, daß der Erfolg auf des Messers Schneide gestellt war und die äußerste Anspannung aller Kräfte Deutschlands und seines Verbündeten verlangte. Lag schon darin eine Abschreckung, wieviel mehr in der Aufrollung der belgischen Frage. So wie man nach Belgien einmarschierte, kam man nicht wieder heraus, wie auch immer ein Weltkrieg endigen mochte. Man nennt heute unterschiedslos alle Annexionisten, die während des Krieges eine deutsche Lösung der belgischen Frage gefordert haben. Hätte die Regierung vor dem Kriege unter den Politikern und Historikern dieser Richtung eine vertrauliche Umfrage veranstaltet, so hätte sie wohl ein einstimmiges „Hände weg" zu hören bekommen. Erst die Tatsache des Einmarsches hat zu der Erinnerung veranlaßt, daß, wer A gesagt hat, auch B sagen muß. Der Einmarsch hatte im feindlichen Lager und in Belgien selbst den Krieg überdauernde Folgen. Jeder Versuch, sie wirksam zu beschwören, mußte die deutsche Politik der Zukunft schwer belasten. Die bedingungslose Räumung nach dem Kriege war nichts anderes als eine halbe Kapitulation. Wäre der Weltkrieg nicht an sich schon für Deutschland ein Kampf auf Leben und Tod gewesen, die belgische Frage hätte ihn dazu machen müssen.

Die Untersuchung der militärischen Sicherungen führt somit zu dem Ergebnis, daß einer vorschauenden deutschen Politik kein Opfer zu groß sein durfte, die Verstrickung in einen Weltkrieg zu verhüten. Von Schande umgeben, staunen wir heute über die grenzenlose Übertreibung, Olmütz ein zweites Jena zu nennen. Die politische Niederlage Preußens von 1850 wäre nicht schimpflich gewesen, wenn Graf Brandenburg den Rückzug vor der russischen übermächtigen Drohung deckte. Schimpflich haben sie erst die Modalitäten des Rückzuges gemacht, für die Otto von Manteuffel verantwortlich ist. Wenige Jahre später zerstörte der Krimkrieg die russische Vorherrschaft, und das Jahrzehnt schloß mit der Wiederherstellung des politischen Ansehens des preußischen Staates. An Olmütz erinnert die Agadirkrisis von 1911. Hätte nicht auch die serbische Gefahr 1914 überwunden werden können, wie sie schon mehrere Male beiseite geschoben worden war? Friedrich Wilhelm der Vierte und Otto von Manteuffel verstanden nichts von Politik, aber sie haben wenigstens Preußen eine militärische Niederlage erspart. Hätten Wilhelm der Zweite und Bethmann Hollweg dem Deutschen Reiche nicht den gleichen Dienst in weit größerer Gefahr erweisen können?

Die militärischen Sicherungen stellen die Frage. Die Antwort kann nur die Bündnispolitik des Deutschen Reiches geben.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft)

Der Prophet von Ombi

Novelle

von

Peter Dörfler

Eines Abends, als in der ägyptischen Stadt Ombi die ermüdeten Sklaven an den Nilschöpfrädern und die Frauen der Kornhändler im Schatten der Palmen und Arkaden von den Freuden der nahen Isisfeste träumten, die Ombi und die Nachbarstadt Tentyra nach langen Kriegsleiden zu siebentägigen Schmausereien vereinigen sollten, da schrie eine Wärterin, die am Flußufer eingeschlummert war, plötzlich mit wahnsinnigen Gebärden auf, schrie noch einmal und noch einmal wie ein wildes Tier und erstarrte dann. Aber der Schrei zuckte rasend schnell wie ein von Baum zu Baum überspringender Funke durch die ganze Stadt bis zu den Landhäusern auf den östlichen Höhen und erstickte dann vor dem Palaste des Kaufmanns Onyxos.

Onyxos lag auf einer rosenüberrankten Terrasse inmitten seiner Lieblingssklavinnen und Freunde auf einem von goldbrokatenen Decken überhangenen Ruhepolster. Seine satten Augen waren halb zugekniffen, seine übervollen Lippen umspielte ein Schatten überdrüssiger Erschlaffung. Eine schlaftrunkene Stille lag über dem schwülen, duftdurchschwängerten Park. Onyxos öffnete eben den Mund, und er begann seinen Freunden zu erzählen, wie er als diesjähriger Festausrichter Ombi sieben Tage lang zum Quell aller Wonnen machen werde, so daß selbst die Götter sich grämen müßten, keine Ombiten zu sein. Da erwachte der Schrei, der die Stadt aufgewühlt hatte, und klang klar wie ein Heroldsruf über die Mauern des Palastes her: „Wehe Onyxos, dir und uns! ... Wehe, Artagos, des Onyxos einziger Sohn wurde von einem Krokodil verschlungen!"

Der Kaufmann sprang vor das Parktor und sah Ombi vor den Säulen seines Hauses versammelt. Die Menge, die eben noch geschrien und gerast hatte, verstummte gleich ertappten Schuldigen und starrte zu Boden. Die Lieblingssklavinnen hängten sich wie rasende Mänaden an ihren Herrn. Er aber schüttelte sie ab, warf das Haupt in den Nacken, ließ sich einen Stock reichen und schritt weitausholend wie ein Blinder dem Flusse zu. Unten am Gestade stand immer noch die Wärterin. Sie konnte weder gehen noch sich bewegen. Aber als sie den Herrn mit seinem Lächeln um die Lippen und

mit dem Stock in der Hand daherschreiten sah, hinter ihm wie zwei ungeheuere bunte Fittiche das doppeltgereihte Volk, da stieß sie nochmals jenen Schrei des Grauens aus: „Wehe, Onyxos, dir und uns! . . . dein Söhnchen, wehe, das Untier!“ . . . Ein gurgelndes Zischen entfuhr dann ihrer versagenden Kehle. Die Erstarrte gewann plötzlich Kraft, sie floh vor dem freundlich nahenden Vater des verunglückten Knaben und stürzte sich in selbstmörderischer Wut in den dumpfklatschenden Strom.

Onyxos schaute einen Augenblick lang lautlos und in gemächlicher Neigung in das Wasser und wandte sich dann gegen die sinkende Sonne. Mit einem Male ließ er den Stock aus der zuckenden Hand fallen und warf sich auf sein Antlitz in den glitzernden Sand. Es war dem angstvoll und in bangen Ahnungen blickenden Volke, als hätten bei seinem Fall Himmel und Erde, das flache Ufer und die rötlichen feingeschwungenen Sandhügel, ja sogar das Auge Ras, die göttliche Sonne, gebebt. Die Freunde eilten herbei, dem lange Hingestreckten zu helfen. Aber sie wagten es nicht, ihn zu berühren, und selbst die ehrwürdigen Greise und Frauen traten zurück vor ihm. Endlich ermannten sie sich zu Trostreden: „Onyxos,“ sagten sie, „niemand ist unsterblich! Du hast doch gewußt, daß du einen sterblichen Sohn zeugtest. Füge dich also in das Los der Sterblichen!“

Aber Onyxos bewegte sich so wenig wie die verdorrte Palme, an deren Fuß er lag.

Als die Abendkühle über den heißen Sand hinstrich und die Wellen frostig herüberhauchten, baten sie ihn in zarten Worten, er möchte sein Leid vor den Altar der Götter, im stillen Heiligtum des Palastes, tragen. Doch nur der spielende Wind vermochte die purpurnen Säume des Byssusgewandes zu bewegen. Onyxos lag wie ein felsig erstarrtes Gebilde. Die Menge, die das seltsame Geschehen eine Zeitlang gebannt hatte, kam mehr und mehr in Bewegung. Die Kinder heulten, die Frauen schluchzten, die Männer knirschten und hoben die Fäuste gegen den Fluß. Die Freunde des Onyxos aber geboten Stille und baten das Volk, heimzukehren. Und die Leute gehorchten willig, um in Schenken und Häusern nach Lust toben und die Krokodile verfluchen zu können. „Ein böser Dämon war das Untier,“ sagten sie, „er wollte mit dem Knaben des Festausrichters auch unsere Festfreude verschlingen. Wir werden nun am Isisfest Knoblauch und Hartbrot essen statt fette Pfauen!“ Die Nilfischer gelobten sich, morgen auszufahren und den Strom mit dem Blute der wilden Bestie zu färben.

Unterdessen schafften die Freunde und Frauen wollene Decken und warme Kleider, erquickende Weine und leckere, sorgfältig in Wärmegeschirre geborgene Speisen zum Strande. Sie richteten sich mehr und mehr ein, lagerten sich, aßen und tranken, erst zaghaft, ehrfurchtgebannt, dann herzhafter und fröhlicher. Und sie grüßten mit reichen Spenden die königlich am Welttor erscheinende Selene und die erhabenen Götter der Nacht. Je mehr sie tranken, desto ungebundener gaben sie sich dem Genusse hin. Sie opferten, um Typhon

und alle Dämonen der Finsternis zu beschwören, den Manen des Verunglückten und arteten allmählich in die grause Lustigkeit der Totenmahle aus. Sie ließen schwarze Sklavinnen tanzen und zarte Griechen die Flöte blasen. Schließlich tanzten alle und sangen in die schweigende Nacht, um so den Kaufmann aufzufordern, zum Leben zurückzukehren. Sie riefen ihm auch zu: „Freue dich, denn das Leben ist kurz, du wirst sterben, genieße den Tag, pflücke die schöne Nacht!" Kaum konnten die Trunkenen abgehalten werden, den Daliegenden zu rütteln und in die Höhe zu reißen. Erst gegen Morgen streckten sie sich erschlafft auf die Polster und Decken und überließen das Wort den sich zankenden Wellen des Stromes.

Als die Sonne ihre flimmernden Rosen über den Pfad, den sie beschreiten wollte, hinstreute, lag der Kaufmann noch immer in der gleichen Starre zwischen den schlummernden Freunden. Das Volk erhob sich zur Arbeit, die Walker griffen nach ihren Kämmen, und die Feldarbeiter trieben ihre Esel den Schöpfrädern zu. Da sie aber Onyxos die Stirne in den Sand gedrückt an der Palme liegen sahen, da ergriff sie alle von neuem heilige Scheu, und kurz vor Sonnenaufgang war die ganze Stadt im Halbkreis um die Gelagerten wie um einen heiligen Altar versammelt. Die Priester stimmten zu Ehren des Serapis einen Hymnus an, und die Frauen kauerten trauernd nieder. Plötzlich aber bewegte sich Onyxos, hob sich auf die Knie, stand langsam auf und gebot den Freudejauchzenden mit der Hand Stillschweigen, schaute lachend, so daß seine Zähne blitzten und seine dicken Backen sich ballten, auf die unter Weinkrügen und Tafelgeschirr hingestreckten Freunde und rief: „Auf, Brüder, Freundinnen, auf zum hohen Feste! Wie könnt ihr so lange säumen, meine Freude mit mir zu teilen!" Entgeistert, stieren Blickes, weinschwer erhoben sich die Herren und wußten ihre Gedanken nicht zu ordnen. Onyxos winkte einem Sklaven. Dieser brachte ihm ein langes, weißes Gewand. Er vertauschte es mit seinem purpurnen Oberkleid, dann erhob er die Hand, winkte Schweigen und rief: „Ihr Männer, ein Kaufmann im Morgenland bin ich bis heute gewesen! Die Götter wollten mich erhöhen und haben mich zu ihrem Herold gemacht. Glückseliger Vater, ich! Eure Söhne alle wird die Erde verschlingen; mein Sohn ist Speise eines Gottes geworden. Denn ein Gott ist das Krokodil. So ward es mir diese Nacht geoffenbart. Heilig ist das Krokodil, und wer von ihm verzehrt wird, verwandelt sich in einen Gott."

Das Volk fiel bei diesen Worten stumm zur Erde nieder. Onyxos machte eine Pause, dann sprach er lachend und weinend in überschwänglicher Seligkeit mit flammenden Augen, bald verzückt lispelnd, bald im Übermaß der Wonne schreiend: „Mein Sohn sitzt mit den Göttern beim Mahl. Dank dir Gott Krokodil! Preis dir, Gottheit, du mein Sohn!" Die Bürger und Sklaven, die Frauen und Mädchen sahen das Gesicht leuchten, das sie von Trauer und Verzweiflung entstellt zu finden vermeint hatten. Und sie glaubten um so freudiger an ein Wunder, als das nahe Fest der beiden

Städte nun von keiner Totenklage bedroht war. Unter den Umstehenden war mancher, dessen Kind dem Rachen eines Krokodils zum Opfer gefallen war. Diese riefen: „Dank, Onyxos, dir für deine Freudenbotschaft! Selig wir, daß unser Fleisch bei den Göttern thront!"

So riefen erst einzelne, dann fielen Hunderte in Begeisterung ein und sangen in Hymnen den Preis des heiligen Stromes und des neugeoffenbarten Gottes. Rasch hatten sich Priester in heilige Gewänder geworfen. Onyxos schickte Sklaven in sein Haus. Diese trugen auf großen Platten rote Fleischstücke und frischgeschlachtete Tiere herbei. Darauf zog die freudig erregte Stadt in feierlicher Prozession den Fluß entlang. In weitem Schwung warfen die Diener des Kaufherrn die Fleischstücke in die über geheimnisvolle Tiefen strömende Flut. Die Krokodile wimmelten heißhungrig herbei: ihre schwärzlichen Panzer schimmerten wie Kloakenbrodem durch die Wellen, ihre langen Schnauzen fuhren hervor, und ihre tückischen Augen glühten vor Gier. Aber die Ombier jubelten ihnen zu. Dunkle Gefühle des Grauens mischten sich mit dunklen Ahnungen von jenseitigen Schrecken. Das Unsagbare, Übermenschliche, das ihnen nahegekommen war in der Schönheit Ras, des Sonnengottes, berührte sie ebenso mächtig in der dämonischen Häßlichkeit der widerlichen Tiere. Onyxos schmeichelte ihnen mit Kosenamen, so wie man sie jungen Schoßhündchen und weißen Tauben gibt. Als die Prozession und die Spenden ihr Ende gefunden hatten, wies er die bereitgestellte Sänfte und die angebotenen Erquickungen zurück und sprach feierlich wie ein Priester, der im Allerheiligsten steht: „Ich will nicht ruhen und keine Speise über die verlangenden Lippen bringen, bis ich das neue Heil auch den Brüdern in Tentyra verkündet habe. Denn wenn wir bisher eins mit ihnen in der Götterverehrung gewesen sind, so wollen wir auch künftig von ihnen, wie es unsere uralte Brüderlichkeit erheischt, in nichts geschieden sein. Die nächtliche Offenbarung hat mir auch diesen Heroldsdienst aufgetragen!"

Als die Bewohner von Ombi dies vernahmen, wurden sie aufs neue an das nahe bevorstehende Fest erinnert, darum jubelten sie dem reichen Onyxos aufmunternd zu und begleiteten ihn auf dem Wege nach Tentyra, bis er sie zurückschickte, bedeutend, daß nur der Auserwählte Recht und Pflicht hätte, Bote des neuen Gottes zu sein.

Die Heimkehrenden teilten sich in Gruppen. Viele waren in feiertägig-feierlicher Stimmung und überdachten prüfend das Seltsame, anhebend von jenem Schrei, der die Stadt erschüttert hatte, bis zu der Erstarrung des Kaufherrn und seinem Aufwachen mit seligen Mienen und seligen Worten. Andere wunderten sich, daß Onyxos, den man bisher nur als Verehrer von leckeren Frauen und Speisen gekannt habe, auf einmal gottesfürchtig geworden sei. Die Freunde, die während der Nacht bei ihm getafelt hatten, versammelten sich aufs neue zu einem Mahl und begannen zu spotten: „Seltsam, wir haben getrunken, und da hat er die Trunkenheit davon bekommen. Ich wette, das Krokodil hat zu ihm gesagt: Deinen Knaben kann ich dir nicht

mehr wiederkäuen. Aber ein Mittel, über die Totenklage hinwegzukommen, will ich dir zuflüstern! — Und Onyxos hat noch immer rasch verstanden, wenn man ihm einen Weg zu einem Mahle wies."

Zwei Tage lang blieb der Kaufherr bei den Tentyriden. Indessen betrieben die Seinigen zu Ombi die Vorbereitungen zu der nahen Festfeier mit einem niegesehenen Eifer. Rings um alle Tempel, an allen öffentlichen Plätzen und an jeder Straßenkreuzung stellten sie Tische und Speisepolster auf. Die Garküchen schafften einen ungeheueren Vorrat an feinen Speisen herbei, damit man am siebenten Tage ebenso in Fülle schwelgen könne wie am ersten. Denn wie der Nil zu seinen Zeiten das weite Land tränkt und überströmt, so sollten an diesen Festtagen alle Sinne der Menschen mit dem Köstlichsten, was die Nilüberschwemmung in Ägypten erzeugt, gesättigt und übersättigt werden. Unter all diesen Zurüstungen, über der Gier nach den Festfreuden, dem Vorwegkosten heißersehnter Genüsse, der Erinnerung an frühere Schwelgereien und den Träumen, wie man diesmal, vermöge des Reichtums des Festausrichters, selbst die Wonnen von Canopus überbieten wolle, vergaßen sie von Stunde zu Stunde mehr des neuen Gottes, wie sie selbst der Isis und des Sonnengottes und aller Himmlischen über den Vorstellungen des werdenden siebentägigen Himmels in Ombi vergaßen.

Am Morgen des dritten Tages kehrte Onyxos aus Tentyra zurück. Er hatte sein weißes Gewand zerrissen und den glatten Scheitel mit Asche bestreut. In sein rundes doppelkinniges Gesicht waren tiefe Furchen eingeschrieben, die dunkelumränderten Augen lagen tief und blickten seltsam drohend und wild. Er ging wortlos an die Stelle des nächtlichen Gesichtes, neigte sich tief vor den wie verfaulte Baumstrünke aus dem Wasser ragenden Tieren und sprach: „Wehe den Tentyriden; sie haben meine Botschaft verlacht! Wehe ihnen, sie haben euern Herold als einen Trunkenen behandelt!"

Er erhob sich sodann und schritt durch Ombi in abgemessenen Pausen dumpf ausrufend: „Wehe den Tentyriden! Wie sollen wir mit ihnen essen und trinken, wenn sie sich über uns erheben und die Gottesgemeinschaft ablehnen!"

Ein hartes Bangen kam über die von Ombi: Wie? Das schon reif gerüstete Fest noch einmal bedroht? Und von diesen Tentyriden? Und die immerfort heimlich glimmende nachbarliche Eifersucht wurde angefacht. Schimpfreden auf dieses kleingeistige Tentyra wurden laut. Zu der Gier nach Schwelgerei floß die Sucht nach Streit und Erregung. Jeder Bürger freute sich, einmal so recht aus vollem Herzen auf die Tentyriden schelten zu können. Mit dem Grimm über die verächtliche Behandlung ihres Angesehensten und Reichsten wuchs zugleich die Flamme der Begeisterung für den neuen Gott. Das göttliche Krokodil wurde zum Trutzwort. Drohend und zärtlich, inbrünstig, wie den Namen eines Geliebten, und in heißer Empörung, wie den Namen eines bedrohten Heiligtums, sprachen sie es aus. Onyxos' Freunde lagerten sich um ihn und redeten Feuerworte über das Erhabene der Erscheinung und

die Erhabenheit des in den heiligen Tiefen des Stromes lebenden Tieres, dessen übernatürliches Wesen jetzt alle geahnt haben wollten. Und da wagten diese „Gewürzschmecker", die Theophanie jener Nacht zu leugnen! Warum? Aus Mißgunst gegen Ombi! Und sie zählten an den Fingern alle Zeugnisse des Neides, die sie selbst und ihre Ahnen von Tentyra erfahren hatten. Onyxos krümmte sich bei diesen Reden wie ein brennender Baum, an dessen Zweige überallher frische Funken sprühen.

Aber da ertönte die Trompete, welche den Beginn des Festes ankündigte. Sklaven strömten, von dampfenden Schüsseln beladen, aus den Häusern; ein Brunnen öffnete zweimal zwölf Röhren auf vier Seiten und goß aus ihnen duftenden alten Wein in goldbeschlagene Marmorbecken. Da blähte Onyxos in wilder, heißhungriger Gier die Nüstern auf, warf sich hin und schlürfte den erquicklichen Trank, legte sich dann auf den nächsten Speisepolster an der Straßenkreuzung, schlang rasch herbeigeschaffte Ragouts und Fleischstücke hinab und versank so sehr in die Wonne der so lange vermißten Labung, daß er stumm und alles vergessend wie ein Tier aß und schlang. Die Freunde um ihn her und die Bürger der Stadt taten es ihm fast gleich. Denn auch sie hatten, um viel Raum für die Köstlichkeiten des siebentägigen Gastmahls zu schaffen, gefastet und jede Kunst angewendet, um ja in völliger Gesundheit und Frische in das große Gelage eintreten und als gute Kämpfer durchhalten zu können. Sie beneideten jene, die immer wieder genußfähig waren, und bedauerten nur die Schwächlichen und rasch Gesättigten. So schwelgten sie nach Vermögen zwei Tage hindurch. Die abgestumpften Sinne wurden durch schwarze Flötenspieler, durch in die Luft gegossenes Rosenöl und in Kohlenbecken verbrannte Gewürze, endlich durch den Tanz von Knaben und Sklavinnen angereizt. Manchmal erhoben sich die Trunkenen und Übersättigten und tanzten selbst bis zur Erschöpfung und bis sie durch den reichlich vergossenen Schweiß wieder fähig waren, ihrem Gaumen eine neue Köstlichkeit zuzuführen. Dabei wurde alles vergessen, was die Stirne des Menschen emporhebt zu den Mächten, die ihnen von oben zuwinken. Die Ombiten hörten auf, ihren Sphinxen zu gleichen, die auf tierischem Leib ein gedankenvolles Haupt tragen. Aber sie glichen auch nicht den Maultieren und Rindern, die nach der Sättigung still träumerisch und ohne Begehren an der Krippe stehen. Am zweiten Tage merkten sie, wie jenes lange ersehnte Dämonische in sie kam, das etwas anderes ist als die Lust an Speise und Trank, an schönen Tönen und schönen Frauen. Sie gierten nach Grausigem, verlangten nach etwas, was die Haare emporsträubt und was Rauschträume von ferne zeigen und versprechen. Über dem Gieren nach solchem Empfinden und untertierischem Genießen vergaßen sie aufs neue das „göttliche Krokodil". Sogar Onyxos war so von Dumpfheit umfangen, daß er nur nach Stacheln für seinen ermüdeten Gaumen sann.

Da kamen zur festgeordneten Zeit nach altem Brauch die Tentyriden herbei und lagerten sich auf den für sie bestimmten Polstern. Bei ihrem Anblick erinnerten sich die Ombiten des neuen Gottes und seiner Zurückweisung durch

die Nachbarn. Sofort erhob sich ein wildes, heulendes Geschrei: „Heil dem göttlichen Krokodil!"

Die Tentyriden lachten: „Heil den Bäuchen, die so unersättlich sind, wie die des großen Nilräubers!"

Aber Onyxos erhob sich mit seinen Freunden, trat vor den Oberpriester der Tentyriden und fragte mit heiserer Stimme und in dem feindselig-wilden Tone Trunkener: „Wollt ihr unsere Brüder sein?"

Der also Angeredete antwortete: „Ja, so wie wir's immer gewesen sind!"

„Ihr könnt aber unsere Freunde und Brüder nicht mehr sein, denn ihr verachtet unsere Götter!"

Die andrängende Menge der Ombiten brüllte nach: „Ihr verachtet unsere Götter!" Kinder hüpften und schrien mit grellen Stimmen: „Sie verachten unsere Götter!" Und im Donner der tausend Kehlen stieg der oft wiederholte Ruf zum Himmel: „Heil dem göttlichen Krokodil!"

Als endlich der Schwall verklang, rief der Oberpriester von Tentyra noch in fröhlich scherzendem Tone: „Wir verachten eure Götter nicht, verehrt, was immer ihr wollt! Das sei euch unbenommen!"

Sie schrien dagegen: „Brüder sind, die das Gleiche lieben!"

Onyxos erhob seine Stimme über die des Volkes und rief: „Hört ihr nicht, sogar die Kinder legen für mich Zeugnis ab und klagen euch als Gotteslästerer an!"

„Sie wissen nicht, um welche Sache der Streit geht, sonst würden sie mit uns sein!"

Aber die Kinder schrien zusammen wie in einem Laut: „Heil dem göttlichen Krokodil!" Nur die Allerkleinsten, die noch stammelten, fingen, von dem Lärm erschreckt, zu weinen an.

Die Ombier hatten sich endlich durch den langen Streit und das viele Geschrei erschöpft. Sie erinnerten sich ihrer Weinkrüge und ihrer Tafeln. Aber als sie sich wieder gesetzt und zu genießen begonnen hatten, fanden sie an Speise und Trank keinen Reiz mehr. Der Wein schien würzelos, die Speisen schmeckten schal. Vergeblich strengten sich die Neger und Numidier mit Flöten und Cymbeln an, die Sinne der Schmausenden aufzupeitschen. Die Ombier erhoben sich und ballten sich zu Massen, um wieder gegen die Tentyriden zu streiten. Diese aber hatten sich eilig und in aller Stille aufgemacht, um in ihre Stadt zurückzukehren. Die letzte Schar bog eben um ein Nilknie. Onyxos stürmte ihnen nach und alle Bewohner von Ombi mit ihm. Aber es war zu spät. Die Gegner hatten es leicht, sich in ihrer Stadt zu bergen. Die Männer von Ombi, die ihnen bis unter die Mauern nachgejagt waren, kehrten nach dem vergeblichen Wettrennen zurück wie Wölfe, denen eine Beute ausgekommen ist. Indes sie langsam dem Ufer entlangtrotteten, ließen sie wie Zerknirschte ihre Köpfe hängen. Sollte das Fest mit einer Enttäuschung enden? Indes sie vor sich hinstierend und vor Wut und Begierde knirschend dem Fluß entlanggingen, hörten sie den Gesang der Kinder: „Heil dem

göttlichen Krokodil! Heil denen, die in seinen heiligen Tempel eingehen!" Eine Schar von Knaben und Mädchen kam ihnen entgegen. Sie hatten Palmzweige in den Händen und Kränze im Haar. Der volle Mond war eben aufgegangen und schien in zauberischem Spiel auf ihre hellen Kleider und nackten Arme und Beinchen, die fast von demselben Farbenspiel umwoben wurden, wie die glitzernden unruhigen Wogen des Flusses. Schwarze Numidier zogen flötenspielend unter ihnen. Dann kamen Frauen mit Säuglingen auf den Armen. Sie hoben ihre kleine Bürde hoch, so daß die aus dem Flusse starrende Rachen aufreckenden Tiere sie sehen und segnen könnten.

Jetzt reihten sich die Kinder zu einem Tanz. Indem sie ihre Palmen schwenkten und ihre Arme in anmutigen Bewegungen im Halbkreis um die Köpfe beugten, schlangen sie kunstlose Ketten, reihenweise einander begegnend und fliehend. Unaufhörlich sangen sie: „Heil dem göttlichen Krokodil, Fluch den gottlosen Tentyriden!"

Die Männer blieben verzückt stehen. Der Reigen und der Gesang erregten sie. Ihr Blut kam aufs neue in Wallung. Sie tanzten mit, sie sangen und schrien mit. Sie taumelten am Flusse hin und stießen Laute der Wonne aus, wie auch die Weiber, sogar die mit den Säuglingen auf den Armen, diesen Tanz wie eine Triumphfeier, als das Entzücken alles heutigen Entzückens mitgenossen. Bald ermatteten die Knaben und Mädchen. Da nahmen sie die Männer auf ihre Arme und schwangen sie im Kreise. Als die Flötenspieler einen Augenblick lang aussetzten, trieb sie Onyxos mit heftigen Schreien zu unablässigem Spiel. Er schwang sich, ein Knäblein in der Hand, auf einen schwarzen Granitfelsen, der hart am Nil emporragte. Auf diesem schmalen Stande drehte er sich wilder als die anderen Männer. Auf einmal hielt er inne, winkte den Flötenbläsern — sie schwiegen, und auch die ganze Festschar schien in einem Nu zu erstarren. Eine tiefe Stille entstand. Lauschend neigte sich Onyxos gegen den Fluß und redete leise mit ihm, lockte die Bestien mit Kosenamen an, sprach geheimnisvolle Worte zu ihnen, so, als unterredete er sich mit den Göttlichen, als sträube er sich, ihren deutlich erkannten Winken zu gehorchen; dann aber richtete er sich in die Höhe, hielt sein Knäblein in ausgestreckten Armen, hoch über seinem Haupte, rief: „Ihr hungert, erhabene Götter, nach Opfern, willig wollen wir spenden!" und warf, seinen starken Leib wie einen Bogen ausspannend, das zappelnde Kind in den trüben Strom.

Und als wäre das ein ersehntes Zeichen gewesen, einen mühsam in der Brust zurückgepreßten Wunsch zu befriedigen, wurden all die Leiber der am Ufer stehenden Männer und Frauen zu knackend sich spannenden Bogen, wurden all die Knäblein und Mädchen und die wimmernden Säuglinge zu geschnellten Wurfgeschossen und sausten, von den wildspähenden Augen der Schützen verfolgt, hell aufschreiend den wie dunkles Weidengestrüpp emporstarrenden Rachen der lauernden Bestien entgegen. Einer einzigen Frau blieb ihr Knabe an dem schleudernden Arm hängen. Er hatte sich an dem Ärmel

des Gewandes festgeklammert und wehrte sich mit verzweifelten Kräften gegen die wütende Mutter. Da schwang sie sich mit dem Kind über das Ufer in die Flut. Eine andere Mutter, die mit ihren Augen sah, wie eines der heiligen Tiere nach ihrem Kinde schnappte, rief plötzlich den Namen ihres Söhnchens und eilte über die Böschung, als wollte sie ihm helfen. Als die Wasser vor ihr aufrauschten, zuckte sie zurück, fiel in die Knie und bohrte anbetend die Stirne in den kühlen Sand. Und die ganze Schar der Ombier betete mit ihr weit am Strande hingegossen an. Nur Onyxos stand aufrecht auf seinem Fels. Seine Arme waren immer noch so ausgestreckt wie in dem Augenblicke, da sein Wurfgeschoß die gespreizten Finger verlassen hatte, und immer noch schien er dem in der Luft wirbelnden Opfer nachzuspähen. Sein Gesicht war von Anstrengung und Entzücken verzerrt.

Endlich richtete er sich auf. Er lächelte; seine Blicke liefen erwachend und genießend über die in breiten Wellen hingeschichteten Rücken der Knienden. „Götter," stammelte er, den kühlen Hauch der Nacht in die heißen Nüstern saugend, „Götter, wir gaben euch ein Fest, das wahrhaft ein Fest war! Ombier, ich gab euch ein Fest, das wahrhaft ein Fest war!"

Darauf schritt er durch die Reihen der Anbetenden der Stadt zu und begann ein heiteres Lied zu summen wie ein Schnitter, der befriedigt über sein Werk die Schwaden des niedergemähten Roggenfeldes verläßt, um sich am häuslichen Herde der getanen Arbeit zu freuen.

Friedrich Hölderlin als religiöser Lyriker

Von

Otto Frommel

Man hat in neuester Zeit den Irrtum berichtigt, Hölderlin unter die Romantiker zu rechnen.

Einsam steht er unter den Genossen seiner Zeit, sich selbst beschränkend auf seinen Beruf als Dichter und Seher, von einer einzigartigen Geschlossenheit und Geprägtheit des menschlichen und künstlerischen Charakters.

Seltsam anders mutet seine Erscheinung an als die gleichzeitigen für Mittelalter, Mystik und Marienverehrung schwärmenden Lyriker.

Auch Hölderlin ist ein religiöser Dichter. Aber seine Frömmigkeit hat nicht das Schweifende, Unersättliche, den dunkeln Drang der Romantiker. Sie nimmt teil an der klaren Bestimmtheit, an dem gebändigten Linienfluß seiner Poesie. Ja, sie ist deren innerstes, tragendes Element. Restlos läßt sie sich darum auch aus seiner Lyrik erheben.

Hier offenbart sie sich als eingeborener Wesenszug, innig verbunden mit allem, was die Gestalt seiner Seele bedingt.

Rein und ausgerüstet mit einer starken Kraft des Widerstandes gegen alles ihr nicht Gemäße, sie von der Erfüllung ihres Berufes Ablenkende, tritt diese Seele in die Welt. Abseits den rohen Knabenspielen, in stiller Hingebung an die Natur wächst das Kind auf.

In einem späten Gedicht „die Jugend" ist die Erinnerung an diese Frühzeit gestaltet. Damals schon atmete das unbewußte Kind in der Luft der Frömmigkeit.

Blumen und Lüfte waren seine sanften Erzieher zur Liebe der Götter. Besser als die Menschen lernte es die Stille des Äthers, die Seelen der Pflanzen, den ruhigen Gang der Gestirne verstehen, lernte das lebendige Weben der Natur erfühlen, das beredter zu ihm sprach als die unverständlichen Worte der Menschen. Des „Lebens Armut" verbarg ihm die Natur; sie „entfaltete seines Herzens gute Keime" und weckte ihm die Ahnung der Unendlichkeit.

Das abgelegene Lauffen mit seinen Rebhügeln, der Neckar mit seinen Pappeln und Uferweiden, diese typisch schwäbische, von Hölderlin so tief geliebte Landschaft des ungemessenen Horizontes und der idyllischen Nähe — das war des Kindes enge und doch so weite, der Phantasie reichen Spielraum bietende Welt. Hier hat er die Einheit alles Lebendigen erahnt, hier den Äther, der die Welt als zarte, durchleuchtete Hülle umfängt, zum Sinnbild des Göttlichen erkoren.

Treu und freundlich wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Äther, mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir
Mit dem heiligen Odem zuerst in die keimende Brust.

Es ist bedeutsam, wie in des Dichters Bewußtsein die Bildung durch die Natur jeder Bildung durch menschliche Einflüsse vorangeht.

Dennoch wäre es ein Fehler, wollten wir diese unterschätzen. Früh verlor er den Vater. Unauslöschlich prägte sich dem Knaben die Erinnerung an den Sterbetag in die Seele.

Als am schrecklichstillen Sterbebette
Meine Mutter sinnlos in dem Staube lag —
Wehe! noch erblick' ich sie, die Jammerstätte,
Ewig schwebt vor mir der schwarze Sterbetag.

Von dem engen und festen Zusammenstehen der vaterlosen Familie schloß der älteste Sohn sich nicht aus. Hölderlins Verhältnis zu den Seinen ist ein bedeutsames Kapitel seiner Lebensgeschichte und enthält fast so sehr wie seine Dichtung seine Frömmigkeit. Der Ton, den das Gedicht des Sechzehnjährigen „die Meinigen" anschlägt, klingt durch die Briefe bis hin zu dem Widmungsgedicht „An meine verehrungswürdige Großmutter" fort:

Ich will betten für die lieben Meinen,
Wie dein großer Sohn für seine Jünger bat.

Die vier Glieder des kleinen Kreises: Mutter, Schwester, (Stief)bruder und Großmutter, treten darin auf, jedes ein Stück seines eigenen Lebens, durch Erinnerung für immer mit ihm verbunden.

Die geistige Luft dieses Kreises war ein mild pietistisches Christentum, wie es die bürgerlichen Kreise im Schwaben des achtzehnten Jahrhunderts durchdrang, und wie es auch bis zur Stunde da und dort in Württemberg lebendig ist. Eine Bibelfrömmigkeit ohne alle Enge, ohne den üblen Beigeschmack und die verletzende Absichtlichkeit, die Hölderlin später an den geistlichen Kreisen der Heimat abstieß und ihn dem kirchlichen Beruf für immer entfremdete. Liebe war das wesenhafte Element dieser Frömmigkeit, eine Nachfolge Christi in glaubendem, duldendem Erfüllen des Daseins. Fromm müssen wir diesen Knaben denken; er zeichnet sich selbst in den Strophen des Jugendgedichts:

Guter Carl! — in jenen schönen Tagen
Saß ich einst mit dir am Neckarstrand,
Fröhlich sahen wir die Wellen an das Ufer schlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durchs Herz; und plötzlich scherzt' ich nimmer,
Plötzlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.
Bebend lispelt' ich: wir wollen betten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüsche hin.
Einfalt, Unschuld war's, was unsre Knabenherzen redten.
Lieber Gott! die Stunde war so schön.

Wir erstaunen nicht, in den ersten Gedichten ähnliche Töne immer wieder zu vernehmen, und wundern uns kaum darüber, daß es die übliche Sprache pietistischer Religiosität ist, die der Knabe mit einer gewissen Virtuosität handhabt. Leicht fließt ihm das Bekenntnis über die Lippen: Jehova du, wir schwache Sünder! und beim Erinnern an begangene Fehler stellt sich der Gedanke an das Sühneblut des Sohnes als erlernte Formel ein. Und auch da er in der Weise Klopstocks seinen Gefühlen erhabeneren Schwung verleiht, entsteht kein Riß zwischen der Glaubensgestalt des Knaben nnd der idealistischen Anschauung des Jünglings. Zwar verschwinden jetzt die dogmatischen Prägungen; Tugend, Freiheit, Unsterblichkeit werden hymnisch verherrlicht, die antiken Maße verraten den Schüler und künftigen Erfüller Klopstocks. Allein von einem Bruch mit den überkommenen Inhalten der Frömmigkeit ist doch nirgends eine Spur.

Dies lag überhaupt nicht in Hölderlins Natur, schroff zu brechen mit dem, was einmal Bestandteil seines inneren Wesens geworden. Seiner zarten, sich selbst behutsam fördernden und lenkenden Seele entsprach es vielmehr, das ihr nicht mehr Gemäße auszuscheiden, es still bei Seite zu legen oder es umzubilden und in verklärter Gestalt eine zweite Geburt in Geist und Werk erleben zu lassen.

Mit hohen Erwartungen und Anforderungen trat der Jüngling in das Leben hinaus. Ein Bild davon trug er in seiner Seele, an dem die große und stille Natur ebenso starken Anteil hatte als sein eigener auf Freiheit angelegter Charakter: das Bild ungehemmt sich entfaltender Kraft, reiner, durch nichts beengter und verkümmerter Menschlichkeit.

Was aber gewährte ihm die Wirklichkeit? Enttäuschung über Enttäuschung. Zwar reichte der Humanismus der württembergischen Klosterschulen seinem Geist das nötige gelehrte Rüstzeug dar, und die philosophischen Studien, die den Stolz des Tübinger Stiftes bildeten, erschlossen dem Freund und Studiengenossen Hegels und Schellings die Welt Platos und Kants. Zur Musik trat er, mit dem feinsten Gefühl für den Rhythmus begabt, in ein wahlverwandtes Verhältnis, und auch das Glück der Liebe ward ihm, wenn auch nicht in der seiner würdigen Gestalt, gewährt. Allein das Grundgefühl, das ihn seit der Denkendorfer Zeit nicht mehr verließ, war doch das einer entgötterten Welt. Der öde Pedantismus des Internats, dessen Kleidertracht ihn demütigte, dessen streng vorgeschriebener Lehr- und Lebensplan ihn, das Naturkind, in düstere Mauern bannte, konnte ihn nicht befriedigen. Und ebensowenig der Betrieb der theologischen Studien in Tübingen. Der schwächliche Versuch einer Vermittlung zwischen Zeitphilosophie und pietistischem Christentum, der sich Supranaturalismus nannte, konnte der Denkklarheit eines Hölderlin auf die Dauer nichts bieten. Man spürte dieser Theologie ab, daß sie sich in beständiger Defensive gegen die Zeitrichtung befand und doch im Grunde von ihr abhängig war. Das Studium der Philosophie überzeugte ihn davon, daß „man mit der Vernunft, der kalten, vom Herzen verlassenen Vernunft", auf Spinozas Ideen kommen müsse, wenn man nämlich „alles erklären" wolle. „Aber", so fährt er in dem Brief an die Mutter aus dem Februar 1791 fort, „da blieb mir der Glaube meines Herzens, dem so unwidersprechlich das Verlangen nach Ewigem, nach Gott gegeben ist. Wer hilft uns aus diesen Labyrinthen? — Christus. Er zeigt durch Wunder, daß er das ist, was er von sich sagt, daß er Gott ist. Er lehrt uns Dasein der Gottheit und Liebe und Weisheit und Allmacht der Gottheit so deutlich. Und er muß es wissen, daß ein Gott, und was Gott ist, denn er ist aufs innigste verbunden mit der Gottheit. Ist Gott selbst." Diese Stellung des Dichters zu Christus, die in ihrer gedanklichen Ausprägung beeinflußt ist von der Schulfarbe der Tübinger Theologie, entsprach doch, wie es der Brief auch andeutet, einer tiefen und bleibenden Richtung seines Wesens. Wir werden sehen, wie er in ganz anderer Form und anderem Zusammenhang im Laufe seiner dichterischen Entwicklung wieder auf die hier angedeuteten religiösen Motive zurückgreift.

Einstweilen freilich schlug sein Schaffen eine Richtung ein, die ihn, wenn auch nicht in Gegensatz zum Christentum, so doch in eine immer weitere innere Ferne von ihm brachte; er geriet völlig unter den Einfluß Schillers, dessen große Ideendichtungen ihn zu ähnlichen Schöpfungen anregten. Es

entstehen die Hymnen an Personifikationen abstrakter Begriffe, an die Liebe, die Freundschaft, die Stille, die Unsterblichkeit, die Freiheit, die Jugend, Griechenland, das Schicksal. Schon diese Überschriften deuten Geist und Ideengehalt an. Es ist das neue Menschheitsideal, wie es sich dem Dichter im Verkehr mit den philosophischen Freunden Hegel und Schelling und unter dem Einfluß der großen bewegenden Mächte der Zeit, vor allem Rousseaus und der französischen Revolution, Herders und der Kantischen Philosophie in Schillers ästhetisierender Umformung gebildet hat.

Innerstes Einheitsband der neuen, vom Dichter verkündigten Menschheit ist Liebe. Liebe nicht als sittliche Forderung, auch nicht als religiöse Gesinnung im Geiste des Christentums — sondern als kosmisches Prinzip. Im Menschen spiegelt sich diese die Welt erzeugende und erhaltende mystische Kraft.

Herrlicher mein Bild in dir zu finden,
Haucht' ich Kräfte dir und Kühnheit ein,
Meines Reichs Gesetze zu ergründen,
Schöpfer meiner Schöpfungen zu sein.

Der Mensch ist Werkzeug, er ist selbstschöpferischer Fortsetzer und Vollender der kosmischen Grundkraft. Nur aus einer seelischen Veranlagung, die ihrem Wesen nach dem göttlichen Weltgrund so nahestand wie die Hölderlins, ist eine solche Konzeption verständlich. In jeder Erscheinung verehrt er die Gegenwart des Göttlichen.

Noch ist Hölderlins Weltanschauung in diesen Dichtungen Optimismus. Kein Mißton herrscht im Reich des Lebendigen. Ungetrübter Einklang tönt aus der inneren Welt, die ja nur der Spiegel der äußeren ist.

Meine Welt, o Sohn, ist Harmonie.

Dennoch lag die Enge und Kümmerlichkeit des theologischen Studiums und die Kleinheit und Dürftigkeit des Daseins in dem despotisch regierten Ländchen quälend und drückend auf seiner Seele, die sich nach Schönheit und Freiheit, nach einer neuen höheren Menschlichkeit sehnte. Als schritte Apollo dahin, so erschien er den Freunden, wenn er die Säle des Tübinger Stiftes durchwanderte. Aber das Stift war kein Olymp und seine Insassen keine griechischen Götter.

Da tauchte Griechenland leuchtend vor ihm empor und ward ihm Seelenheimat, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es hat sich mehr und mehr die Erkenntnis von Hölderlins Griechentum durchgesetzt, wonach dies keine romantische Schwärmerei, kein Spiel müßiger Einbildungskraft war, das „durch Traum ersetzt, was die Wirklichkeit versagt", sondern Ausdruck einer innersten Bestimmtheit seines Wesens, Mittel für die Darstellung seines eigenen Genius. Wiederum ist es das religiöse Moment, bei welchem Hölderlins Griechenbegeisterung einsetzt: die Einheit von Natur und Mensch — schöne Menschheit als gesteigerte Natur, schaffende Natur als Grundlage

alles höheren Menschlichen. Die Natur — griechische und schwäbische Landschaft in Eines verschmolzen — wird nun erst bewußt von ihm erfaßt als Erscheinung Gottes. Natur und Gott — es sind für Hölderlin keine Gegensätze. Die Kräfte der Natur, die er mit den Namen der alten Griechengötter anruft, sind ihm göttliche Kräfte. Ein handelndes, liebendes, leidendes Wesen ist ihm die Natur. Verschwunden ist die dogmatische Idee eines Schöpfergottes, ohne den die Natur nichts wäre, ins Nichts zerfiele. Mögen ihre Kräfte wie die Kinder eines Hauses zeitweise auseinandertreten — immer einen und verbinden sie sich wieder, und des Dichters Auge schaut die Natur als eine lebendige Gestalt. Der Mensch aber gehört zur Natur, er ist ihr Kind, von ihren Kräften genährt, zur unlöslichen Einheit mit ihr berufen. Im Vater Äther sind sie alle eins: Pflanze, Tier, Sonne, Mensch.

Raumes genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.

Dieses griechische Fühlen im Verhältnis von Mensch und Natur durchzieht von nun an all sein Dichten.

Im Verkehr mit der göttlichen Natur, im Atmen ihres Lichts, in der Hingabe an ihre sänftigenden Lüfte findet er Ruhe, Frieden, stille Gefaßtheit.

Er bedurfte der Tröstung. Denn die Jahre nach dem Abschluß des Studiums, der Hauslehrerzeit in Waltershausen und namentlich der kurze Aufenthalt in Jena brachte ihm mancherlei herbe Erfahrung, vor allem das Leid der Vereinsamung. So nahe hatte ihn sein Weg herangeführt an die großen schöpferischen Geister der Nation; aber mit keinem von ihnen ward ein dauerndes Band geknüpft. Keiner erkannte in dem leise und bescheiden auftretenden Haushofmeister den ebenbürtigen Genius.

Er aber war von einer heißen Menschensehnsucht erfüllt. Schon in den letzten Tübinger Jahren hatte er geschrieben: Meine Liebe ist das Menschengeschlecht. Ich liebe die große, schöne Anlage auch im verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, die Freiheit muß kommen. Er wollte ins Allgemeine wirken. Statt dessen sah er sich ganz auf sich selbst zurückgeworfen.

Wieder wurden die Griechen seine Tröster. Im geistigen Verkehr mit ihnen bildete er sein Menschheitsideal.

Es gibt für den Menschen eigentlich nur ein einziges Gebot: treu zu bleiben der Natur, aus der er hervorging. Sind es doch dieselben ewigen Kräfte, die alles wirken. Alles Glück, alle Heiterkeit, alle Sänftigung des Schmerzes quillt der Seele aus demselben nie versiegenden Born alles Seins.

Du stiller Äther! immer bewahrst du schön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich
Zur Tapferkeit vor deinen Strahlen,
Helios! oft die empörte Brust mir.

Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
Und Nacht ist ihm die Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend nährt
In Herzen, die euch lieben, den Kindersinn,
Und laßt in Sorgen und Irren
Nimmer den Genius sich vertrauern.

So fühlte der Grieche. So ward ihm das Leben zum Fest. Denn alles, was er tut, geht mühelos, unbewußt, als wirke durch ihn die Natur selbst, aus Sinn und Geist hervor. Kein Zwiespalt darum auch zwischen Seele und Leib. Werkzeug der Seele, ihr Sinnbild, plastischer Ausdruck ist dem Griechen, ist Hölderlin der Körper. Die Zweiheit von Leib und Seele ist hier aufgehoben.

Auf solcher Grundlage erhebt sich das schöne Leben. Immer ist es schön, in Werk, in Spiel, in Kampf und Untergang, schön wie Aufstieg und Niedergang der Sonne und der nächtigen Gestirne.

An diesem die Seele füllenden Bild, der lebendigen Anschauung eines zeitlosen, ewig Gültigen mißt Hölderlin das eigene Zeitalter. Ein beträchtliches Stück menschlicher Art und menschlichen Verhaltens hat er kennen gelernt: in der Familie, in den Studenten- und Professorenkreisen Tübingens, im Kalbschen Schloß, zu Jena, zuletzt in den Frankfurter Großkaufmannshäusern, in die ihn seine Stellung als Erzieher der Gontardschen Kinder führte.

In tiefer Nacht sieht er die Menschen seiner Zeit wandeln. Sklaverei des Leibes und der Seele lastet auf ihnen. Die edelsten Kräfte werden mißhandelt, oft völlig erstickt. Entsetzt ist er von dem Geist, der die Pädagogen des Halleschen Waisenhauses erfüllt.

„Egoistische, harte, arbeitsscheue Schwächlinge" bildet diese, ihm aus der eigenen Schulzeit her nur zu vertraute Erziehungsmethode, die „im Wesentlichen kindisch, in Nebensachen pedantisch" zu keiner edeln und freien Menschenbildung fähig ist. Vergewaltigung der reinen Natur, „vor der das Menschenwerk, die bürgerlichen Verhältnisse so wenig gelten als unsere Regeln von Schicklichkeit und Anstand vor den Kindern", ist ihm das Ergebnis solcher Erziehung. Die Liebe, das Edelste, Wertvollste im Menschen, kann sich nicht entfalten, da, wo überall Zwecke herrschen, wo die Menschen immer nach außer ihnen selbst liegenden Zielen streben.

Tätigkeit ist wohl vorhanden, aber nicht die stille, dem liebevollen Bilden der Natur gemäße, wie sie der herrschende Charakter in den alten Meisterwerken aller Art ist — vielmehr ein liebloses, kaltes, ödes Treiben, das „gestalt- und seellos uns angähnt."

Wohin sein Schicksal ihn führt, überall findet er, „wenig echte Menschen ausgenommen, lauter ungeheuere Karikaturen". So kommt er zu seinem Urteil:

. . . es wandelt in Nacht, es wohnt wie im Orkus
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Uns eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibet die Mühe der Armen.

Das ist Kritik vom religiösen Standpunkt aus.

Es fehlt dem Leben in jeder Gestalt, es fehlt auch der Arbeit die göttliche Freiheit. Es ist alles Zwang und darum Barbarei — der Christ würde sagen Sünde.

Sein Menschheitsglaube aber bleibt Sieger. Eine unzerstörbare Menschenliebe nährt seine Hoffnung auf eine schönere Zukunft. Nichts erheitert den Dichter nach seinem eigenen Bekenntnis mehr, als zu einer Menschenseele sagen zu können: Ich glaube an dich. Und wenn ihn das Unreine, Dürftige der Menschen oft mehr stört, als notwendig wäre, so beglückt ihn das Gute, Wahre und Reine, das er zuweilen sieht, desto mehr und stärkt seine Zuversicht einer neuen höheren Menschheit.

Unablässig kehrt diese Zuversicht in Briefen und Gedichten wieder. Sie ist religiöser Natur als Glaube an die Menschenwürde und als Überzeugung, daß das heilige Leben, die menschliche Organisation, hinstrebt zum Bewußtsein ihrer selbst, zum Gefühl der lebendigen Gottheit. Es ist eine neue Menschheit in Sicht, das neue Jahrhundert wird sie schauen:

. . . schon hör' ich ferne des Festtags
Chorgesang auf grünem Gebirg und das Echo der Haine.
Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volks sich
Still vereint im freieren Lied, zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Tale sind heilig.

Dann wird „voll göttlichen Sinnes" das Leben geworden sein. Natur wird herrschen. Jeder wird so sein, wie er wirklich ist. Keiner anders reden, handeln, als er denkt, als es ihm ums Herz ist. Keinen „Komplimentenschnack" wird es dann mehr geben, die Leute werden nicht mehr halbe Tage zusammensitzen, ohne sich ein herzliches Wort zu sagen. Man ist gut und edel, weil man es nicht mehr nötig hat, gut und edel zu scheinen. Wahrhaftigkeit also wird das Gepräge dieser erahnten, ersehnten Menschheit sein.

In diesen Glauben rettet sich unser Dichter immer wieder hinein. Er gibt ihm die stille Gefaßtheit und Gelassenheit, den männlichen Mut, das Leben, unter dem er je länger desto bitterer leidet, zu tragen. Er wird ihm zur sittlichen Verpflichtung: „Je angefochtener wir sind vom Nichts," schreibt er an seinen Bruder, „das wie ein Abgrund um uns her uns angähnt, oder auch vom tausendfachen Etwas der Gesellschaft und der Tätigkeit der Menschen, das gestalt, seel- und lieblos uns angähnt, um so leidenschaftlicher und heftiger und gewaltsamer muß der Widerstand von unserer Seite werden."

Immer wieder bleibt es zu bewundern, wie in dieser zarten Dichternatur

ein heroischer Wille lebendig ist, der sich in der Behauptung seines Ideals durch nichts und niemand beirren läßt.

„Vor allen Dingen", heißt es in einem anderen Brief an den Bruder, „wollen wir das große Wort Homo sum, et nihil humani a me alienum puto" mit aller Liebe und allem Ernst aufnehmen. Es soll uns nicht leichtsinnig, es soll uns nur ernst gegen uns selbst und hellsehend und duldsam gegen die Welt machen. Aber dann wollen wir uns auch durch kein Geschwätz von Affektation, Übertreibung, Ehrgeiz, Sonderbarkeit usw. hindern lassen, um mit allen Kräften zu ringen und mit aller Schärfe und Zartheit zuzusehen, wie wir alles Menschliche an uns und andern in immer freieren Zusammenhang bringen, es sei in bildlicher Darstellung oder in wirklicher Welt; und wenn das Reich der Finsternis mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Not am größten ist und wir am nötigsten sind."

Diese Worte, voll eines starken inneren Pathos, zeigen, wie ernst es Hölderlin mit seinem Menschheitsideal war. Es handelt sich für ihn um dasselbe, ob er „bildlich darstellt" oder praktisch handelt „in wirklicher Welt".

Hölderlin der Dichter war zugleich in hohem Maß Erzieher. Daß er sein Leben in kümmerlicher Stellung als Haushofmeister verbrachte und viel von seiner kostbaren Zeit an einzelne seiner Erziehung anvertraute Kinder hingab, war doch keine bloß äußerliche Entscheidung. Pädagogisch zu wirken war ihm Bedürfnis, und der seiner individuellen Pädagogik allein gemäßen Art entsprach wohl zu seiner Zeit einzig der Beruf als Hauslehrer.

Was ihn von der Kanzel fernhielt, das waren nicht sowohl seine philosophischen Überzeugungen, als vor allem die innere Unmöglichkeit, „in den Vortrag, der bei unseren Gemeinden eingeführt und unumgänglich ist", einzustimmen. Er mag die Kanzel nicht betreten, weil sie ihm „zu himmelschreiend entweiht" erscheint. Aber auch dem Lehramt, das er „bei den jetzigen Zeiten für wirksamer hielt als das Predigtamt", mochte er sich nicht zuwenden, denn „Schulmeistern könnt' ich unmöglich, und vierzig Knaben nach reinen Grundsätzen und mit anhaltendem und belebendem Eifer zu erziehen, ist wahrhaftig eine Riesenarbeit, besonders wo häusliche Erziehung und anderweitige Anstalten sehr oft entgegenwirken".

So bleibt ihm denn nichts anderes als die erziehliche Einwirkung auf einzelne seinen Händen anvertraute Knaben. Er geht dieser Aufgabe mit großem Ernst und mit hingebender Treue nach. Der Glaube hielt ihn stark und tätig, daß „unsere Enkel besser sein werden als wir". In diesem Zeitalter die Keime zu wecken, die in einem künftigen reifen werden, das erkannte Hölderlin als seine Sendung.

Alles Handeln gehört diesem einen Ziel und hat seine tiefste Wurzel im Ewigen. Ihm ist der Dichter vates, Seher; daher sein zürnendes Wort an die „scheinheiligen Dichter":

Ihr kalten Heuchler, sprecht von Göttern nicht!
Ihr habt Verstand! Ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Tot ist die Erde, wer mag ihr danken? —

Hölderlin leben die Götter, ihm sind ihre Namen nicht seelenlose Wörter; Kräfte sind sie ihm der einen unteilbaren Mutter Natur, in deren treuem Dienst einzig der Mensch den Sinn seines Daseins vollendet.

In diesem Glauben findet auch das Vaterland seine Stelle. Deutschland wird einst berufen sein, das Erbe von Hellas anzutreten. Deutschland, das heilige Herz, die Völkermitte, allduldend zurzeit noch und allverkannt, wenn schon aus seiner Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Religion ist auch Hölderlins Glaube an das Vaterland, das ihm das Land „des hohen, ernsteren Genius", das „Land der Liebe" ist. Seine Frauen wenigstens haben „der alten Götterbilder freundlichen Geist" bewahrt. Seine Dichter sind „freundlich und fromm", seine Weisen „kalt, kühn und unbestechbar". Diese Deutschen, zu Zeiten zwar „tatenarm und gedankenvoll", werden gewiß einmal zur Tat sich erraffen, und dann wird der Schrift, wie des Haines dunkelm Blatt, die goldene Frucht folgen. Er kann zwar die Klage, den Tadel nicht sparen, daß das Vaterland „blöde die eigene Seele leugnet". Allein sein Glaube sieht die deutschen Städte der Zukunft „hell und offen und wach, reineren Feuers voll", sieht die deutschen Berge den Musen geweiht, wie einst Pindos, Helikon und Parnassos, sieht unter dem goldenen Himmel „die freie, klare, geistige Freude glänzen".

Germanien, die „stillste Tochter Gottes", die Priesterin, die zu Zeiten noch schläft, ist auserwählt, ein schweres Glück zu tragen. Und sie wird, wenn sie dereinst erwacht, alter Zeit vergangenes Göttliche wiedertönen und zukünftiges aus der Ferne glänzen und spielen.

So flüchtete der Dichter aus der öden und unfruchtbaren Wirklichkeit, die ihm nur Leiden bot, aus der Barbarei, die „unsere besten Kräfte zerreißt, ehe sie zur Bildung kommen können", immer wieder zu den Götterbildern seines Glaubens und seiner Hoffnung.

„Es ist ein herzlich tröstend Gefühl, die Verwandtschaft, in der wir stehen, mit der weiten, frohen Natur zu ahnen und soviel wie möglich zu verstehen."

Wer so durch das Dasein geht, ein Mensch, der an das Göttliche glaubt, weil er es selber ist, dem muß das Leben in einer entgötterten Welt, die ihn unablässigen Mißhandlungen aussetzt, zur Qual werden. Zur furchtbaren Qual in dem Augenblick, da Diotima, die spätgeborene Athenerin, in seinen Gesichtskreis tritt und dieses höchste Erlebnis ihm gleichzeitig zum unwiderruflichen Verzicht wird. Hölderlins Verhältnis zu Diotima trägt metaphysischen Charakter. Diotima steht in dem „geist- und ordnungslosen Jahrhundert" als eine Fremde, als Griechin, ja als Götterkind, in dem all seine Sehnsucht nach göttlichem Menschtum verwirklicht ist. Zwei Menschen der-

selben Heimat haben sich hier gefunden. Nichts Begehrliches, nichts trüb Sinnliches steht zwischen beiden. Wohl sind sie Liebende, aber ihre Freundschaft hat etwas von der beglückenden Harmonie seelenverwandter Gotteskinder. Es ist ein religiöses Band, das sie umschließt:

Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Gespräch, in einem Seelengesange
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.

Wie er sie so ruhig vor sich wandeln sieht, einem Gestirn gleich, das unberührt über der Tiefe schwebt, ist sie ihm die Erfüllung seines Daseins. Und doch zugleich Vernichtung. Denn über dieser Liebe schwebt von Anfang an das Verhängnis. Welchen Bruch seines innersten Lebens diese Trennung für ihn bedeutete, zeigt mit erschütternder Gewalt das Gedicht: Der Abschied. Als Frevel an der Gottheit selbst empfindet er die Tat, der er dennoch nicht entrinnt. Es lag ja nicht in seiner Macht, sich ein Recht zu ertrotzen; viel zu sanft und gemäßigt war seine Seele. Aber eben darum war sie geeignet, den Schmerz in seiner ganzen Gewalt zu erleiden. Seit den Erlebnissen von Frankfurt ist er ein vom Schicksal Gezeichneter. Hyperions Schicksalslied hat sich an ihm selbst erfüllt: Ihr wandelt droben im Licht auf weichem Boden, selige Genien — — — doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen. Ruhelos, wie von geheimer Angst getrieben, irrt der von den Göttern geschlagene Mann durch die Welt. Der Schlag, den er erlitten, ist tödlich:

— — Wehe von dir, von dir,
Schutzgeist! Ferne von dir spielen zerreißend bald
Alle Geister des Todes
Auf den Saiten des Herzens mir.

Langsam nur und mühsam richtet seine Brust sich wieder auf. „Ein Unglaube an die ewige Liebe", so schreibt er an die Mutter, „hatte sich meiner bemächtigt. — Glaub' es, Teuerste, ich hatte gerungen bis zur tödlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen festzuhalten, ja ich hatte unter Leiden gerungen, die nach allem zu schließen überwältigender sind, als alles andere, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten imstande ist."

In jenen Homburger Tagen, da er von seinem Eichenhügel bei sinkender Sonne seine Blicke hinausschweifen ließ über die Ebene, in deren Mitte Frankfurt liegt, hat er das Gedicht geschaffen, das tiefen Einblick gewährt in seinen inneren Zustand um diese Zeit, und das, wie er selbst mitteilt, sein Gemüt tagelang in Erregung versetzte: Meiner verehrungswürdigen Großmutter zu ihrem zweiundsiebzigsten Geburtstag.

Das Gedenken an die Großmutter, unter deren Augen er einst aufgewachsen, weckt in ihm heilige Erinnerung. Christus tritt seit Jugendtagen zum erstenmal wieder in sein Gedicht. Es sind nur wenige Verse, die er ihm widmet. Den Besten der Menschen nennt er ihn, den „Freund unserer Erde". Darauf die Klage: „Auch ihn (wie Hellas) hat das heutige Geschlecht vergessen.

Nur Vereinzelte kennen ihn; denen erscheint er oft mitten in stürmischer Zeit, ein himmlisches Bild. Er war der „Allversöhnende", denn „keiner der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen".

Und die Leiden der Welt trug er an leidender Brust. Sein Weg führte ihn durch den freiwilligen für die andern erduldeten Tod zum Vater zurück.

Liebe und Leid, Liebe, die das Leid versöhnt und überwindet, sind die Züge dieses Christus.

Das Gedicht fügt sich genau in den inneren Gang seines Lebens. Liebe und Leid, in ihrer Durchdringung und sittlichen Bedeutung, sind das Ergebnis seines eigenen Lebensprozesses.

Wir erinnerten uns eingangs der Frömmigkeit, die, dem Boden des milden schwäbischen Pietismus entsproßt, in Hölderlins Familie gepflegt ward. Diese Frömmigkeit, in ihrer rein menschlichen, aller dogmatischen Zutat entkleideten Form, bildete keinen Widerspruch zu seinem griechisch gefühlten Menschheitsideal. Es bestand zwischen beiden in Hölderlins Seele eine unterirdische Verbindung; die sophokleische Gefaßtheit und Stille, mit der er seines Schicksals Bürde auf sich nahm und ohne Murren duldete, durfte dem Dulder von Golgatha Gruß und Huldigung entbieten, ohne sich selbst im geringsten untreu zu werden. Hätte doch die Art, wie Christus gelebt, wie er den Brüdern gedient und im Leid göttliches Menschtum bewiesen hat, auch einem Platon oder Sophokles Sympathie und Ehrfurcht erweckt.

Was Hölderlin am „Christentum" seiner Zeit abstieß, das war „das Schriftgelehrten- und Pharisäertum", das „aus der heiligen Bibel ein kaltes, geist- und herztötendes Geschwätz macht" — als das wesentlich Un- und Widerchristliche! Mit dem sittlichen Genius Christi verbinden ihn wesensverwandte Züge: seine geduldige, gläubige Liebe zu den Menschen, seine Sanftmut und Milde, die vollkommene Beherrschtheit seines Temperaments, seine Friedfertigkeit, die Reinheit seines Herzens, die stille Kraft, die unaufhörlich seiner Seele entströmt. Vor allem aber seine innere Haltung dem Schicksal gegenüber.

Aufwärts oder hinab! Wehet in heiliger Nacht,
Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
Weht im nüchternen Orkus
Nicht ein liebender Atem auch?

Unter der griechischen Hülle phantheistischer Naturverehrung schimmert, wie schon Haym und Lietzmann richtig erkannt haben, der Ideenkern des Evangeliums Christi deutlich hindurch.

Wohl ist alles Dogmatische der christlichen und kirchlichen Religion verschwunden: der Dualismus zwischen Gott und Natur, Gott und Welt, Gott und Mensch im Allgefühl des Dichters aufgehoben; das paulinische und lutherische Gnaden- und Sündenerlebnis liegt ihm fern. Wer diese Stücke für die wesentlichen der christlichen Religion hält, der wird Hölderlin für einen Nichtchristen erklären. Wer dagegen im Glauben an „einen guten,

allerhaltenden Geist des Friedens und der Ordnung, der darum nur in den Kampf einwilligt, in Leiden und Tod, um überall alles durch die Mißtöne des Lebens zu höheren Harmonien zu führen" — wer in diesem mit des Dichters eigenen Worten geschilderten Glauben ein dem Christentum wesentliches Grundgefühl anerkennt, dem kann der Zug seelischer Verwandtschaft zwischen Christus und diesem spätgeborenen Hellenen nicht verborgen bleiben. Aus diesem Glauben an „den Lebendigen", den „Herrn der Zeit", ergeben sich so lebenbejahende Worte, wie das an die Schwester: „es ist denen wohl zu gönnen, die von uns gehen zur Ruhe und zu neuer Jugend; aber auch dieses Leben ist gut, Gott ist auch hier, und so ist es mein gewisser Glaube, daß am Ende alles gut ist und alle Trauer nur der Weg zu wahrer heiliger Freude."

Das Problem der Religion hält ihn fest. Viele der Elegien und Hymnen seiner späteren Zeit sind religiösen Charakters. Sie geben teils seine Anschauung über den religionsgeschichtlichen Zusammenhang, teils sein persönliches religiöses Bekenntnis. Das erstere gilt von dem elegischen Zyklus „Brot und Wein. An Heinze", das den Erdenwandel der Religion darstellt, und für das Verständnis des späteren Hölderlin von größter Bedeutung ist. Bei den Griechen hat das Göttliche erstmals seine Erdwerdung erlebt. Das hohe Gut kam zuerst zu den kindlichen Menschen, die es unbewußt seines Wertes hinnahmen, es kaum zu gebrauchen wußten und verschwenderisch damit verfuhren.

Erst durch das Erdulden erkannten sie Gott, das ἓν και παν, und nun verehrten und pflegten sie's und stellten das ganze Dasein in seinen Dienst. Nun darf nichts das Licht schauen, das den Göttern nicht gefällt. So entstehen aus religiöser Ehrfurcht die Lebensordnungen; es erblüht aus der Religion die Kultur.

Aber, Freund! wir kommen zu spät.

Die alte Klage: Hellas ist nicht mehr. Zwar: die Götter leben; aber von uns getrennt, in einer andern Welt. Der Inhalt war zu gewaltig; wir sind zu schwache Gefäße. Unser Leben ist nur ein Traum von Gott.

Niemand leidet unter dieser Erkenntnis mehr als der Dichter: wozu dichten in dürftiger Zeit?

Wieder aber erhebt sich die Hoffnung. Die Not dieser götterarmen Zeit macht die Seelen stark und bereitet ein Heldengeschlecht vor, das Herzen erzeugen wird, „an Kraft ähnlich den Himmlischen".

Für die Zwischenzeit sind wir nicht völlig ohne Trost. Christus trat in den Kreis der verlassenen Sterblichen. Als der Vater sein Antlitz von den Menschen wandte und das Trauern auf Erden begann, da erschien an der Grenze der Nacht, die nach ihm die Menschheit umfangen sollte — als Zeit der Schonung und der Ruhe — zuletzt ein stiller Genius, himmlisch tröstend, welcher des Tages Ende verkündet und schwand. Zum Zeichen aber, daß er da war und wiederkommen wird, ließ er uns einige Gaben zu unserer Er-

quickung: Brot und Wein, der Erde Frucht und den Trank, der Sorge löst, das Sinnbild zugleich des Weingottes, der allein unsere götterlose Nacht mit uns teilt und unser Herz mit Freude erfüllt.

Eine eigentümliche, mythenbildende Kraft offenbart diese Anschauung Christi, als des letzten der alten Griechengötter. Nicht am Anfang — wie der christlichen Auffassung — am Ende einer Epoche erschaut ihn der Dichter. Und wie die alten Götter die lebendigen Kräfte der einen heiligen und ewigen Mutter Natur nie gestorben, wie sie nur geschieden sind von einem Geschlecht, das sie nicht mehr ertragen konnte, und wie sie wiederkehren werden, sobald die neue Menschheit erstanden sein wird, so wird auch Christus unter ihnen sein. Hier hat der in der werdenden Kirche erzeugte christliche Mythos eine völlige Umbildung erfahren, und fortab bedient sich Hölderlin ihrer. Für sein inneres Leben aber bedeutet solches Schaffen die Aussöhnung seines — im Grunde nie verleugneten, nur in Tiefen seiner Seele zurückgetretenen und von seinem Dichten zeitweilig entfernten — Verhältnisses zu Christus mit seiner Verehrung der griechischen Götter. Die Synthese von Griechentum und Christentum, von der ausgehenden Antike gesucht und mit den Mitteln griechischer Philosophie im christlichen Dogma geschaffen, erlebt in der Seele des modernen Dichters eine völlig neue und eigenartige Wiedergeburt. Dem neuen Erleben aber erwächst eine neue dichterische Form: Hymnen von prophetischer Gewalt des Bildes und der Sprache — ein Letztes und Höchstes seiner Art innerhalb der deutschen Dichtung. Dunkel und von einer schweren Fülle des Gehaltes, so daß die Deutung oft wie vor Rätseln stillesteht. Dabei seltsam nüchtern, spröde, von ganz ungewöhnlicher rhythmischer Gestaltung. Immer aber getragen von mächtiger Ergriffenheit der Seele, die ihr Geheimstes kündet, unbeirrt um Verstehen, Ablehnung oder Zustimmung der Zeitgenossen.

Es ist hier nicht die Aufgabe, den Gedankeninhalt dieser Gebilde im einzelnen darzulegen.

Nur auf drei von ihnen muß noch etwas näher eingegangen werden, weil jene mythischen Elemente, die in „Brot und Wein" zuerst zu einer großen Anschauung verbunden sind, in ihnen als Erlebnis und Verkündigung gestaltet auftreten.

In der ersten von ihnen: „Versöhnender, der du nimmer geglaubt", klingen die Motive der beiden späteren an. Der Dichter lädt seine Freunde zu einer Friedensfeier. Unter ihnen auch Jesus, den einst der Vater, als das Feuer der Opferaltäre herabgebrannt war, den Menschen gesandt: das „Liebendste, was er hatte". Nur kurz währte seine Erderscheinung. Denn längere Zeit hätten die Menschen ein solches Geschenk gar nicht ertragen. Aber auch nach seinem Weggang waren wir nicht arm: denn in den Kräften der Natur haben wir das Göttliche. Und wir haben es in dem Feuer, das Jesus entzündet hat, und von dem wir fort und fort zehren in der Nachtzeit, die seinem Scheiden folgte.

Aber neue Offenbarung steht uns bevor. Das wußte Jesus selbst, der ihren Inhalt kannte, ihn aber verschwieg (Ev. Joh. 16, 12), weil er nicht

gesandt, war zu leben, sondern das Liebesopfer seines Todes zu bringen. Wenn aber die Stunde dieser neuen Offenbarung schlägt, da Gott im Festkleid unter uns erscheinen wird am Feierabend der Welt, dann wird Christus uneifersüchtig dulden, daß wir alle Götter feiern, er, der Bruder der Götter, von denen „Einer immer ist für alle".

Tritt in dieser Hymne das Persönliche noch zurück hinter dem Ideengehalt, so ist der Hymnus „Der Einzige" das stärkste erschütternde Selbstzeugnis dieser späten Periode (1802). Der Streit der Götter in des Dichters Brust ist noch nicht geschlichtet. Die alte Liebe zu Christus bricht mächtig hervor. Aber auch die alte Leidenschaft für Hellas, das er mehr lieben muß als das Vaterland. All sein inneres Schauen ist erfüllt von den göttlichen Menschen und Schauplätzen der für ihn heiligen Geschichte. Aber — so fährt er fast unvermittelt fort:

aber dennoch,
Ihr alten Götter und all'
Ihr tapferen Söhne der Götter,
Noch einen such' ich, den
Ich liebe unter euch,
Wo ihr den letzten eueres Geschlechts,
Des Hauses Kleinod, mir
Dem fremdem Gaste verberget.

Die Griechengötter eifern; sie fordern ausschließlichen Dienst. Der Dichter aber kommt von Christus nicht los. Und nun die kühne Gleichsetzung: auch Christus gehört zu den Heroen. Ein Bruder ist er des Herakles und des Dionysos. Von einem Vater stammen sie alle.

Diese Vision hat alles Nazarenische abgestreift. Wie ihn Michelangelo auf dem Jüngsten Gericht dargestellt hat, so tritt Christus als griechischer Heros aus Hölderlins innerer Schau. Indessen ein feines Gefühl für die Unvereinbarkeit solcher Vorstellungen führt zu einer seltsamen Umbiegung des Gedankens. Plötzlich unterbricht sich der Dichter und berichtigt seinen eigenen Gesang:

Es hindert aber eine Scham,
Mich dir zu vergleichen
Die weltlichen Männer.

Die folgenden Verse sind ihm (in der ersten Fassung) zerbrochen. Die Fortsetzung ist undeutlich. Dann aber begründet er sein Versagen:

Diesesmal
Ist mir vom eigenen Herzen
Zu sehr gegangen der Gesang.

Und er gelobt, mit nächstem den Fehl wieder gut zu machen.

In keinem seiner Gedichte bricht Hölderlins Seele so unverhüllt hervor. Seine leidenschaftliche Liebe zu Christus hat ihn, den sonst so streng Be-

herrschten, überwältigt. Seine Worte, dem christlichen Fühlen seiner Seele entquollen, werden zur Anrufung:

Mein Meister und Herr!
O du mein Lehrer!
Was bist du ferne
Geblieben? — —
Zu sehr,
O Christus! häng' ich an dir.

Für solche Hingerissenheit des Gefühls gibt es kein Maß. Was ihn zu Christus so mächtig hinzieht, das ist nicht nur Pietät, Erinnerung an die frommen Eindrücke der Jugend — es ist Seelen- und Schicksalsverwandtschaft. Einsam, unverstanden unter dem freien Himmel zu stehen, wie es in einer späteren Fassung der Hymnen heißt, das war Christi, das war auch sein Los.

Und doch, so schließt der Hymnus, müssen die Dichter, auch die geistigen, die Christus angehören, weltlich, das heißt heidnisch sein.

Der versöhnliche Schluß der früheren Hymne, die keinen Gegensatz zwischen Christus und den Griechengöttern anerkennt und von der Zukunft den Dienst aller Götter erwartet, ist hier in Frage gestellt.

Ein Riß klafft durch die Seele des Dichters, und die Lösung, daß auch die geistigen Dichter weltlich sein müßten, ist im Grunde keine.

. . . . . jetzt ist voll
Von Trauern meine Seele,
Als eifertet, ihr Himmlischen, selbst,
Daß, dien' ich einem, nur
Das andere fehlet.

Der nächste große Entwurf, mit dem Hölderlin „den Fehl gut machen wollte", ist die Hymne Patmos, die letzte vollendete Dichtung und sein religiöses Vermächtnis. Es ist schwer, fast unmöglich, von diesem dichterischen Gebilde durch Aufzeigung seines Gedankeninhaltes einen auch nur annähernd richtigen Eindruck zu vermitteln.

Denn das Ganze ist — das gilt hier in fast noch höherem Maße als bei den übrigen Hymnen dieser letzten Schaffenszeit — Schauung von visionärer Kraft und das rationale Element vom Irrationalen so völlig durchdrungen, so sehr mit ihm verschmolzen, daß es in seiner Loslösung von jenem zwar immer noch genug bedeutet, aber doch fast bis zur Unkenntlichkeit verändert und abgeschwächt wird. Was von den Hymnen im ganzen, das gilt von dieser besonders. Hölderlin schafft hier in einer von allem Herkommen unabhängigen Form. Sein wunderbar feines Gefühl für Rhythmus und Wortgebrauch gestattet es ihm, bis an die Grenze des Ausdrucksmöglichen zu gehen, ohne doch, wie man oft meinte, die Bestimmtheit und Klarheit des geistigen Gehaltes zu zerstören. Es ist ein Moment der Entrücktheit in dieser Dichtung, das sie prophetischer Rede annähert. Aber wie es keinen Widerspruch mit dem Wesen solcher Rede bedeutet, so ist auch Patmos getränkt mit Bildern

von höchster Plastik und Strenge der Komposition. Idee und Charakter des Ganzen kommt in den ersten Worten zum Ausdruck:

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.

Allein der Dichter darf das Gefährliche wagen, um Adlersfittiche zu flehen, die ihn zur Schauung Gottes hinübertragen und wiederbringen.

Und schon ergreift ihn ein Genius und führt ihn durch die Lüfte nach den alten Stätten seiner Sehnsucht, den Inseln des Griechenmeeres. Aber nicht die quellenreiche Cypros oder eines der andern üppigen Eilande ist das Ziel seines Fluges, sondern das arme, aber dennoch gastfreundliche Patmos. Dort begegnet sein Geist einem andern, dem einst auch Patmos Zufluchtsstätte ward: dem Apokalyptiker Johannes.

Vor der Seele des Dichtersehers entsteht jene große und heilige Zeit, da Johannes mit dem Gottessohne ging, und in raschem Flug ziehen die Bilder christlicher Urzeit seinem Blick vorüber:

— Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie
Zusammensaßen zur Stunde des Gastmahls.
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Aussprach der Herr und die letzte Liebe, denn nie genug
Hatt' er von Güte zu sagen
Der Worte, damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er.

Noch sind trauernd, da er verschwunden, die Jünger beisammen. Zur Seite geht ihnen der Schatten des Lieben. Da sendet er ihnen zum Trost den Geist.

Und nun kommt die Nacht. Der Sinnentag, die „Freude der Augen", ist damit zu Ende. Doch Freude ist es auch, „zu wohnen in liebender Nacht und zu halten einfältigen Sinns Abgründe der Weisheit".

Die Jünger zerstreuen sich über die Welt hin. Gestorben ist die Griechenwelt. Gott selbst verbirgt sich, so daß „nirgends ein Unsterbliches zu sehen ist am Himmel oder auf grüner Erde".

Noch einmal vernehmen wir hier die Hölderlinfrage: warum ist die Welt entgöttert?

In dem nun folgenden Gleichnis vom Sämann, der mit der Schaufel den Weizen worfelt, liegt die Antwort und zugleich religiöse Mitte der ganzen Hymne. Der Glaube spricht hier sein sieghaft bejahendes Wort:

Ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber
Ans Ende kommt das Korn.
Und nicht Übel ist's, wenn einiges
Verloren geht und von der Rede
Verhallet der lebendige Laut.
Denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern,
Nicht alles will der Höchste zumal.

Die Nachtzeit, in der wir leben, darf uns nicht entmutigen. Die Ernte ist geborgen, und wenn einiges verloren geht, so geschieht es nicht gegen Gottes Absicht.

Darum verzichtet auch der Dichter, das Bild des Christ, so wie er könnte, zu zeichnen. Das Schicksal waltet, und nicht geziemt es, ihm vorzugreifen.

In der Zeiten Fülle, wenn „höher gehet himmlischer Triumphgesang", wird der Sohn des Höchsten genannt werden.

Jetzt ist es Aufgabe des Gesangs, die Toten aufzuwecken, die „noch gefangen nicht vom Rohen sind". Vieler Augen sehnen sich nach dem Licht und warten nur der Stunde, da ihnen in einsamer Weltvergessenheit die alten Schriften ihre stilleuchtende Kraft entfalten, um sich der Gnade zu erfreuen.

Das Zeichen des ewigen Vaters steht still am Himmel. Die Vollendung der Zeiten reift heran. Noch lebt Christus. Seine Söhne und die Schriften, die von ihm zeugen, sind alle da, und bei allem Weltgeschehen ist er mit dabei.

Ein Opfer, allen Himmlischen dargebracht, ist das Lied des Dichters, der auch jetzt noch keines Einzigen Dienst versäumen möchte, und der sich fühlt als guter Deuter festen Buchstabs, das heißt als treuer Ausleger der Geschichte, der aus ihr das Keimkräftige, nach vorwärts Weisende richtig erspäht und damit den schwer zu fassenden Gott uns angenähert hat.

Die Hymne Patmos ist der vollendete Ausdruck für Hölderlins Frömmigkeit in seiner letzten Epoche vor der Umnachtung.

Es ist kein Gedicht *über* Religion wie die Elegie: Brot und Wein, sondern selbst verdichtete Religion.

Die Frage, ob griechisch oder christlich, beantwortet sich dahin: ganz christlich und ganz griechisch.

Der christliche Mythos hat von des Dichters Seele Besitz ergriffen wie nie zuvor. Wie im Archipelagus Hellas letzten Seeleninhalt, tiefstes Leben bedeutet, so hier die Bildwelt des neuen Testaments.

Das Bekenntnis zu Christus, zu dem, der war und der ist und der kommt, in Patmos ist so unbedingt, kommt aus so starker Ergriffenheit der Seele, wie in den so ganz anderer Lebensmitte entstammenden geistlichen Liedern des Novalis:

Noch lebt Jesus.

Die Bruchstelle aber, die der vorige Hymnus aufwies, ist verschwunden. Nicht ist mehr die Rede von Eifersucht der Götter. Hölderlin erfaßt den großen Zusammenhang: ihm ist die Geschichte Christi und seiner Apostel, die er mit den Augen eines Platon schaut, der Abschluß eines Zeitalters göttlicher Bekundung, das, zunächst hinabgetaucht in nächtiges Dunkel, Bürgschaft seiner Wiederkehr und künftigen Vollendung in sich selbst trägt.

In einer späteren Fassung stehen die Schauplätze Tmolus, Paktol, Taurus und Messogis in räumlicher Nähe neben dem Jordan, Nazareth, Kapernaum und Kana.

Die Syntheſe, nach der deutſcher Geiſt hinſtrebte und immer wieder hinſtrebt, hier iſt ſie vollzogen. So freilich, daß das Griechiſche das Chriſtliche in ſich geſogen hat. Helleniſierung des überkommenen Chriſtentums — dies iſt das Endergebnis des religiöſen Prozeſſes bei Hölderlin, die folgerichtige Entwicklung bei einem Dichter, deſſen Beſonderes darin beſtand, alle Inhalte, die ihm das Leben vermittelte, zu „vergriechen". Man wird nicht verkennen, daß an dieſem Ergebnis der Geiſt der Epoche, das Humanitätsideal Herders und Schillers, ſeinen Anteil hat. Denn dieſer griechiſch geſchaute Chriſtus, den Hölderlin am Ende der Antike als letzten der Heroen und als Bürgen einer künftigen göttlichen Menſchheit erblickt, iſt freilich nicht der Chriſtus des neuen Teſtaments und noch weniger der Chriſtus der Kirche. Er iſt Symbol und Verheißung vollkommener Menſchlichkeit, ſo wie ſie Hölderlin als Sehnſucht und eigenes Weſen ſelbſt in tiefſter Seele trug.

So kehren wir zum Anfang zurück. Wenige Dichter hat Deutſchland hervorgebracht, die ſich ſelbſt durch ihr ganzes Leben ſo treu geblieben ſind wie Hölderlin.

Es trifft für ihn zu ſein eigenes Wort:

Wie du anfingſt, wirſt du bleiben.
So viel auch wirket die Not
Und die Zucht; das meiſte nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtſtrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.

Einige Worte des Dichters, die noch dieſe Treue gegen ſich ſelbſt und damit des Dichters Weſensart ausſprechen, mögen den Schluß dieſer Darlegung bilden; ſie ſind einem Brief an ſeine Schweſter entnommen:

Wir müſſen feſt und treu und unerbittlich in dem ſein, was wir für wahr und gut erkennen; aber einzig und allein von Stahl und Eiſen zu ſein, ſtehet uns nicht an; beſonders bedanken ſich die Poeten dafür. Jeder Menſch hat doch ſeine Freude, und wer kann ſie ganz verſchmähen?

Die meine iſt nun das ſchöne Wetter, die heitere Sonne und die grüne Erde, und ich kann dieſe Freude mir nicht tadeln, ſie heiße, wie ſie will, ich habe nun einmal keine andere in der Nähe, und hätt' ich noch eine andere, ſo würd' ich dieſe niemals doch verlaſſen und vergeſſen, denn ſie nimmt niemand nichts und altert nicht, und der Geiſt findet ſoviel Bedeutung in ihr; und wenn ich einmal ein Knabe mit grauem Haar bin, ſoll der Frühling und der Morgen und das Abendlicht mich Tag für Tag noch ein wenig vergnügen, bis ich das Letzte fühle und mich ins Freie ſetze und von da aus weggehe zur ewigen Jugend.

Vom Sinn der Architekturgeschichte

Von

Paul Fechter

Die Entwicklungsgeschichte der Architektur ist, soweit es sich um Werke der freien Betätigung, nicht des Nutzzweckes handelt, Entwicklungsgeschichte des menschlichen Raumgefühls. Das Gefühlsverhältnis zum Raum ist aber zugleich Spiegel des inneren Verhaltens zum Sein überhaupt, dessen allgemeinste einfachste Form der Raum ist. Raumgefühl ist letzten Endes nur eine besondere Ausdrucksform des Weltgefühls, Darstellung des Raumgefühls zugleich Darstellung des Weltgefühls. Architektur ist mithin Gestaltung menschlichen Welterlebens am Raum; Architekturgeschichte die Darstellung des Wandels, dem dieses Erleben in seiner Gestaltung unterworfen ist. Und da dieser Wandel immer nur, dem Wesen der menschlichen Natur entsprechend, ein schrittweiser Weg zur Bewußtheit, zum Geist als Bewußtsein der Freiheit sein kann — so ist Architekturgeschichte letzten Endes Geistesgeschichte, entwickelt am Raum, dargestellt an dem natürlichsten Sinnbild des Geistes.

Das Erlebnis des Raumes oder des Seins im Raum ist ein doppeltes: Erlebnis des Innen, Erlebnis des Draußen. Oder auch: des Leeren und des Erfüllten, des Konkaven und des Konvexen.

Das erste Erlebnis der menschlichen Seele ist das des Innenraumes. Nicht nur, weil der Mensch gemeinhin in einem Innenraum, und sei es die primitivste Höhle, das Licht der Welt erblickt, sondern weil auch im Freien der Raum zunächst mehr oder weniger als halbkugelförmig überdachter Innenraum erfaßt wird. Er umgreift den Menschen, macht ihn zu einem Teilstück seiner selbst, umgibt ihn in seiner leeren Unerfülltheit mit aller Qual des Kubischen, die heute nur noch die nachgeborenen Erben der ersten Menschen, die Künstler, zuweilen zu fühlen imstande sind. Er ist gestaltlos, hat sein Dasein nur an seinen Grenzen, an den Dingen, zwischen denen er ist, die er trennt und verbindet — wie der Geist. Der Mensch vermag ihn zu erleben, voll Furcht und Grauen; gestaltend seiner Herr zu werden, vermag er nicht. Er flüchtet sich in die Begrenztheit von Hütte und Höhle, wartend auf den Tag, da er den Kampf aufnehmen kann.

Dieser Augenblick ist gekommen, sobald der Mensch sich herauslöst aus dem Gesamtkomplex der Welt, den Unterschied zwischen sich und dem andern begrifflich und tätig zu machen beginnt. Da setzt die Auseinandersetzung mit dem Raum ein — und zwar am äußeren. Der Mensch ist Subjekt ge-

worden, sieht die Welt um sich als sein Objekt an. Er beginnt den Kampf gegen den feindlichen Raum, indem er ihn zu vernichten sucht, seine Leere mit Werken seiner Hand erfüllt und, wo noch ein Rest von Innenraum bleibt, ihn erdrückt, zusammenpreßt, zerlegt. Dem ihn auffaugenden konkaven Innenraum baut er seine konvexen, objektiven, von Materie erfüllten Raumkuben entgegen, die die Endlosigkeit des Raumes über der Erde teilen, gliedern, meßbar und damit beherrschbar machen. Der Geist beginnt den Weg zu sich.

Ägypten stellt baugeschichtlich diese Phase dar: die Zeit des Kampfes gegen den Raum, der Erfüllung seiner Leere durch das mathematisch umschriebene Werk. Die Pyramide ist der ideale Baugedanke dieser Zeit: Form und Materie gewordenes Gesetz von geometrischer Strenge, das kaum einen wesentlichen Innenraum enthält. Daneben steht der Tempel, weniger eindeutig, im Kampf gegen den Innenraum nicht minder folgerichtig. Die Massigkeit und Zahl ägyptischer Säulen wird verständlich, wenn man sie nicht nur als Deckenträger, sondern als ausfüllende Verdränger des Innenraumes betrachtet. Ägyptische Reliefs ergänzen das Bild: hier wird der menschliche Körper ebenfalls enträumlicht, in die Bindungen der Ebene gegezwungen. Der Mensch als Körper wird bereits Objekt.

Er bleibt es für die klassische Zeit, nur daß das Gesetz, das ihn in Ägypten noch bindet, langsam gelockert wird. Das gespannte Verhältnis zur Welt läßt nach: das Sein wird nicht mehr als feindlich, sondern als natürlich empfunden, die Welt wird menschlich, der Mensch natürlich gedeutet. Der Kampf gegen den Raum hört auf; man nimmt ihn hin, indessen ohne an sein Geheimnis zu rühren. Nicht einmal der Gegensatz: Innen- und Außenraum, wird aufgefaßt; das antike Theater ist die schönste Versöhnung, die diese Antithesis je gefunden hat, ohne daß sie zuvor eigentlich bewußt festgestellt wurde. Hauptthema bleibt freilich das Außen, das Objektive: der Tempel trägt seinen Schmuck um sich, nicht in sich: der Geist hat sich noch mit der natürlichen Welt und seiner natürlichen Erscheinung, dem Menschen, auseinanderzusetzen.

Roms Aufgabe ist es, nach Hegels schönem Wort, ihn durch die Despotie seines nur auf das Staatliche gerichteten Willens nach innen zu treiben. Rom war in der schaffenden Auseinandersetzung mit der Welt nur Erbe: es wirkte sein Wesentlichstes bereits im Geistigen, indem es durch seine kalte Weltlichkeit den Geist zwingt, sich in sich selbst zu suchen. Roms Auseinandersetzung mit dem Raum ist rein technisch ingenieurhaft: auf diesem Wege aber schafft es bereits die ersten großen Innenräume, die nun mit der Geburt des Christentums das eigentliche Thema werden. Der Geist wird in sich getrieben und findet seine Sinnbilder und Spiegel nicht mehr in der Natur, in den Objekten, sondern im Innern. Der Innenraum der neuen Kirchen wird sein Sinnbild — die Auseinandersetzung mit dem Urerlebnis der Welt als Raum kann jetzt direkt, nicht mehr auf dem Umweg über die Objektivierung erledigt werden.

Sie bleibt nun auch das große Hauptthema der ganzen kommenden Ent-

wicklung der christlichen Architektur. Zunächst so sehr, daß das Äußere vollkommen zurücktritt: alle Betätigung, aller Schmuck wandert nach innen. In der frühchristlichen Zeit aber bleibt dies Innere im wesentlichen römisch weltlicher Raum; erst die germanischen Völker bringen das starke Gefühl mit, das nun am Innenraum noch einmal die Entwicklung wiederholt, die die Baugeschichte bisher am Äußeren durchlaufen hat. Das Zeitalter des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes nennt es Hegel: es umfaßt etwa die Epochen des Frühromanischen, des Spätromanischen und Frühgotischen und schließlich die reife und späte Gotik.

Das Frühromanische, die flachgedeckte Basilika hat in der Haltung zum Raum noch etwas Ägyptisches: der Innenraum wird zwar nicht ausgefüllt, aber durch streng kubische Bindung in absoluter Ruhe und Bewegungslosigkeit gehalten. Der Mensch fürchtet sich noch immer, gefühlsmäßig in ihn einzugehen: er empfindet das Auffaugende, Auflösende des Einswerdens mit einem solchen leeren Gebilde, das sein Leben nur an seinen Grenzen hat. So zieht er sich gewissermaßen in die umgrenzenden Mauern zurück und hält den Raum streng unter dem Gesetz wie sein eigenes Leben.

Erst allmählich weicht diese Spannung, kommt der Ausgleich. Er vollzieht sich etwa gleichzeitig mit der Verdrängung der flachen Decke durch das Gewölbe. Der Innenraum wird damit noch deutlicher Sinnbild des Ich — die Grenzlinie seines Querschnittes entspricht etwa der Räumlichkeit, die das fühlende, aufrechtstehende Ich als seinen Raum empfindet. Das Verhältnis zwischen Innenraum und begrenzenden Mauern wird lockerer: der Raum wird nicht mehr eingeengt, zur Passivität verurteilt, sondern beginnt leise eigenes Leben zu bekommen, in sich schwingen zu dürfen — und zwar nach allen Richtungen. Für eine kurze Spanne ergibt sich eine Harmonie der Kräfte, für die man nach dem Wort klassisch greift. Sie dokumentiert sich auch darin, daß neben das Innere jetzt gleichberechtigt das Äußere tritt: über dem Bau wächst der Wald der Türme empor, das Reich Gottes in seiner äußeren Größe symbolisierend.

Der Gotik bleibt es vorbehalten, diese Einheit aufzulösen und zu zerstören. Sie hebt das Gleichgewicht der Koordinaten auf, das im Innern herrschte — durch den Knick des Spitzbogens, der die nach oben steigende und wieder herabsinkende Bewegung zu einer einseitig nach oben schießenden macht. Sie löst damit den Kubus als unsichtbare Baumasse des Inneren auf — und löst im weiteren die Einheit des Ganzen in die Sonderexistenz des Einzelnen. Der Entwicklungsweg des Geistes in der Gesamtheit ist vollendet: es beginnt die Geschichte des Individuums, des Einzelnen. Der Raum ist aber nur ein sinnvolles Symbol für das Lebensgefühl einer Allgemeinheit, einer Gemeinde: der Einzelne kann keine Kirche mehr schaffen. Im letzten großen Rausch reißt die Gotik noch einmal ihre Zeit zu den Riesenleistungen ihrer Kathedralen empor: der Sonderungsprozeß, den sie im Verlauf der Entwicklung an jedem Baugliede vornimmt, ist aber Symbol

für einen Prozeß im Geistigen, der nun den großen Kirchen die Voraussetzung nimmt, die Gemeinde. Was Luther nachher tut, als er den Menschen religiös auf sich stellte, ist nur noch Formulierung eines inneren Vorgangs, der bereits mit der Gotik sich vollzogen hat. Als diese ihren Höhepunkt erreicht hat, ist sie und alle symbolhafte Darstellung des geistigen Werdens am Raum sinnlos geworden: der Mensch ist aus den Bindungen der geistigen Gesamtheit entlassen, nur noch sich verantwortlich: er muß seinen Weg im Geist und zum Geist mit anderen Mitteln suchen. Er braucht wohl noch Bücher und Bilder, aber er braucht kein gemeinsames Raumbild seiner Geistigkeit mehr.

Es gibt (neben der Erfindung der Buchdruckerkunst) eine sehr seltsame Bestätigung dieser Deutung der gotischen Entwicklung: die Entdeckung des Raumes im Bilde und die fast gleichzeitige Formulierung der Gesetze der Perspektive. Das gotische Bild (und ebenso alles frühere) ist raumlos: seine Menschen leben in einem überdimensionalen, unirdischen Raum. Ein Rest ägyptischer Tradition scheint unbewußt noch fortzuleben in dieser Einordnung in Ebenen — ganz abgesehen von der Symbolbedeutung, die die meisten gotischen Werke rein im Kompositionellen besitzen. Mit dem Ausklang der Gotik beginnt das Eindringen des dreidimensionalen Raumes in die Bildtafel — und zwar fast gleichzeitig in Italien, in Schwaben, in den Niederlanden. Die Auseinandersetzung mit der räumlichen Existenz, mit seinem Raumerleben, vollzieht der Mensch, selbständig geworden, jetzt nicht mehr innerhalb der Gesamtheit, in der Kathedrale, sondern im Bilde, rein für sich; sofern er sich nicht direkt mit dem Geist in Beziehung setzt, über den Begriff, im Buche.

Und das Weitere? Es ist Nachhall, Ausklang und Untergang. Nachhall in den beiden letzten Phasen der europäischen Architekturentwicklung, in Renaissance und Barock, Untergang im 19. Jahrhundert. Die Renaissance Michelangelos ist der verzweifelte Versuch eines Menschen, der den Sinn und die Größe des Verlorenen ahnt, aus seiner Kraft ein neues gleichwertiges Gesetz zu schaffen, aus dem Willen des Einzelnen etwas zu ballen, was dem zerbrochenen Geist der Allgemeinheit gleichkommt. Aber die verlorene Bedeutsamkeit des Raumes vermag kein noch so hoher Wille wieder zu schaffen: der Raum von St. Peter ist leerer, irdischer Raum, dem das Symbolhafte entsank. Aus noch so kluger, noch so „schöner" irdischer Ordnung wird nie ein Sinnbild der geistigen, wenn der Logos, der überpersönliche Gemeingeist einer Zeit nicht mitwirkt. Im Barock wirkt sich die gesammelte neue Kraft des Einzelnen noch einmal am Architektonischen aus, jedoch schon so, daß die Aufgabe bezeichnenderweise im wesentlichen bildhaft, malerisch gefaßt wird. Das Gefühl erlebt den Raum, auch den inneren, nicht mehr als Raum, als kubisches Gefüge, sondern als Bildmaterial, das auf malerische Wirkung hin komponiert wird. Mit höchster Klugheit und Energie wird diese Aufgabe gelöst: Räume wie Banz oder Vierzehnheiligen sind Werke würdig der größten

Bewunderung. Aber der Geist, der sie trägt, ist rein irdischer Geist; was in ihnen schwingt, ist nicht mehr das Gotterleben eines Volkes, sondern die unsichtbaren Differentialgleichungen des klugen Geistes, mit dem die letzten großen Einzelindividuen diese Dekorationen eines metaphysischen Theaters ordnend schufen.

Das 19. Jahrhundert bringt dann das Ende. Der Individualismus der Gotik, den die Renaissance ausbaute, wird zurückgenommen, wieder aufgesogen von einer neuen Gemeinsamkeit, der Masse. Die ist aber keine geistige mehr, wie die Allgemeinheit des Mittelalters, sondern eine lediglich diesseitig materielle — weil sie rein auf den Zweck gegründet ist. So versinken in der dünnen Professorenarchitektur des Klassizismus und der Reißbrettgotik die letzten Reste der Architektur als Auseinandersetzung mit dem Erlebnis des Raumes; die Versuche, hier weiter zur wirken, enden in den banalen Schwächlichkeiten der modernen Kirchen und Dome. Die Architektur im alten Sinne ist tot; dafür entwickelt sich aus den neuen Voraussetzungen da und dort der Anfang von etwas Neuem. Sein Ausgangspunkt ist der gleiche wie der der neuen menschlichen Gemeinschaft: der Zweck. Vom reinen Nutzbau aus, aus seiner möglichst sinngemäßen, von allen fremden, auch den aus der Konkursmasse der Architektur ererbten Bestandteilen freien Verwirklichung, ergeben sich die ersten Ansätze einer neuen Baukunst. Reine Ingenieurbauten, Brücken, Kräne, Bahnhofshallen waren die Vorläufer; es folgten Fabrikanlagen, Bürohäuser, Maschinenhallen, die rein vom Nutzwert aus Lösungen darstellten, die zwar keinerlei Beziehung zum Raumerlebnis mehr haben, aber über die klare Prägung ihres Sinns eine Beziehung zu dem „Geist" der Zeit, zu dem Moloch Organisation, Massenzusammenfassung, Mechanisierung, Militarismus besitzen. Man kann in diesen neuen Räumen weder leben noch beten, sondern nur arbeiten; schon das aber gibt ihnen ein Gran Lebendigkeit, das die sterbende Professorenarchitektur nicht mehr besaß. Vielleicht erwächst hier ein Weiteres, das dem Seelischen wieder etwas sich nähert: die Möglichkeit, rein vom Zweck aus einmal im großen Wohnstätten für die Masse zu schaffen, indem man ganze Stadtviertel nach einheitlicher Zweckmäßigkeit anlegt und aufbaut. Nicht etwa mit spielerischer Traulichkeit wie in heutigen „Gartenstädten", sondern mit der Sachlichkeit und Nüchternheit, die die Augsburger Fuggerei noch heute vorbildlich macht. Dann kann es vielleicht geschehen, daß über solche Anlagen sogar etwas wie ein neues Raumgefühl erwächst — nicht aus den einzelnen Bauten diesmal, sondern aus den Abmessungen dessen, was sie umschließt, zu einem Allgemeinen macht: aus den Dimensionen der Straßen, den einzigen Räumen unserer Städte, in denen schon heute die Trostlosigkeit der normalen bürgerlich proletarischen Existenz so etwas wie ein räumliches Sinnbild bekommen hat. Das aber ist Sache der Zukunft — die es zuletzt auch anders fügen kann. Denn alle Entwicklungen, wie die hier angedeutete, sind zuletzt Schicksal — eben weil sie aus dem Leben des Geistes fließen; denn dessen Wesen ist ebenso sehr Gesetz wie Freiheit, Notwendigkeit wie Erkenntnis.

Heerführer im Weltkriege

Von

Freiherrn von Freytag-Loringhoven,
General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

III

Den Erinnerungen seines Generalstabschefs und Ersten Generalquartiermeisters, des Generals Ludendorff, und dem Werk seines Vorgängers im Amt, des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, des Generals von Falkenhayn, haben sich die Erinnerungen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg zugesellt[1]). Wer sich in dieses Buch versenkt, der wird aufs neue der Wahrheit inne werden, die der Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten von Amerika, Bancroft, ausspricht[2]), wenn er meint, daß, wer erfahren wolle, was sittliche Werte bedeuten, Männer in ihrem Handeln verfolgen müsse. Der Feldmarschall übermittelt uns nicht nur das Ergebnis einer unendlich reichen Lebens- und Kriegserfahrung, er zeigt sich uns in seinem Buche durchweg in seiner rein menschlich hohen Art. Darum hat er auch mit vollstem Recht der Darstellung der Eindrücke des Weltkrieges eine kurze Schilderung seines ganzen Lebens vorangestellt.

Wir begleiten den Knaben durch die rauhe Schule des Kadettenkorps, dessen Wesensart der Feldmarschall in Schutz nimmt wider so manche gegen diese Erziehungsanstalt erhobene grundlose Anschuldigungen. Wir folgen dem achtzehnjährigen Leutnant auf das Schlachtfeld von Königgrätz, wo er in raschem Ansturm mit seinem Zuge sich einer feindlichen Batterie bemächtigt, und sehen ihn als Adjutanten durch das Höllenfeuer von St. Privat nach Roncourt eilen und für die Besetzung dieses die französische Stellung flankierenden Dorfes durch zwei Kompagnien seines 3. Garderegiments zu Fuß Sorge tragen, noch ehe es den Sachsen gelingt, den Ort zu erreichen. Wir fühlen mit ihm die gewaltige Wirkung der Kaiserproklamation von Versailles und ermessen damit erst ganz, was gerade ihm das Scheiden des deutschen Kaisers von Heer und Reich im November 1918 bedeuten mußte. Bald nach Besuch der Kriegsakademie ist Hindenburg in den Generalstab aufgenommen worden, dem er in wechselnden Stellungen und mit kurzen Unterbrechungen durch Frontstellungen sowie einer dreijährigen Tätigkeit im Kriegsministerium bis zum Jahre 1900 angehört hat. Im Nebenamt hat er fünf Jahre an der Kriegsakademie gelehrt. Wenn er auf diese Tätigkeit mit Be-

[1]) Aus meinem Leben. Leipzig 1920, Verlag von S. Hirzel.
[2]) History of the constitution of the United States of America. Einleitung.

friedigung zurückblickt, so mag hier gesagt sein, daß er bei seinen Schülern hohe Verehrung genoß. Der damalige Major von Hindenburg war uns mehr ein leitender älterer Kamerad als ein Vorgesetzter und Lehrer. Mit größter Nachsicht ging er auf alles aus seinem Hörerkreise Vorgebrachte ein, bewies schlagend die Schwächen einer geäußerten Ansicht und führte uns in dieser Weise sicher in die Erkenntnis der höheren Seiten des soldatischen Berufs ein. Es geschah in dem Sinne der Worte, die der Feldmarschall dem Generalstab widmet, wenn er schreibt: „Durch die Friedensschulung der Generalstabsoffiziere war die Gewähr geschaffen, daß im Kriegsfalle ein einheitlicher Zug alle Führerstellen beherrschte, ein einigendes Fluidum alle Führergedanken durchsetzte. Die Einwirkung des Generalstabes auf die Führung war nicht durch bindende Bestimmungen geregelt; sie hing vielmehr in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Abstufungen von der militärischen und persönlichen Eigenheit der einzelnen Offiziere ab." Hindenburg setzt hinzu: „Ich glaube, daß der deutsche Generalstab in seiner Gesamtheit verstanden hat, seine außerordentlich schwere Aufgabe zu erfüllen. Seine Leistungen waren bis zuletzt meisterhaft, mögen auch Fehler und Irrtümer im einzelnen vorgekommen sein. Ich wüßte kein ehrenderes Zeugnis für ihn, als daß die Gegner seine Auflösung durch die Friedensbedingungen gefordert haben."

Im Jahre 1900 wurde Hindenburg Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe, 1903 trat er an die Spitze des IV. Armeekorps, dessen kommandierender General er achteinviertel Jahre gewesen ist. Er betont ausdrücklich, daß er 1911 freiwillig seinen Abschied erbeten hat. In dieser wichtigen und einflußreichen Stellung hat er sich im höchsten Maße der Liebe seiner Untergebenen zu erfreuen gehabt. In ihr hat er stets eine der Wurzeln guter dienstlicher Leistungen gesehen. Dankbar erwähnt er, daß er in seiner langen Dienstzeit fast alle deutschen Stämme kennengelernt habe. Die heiße Liebe zum deutschen Volke, die ihn beseelt, bricht aus seinen Denkwürdigkeiten immer wieder hervor. Sorgend ermahnt er immer wieder seine Deutschen zur Einheit und zur Vaterlandsliebe. Man gewinnt aus diesem Leben, das hier so schlicht und wahrhaft, ohne auch nur den geringsten Beigeschmack von Selbstverherrlichung offen vor uns ausgebreitet wird, den Eindruck eines harmonischen Ganzen, das getragen wird von einem lauteren und dennoch niemals aufdringlichen Gottvertrauen. Es findet seinen Ausdruck in den demütigen und zugleich selbstsicheren Worten, die dem Buche vorangestellt sind: „Als Mensch habe ich gedacht, gehandelt und geirrt. Maßgebend in meinem Leben und Tun war für mich nicht der Beifall der Welt, sondern die eigene Überzeugung, die Pflicht und das Gewissen."

Die diesem ersten Teil des Buches eingestreuten Bemerkungen und Ausblicke auf die spätere Zeit, insbesondere die Eindrücke des Weltkrieges, geben ihm einen hohen Reiz. Bei Erwähnung der schweren Verluste von St. Privat äußert der Feldmarschall: „Im Verlauf des letzten großen Krieges sind Gefechtsverluste in der Höhe, wie sie die Garde bei St. Privat erlitten, innerhalb unserer Infanterieregimenter häufig geworden. Ich konnte aus meinen

damaligen Erfahrungen ermessen, was das für die Truppe bedeutet. Welch eine Masse bester, vielfach unersetzlicher Kräfte sinken da ins Grab! Welch ein herrlicher Geist muß aber andererseits in unserem Volke lebendig gewesen sein, um trotzdem in jahrelangem Ringen unsere Armeen weiter kampfkräftig zu erhalten!" Mit warmen Worten wird der großen Friedensleistung des Heeres gedacht, die den Geist der Einordnung und Unterordnung schuf, die unser Volk hochgebracht hat; es wird auf den Krieg verwiesen, der die Ansicht schlagend widerlegt, die Art, wie bei uns in der Armee die Disziplin gehandhabt worden sei, habe den freien Menschen zum willenlosen Werkzeug gemacht. Mit Sorge hat der Feldmarschall vor dem Kriege uns „in den weiten Ozean der Weltpolitik hinaustreiben sehen, ohne daß wir in Europa genügend feststanden". Er beklagt es, daß wir nicht darauf gedrungen hätten, daß Österreich-Ungarn das zwischen seinen politischen Ansprüchen und seinen innerpolitischen sowie militärischen Kräften bestehende Mißverhältnis rechtzeitig ausglich.

Die Schilderung der Befreiung Ostpreußens im Jahre 1914, wie sie uns der Feldmarschall gibt, ist durch die frühere eingehende Schilderung Ludendorffs nicht unnötig gemacht. Sie kennzeichnet in lapidarer Form das Ringen mit dem Entschluß, das Fühlen in der Seele des Feldherrn. Am Eingang dieses Abschnitts schildert der Feldmarschall sein Verhältnis zu Ludendorff. Die Art, wie es geschieht, ehrt ihn in hohem Maße, und jeder wird ihm beipflichten, wenn er die nie ruhende, nahezu übermenschliche Arbeitskraft seines Generalstabschefs, seine allseitig anerkannte Energie, seine hohe Organisationsgabe rühmt. Wenn er ferner sagt, er habe es „als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachtet, dem nie ermattenden Arbeitswillen seines Chefs soviel als möglich freie Bahn zu lassen und sie ihm, wenn nötig, zu schaffen", so ist auch das bei einem Chef von der Bedeutung Ludendorffs natürlich und berechtigt. Das Temperament und die gelegentlich zutage tretende geringe Objektivität dieses sonst so hochverdienten Generals fanden ihren Ausgleich in der herrlichen Ruhe und Abgeklärtheit sowie in dem Weitblick des Feldmarschalls.

Hindenburg bezeichnet den deutschen Feldzugsplan von 1914 als unzweifelhaft richtig. Im Westen habe an der Marne nicht eine einzelne Ursache zu seinem Scheitern geführt, sondern eine ganze Reihe von solchen. Mit aller Entschiedenheit aber spricht er sich dahin aus, daß, wenn auch das Scheitern unseres ersten Operationsplanes im Westen eine schwere Gefahr brachte, die Fortführung des Krieges für uns dadurch keineswegs aussichtslos geworden sei. Der weitere Verlauf des Krieges hat die Richtigkeit dieser Ansicht durchaus bewiesen. Wir erfahren jetzt erst aus den Veröffentlichungen unserer Feinde, wie nahe wir zu wiederholten Malen dem endgültigen Siege gewesen sind. Wenn freilich der Feldmarschall die Ansicht vertritt, wir hätten Rußland bereits im Winter 1914/15 niederzwingen können, wenn wir uns rechtzeitig entschlossen hätten, alle irgend verfügbaren Kräfte im Osten einzusetzen, so muß darauf hingewiesen werden, daß uns im Herbst 1914 an der Westfront der Feind um mehr als eine halbe Million Streiter überlegen war, daß wir dort unter

starkem Munitionsmangel litten, daß hinwiederum für den Osten Abgaben an Menschen und Munition in reichem Maße stattgefunden haben. Gewiß ist es zutreffend, daß für das Zarenreich nicht mehr die gleichen Verhältnisse bestanden wie 1812. Aber gerade die Eisenbahnen fielen entscheidend für die Russen ins Gewicht. Die bei den Operationen mitsprechenden Dinge haben bereits im Oktoberheft 1919 und im Januarheft 1920 dieser Zeitschrift bei Gelegenheit der Besprechung der Werke der Generale Ludendorff und von Falkenhayn Erwähnung gefunden. Daß der Feldherr im Osten hierin anders sah als die Oberste Heeresleitung, ist an sich durchaus natürlich. Jeder Heerführer macht sich im Kriege ein Bild der Lage, wie es sich ihm darbietet. Der Feldmarschall deutet in seinem Buche nur an, daß solche Gegensätze bestanden haben. Wie objektiv er denkt, geht aus den Worten hervor: „Wir dürfen bei Beurteilung der Pläne der Heersleitung den Blick über das Gesamtbild des Krieges nicht verlieren. Wir selbst sahen damals nur einen Teil des Bildes. Die Frage, ob wir unter dem Eindrucke der gesamten politischen und kriegerischen Lage anders geplant und anders gehandelt hätten, mag unerörtert bleiben." So faßt er denn auch den Eindruck, den er im September 1916 nach Übernahme der Geschäfte des Generalstabschefs bei seinem ersten Besuch in Frankreich gewann, in die Worte zusammen: „Die Größe der Anforderungen, die an das Westheer gestellt wurden, war mir zum erstenmal so recht plastisch vor die Augen getreten. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich damals erst einen vollen Einblick in die bisherigen Leistungen des Westheeres gewann."

Dieselbe völlige Freiheit von Einseitigkeit im Urteil bekundet der Feldmarschall hinsichtlich unserer Bundesgenossen. Wohl beklagt er, daß wir uns nicht die gleiche Einwirkungsmöglichkeit auf sie gesichert hätten, wie England auf die seinigen und die dadurch bestehende Schwäche unserer Lage, aber er weist die vielfach ausgesprochene Ansicht, Deutschland habe sich nur auf krüppelhafte Verbündete gestützt, als eine arge Verkennung der Wirklichkeit und einseitige Übertreibung zurück; denn auch unsere Verbündeten hatten vielerorts starke feindliche Überlegenheiten auf sich gezogen. Von den Leistungen Österreich-Ungarns in diesem gewaltigen Kampfe heißt es, daß man sie nicht unterschätzen und bitteren Gefühlen nachhängen dürfe, „die manchmal unter dem Eindruck enttäuschter Erwartungen entstanden sind. Die Donaumonarchie blieb uns ein getreuer Waffengenosse. Wir haben stolze Zeiten gemeinsam durchlebt und sollten uns hüten, im gemeinsamen Unglück uns innerlich zu trennen". Auch den Bulgaren und noch mehr den Türken, insbesondere Enver Pascha, zollt der Feldmarschall rückhaltlose Anerkennung. Von seinen Besuchern im Großen Hauptquartier sagt er: „So blieb kein Stand und kein Stamm seitab von uns, und ich glaubte den gemeinsamen Pulsschlag von Heer und Heimat, von unseren Verbündeten und uns selbst oft in meiner Nähe zu fühlen."

Die Urteilsweise des Feldmarschalls entspringt nicht einer Denkungsart, die alles gut heißt, sondern jener höheren Einsicht, die durchdrungen ist von der Schwierigkeit kriegerischen Handelns. So widerlegt er denn auch die Behauptung, daß sein Vorgänger es unterlassen habe, Vorkehrungen für den Fall

des Eintritts von Rumänien in den Krieg zu treffen, betont vielmehr, daß das sofortige Vorgehen des Feldmarschalls von Mackensen, wie es noch vom General von Falkenhayn angeordnet worden sei, durchaus dem Gebot der Stunde entsprochen habe. Die glänzenden Erfolge dieses Generals in Siebenbürgen und später in Rumänien, die Kühnheit seines Handelns werden gebührend hervorgehoben. Wie sollte auch einem Kenner des menschlichen Herzens, wie es der Feldmarschall ist, entgehen, was Führerwille und klare Einsicht vermögen! Als im Frühjahr 1917, im Vertrauen auf das überlegene Geschick der deutschen Truppen bis zum einzelnen Mann herab, das neue elastische Angriffsverfahren eingeführt wird, scheint es am 9. April beim ersten Ansturm der Engländer zu versagen. „Der abendliche Vortrag entwirft am 9. April ein düsteres Bild, viel Schatten, wenig Licht. Doch man muß in solchen Fällen nach Licht suchen." Diese Worte sind ganz Hindenburg. In unendlich vielen Lagen schwierigster Art hat er immer wieder Licht finden und solches anderen mitteilen können, weil ihm jener Verstand eigen war, den Clausewitz als für den Feldherrn unentbehrlich bezeichnet, „der auch in gesteigerter Dunkelheit nicht ohne einige Spuren inneren Lichtes ist, die zur Wahrheit führen", und weil er dastand „fest im Vertrauen auf sein besseres inneres Wissen, wie der Fels, an dem die Welle sich bricht". Ein solcher Fels ist uns Hindenburg im Kriege gewesen.

An diesem Mann, der ganz und gar Soldat war, dem die Politik nicht lag, der keine Neigung verspürte, sich mehr als unbedingt nötig mit ihr zu befassen, sollte sich doch auch wieder das Goethe-Wort erfüllen: „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheiten im Hundertfältigen . . . Der Beste, wenn er eines tut, tut er alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird." Hindenburg hat vielfach einen politischen Weitblick bekundet, an den die auf diesem Gebiet Verantwortlichen nicht entfernt heranreichten. Das bekundet sich in der Beurteilung der polnischen Frage, des Friedensangebots vom Dezember 1916, in der richtigen Beurteilung Wilsons, in der klaren Erkenntnis der Verhältnisse in der Heimat, „wo man den wahren Ernst unserer Lage um Parteiinteressen und Parteidogmata vergaß oder diesen Ernst nicht mehr sehen wollte". Von der Friedensresolution des Reichstags hat er vorausgesehen, was sie uns kosten würde und es damals in die Worte gekleidet: „Mindestens ein weiteres Kriegsjahr." Dennoch hat er bis zuletzt die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang nicht aufgegeben. Die Stimmung der Truppen im Frühjahr 1918 schien für den Erfolg zu bürgen. Eine Reihe kraftvoller Teilschläge sollten den Feind allmählich erschüttern. Auch als das nicht in dem erhofften Maße glückte, „als das Schwinden der Widerstandskraft in unserem Volk und Heer sich mit dem Vernichtungswillen des Gegners zu verbinden drohte, schienen dem Feldmarschall kriegerische Erfolge allein einen Ausweg aus der schweren Lage geben zu können". So kam es zum Angriff bei Reims, auf dem ein weiterer in Flandern folgen sollte. Als dann der Umschwung eintrat, hat

der Feldmarschall sich noch am 13. August der Ansicht des Reichskanzlers Grafen Hertling angeschlossen, daß mit einem wirklich offiziellen Friedensschritt unsererseits gewartet werden sollte, bis eine Besserung in unserer damaligen militärischen Lage eintreten würde. Als er dann am 29. September die Forderung stellte, unverzüglich Schritte zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes zu tun, hat der Feldmarschall noch nicht am deutschen Volke verzweifelt. Am 24. Oktober richtet er an den Reichskanzler, Prinzen Max von Baden, die Worte: „Ich habe von der neuen Regierung erhofft, daß sie alle Kräfte des gesamten Volkes in den Dienst der vaterländischen Verteidigung sammeln würde. Das ist nicht geschehen. Im Gegenteil, es ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur von Versöhnung, nicht aber von Bekämpfung des dem Vaterlande drohenden Feindes gesprochen. Dies hat auf die Armee erst niederdrückend, dann erschütternd gewirkt. Ernste Anzeichen beweisen dies."

Trotzdem schlug sich das — man kann es nicht anders bezeichnen — von der Heimat verratene Westheer weiter. Der Feldmarschall sagt über die letzten Kampfhandlungen: „Wäre in dem Buch des großen Krieges das Kapitel über das Heldentum des deutschen Heeres nicht schon längst geschrieben gewesen, so würde es in dem letzten furchtbaren Ringen mit dem Blute unserer Söhne in ewig unauslöschlicher Schrift geschehen sein .... Für zusammenhängende Linien fehlte es an Kräften. In Gruppen und Grüppchen leistet man Widerstand. Erfolgreich ist solcher nur, weil auch der Gegner sichtbar ermattet. Wo seine Panzerwagen nicht Bahn brechen, wo seine Artillerie nicht alles deutsche Kampfleben ertötet hat, da schreitet er nur selten noch zu großen Gefechtshandlungen .... Gibt es nun einen wahnwitzigeren Plan, als den, dem Heere das weitere Leben unmöglich zu machen? War je ein größeres Verbrechen menschlichem Denken und menschlichem Hasse entsprungen? .... Der Umsturz trifft zunächst vernichtend die Stütze des Heeres, den deutschen Offizier. Er reißt ihm, wie ein Fremdländer sagt, den verdienten Lorbeer vom Haupte und drückt ihm die Dornenkrone des Martyriums auf die blutende Stirn. Der Vergleich ist ergreifend in seiner Wahrheit. Möge er jedem Deutschen zum Herzen sprechen!"

Und doch mahnt uns der Feldmarschall, nicht zu verzagen, doch hat er uns in größter Selbstüberwindung ein Beispiel gegeben, in dem er auf seinem Posten ausharrte und auf dem Wege voranschritt, den ihm der Wille seines Kaisers, seine Liebe zu Vaterland und Heer und sein Pflichtgefühl wiesen. Er verzweifelt auch heute noch nicht am Vaterlande, wie sein Wort erkennen läßt: „Ich habe das Heldenringen meines Vaterlandes gesehen und glaube nie und nimmermehr, daß es sein Todesringen gewesen ist." Das deutsche Volk wußte, was es seinem greisen Heerführer schuldete. Der Ausspruch Treitschkes hat sich bewahrheitet: „Ein edles, selbständiges Volk wird in Zeiten der Erregung einen Zug des Heroenkultus in sich tragen, es wird einen bestimmten großen Mann geradezu vergöttern. Es zeigt sich dann, wie das Volk doch ein Gefühl hat für gewaltige Männergröße."

Der Briefwechsel von Paul Heyse und Fanny Lewald

Herausgegeben von

Rudolf Göhler

(Schluß)

8[1]) Wie gern, verehrte Freundin, würden diese umgehenden Zeilen Ihnen zureden, hieherzukommen und in der milden Seeluft zu vollenden, was die Teplitzer Bäder hoffentlich mit allem Nachdruck begonnen haben. Aber — Dank unsrem altbayrischen Phlegma — fehlt es hier noch sehr an Dach und Fach für Sommergäste. Jeder Winkel ist besetzt und auf Wochen hinaus bestellt, und die Freunde, die uns von München aus besuchen, müssen sich abends wieder in die Stadt zurückziehen, da die Gasthöfe überfüllt sind. Es wäre sonst sehr erquicklich hier, auch die Preise so mäßig, daß ein „bürgerlicher Schriftsteller" sie federleicht erschwingen kann, die Luft nicht hochlandsmäßig und durch die große Wasserfläche doch selbst in der Hitze gekühlt. Aber gerade im September, zumal heuer, bei der Nähe Oberammergau's, ist das Gewimmel der Sommerfrischlinge erdrückend, und unser eigenes kleines Nest hat leider nicht Raum genug, um Ihnen darin eine Zuflucht bieten zu können.

Ich bleibe jedenfalls den ganzen Monat hier — ich meine, den September — da diese Brutstille meiner Arbeit sehr förderlich ist. Oft muß ich lachen, mitten in aller Not, wenn ich sehe, wie unbeholfen ich mich bei dieser neuen Form anstelle. Man kann recht gut verstehen, sein novellistisches Zwei- oder Dreigespann zu regieren, und verwickelt sich alle Augenblicke mit den Zügeln, wenn man acht Pferde langgespannt vom Bock herunter lenken soll.

Eh ich damit nicht wohl oder übel zustande gekommen bin, ist keine Aussicht, daß ich in der Kaiserstadt bei Ihnen anklopfe. Aber soviel steht fest: Ihre Kritik über dieses tolldreiste Unternehmen will ich mir mündlich holen.

Mit allen guten Wünschen für den Erfolg Ihrer Kur und einer angelegentlichen Empfehlung an Ihren l. Gemahl

herzlich ergeben

Starnberg. 25. Aug. 1871. Paul Heyse.

9

Berlin d. 19. Oktober 71
Mathäikirch Straße 21

Teuerster Freund!

Durch den Sohn unseres Hausarztes und Freundes Dr. Körte, durch Studiosus Gustav Körte[2]), der ein oder ein paar Semester in München bleiben will, sende ich Ihnen diesen Gruß und die zweite Auflage meines größten

[1]) Ob zwischen diesem Briefe und dem vorhergehenden ein Schreiben Fanny Lewalds ausgefallen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

[2]) Der spätere Göttinger Archäolog., vgl. Biograph. Jahrbuch f. d. Altertumswissenschaft 38. Jahrg. S. 99 ff.

Romanes[1]), bei dem ich, um Ihren neulichen Ausdruck zu brauchen, noch mehr als achtspännig gefahren bin. Lassen Sie sich das Buch gefallen, und den jungen Körte recht angelegentlich empfohlen sein. Er ist vortrefflicher Menschen ältester Sohn und ist sicher ihres Sinnes und Wesens. Da er und sein jüngerer Bruder, der in Bonn studiert, zum Felddienst im Frühjahr von 1870 noch zu schwach befunden wurden, haben sie als Krankenwärter in den Sanitätszügen gedient, und der Jüngere hat davon einen Typhus mitgebracht, von dem der Vater ihn nur mühsam in die Höhe bringen konnte.

Sie, lieber Freund! sind so jung geblieben, daß man Ihnen die Jugend nicht besonders zu empfehlen braucht — und ich hoffe, es soll Ihnen einmal gehen wie Stahr, dem vor ein paar Jahren einer unsrer liebsten jungen Freunde verwundert sagte: „ich bin neulich recht erschrocken, als mir's plötzlich einfiel, daß Sie schon in den Sechszigern und nicht mehr zu uns gehörend sind!" — Jugend ist eigentlich allein Schönheit — Trunkenheit ohne Wein — wie Göthe es nennt.

Auf Ihren Roman freue ich mich — auf meinen bin ich neugierig, weil ich gar nicht herankommen kann, und er mir dadurch, so weit er fertig ist, schon völlig fremd geworden ist.

Ich rechne darauf, daß Sie mir Ihren Roman bringen.

Wir sind noch drei Wochen in Friedrichsroda gewesen, und seit acht Tagen hier. Gehen aber, wenn das Wetter so herrlich bleibt, für die letzte Woche des Monats vielleicht noch einmal auf das Land, um uns damit den Winter zu verkürzen. Es geht recht gut bei uns.

Möchte es auch bei Ihnen gut gehen und neue Freude die vergangenen Schmerzen heilen.

Stahr grüßt Sie teilnehmend; in alter guter Gesinnung

Fanny Lewald Stahr.

10 München. 29. Nov. 71.

Was werden Sie gedacht haben, meine hochverehrte Freundin, daß ich Ihnen soviele Wochen nicht mit einer Silbe gesagt habe, wie Sie mich durch Ihr großes Geschenk und durch den liebenswürdigen Sendboten erfreut haben! Trotz aller Menschenkenntnis, die ich Ihnen zutraue, sind Sie doch schwerlich dem wahren Grunde auf die Spur gekommen: meiner Unfähigkeit, solange mich dieser zweite Band in Atem hielt, auch nur eine Zeile auf Postpapier zu schreiben, die über den Geschäftsstil hinausging. Sie haben gewiß keine Vorstellung davon, wie einseitig und einfarbig ich angelegt bin, daß ich so wenig zwei Gedanken wie zwei Liebschaften neben einander nachhängen kann. Diese oder keine, und was nicht im Raptus zustande kommt, ist bei mir überhaupt nicht der Rede wert[2]). Nun bin ich zum ersten Mal in meinem Leben an ein so großes Stück Arbeit geraten, daß die Raptusse acht Wochen dauern müssen, und die Folge ist dann eine Überhetzung und schließlich Erschöpfung der Natur, die nur durch totalen Verzicht auf alles geistige Regen und Bewegen wieder gut gemacht werden kann. Ich hatte mich so darauf gefreut, wenn ich erst unter das zweite Drittel einen Strich gemacht hätte, zur Erholung recht ausführlich mit Ihnen zu plaudern. Nun fühl' ich mich so wenig präsentabel und menschenmöglich, daß ich ohne den Dank, der mir auf der Seele brennt, Sie gewiß mit mir verschonte. Zwar ist ein Zustand, wie der meine, für Sie von einem gewissen collegialen pathologischen Interesse. Ich wenigstens erfahre gern, wie wohl und weh es andern wird bei ihrem Schaffen.

[1]) „Von Geschlecht zu Geschlecht." 1. Abteilung: Der Freiherr, 3 Bände. 2. Abteilung: Der Emporkömmling, 5 Bände.

[2]) Vgl. dazu „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" 5 II, S. 64–87: Aus der Werkstatt.

Aber ich muß glauben, Ihnen ein gar zu böses Vorurteil gegen eine Arbeit, vielleicht eine freundschaftliche Besorgnis um dieselbe zu erregen, die mit so wunderlichen Strapazen ihren Weg macht. Um ihr und mir nicht Unrecht zu tun, will ich nur noch sagen, daß Sie ja nicht glauben sollen, ich litte etwa unter dieser Besessenheit, ich ertrüge die Aufgabe wie eine Pflichtsorge. Nur die Leidenschaftlichkeit und Ungeduld, mit der ich einen Roman gerade so schreibe, wie ich weiland Novellen geschrieben habe, ist vom Übel und rächt sich, zunächst, wie alles Übermaß, durch körperliche Erschöpfung. Das schöne, kraftvoll ruhige Gleichmaß, von dem Werke, wie Ihr größter Roman, den Stempel tragen, werde ich nie erlangen; die Jahre bringen's nicht. Und dabei muß ich immer hören, daß man mir nur etwas Episches zutraut, und ferner, daß man mich für einen behaglichen akademischen Destillateur verschreit, der Liqueure auf kaltem Wege fabriciert! Wenn geschmolzenes Metall in festen Formen sich ausprägt, muß es darum weniger in Glühhitze gewesen sein? Basta! Und genug von meinem Signor Me. Ich wollte Ihnen sagen, wie wert mir Ihre Gabe ist. Die erste Abteilung kenne ich. Der „Freiherr" leistete mir auf einer einsamen Frühlingsreise Gesellschaft und machte mich sehr nachdenklich, durch die Fülle und klare Gediegenheit, das Postament der Arbeit. Damals dachte ich noch nicht, daß ich je einen Roman schreiben könnte, und hätte ich's gedacht, wäre mir angesichts dieser meisterhaften Bewältigung eines so breiten Stoffes bange geworden. Als ich dann nach Hause und in neue Arbeit kam, mußte ich mir die Fortsetzung auf die nächsten Ferien versparen, die dann wieder ihre eignen Ferienarbeiten und -Genüsse brachten. Nun will ich die anderen Bände lesen, wenn ich selber aus dem Gröbsten fertig bin, um mir daraus über die eigne Arbeit noch etwas Rats zu erholen. Das beste Zeugnis für Ihr Werk habe ich daran, daß ich die Gestalten und Ereignisse jener ersten Abteilung noch in festen Umrissen in mir trage und bei der Fortsetzung nicht zurückzublättern brauche.

Ihren jungen Schützling habe ich nach mancherlei Verfehlen nur einmal gesprochen und hoffe nun endlich ihm etwas zuliebe tun zu können, da meine Frau sich von einem schleichenden Unwohlsein zu erholen beginnt. Er macht den angenehmsten Eindruck seiner und guter Jugend. Leider wohnt er am äußersten Ende der Stadt, daß es Mühe kostet, seiner habhaft zu werden.

Was arbeiten Sie? Wie steht es mit dem neuen Roman? Wissen Sie, wer sich hinter den „Vergelbten Blättern"[1]) verbirgt? Es ließe sich ein Buch über diese paar Bogen schreiben, in denen mit seltsamem Cynismus Großes und Abgeschmacktes dicht neben einander hinläuft; alles getränkt mit dem echtesten Bodengeruch der alten Berliner Treibhauscultur. Ich möchte wissen, wieviel weggelassen ist, wer diese Reliquien arrangiert hat. Die Vorrede läßt fürchten, daß man vieles gerade vom „Anzüglichsten" unterschlagen hat aus engen Rücksichten auf schwache Gemüter, die man vor Ärgernis bewahren möchte. —

Leben Sie bestens wohl, verehrte Freundin, und empfehlen Sie mich Ihrem Gemahl, dessen Weimar und Jena-Büchlein ich kürzlich mit großer Erbauung genossen habe.

Ihr

sehr ergebener

Paul Heyse.

11 München 22 Oct. 72.

Vorgestern abend aus Meran zurückgekehrt, wo wir einen letzten Versuch gemacht haben, das schlechte Glück dieses verpfuschten und verprudelten Jahres zu

[1]) Holzmann-Bohatta Deutsches Anonymen-Lexikon, Bd. V, S. 52, Nr. 1575, nennt als Verfasser Georg Prinz von Preußen.

verbessern, finde ich Ihre Zeilen [1]), meine verehrte Freundin, die mir beweisen, daß es nicht, wie ich zuweilen glaubte, eine Abkühlung der alten Weltsonne war, weshalb mir in diesem Sommer nirgends warm werden wollte, sondern mein ganz persönlicher Unstern, der sich dazwischenschob und mich verschattete. Ihnen ist es wohl gegangen, und Sie haben ein genußreiches wechselndes Wanderleben geführt. Ich dagegen muß schon froh sein, daß die vierzehn Tage, die ich in Meran zu Wolkenbruchstudien benutzte, wenigstens die Überspannung meiner Nerven wohltätig aufgelöst haben, sodaß ich doch mit heilem Hirn in den Arbeitswinter eintrete. Denken Sie, daß sich all unser Leben seit Mitte Februar um schwere Krankheitssorgen gedreht hat, erst in unserm nächsten Verwandtenhause, dann im eignen, da unser kleines Bübchen von dem hier grassierenden Darmkatarrh auf den Tod gebracht wurde und seitdem nur durch die ausgesuchteste Pflege vor den schwersten Rückfällen behütet werden kann. Da hab' ich denn geteiltes Haus und völlig zerstückelte Stimmung monatelang mir gefallen lassen müssen, meine Frau schon im Mai an den Chiemsee gebracht, die großen Kinder dann selbst in der Stadt bemuttert, dabei die letzte Hand an den Roman legen müssen, die ja immer wieder eine erste sein soll, und über diesen und andern Unchainen [2]) (ich hoffe, Sie verstehen noch soviel Griechisch) sowohl meinen Besuch bei Ihnen, als auch anderes, was ich mir zur Erfrischung vorgenommen hatte, auf bessere Zeit vertagt. Dies die Antwort auf Ihre erste Frage. Auf Ihre zweite kann ich mich kürzer fassen. Wenn der Berliner Buchhändler (ich denke, A. Dunckers Sortimentsnachfolger) seinen Auftrag richtig ausgeführt hätte, müßten jetzt zehn Bände Nov. Sch. in Ihren Händen sein. Die beiden letzten der 2 ten Serie, die eben fertig werden, bringen auch noch nicht die „Tante". Wir müssen unsern Vorrat weise einteilen, um auch für eine spätere Folge vom „Firner" genug übrig zu haben, daß die Gäste nicht über Nachlaß an Kraft und Blume klagen, wenn wir ihnen nur ganz herben Elfer oder dünnes neues Gewächs vorsetzen. Aber der zweite oder dritte Band der dritten Serie bringt die Novelle, und ich hoffe, Sie sollen mit der übrigen Gesellschaft zufrieden sein.

Was Sie von einer Polemik schreiben, in die ich mich eingelassen haben soll, ist mir völlig unverständlich. Ich habe niemals weder anzugreifen Lust gefühlt, noch den üblichen Trieb des Wiederschlagens in mir aufkommen lassen. Aber da ich auch nicht gerade vorsichtig bin, in aller Unschuld meine ehrliche Meinung sage und um das Gefallen oder Mißfallen, was dieselbe erweckt, mich wenig kümmere, so kann es nicht fehlen, daß ich mir hie und da eine Feindschaft zuziehe, von der meine Seele nichts weiß. Vielleicht beziehen sich Ihre Worte auf den Brief der Frau Toutlemonde [3]) in der „Gegenwart", der mich nur darum wundert und nach-

[1]) Auch dieser Brief Fanny Lewalds fehlt im Nachlaß.

[2]) Über die Bedeutung dieses Wortes teilt mir der Dresdner Rabbiner Herr Prof. Dr. Winter folgendes mit: „Unchain ist die Verneinung des hebräischen Wortes Chain, das bei deutschen und portugiesischen Juden Chen, bei polnischen und russischen Chain ausgesprochen wird. Es bedeutet Gunst. Wer in seinem Aussehen, Gehaben und Wesen so geartet ist, daß er bei den Menschen Gunst findet (Sympathie erweckt), von dem sagt man: er hat Chen, oder er ist bechent. Wer dagegen Ungunst erregt (Antipathie erweckt), der hat Unchen oder ist unbechent, oder er ist ein Unchen. Als in der Lessing-Mendelssohnschen Zeit den Juden der Zugang zur deutschen Bildung aufgetan wurde, hat man in gewissen jüdischen Kreisen alles, was ans Ghetto erinnern konnte, mit Übereifer gemieden und gebannt und als Scheuel und Greuel verpönt."

[3]) Die Gegenwart von Paul Lindau 1872, II. Bd., Nr. 38, S. 236 ff.: Frau Toutlemonde an Paul Heyse, mit den Worten beginnend: „Ihren Brief ohne Datum hat mir die ‚Spenersche Zeitung' am 27. September richtig gebracht." Im Feuilleton dieser Zeitung erschien Heyses Roman.

denklich macht, weil es ganz gegen den literarischen Brauch und Anstand ist, ein unfertiges Werk zu kritisieren, und ich diese Unart und Unfreundlichkeit mir schwer erklären kann, bei meinem persönlich bisher ganz freundschaftlichen Verhältnis zu dem Redacteur. Im Übrigen habe ich gewußt was ich tat, als ich dies Buch zu schreiben unternahm, und mich gleich von vorn herein resolviert, all' und jede Polemik, die sich daran knüpfen sollte, unerwidert zu lassen. Alles Lebendige erregt Widerspruch, und im Kampf ums Dasein geht es nicht ohne Beulen und Wunden ab. Ich bin seinerzeit sehr begierig, wie Ihnen mein Lebensbekenntnis — denn das ist es in der Tat — zusagen wird. Ich fange die Buchausgabe wohl noch in diesem Monat zu corrigieren an und werde Ende Januar fertig. Und Sie? Ihr Roman soll der erste seiner Gattung sein, den ich wieder lese, seit ich in diesem Sommer allerlei Fehlversuche mit ganz berühmten Leuten gemacht habe.

Leben Sie sehr wohl, verehrte Frau, und empfehlen mich bestens Ihrem Gemahl — der gute junge Freund, Ihr Empfohlener, hat auch nur wenig von unserm Leben teilen können, da wir so früh auf alles menschenwürdige Dasein verzichten mußten. Grüßen Sie ihn sehr. Er ist ein reiner guter und feiner Mensch, von der allerbesten Qualität unsrer Berliner Jugend. Und nun mit alter Gesinnung

Ihr

P. H.

12

Berlin, Mathäikirchstraße 21
d. 27/10 72

Werter Freund! Sie — und der liebste meiner Menschen, Stahr ausgenommen, — Dr. Herrmann Althof[1]), einer der ersten Aerzte von New-York — kosten mich immer Selbstüberwindung, wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte. Ich möchte Ihnen immer gleich in derselben Stunde antworten, und sage mir doch, daß man so hitzig nicht sein darf.

Anderseits aber, wenn man, wie ich, seine 32 Jahre mit dem großen Publikum verkehrt hat, so bekommt man eine förmliche Neigung zu einem besonderen Verkehr mit Einzelnen, und möchte in ihrer besonderen Erinnerung noch über sein Dasein hinaus eine Weile lebendig bleiben. Denn eigentlich unsterblich sind wir nur, so lange lebende Zeitgenossen liebend unserer denken.

Daß Sie einen schlechten Sommer, häusliche und Haushaltsnöten gehabt haben, hat mir außerordentlich leid getan. So Etwas ist unausstehlich! Es zerbricht den Menschen nicht, aber es zerknittert ihn so, daß er sich selber mißfällig wird und zu nichts Rechtem kommt. Es ist nicht ganz *ohne*, daß schaffende Menschen durch das Familienleben vielfach Abbruch leiden, und ich bin immer sehr stolz darauf gewesen, meinem Mann, seit wir beisammen sind, auch in den Zeiten unserer beschränktesten Verhältnisse, die quälenden Kleinlichkeiten und Sorgen des täglichen Lebens soweit als menschenmöglich fern zu halten. Er hat ohne das sein Teil gehabt! Ich, die von frühster Jugend an sie zu tragen gewöhnt war, kam doch auch nicht immer leicht darüber fort. Ich habe bis zu diesem ersten Oktober immer nur *ein* Dienstmädchen gehabt, und so oft mir ein solches einmal dienstunfähig wurde, oder Krankheit im Hause war, immer vor dem Nichts und vor dem drohenden Chaos gestanden. Nun könnte ich das nicht mehr — und so ist mir denn das 15jährige Kind, das ich in's Haus genommen habe, eine große Erleichterung.

Mit der Arbeit geht es mir wie Ihnen. Ich bin auch bei der Druck-Redaktion und finde eigentlich nur stylistische Ausputzer zu machen. In der Deutschen

[1]) Geboren in Horn (Lippe-Detmold) 8. August 1835, gestorben 14. Januar 1877 in New-York an Gesichtsrose.

Zeitung in Wien sind sie nahezu mit dem Druck des zweiten Bandes fertig, nun beginnt, während sie dort den dritten Band drucken, der Druck in der Romanzeitung dessen Satz zugleich den Buchdruck gibt. Die Wiener werden sich wohl so einrichten, den Roman noch in das erste Quartal des neuen Jahres hinüber zu nehmen, und ich glaube nicht, daß der Roman vor Mai als Buch erscheinen kann. Wenn er Ihnen gefiele, würde ich mich recht von Herzen freuen. Es ist ein sehr ruhiges, in sich gefestetes Stück Leben — so ein unschuldiges Stück Erde, das man mit seinen Blumen und Dornen in Eins aus dem Boden gehoben hat; und von Tendenzen und Ueberzeugungen ist, glaube ich, Nichts darin. Das habe ich in frührer Zeit besorgt, und darf nun so vor mich hindämmern. — Nebenher, d. h. neben der Redaktion oder Revision des Romans habe ich eine kleine Erzählung angefangen und ein paar andere ebenfalls kleine Arbeiten im Sinne, die mir in dem Müßiggange dieses Sommers erwachsen sind. Man muß sehen, was daraus wird.

Mit der „Polemik" meinte ich allerdings Ihren Brief an Mad. Toutlemonde, den ich, ich weiß nicht wo — ja! in Ragaz — zufällig in die Hände bekam, und von dem ich glaubte, daß er eine Antwort auf etwas Vorhergegangenes gewesen sei. Hier habe ich dann auch Lindau's — den ich nicht persönlich kenne — Gegenbrief gelesen; und das Wenigstens dürfen Sie sich jetzt schon sagen, daß man Ihre Arbeit mit großem Anteil — mit leidenschaftlichem Für und Gegen — begleitet und betrachtet. Mir, wie Sie mich und meine Ansicht kennen, wollte Manches in den wenigen Feuilleton's, die ich gelesen habe, nicht recht in den Sinn; aber originelle Figuren haben Sie in dem Zaunkönig und in Mohr in jedem Falle geschaffen und hingestellt; und wie ein Dichter zuletzt sein Personal in letztem festem Griff zusammenfaßt, das hat man immer abzuwarten. Wenn ich nicht durch irgend eines Zufalls Gunst, die gesamten Feuilletons zusammen bekommen kann, so warte ich auf das Buch, das ja wohl bald erscheinen wird. — Auf Freytag's Roman bin ich neugierig. Die verlorene Handschrift schien mir ein starker Rückschritt gegen Soll und Haben, das doch einer unserer besten Romane ist und bleibt.

Sie fragen mich, ob ich „Unchainen" verstehe? Ganz gewiß! Merkwürdiger Weise haben sich mir derartige Erinnerungen an das Judentum, die ich im Hause von Onkeln und Tanten aufschnappte, darum so fest eingeprägt, weil sie in meinem Vaterhause, nach meiner ersten Kindheit, als ein Scheuel und Greuel verpönt waren. Manche von denselben sind sehr charakteristisch.

So! Dies war mein Sonntags-Morgen-Vergnügen. Der junge Körte, der Freitag mit uns gegessen hat, und Dienstag nach München zurückgeht, soll Ihnen den Brief bringen, da er es gern wollte. Ich höre Prof. Meyer [1]) kommt hieher. Wie Schade, daß Sie es nicht sind! — Man hat hier, so groß Berlin geworden ist, kaum einen Menschen, mit dem es möglich ist, ein ruhig betrachtendes Gespräch zu führen. Keiner kann mit seinen Gedanken von sich selber ab. Sie sind zusammen wie die Tropfen in einem gedrehten Glase voll Wasser. Sie fallen nur nicht aus einander, weil die Gewalt und Schnelle der Drehung oder Schwingung ihr Herausfallen verhindert.

Auf baldiges Begegnen! Stahr grüßt Sie Bestens! Nun ist auch Ottilie Göthe [2]) todt — eine Frau, die wir genau gekannt haben. Leben Sie wohl!

Fanny Lewald Stahr.

Herzlich grüßt und alles Beste wünscht Adolf Stahr.

[1]) Wohl Julius Meyer, der im Herbst 1872 als Direktor der Gemäldegalerie des Alten Museums nach Berlin berufen wurde.

[2]) Mit dieser war Fanny Lewald bereits im Herbst 1846 in Rom näher bekannt geworden.

13 Berlin Mathäikirch Straße 21
den 7. Dez. 72

Wertester Freund!

Sie kennen doch zuverlässig die Predellen aus den Cornelius'schen Cartons, auf denen die christlichen guten Werke dargestellt sind. Gefangene und Kranke besuchen, stehen dabei obenan.

Gustav Richter[1]) liegt als Kranker seit vielen Wochen in München gefangen. Er und Cornelie Meyerbeer sind mit die anmutigsten Menschen, die ich kenne. Auf meine neuliche Frage „sehen Sie Paul Heyse?" — antwortet mir Cornelie: „wir kennen Beide ihn leider fast gar nicht!" —

Tun Sie ein christliches Werk, das auch Ihnen Freude machen wird, und besuchen Sie sie.

Sie wohnen Hotel Marienbad.

Die Muster-Novellen bekomme ich mit Beharrlichkeit nicht — obschon ich bei Dunckers deshalb angefragt habe. — Man wußte nicht — wollte sehen — es blieb bei Nichts! und è poco Signor!

Leben Sie wohl! Mein Roman tröpfelt in der Deutschen Zeitung sachte fort, wird wohl noch 6—8 Wochen tröpfeln — und mich durch die Langweiligkeit aushöhlen. Wenn man das Geld nicht brauchte! —

Ich habe bis vor zwölf, fünfzehn Jahren Nichts im Feuilleton drucken lassen — und viel dadurch eingebüßt — aber lustiger war es!

Leben Sie wohl und gehe es Ihnen gut.

Treulich

Fanny Lewald Stahr.

14 München 9. Febr. 73.

Wir sind endlich so weit, verehrteste Freundin, daß wir (im XIV. Bande des Nov.-Schatzes) „Die Tante" bringen können. Mein Freund Hertz in Berlin wird Ihnen fünf Friedrichsd'or zuschicken, denen ich trotz meines langen Verstummens nur einen kurzen Gruß beifügen kann. Die Neige des alten Jahrs war trübe, der „Anschnitt" des neuen sauer — man konnte dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein. Ohne alle Pause haben sich Krankheitssorgen um meine Allernächsten seit Jahr und Tag abgelöst, sodaß es eine Erholung war, selbst einmal daran glauben zu müssen, was ich mir denn auch seit Weihnachten vier Wochen lang redlich gegönnt habe. Wenn man nicht das gutalte Hausmittel hätte, sich dumm und stumm zu arbeiten! Auch davon habe ich, vielleicht sogar im Übermaße, Gebrauch gemacht, und wenn man mich fragt, wie es mir gehe, an die italienische Antwort gedacht: si tira innanzi![2]) Die letzten Wochen machten hellere Mienen, wir haben sogar Carnevalsspäße miterlebt, nun aber heitert sich der Himmel wieder zu. Ich will Sie nicht mit Details langweilen, genug daß ich alles, was ich besitze, teuer bezahlen muß. —

Der letzte Correcturbogen des Romans geht eben nach Berlin zurück. Nun wird diese Frucht vom Baum der Erkenntnis Ihnen bald aufgetischt werden, und ich wünschte sehr, Sie und Ihr verehrter Gemahl möchten Geschmack daran finden. Wollen Sie mir nicht Ihr Hand-Exemplar der „Erlöserin" — so ist ja wohl der Titel — anvertrauen? Es wäre jetzt gerade eine Zeit, wo ich etwas Gutes zu genießen fähig und bedürftig wäre.

[1]) Vgl. Fanny Lewalds „Erinnerung an Gustav Richter", zuerst abgedruckt in der „Nationalzeitung", April 1884, dann in „Zwölf Bilder nach dem Leben", Berlin 1888, Otto Janke.

[2]) Etwa: man schleppt sich weiter.

Richter's haben wir hier, so gut es unsere beiderseitigen Quarantäne-Verhältnisse gestatteten (mein liebes Weib hat u. a. einen Anfall von Diphterie gehabt), gesehen und uns ihrer erfreut. Eines Nachmittags fanden wir Karten von ihnen beiden; als wir dann ins Hotel kamen, in der Hoffnung nun endlich auch ein gesundes Beisammensein zu verabreden, waren sie auf und davon. — Und unsers jungen Freundes Körte haben wir auch noch nicht habhaft werden können. Heute, wo wir frische Grüße für Sie von ihm zu erhalten dachten, war er schon versagt. Wir Münchner sagen: „es geht halt nichts zusammen heuer".

Leben Sie für diesmal wohl, verehrte Frau, und lassen mich mein stumpfsinniges Schweigen nicht entgelten. Es war mir selbst nicht wohl dabei, das weiß das große „Unbewußte"!

Von Herzen Ihr

Paul H.

15

Berlin d. 12. Febr. 73
Matthäikirchstraße 21

Vorgestern, mein werter Freund! habe ich Ihren Brief und die fünf Frd.or von Herrn Hertz erhalten, über welche Letztere ich gebührend quittiert habe; und schon gestern wollte ich Ihnen schreiben, wie leid es mir tut, Ihnen meinen Roman noch nicht schicken zu können. Der Druck in der „Deutschen Zeitung" ist seit etwa zehn Tagen beendet, aber er wird in der Romanzeitung nachgedruckt, ehe er als Buch erscheint, und es sind in dieser noch etwa 12 Bogen zu drucken, was bis in das neue Quartal, in profitabler Geschäftsmäßigkeit, hinübergezogen werden wird.

Vom Buchdruck ist nur der erste Band in den Anhängebogen fertig, doch soll das Ganze, das wohl über 60 Bogen geben wird, Ende März oder Anfangs April, jedenfalls noch in der „Winterzeit" erscheinen, und das erste Exemplar, das ich vollständig in Händen habe, soll zu Ihnen gehen.

Es ist mit dem Bruchstück-lesen immer ein mißlich Ding. Man kommt dann in die Lage von Friedrich Wilhelm IV., der große Landschaften Fußweise mit dem Lorgnon zu betrachten pflegte, ehe er sich mit einem starken Glase das Bild im Großen ganzen ansah. Mir sind auf der Reise in Freiburg die ersten Feuilleton's Ihres Romanes so in die Hand gekommen, und ich habe es danach aus Respekt vor Ihnen, und um meines eigenen Vergnügens willen, aufgegeben, mir diese Romanschnipsel hie und da gelegentlich zusammen zu lesen. — Im Allgemeinen aber habe ich eigentlich für die große Menge Nichts dagegen, wenn ihr der Roman sehr allmählich geboten wird. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie nur auf diese Weise dazu zu bringen ist, sich in eine Dichtung ordentlich hineinzudenken und hineinzuleben; und ich habe es oft bedauert, daß ich bis vor etwa 14, 15 Jahren es standhaft verweigert habe, meine Romane in Zeitungen erscheinen zu lassen. Die Vorbereitung durch dieselben ist unverhältnismäßig größer, und die Wirkung auf die Gesamtheit durch die Zeitungen am Bedeutendsten. Und darauf kommt es doch an.

Pause. Daß Sie soviel Krankheitsnot in Ihrem Hause gehabt haben, haben wir Beide recht beklagt, da wir aus Erfahrung wissen, was das heißen will, und wie viel Kräfte man zusetzt, wenn man, um nicht an sich und seine Sorgen und Aengsten zu denken, sich kopfüber in die Arbeit stürzt. Mir hat das Klima von München etwas Unheimliches; und so sehr ich München seit langen Jahren von vielen Seiten loben hörte, bin ich seelisch dort bei unsern verschiedenen, freilich niemals langen Aufenthalten, nie erwärmt und warm geworden. Die Stadt hat für mich mit ihren prachtvollen Bauten doch etwas Oedes — ich möchte sagen Unvernünftiges. — Sonne und Wind sind unumschränkte Herrscher darin, und zwischen den Häusern der übermäßig breiten, lang auseinander gezaserten Straßen,

sind die Lücken mir so groß erschienen, daß ich immer die Empfindung hatte, im Winter müsse München gradezu entsetzlich sein. Und zunächst um die Stadt ist es doch auch sehr kahl und sandig! — Haben Sie eigentlich ein Amt, das Sie an München fesselt oder sind es Familien- und Freundschaftsbande, die Sie dort festhalten? — Freilich! Das Wort Platens ist furchtbar wahr:

Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Und ach! wie schwer, zu finden eine zweite!

Wir haben das in den letzten 20 Jahren hier in Berlin, um des Winters willen, zu verschiedenen Malen in uns durchgemacht — und sind geblieben, wo wir waren. — Sie aber würden, glaube ich, Berlin und das Leben der Gesellschaft, und der Schriftsteller in ihr, gar nicht mehr wiedererkennen. Es ist eine wahre Hetzjagd von Gesellschaften, und von eigentlicher Geselligkeit kaum eine Spur. Wer nur eine einigermaßen ausgebreitete Bekanntschaft hat, kann sich von Weihnachten bis Ostern nur durch festen Entschluß vor förmlichem Verbrauchtwerden retten, und da die Geldaristokratie, namentlich die rasch reich gewordenen und zum Teil recht ungebildeten Juden, sich in alle Kreise einzudrängen gewußt haben, ist der Luxus exorbitant. Allerdings gibt es alte Familien — und wir gehören zu diesen — die fest bei ihren Traditionen bleiben; aber ein gut Teil der hiesigen Schriftsteller versucht es, auf den vergoldeten Pfaden zu gehen, wird dadurch zu übermäßigem Produzieren gezwungen, und verwüstet dadurch schöne, große Talente, die gewissenhaft gepflegt und entwickelt, lange hätten vorhalten, und lange erfreuen können.

Uns Beide macht dies Treiben nur immer idealistischer, und ich denke, das Eine werden Sie meinem Romane zugestehen — wie er Sie sonst auch anmuten mag — daß er in ruhigem Erguß geschaffen und mit Geduld ciseliert und ausgefeilt ist. — Einen wahren Neid hege ich gegen die Zeit, in welcher unser aller Meister, sich die Muße gönnten, über ihre Arbeiten eingehend mit einander zu beraten. Wir haben Scheu einander zu tadeln, loben uns obenhin, und es kommt dabei auf ein Wort heraus, das Spielhagen in seiner raschen Weise einmal bei uns hinwarf: „wie kann man denn einen Autor tadeln, wenn man durch die Eisenbahn alle Tage in die Lage gebracht werden kann, ihm unter die Augen zu treten?" — Dem Einzelnen ist das bequem, aber in unserer allgemeinen Bildung leiden wir Schaden dadurch. Haben Sie denn die wunderliche Grille von Freytag „Ingo und Ingraban" gelesen? — Für mich war es gradezu ein schwer Stück Arbeit, und ich habe es mit der Freude, es nun überwunden zu haben, fortgelegt. — Die Figuren sind so undistinkt, der Faden der Erzählung so Spinnweb dünn, und wenn man hie und da einmal dachte: „nun kommt es!" so war's auch wieder vorbei und wieder Nichts. — Ich wußte schon mit der „Verlorenen Handschrift" Nichts mehr anzufangen.

Leben Sie wohl für heute. Wir grüßen Sie beide aufrichtig, und erinnern Sie an Ihren Vorsatz einmal nach Berlin zu kommen. Nur müßte das in unserem Interesse *vor* Pfingsten sein, da wir Pfingsten meistens fortgehn. —

Bei uns ist der Winter bisher Gottlob! ungewöhnlich gut vergangen weil er mild war. Möchte die nachträgliche Rauheit uns unangefochten lassen. Von Richters habe ich lange Nichts gehört, hoffe aber übermorgen durch Paul Meyerheim von ihnen zu hören. — Ich hatte ihnen nach Neujahr in das „Marienbad" geschrieben, und auf dem Briefe bemerkt, daß man denselben Ihnen übergeben solle, falls Richters ohne ihre Adresse zurückzulassen, abgereist sein sollten. Der Brief hat sie also wohl noch angetroffen. Sie waren Ihnen herzlich dankbar für Ihre Güte. — In den nächsten Tagen hoffe ich auf Ihren Roman, und will inzwischen suchen, mir Ihr Epos „Thekla" zu schaffen, das mir Curtius bei Helmholtz am

Dienstag sehr gerühmt hat, und das ich gar nicht kenne. Lassen Sie bald von sich hören; der Zusammenhang mit Ihnen macht mir große Freude. Herzlich

Fanny Lewald Stahr.

16[1]) Berlin d. 15. April 1873

Lieber verehrter Freund!

Halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich Ihnen erst heute für die Zusendung des Romans danke, den ich mit soviel Spannung erwartet und mit ernstester Teilnahme gelesen habe. Aber ich möchte fast sagen, mein Schweigen werde Ihnen den Grund meines Schweigens erklärt haben.

Ich halte Sie so hoch und habe eine so herzliche Genugtuung darüber, Ihnen nach langen Jahren wieder nahe und näher getreten zu sein, als in jüngeren Tagen, daß es mir peinlich leid war, mich mit Ihnen nicht auf dem Boden der gleichen Weltanschauung und eben deshalb mit Ihren Kindern der Welt nicht in Harmonie zu finden. Das Buch, für dessen Vorzüge ich so wenig blind bin, als für den liebevollen Ernst, mit dem es geschaffen ist, hat mich traurig gemacht — traurig hauptsächlich um Ihrer selbst willen. Ich habe mich fragen müssen, was hat er denn erlebt, daß er so ohne freudigen Glauben an das Leben in die Welt schaut? und warum ist unter den zahlreichen Figuren, die sich vor uns bewegen, auch nicht Eine, an deren voll und zu gesunder Schönheit sich auslebender Entwicklung man sich freuen kann? — Die Gestalten sind meist sehr originell, zum Teil sehr wahr, aber in fast allen sitzt, wie in den Früchten mancher Jahrgänge, ein schwarzer wurmstichiger Punkt, sodaß sie verderben, ehe sie reich geworden sind. Denn die beschränkte Bürgerlichkeit, in welcher die drei Paare — Mohr und die Klavierspielerin — Edmund und Lea — Franzelius und Reginchen — ihr schließliches Genügen finden, ist am Ende doch nur den beiden letzteren entsprechend, für Edmund und für Christiane ein Erlöschen und Verzichten, mit dem man sich schwer befreunden kann.

Das ist die eine Seite meiner Bedenken. — Die zweite Seite meiner Bedenken brauche ich Ihnen nicht erst zu nennen. Ich werde mich niemals überzeugen lassen, daß man es nötig hat und recht daran tut, Scenen, wie Sie sie mehrfach in dem Roman geschildert haben, in das Werk eines so edlen Dichters, wie Sie es sind, hineinzuversetzen; und wenn ich Ihnen auch zugestehe, daß ihr Medicinalrat Marquard in seinem leichtsinnigen Cynismus dem Leben merkwürdig gut abgelauscht ist, so bleibe ich dabei, daß es unzüchtig und ein Angriff gegen die Sittlichkeit der Nation ist, wenn man Ratschläge, wie er sie Edmund erteilt, und Äußerungen, wie er sie aller Orten macht, in einer Zeitung und in einem Buche wiederholt, die in die Hände der Jugend um so sichrer fallen, wenn Sie der Dichter des Romans sind.

Endlich aber tun Sie, nach meinen Begriffen, der Ethik zu wehe, wenn Sie einen so gemeinen Verbrecher wie den Lorinser ungestraft aus dem Rahmen Ihres Romans entlassen. Sie können mir auch dagegen die Wirklichkeit als Beleg für Ihr Verfahren aufstellen. Aber im Leben hat der Mitlebende, einem solchen Böse-wichte gegenüber, immer die schweigende Hoffnung, das Schicksal, die Nemesis könne und werde ihn doch noch einmal ereilen. Im Roman ist das ein anderes. Der Roman ist Anfang und Ende des Stücks Geschichte, das er umschließt, und der Dichter, der ihn mit göttlicher Vollkraft nach seinem Ebenbilde schafft — d. h. aus seiner Weltanschauung — ist verpflichtet vor des Lesers Augen Recht

[1]) Ich gebe den Brief, der sich nicht in dem Heyseschen Nachlaß vorfindet, nach der von Fanny Lewald selbst angefertigten Abschrift wieder.

und Gerechtigkeit zu üben, und gerechter zu sein, und oft auch gnädiger, als die sogenannte göttliche Vorsehung. Tut er das nicht, so entläßt er den Leser — der noch nicht an dieser Welt und an dem Menschenlos verzweifelt hat — mit einem schmerzlichen Mißklang, und mich dünkt, dies ist weder vor der Ethik, noch vor der Ästhetik zu rechtfertigen.

Das kann Ihnen alles als die grillige Moral einer alten Frau erscheinen; aber halten Sie es fest, daß mir persönlich nichts ferner liegt, als das kirchliche Christentum, als das Befangensein in den Banden einer engherzigen Sittenstrenge. Im Gegenteil! ich bin diesen Banden und Schranken so lange und so vollständig entwachsen, daß ich mich auch frei genug fühle, ihre hohe Bedeutung, ihre nicht hoch genug anzuschlagende Wichtigkeit als Erziehungselement und als notwendige Schranke für die große Mehrzahl der Menschen anzuerkennen. Ja mehr noch! Reiche Lebenserfahrung hat mich unter den Bekennern dieses kirchlichen Christentums *mehr* selbstlose Hingebung und Selbstverleugnung, mehr prunklose Opferfreudigkeit erfahren lassen, als unter den Schülern der modernen Philosophie — Deshalb aber habe ich es ungerecht gefunden, daß Sie neben den Kindern der Welt, an deren Entwicklung man sich nicht erbauen kann — neben den einfältigen und neben den heuchlerischen Bekennern des Christentums, *nicht eine Einzige* hohe reine Gestalt aufgestellt haben, von der einen und der andern Richtung, zu der man mit der Empfindung emporblicken kann, daß es doch ein *Großes* und *Schönes* hienieden gibt, und daß *nicht* alles was besteht, wert ist, daß es zugrunde geht. Ihr Buch hat mir, ich kann Ihnen das nicht verbergen, weil ich Sie wirklich hochhalte und liebe, — gradezu weh getan — und das Schöne, das Phantastische darin, das Ihnen immer so wohl ansteht und so wohl gelingt, wie keinem andern, hat mich angemutet wie die Blumenkränze, die auf dem Deckel eines Sarges den Tod und die Verwesung bedecken und verbergen. Es ist an Ihnen mir öfters aufgefallen, daß die kalte nackte Realität Ihnen niemals ansteht, daß Sie sich in ihr nicht, wie in dem Ihnen zustehenden Elemente bewegen, und daß Ihre schönsten Eigenschaften, Ihr eigentliches Können, Ihre eigentliche Kraft, Ihnen — wie einem umgekehrten Antäus — verloren gehen, wenn Sie den gemeinen Erdboden und die gemeine Wirklichkeit berühren. Je ferner ab von heute und von Berlin, je freier atmet Ihre Dichtung, je schöner, je idealischer, je reiner wird alles, was Sie machen, und für das Feenkind, für die Stickerin von Treviso, für Geoffroy und Garcinde[1]) gebe ich den ganzen Roman mit tausend Freuden hin.

Sie schrieben mir, wenn ich ihn lesen würde, würde ich begreifen, weshalb Sie ihn schreiben *mußten*. Bis auf diese Stunde aber begreife ich es *nicht*; denn, soweit ich es absehe, löst er kein sittliches oder sonstiges Problem, und daß er Ihnen in irgend einer Weise eine Herzbefreiung bereitet haben könne, sehe ich nicht recht ab. Die Hauptsache aber ist: er ist geschrieben! er ist, wie er ist! — Hat er Ihnen innerlich genützt, um so besser! — Daß es viele gibt, denen er entgegen ist, ist ein gutes Zeichen für den Sinn unseres Volkes — — und nun machen Sie bald etwas Schönes, Heiteres, in dem Sie sich aufschwingen hoch über die alte, schmutzige Panke, in reinen Äther und in frische Luft zu schönen Sternen und Gefilden. Trostlose Misere schafft uns der Tag genug — die schafft uns jede Zeitung — schaffen Sie uns wieder schöne Idealität, damit wir unsern alten Paul Heyse wiederfinden.

[1]) „Die Stickerin von Treviso" steht im 2. Bande der gesammelten Novellen 1904 bis 1909, S. 63–90, „Geoffroy und Garcinde", eine Troubadour-Novelle, im 5. Bande, S. 237—275.

Soviel davon! und ich würde sehr betrübt sein, wenn Sie mir deshalb zürnen wollten, daß ich Sie zu sehr schätze, um Ihnen etwas vorzulügen, und Ihnen zu schmeicheln, nachdem ich Sie so oft freudigen Herzens anerkannt.

Soweit die Abschrift. Die nicht datierte Antwort Paul Heyses muß unmittelbar nach Empfang des Briefes erfolgt sein, da Fanny Lewald diesen bereits am 20. April erwidert.

17 Danken kann ich Ihnen wohl dafür, verehrteste Freundin, daß Sie mir so ausführlich geschrieben haben. Aber wie ich Ihren Brief beantworten soll, weiß ich in der Tat nicht. Denn wie soll ich hoffen, auf ein paar Briefseiten Ihnen zu sagen, was ich Ihnen in drei Bänden nicht zu sagen vermocht habe? Ihr Urteil über mein Buch offenbart einen so tiefen Gegensatz unsrer Naturen, unserer geistigen und gemütlichen Bedürfnisse, eine so totale Temperamentsverschiedenheit, daß sich mit dem redlichsten Bemühen keine Verständigung erreichen läßt. Es ist wie wenn ein Maler des guten Glaubens wäre, grüne Bäume und blauen Himmel gemalt zu haben, und ein Kunstfreund ihm gestände, er hielte diese Bäume für blau und diesen Himmel für grün. Was Ihnen „wehgetan", hat mir wohlgetan, was Sie für „wurmstichig" halten, scheint mir kerngesund, die „beschränkte Bürgerlichkeit" ist mir der wahre Adel, und was Sie vom ethischen und ästhetischen Standpunkt perhorrescieren, halte ich für sittlich im besten Sinne. Mein ganzes Buch ist geschrieben, weil ich gern zeigen wollte, „wieviel Großes und Schönes es hienieden gibt, und daß nicht", wie die Pessimisten sagen, „Alles, was besteht, wert ist, daß es zugrunde geht". Und dies eben vermissen Sie. Meine Antwort hierauf ist eben das Buch. Wenn ich jetzt dennoch gleich wieder schreibe, hat es nur den Sinn, daß ich Ihnen gern zeigen möchte, von einem „Zürnenwollen" könne nicht entfernt die Rede sein. Aber zu denken gibt mir Ihr Urteil manches, das ich, ohne nachzutragen, nachträglich noch einmal mit Ihnen zu verhandeln hoffe. Denn selten sind mir die ungeheuren Gegensätze, die in unsrer geistigen Welt so friedlich nebeneinander liegen, bis irgend ein geringer Anlaß sie zum Bewußtsein bringt, wundersamer aufgefallen, als bei dieser Gelegenheit. War das immer so? Haben hochgesteigerte Culturen immer gerade die ernsthafteren Geister in so schroffe Widersprüche gegeneinander gestellt, oder ist es ein Zug unserer Zeit, die den einzelnen mehr als irgend eine frühere befreit und auf sich selbst zurücklenkt auf Kosten jedes gemeinsamen Instinktes für das, was wahr oder schön ist? Ich müßte, Ihrem Briefe nach, fast erschrecken, mich soweit von dem gemeinsam Menschlichen verirrt zu haben, wenn ich nicht andere und ebenfalls gewichtige Stimmen hörte, die mir versicherten, ich hätte nur ihre Sache geführt.

Also müssen wir uns darein ergeben, anderen Elementen anzugehören. Zum Glück bin ich amphibisch genug geartet, auch auf Ihrer terra ferma mir's zu Zeiten wohl sein zu lassen, wenn es mich auch immer wieder in den „ewigen Fluß der Dinge" zurückzieht. Darum wüßt' ich gerne, was dieser Sommer mir bringen wird, und ob ich endlich Ihnen in Person die Hand reichen kann. Mich wird wahrscheinlich die Bauherrnpflicht (da ich mein auszubauendes Häuschen bis October wohnlich haben möchte) nicht weit von der Stadt weglassen. Aber wenn Sie irgend südwärts gehen — führen nicht alle Wege über München?

Herzlichen Gruß, auch Ihrem Gemahl, von Ihrem in alter Gesinnung Ihnen zugetanen

Paul Heyse.

Hat der junge Körte Ihnen bestellt, daß mir der Stillapsus am Schluß des Vorworts zu Ihrer „Tante" (2mal das Wort „Verfasserin" in 8 Zeilen) einen schlaflosen Nachmittag bereitet hat?

18 Berlin den 20. April 1873
Sonntag Nachmittag

Ihr Brief hat mir eine große tröstliche Gewißheit gebracht, die nämlich, daß wir einander unverloren sein werden, so lange wir gemeinsam auf der Erde wallen, die wir ja Beide, mit ihren Leiden und mit ihren Freuden lieben; und mehr als je wünsche ich, daß wir einander begegnen möchten.

Briefe schreiben ist ein so trauriges Surrogat für sprechen; man muß, wie Stahr und ich, von 1846 bis 1852 — genötigt gewesen sein, sein bestes Stück und sein bestes Teil vom Leben auf dem Papier zu leben, um die Unzulänglichkeit dieses Nothehelfes ganz zu ermessen. Dazu wirkt das geschriebene Wort anders als das Gesprochene oder das Gedruckte. Ottilie Göthe pflegte zu behaupten, sie habe „schriftlich ihre Freunde, und zwar regelmäßig, verloren!" — Wenn ich dies nun auch für eine der Uebertreibungen halte, zu denen die anziehende Frau geneigt war, so liegt eine geheime, gewisse Wahrheit in dem Ausspruch. — Heute habe ich soviel an Sie, und an den Roman im Allgemeinen — oder vielmehr an Romane im Allgemeinen, gedacht — daß mir einfiel, wenn man einmal Zeit hätte, müßte man in Briefen die Sache sich selbst und den Lesern klar zu machen suchen. Man kommt nur so gar schwer dazu! — Neulich, als ich Ihnen endlich schrieb, fühlte ich mich so gedrückt von der Notwendigkeit dasjenige auszusprechen, worin wir von einander abweichen, daß ich darüber den Mut und die Zuversicht verlor, Ihnen in der Kürze zu sagen, wie originell und neu ich die Gestalten von Mohr und von Franzelius finde, wie rührend den weltfremden Balder, der die Welt „nur wie von weitem" sieht, und sie sich aus seinem Herzen oft so richtig konstruiert. Fragen Sie mich, wer mir die anziehendste und die bedeutendste Figur der ganzen Dichtung zu sein scheint, so ist es Christiane. Ihre Bekenntnisse über ihre Vergangenheit haben etwas Erschütterndes, und wie atroce ich die Art auch finde, in der Sie sie vernichten lassen, finde ich ihre Wiederauferstehung und Neugeburt durch vertrauende Liebe doch möglich und sogar groß. Aber Mohr müßte dafür in sich konsistenter und im arbeitenden Gemeinleben fester gewurzelt — und die beiden Figuren mit ihren Nebenschicksalen zum Mittelpunkte eines eigenen Problems genommen worden sein — Solches und vieles Andere, was ich in den Wochen durch Sie angeregt, gedacht, würde uns manchen Stoff zum Sprechen geben — ich zweifle aber, daß wir nach Bayern kommen, und schon darum, weil der Zug der Wandervögel zur Ausstellung nach Ihrer Seite gehen wird. Wir sind doch nicht mehr in den Jahren, in denen man sich ohne Unbehagen in überfüllten Waggons und Hotels herumstößt. Man muß eben zusehen. Bis Ende Mai habe ich wohl zu arbeiten — was nachher wird, liegt auf den Knieen der Götter und in meines Mannes Hand, der cirka 200 Bogen Korrekturen für neue Auflagen zu machen hat.

Beian folgt mein Buch. Es ist so einfach, daß ich gar Nichts darüber zu sagen habe. Es würde mich freuen, wenn die sehr schlichte Composition Ihnen einleuchtete, die Figuren Ihnen glaubwürdig erschienen, und wenn Sie herausfühlten, daß es in liebevoller Hingabe an die einzelnen Gestalten organisch aufgewachsen ist. Man macht es, wie man es erschaut — und muß dann abwarten, was es geworden ist.

Sei alles Glückes Gunst mit Ihnen! Daß Sie Hausbesitzer werden ist ja schon ein großes Glück. Meines Lebens Sehnsucht ist darauf gestellt; aber wir werden es nicht erreichen; denn vor ein paar Jahren, als es noch möglich gewesen wäre, hier ein Haus zu kaufen, mochte mein Mann sich nicht dazu entschließen, da wir in jedem Falle Mieter hätten aufnehmen müssen — besorgte Freunde rieten mir ab, die Last allein auf meine Schultern zu nehmen — und ich würde jetzt eine

vermögende Frau sein und wissen, daß ich festen Boden unter den Füßen habe, hätte ich nur meinen Eingebungen allein gefolgt.

Der junge Körte war nicht bei uns — und ich habe zwar das Honorar für „Die Tante" bekommen, aber den Abdruck in den 12 Bändchen, die ich besitze, nicht entdeckt. Er müßte in Band 6[1]) gestanden haben, der mir ausgeblieben ist, so daß ich zwar Band 12 — aber doch nur 11 Bände besitze.

Daß Sie sich auch selbst quälen, unnötig quälen können — ich möchte fast sagen, das freut mich!

Nochmals alles Gute! — Stahr liest Ihren Roman erst jetzt und grüßt Sie herzlich. Er steckt noch im ersten Bande.

Treulich

Fanny Lewald Stahr.

Sagen Sie mir doch ganz ehrlich die Fehler, die Sie an meinem Buche finden — zu lernen ist man nie zu alt, solange man noch schafft!

19

Baden Baden d. 15. August 73
Hotel Bellevue

Es ist Zeit und Ewigkeit her, werter Freund! daß wir von einander nicht mehr hörten, und ich will doch die Tage nicht so hin gehen lassen, als hätte ich noch ein Menschenalter vor mir zu durchleben, und somit alle Muße und Gemächlichkeit mich der Menschen, die ich liebe, und des Guten und Schönen, wer weiß wie lange noch zu erfreuen. Ich fange allmählich zu begreifen an, weshalb manche Menschen im Alter vergnügungssüchtig werden, was ich — beiläufig — nie gewesen bin, also wohl auch nicht mehr werden dürfte.

Seit ich Ihnen mein Buch gesendet, habe ich keine Zeile von Ihnen bekommen, und ich mache mir meinen Vers daraus. Sie sind zu gutmütig mir zu sagen, daß und was Ihnen daran nicht gefällt, und ich lasse mir Ihr Schweigen in Geduld gesagt sein; denn wie Jeder von uns — wenn er kein vielschreibender, auf Bestellung arbeitender Sudler ist — auch in jede Arbeit ein gut Teil seines Selbst und seines Herzbluts hineinwirkt, so hat doch Keiner von uns darauf zu rechnen, daß jedes Geschaffene Jedem einleuchtend und anmutend sei — und ich kann mir sehr wohl denken, daß mein Roman Ihnen nicht zugesagt hat. Das hindert aber doch wahrhaftig nicht, daß ich Ihnen zusage, und macht mich nicht minder danach verlangen, Sie endlich einmal wiederzusehen. Aber nicht auf einen Tag und auf die Stunde eines flüchtigen Besuches. Das ist grade wie ein Diner auf der Eisenbahnstation — wo man Alles verschlingen soll, Nichts genießen kann, immer nur halb hört, weil man die hinsausenden Minuten im Sinne hat, und wo man dann mit heißem Kopfe, wirr und wüst davongeht. Ordentlich möchten wir einmal mit Ihnen irgendwo beisammen sein, in Ruhe, wie hier in Baden Baden, das doch Alles in Allem genommen eines der lieblichsten Stückchen Erde ist, die es nur gibt.

Wir sind seit fünf Wochen, eigentlich zufällig hergekommen, und gefallen uns so gut, daß wir voraussichtlich hier bleiben werden, bis wir im Herbst nach Hause gehen.

Unser eigentlicher Plan war nach Baden bei Wien zu gehen, wo wir bei einer befreundeten Familie den Sommer zuzubringen dachten. Am 30. Juni wollten wir abreisen, den 1, 2, 3. Juli in Wien zubringen, wo wir mit dem nächsten und liebsten unserer täglichen Umgangsgenossen, Consul Georg Marchand, zusammentreffen sollten, der schon Anfang Juni nach Wien gegangen war — da ereilt uns

[1]) Siehe Brief 14.

am 27. Juni die Nachricht, daß er in Wien am 26. in 10 Stunden, einsam, in einem Krankenhause an der Cholera gestorben sei!

Es war ein so furchtbarer Schlag, daß wir es erst nur mit dem Verstande, nicht mit der Empfindung fassen konnten, und noch heute fühlen wir den Verlust und werden ihn empfinden und zu beklagen haben, so lang wir leben. Er war 50 Jahre, war Kaufmann gewesen, bildschön, sonnig in seinem ganzen Wesen, belebend auch und freigebig wie die Sonne, und zu erfreuen geneigt wie sie. War Stahr leidend — so dachte ich: Marchand kommt! — brauchte ich für Jemand Unterstützung, so sagte ich mir: ich will es Marchand sagen! — und da er kinderlos war und Zeit hatte, und die Frau (eine Tochter von Emil Devrient) uns auch befreundet war und ist, so sahen wir ihn fast täglich. — Nun ist das Alles hin; Berlin ist uns dadurch wie verwandelt, und Stahr's Bild ist so richtig: es ist als ob der Sommer aus dem Jahre fortgerissen wäre! — Man wird es eben auch hinzunehmen haben und ertragen müssen, wie so manches Andre!

Stahr, der wenig Tage vorher seinen letzten und liebsten Jugendfreund[1]) verloren hatte, war von dem Tode Marchands — der wirklich in der großen Stadt wie selten ein anderer bedauert wurde — so zusammengeschlagen, daß wir machen mußten, bald fortzukommen, weil er den Freund zu Hause auf Tritt und Schritt vermißte — nach Wien mochten wir in dem Augenblicke nicht, und so gingen wir hierher, wo wir seit 18 Jahren nicht gewesen waren, und sind dieses Aufenthaltes jetzt, da er von der französischen Lasterpest gesäubert ist, erst recht und in erhöhtem Maße froh geworden. Es ist lieblich hier, daß es die Sinne täglich neu umstrickt.

Pause, in der Berliner Freunde, die auf der Durchreise hier sind, uns sagen kamen, daß sie uns in einer halben Stunde zu einer Fahrt nach dem Wasserfalle abholen wollen. — Das bringt mich dazu rasch zu schließen. — Wo sind Sie? Wo halten Sie mit Ihrem Bau? Wie geht es in Ihrer Familie? Was schaffen Sie? und wann sehen wir Sie einmal?

Ich habe seit ein paar Monaten nicht eine Zeile für den Druck gearbeitet, dafür aber sehr viel gelesen — auch französische Romane!! Man muß die wirklich dann und wann ansehen, um zu wissen, was sie sind. Nun lese ich Bulwers hinterlassenen Roman[2]) — mit einer Art von Andacht — denn in gewissem Sinne ist er mir immer lieber gewesen als Dickens und als Thackeray. — Er hat spezifisch deutsches Element in sich und ist weniger genrehaft als die beiden Andern, deren Größe ich übrigens vollauf anerkenne und würdige. Alles in Allem genommen glaube ich, daß die Engländer das für den Roman am meisten begabte Volk sind. — Aber das Alles müßte man sprechen können!

Leben Sie wohl! und gehe es Ihnen so wohl, als ich es Ihnen wünsche. Stahr grüßt Sie vielmals! Alles Gute sei mit Ihnen! Lust, Gelingen, Alles!

Fanny Lewald Stahr.

Kommen Sie her wenn Sie können, es ist der Mühe wert mit ein paar wohlwollenden vernünftigen Menschen und Berufsgenossen wie wir es Ihnen sind, in Ruhe zu verkehren. Mit herzlichem Händedruck

d. Ihrige

Adolf Stahr.

20 Daß ich Ihnen solange verstummt bin, meine verehrte Freundin, hat allerdings Ihre „Erlöserin" verschuldet, aber nicht, wie Sie meinen, eine Scheu, Ihnen von

[1]) Sein Schulfreund Dr. Thümen in Prenzlau starb am 14. Juni in Karlsbad; einen Monat zuvor hatte Stahr mit Fanny Lewald einige frohe Tage mit ihm und den Seinen in der Vaterstadt verlebt.

[2]) Kenelm Chillingly, siehe Brief 21.

dem Eindruck zu berichten, da ich von meiner eignen Unverwundbarkeit durch Freundesurteile immer, und vielleicht oft sehr irrig, auf das gleiche glückliche Temperament bei den andern schließe, sondern ein seltsames Unvermögen, mir sogleich über diesen Eindruck klar zu werden. Ich hatte gar nichts einzuwenden, mußte die Trefflichkeit der Arbeit und die Sicherheit, mit der Sie nicht nur von Anfang an gewußt, was Sie wollten, sondern auch keinen Zug umsonst oder daneben getan, aufrichtig anerkennen, und manche Züge, vor allem die Figur der schönen Stiftsdame, der alten Gräfin, der Engländerin und vieles andere, schienen mir zu dem Allerbesten zu gehören, was Ihnen je gelungen war. Gleichwohl war mir das Ganze nicht nahgekommen, nicht ins Blut gegangen, und ich grübelte eine Weile darüber nach, wie ich mir diesen succès d'estime zu erklären hätte, ohne eine klare Formel dafür zu finden. Darüber verlor ich die Stimmung, und dann auch die Zeit, Ihnen zu schreiben. Mein Sommer war sehr mühselig und beladen, viel Krankheitsnöte rings um mich her, meine sehr unerbaulichen Bauherrnpflichten, endlich eine neue schwere und unabsehliche Arbeit[1]), die mich noch jetzt in Atem hält und gerade hier auf dem Lande, wohin ich mich endlich zurückgezogen, meine ganze Kraft und die tiefste Brutstille erfordert.

Ihr Brief aber hat mich an mein Versäumnis gemahnt und nun, aus der Ferne gesehen, erscheint mir Ihr Buch im ganzen so deutlich, daß ich für mein Verhältnis zu ihm eher einen richtigen Ausdruck finden kann. Gerade die gleichmäßige Güte der Arbeit scheint mir ein lebhafteres Interesse nicht aufkommen zu lassen, und mehr als das — denn wenn auch Vater Homer sich das Einnicken erlauben darf, dürfte es uns heutzutage doch geratener sein, die Augen immer offen zu haben — richtiger gesagt also: die Gleichmäßigkeit des Tons, den Sie durch die drei Bände hindurch ohne crescendo und diminuendo immer in derselben Höhe und Stärke festhalten, und die Unwandelbarkeit der Tonart geben Ihrem Buch eine gewisse Einförmigkeit, die dem Wesen der Wirklichkeit widerspricht und auch Kunstwerken dieses Umfangs ihren Lebensreiz schmälert. Ein Componist, der eine Symphonie in A-Dur schreibt, muß ja auch hundertmal zu andern Tonarten greifen, um der Eintönigkeit zu entgehen, und seine Aufgabe ist nur, nicht zu weit aus der Grundstimmung herauszuschweifen und dem ganzen Werk den Adur-Charakter zu wahren. Dieser Wechsel ist es, den ich hier vermisse, das gelegentliche Fallenlassen oder Erheben der Stimmung über die mittlere Höhe, ein Über die Schnurhauen nach unten oder oben, was allein imstande ist, den Eindruck der Unmittelbarkeit, die Illusion wirklicher Erlebnisse hervorzubringen, jenen Tropfen humoristischen Öls, mit dem die Muse des Romans ihr Haupt salben muß, wenn sie ihre Zeit beherrschen will. Wir würden es mit den Schicksalen Ihrer Helden weit ernster nehmen, wenn der Dichter sie minder ernst zu nehmen schiene. Ein wenig trägt zu dieser Wirkung der Titel bei, der mir nicht glücklich gewählt scheint, weil er Ansprüche macht, die diese einfache Geschichte vom Finden, Verlieren und Wiederfinden zweier Liebespaare nicht erfüllen kann. Dadurch haben Sie selbst Ihre Stimmung gesteigert und die natürliche Einfachheit Ihres Tons erhöht. Vielleicht ist es ein Fehler meines Naturells, daß ich die „Würde und Höhe" nicht auf Kosten der „Vertraulichkeit" verehren mag. Aber selbst Gottvater bequemt sich zu einem heiteren Ton, mit dem er den Teufel selbst vertraulich macht, und „Wer nicht wagen darf sich gehen zu lassen, wird nicht weit kommen". Sie aber dürfen es ja; warum verzichten Sie drei Bände lang darauf?

Sie sehen, daß ich ohne Scheu alles heraussage, wenn ich nur erst weiß, was ich zu sagen habe. Ohne diesen Freimut wäre ein Verkehr zwischen arbeitenden Menschen eine so traurige Sache wie die üblichen Höflichkeitsvisiten. Und doch

[1]) Der dreibändige Roman „Im Paradiese".

bin ich nicht sicher, ob es nicht klüger gewesen wäre, diesmal noch zu schweigen. Es kommen da Principienfragen und Temperamentsverschiedenheiten zur Sprache, die nur mündlich mit Genuß und Gewinn abzuhandeln wären, da man im Schreiben das Letzte und Beste, was durch den Blick und Ton des andern erweckt wird, für sich zu behalten pflegt.

Und leider sehe ich keine Möglichkeit, Ihrer und Ihres Gatten freundlichen Einladung nach Baden zu folgen. Mein Eisen glüht, es muß nun einmal geschmiedet sein, und nach den Unruhen dieser ersten Jahreshälfte, die mich auf beständigen Zickzackreisen hin und her gezerrt haben, darf ich nicht wieder vom Ambos weglaufen, wenn ich die Arbeit mir selbst zu Dank vollenden soll. Um Ihnen diese Zeilen zu schreiben, habe ich einen Tag abwarten müssen, wo meinem Blasebalg der Wind ausgegangen war. Morgen, mag der August auch Feuer vom Himmel regnen, werde ich wieder die Ärmel zurückstreifen und Schlag um Schlag tun.

Unser mündliches Begegnen hat in der Tat einen „Unchain". Und ich hätte Ihnen so viel vorzuplaudern, u. a. über die französischen Romane, von denen Sie sprechen und für die ich das Wort zu haben glaube, das man ihnen nur auf die Stirn zu schreiben braucht, damit der Golem in sein spukhaftes Nichts zerfalle. Aber hiervon ein andermal. Empfehlen Sie mich angelegentlich Ihrem verehrten Gemahl und bleiben Sie freundlich gesinnt

Ihrem

Aibling b. Rosenheim
19 Aug. 73.

Paul Heyse.

21

Baden Baden d. 23. Aug. 72 (muß heißen 73!)
Hotel Belle Vue

Damit das Schweigen sich nicht wieder so dick zwischen uns legt, will ich — ohne Sie damit zu einer Antwort verlocken zu wollen, die Sie in der Arbeit unterbricht, Ihnen nur sagen, werter Freund! daß es mir erwünscht gewesen ist, Nachricht von Ihnen zu haben, und daß ich Ihnen von vornherein darin Recht gebe, daß der Titel meines Romanes falsch gewählt ist.

Stahr und ich waren und sind einig darüber, daß der Roman Emanuel heißen müsse. Ich fühlte das halbwegs als ich immer tiefer in die Arbeit hineinkam; und als Stahr, der meine Arbeiten immer erst sieht, wenn sie vollständig fertig sind, den Roman gelesen hatte, veranlaßte er mich, gleich der Deutschen Zeitung zu schreiben, daß ich den Titel ändern wolle. Das wäre auch ganz leicht gegangen, wenn es nicht mit dem amerikanischen Abdruck[1]) Unzuträglichkeiten und Verwirrungen hätte machen können. Auch Herr Janke hatte den Roman bereits den Buchhändlern angekündigt, und so mußte denn der Titel Erlöserin unter dem ich den Roman erdacht hatte, bleiben — und muß ihm bleiben, bis ich vielleicht einmal zu einer neuen Auflage gelange.

Daß der Titel aber nicht auf den Ton der Darstellung eingewirkt hat, sondern daß ich mit voller Absicht diesen Ton gewählt und festgehalten habe, bin ich mir eben so deutlich bewußt. Ich halte ihn für den einzig geeigneten, namentlich für Darstellung einer Zeit, die fast fünfzig Jahre hinter uns liegt, und deren gleichmäßige Stimmung man gekannt haben muß, um ihr nicht nur gerecht zu werden, sondern um sie zu lieben und sich nach ihrer Harmonie zurückzusehnen — nach ihrer Schlichtheit und Einfachheit so sehr, daß man sie wenigstens für sich selbst im künstlerisch abgeschlossenen Bilde, herauf zu zaubern trachtet.

Das ist meine Absicht dabei gewesen, und diese habe ich erreicht; denn ich kann Ihnen kaum schildern wie sanft und rein und auch wie seelenfroh ich fast die ganzen

[1]) Durch Udo Brachvogel, den Herausgeber des „Neuyorker belletristischen Journals".

anderthalb Jahre gewesen bin, in denen diese unoffensive in sich beschränkte Dichtung mich beschäftigt hat. Wie in die Tage der eigenen Jugend bin ich immer wieder zu ihr zurückgekehrt — und als klänge das aus der schlichten Darstellung wieder, mache ich die Erfahrung, daß das Buch die Jugend — die denn doch unsere Zukunft ist — ergreift, und daß es auch die älteren Leute wie ein Klang aus fernen Zeiten rührt. — Mit einer solchen Darstellung „die Zeit beherrschen" zu wollen, hat mir ja gar nicht einfallen können! Dazu muß man andere Motive wählen und haben — und was ich etwa noch für die mir am Herzen liegenden Dinge ausrichten oder wirken zu können für möglich halte, das bringe ich schwerlich in einen Roman oder in eine Novelle. Es ist eine eigene Erfahrung, wie man allmählich bei dem Schaffen immer weniger an die Leser und immer mehr an die Befriedigung denkt, die man selbst im Augenblick des Schaffens von dem Schaffen hat. — Ich versichre Sie, ich war all den Menschen gut, mit denen ich es in der Dichtung zu tun hatte. Was will man denn mehr? — Dazu war es mein heimischer Boden, auf dem ich zu tun hatte — und so mag es denn sein, wie es ist und wirken, was es kann. Wir erlösen Alle die Welt mit unserm Dichten weit weniger als uns selbst! — Ja! wenn wir die Andern so fördern könnten wie uns selbst! — — und doch wieder! — Einen und den Andern fördert jede Dichtung mehr oder weniger — und aus Einzelnen setzt die Masse freilich sich zusammen. — Also denn nur in Gottes Namen Jeder von uns auf seine Weise vorwärts!

Was Sie die Monotonie des Tones nennen, lieber Freund! verstehe ich wohl. Indes darf ich hier um gerecht gegen mich zu sein, wohl sagen, daß dieses Abdämpfen der grellen Unterschiede, ein ganz bewußtes Tun ist. Einen Unterschied in der Sprechweise zwischen Mamsell Ulrike und der Gräfin, zwischen Emanuel, dem Amtmann, dem Fürsten und Michael, fühlen Sie, hoffe ich, wohl heraus — weiter zu gehen, hätte ich für einen Fehler gehalten; und in dieser Ueberzeugung trenne ich mich mit voller Einsicht, daß ich es tue, von der jüngeren Schule der Coloristen — um die Differenz mit einem Ausdruck von einem anderen Kunstgebiete zu kennzeichnen. — Kommt mir noch einmal die Lust, mich wie zu Zeiten der Diogena[1]), in satyrisch oder humoristischem Gewande auszusprechen, so gelingt es vielleicht auch jetzt noch — nur mischen mag ich diese verschiedenen Genre nicht. Vielleicht ist das ein Irrtum — mein Irrtum! — Ich halte mich aber an mein Vorbild Göthe, und ich glaube, daß der stylisierte Roman weniger einem raschen Veralten unterworfen ist, als der ganz realistisch und vielfarbig gehaltene. Sehen Sie doch die Romane einmal darauf an — was ist uns geblieben, aus diesem Jahrhundert selbst!

Wie gesagt: ich kann in meiner Ueberzeugung irren — aber ich muß nach ihr handeln — so gewiß als Sie nach der Ihren. Tun wir das, so tut Jeder sein Bestes und mehr kann man ja von uns nicht verlangen. Daß Sie arbeiten und wieder eine große Arbeit vorhaben, freut mich. Ich habe seit zwei Monaten Nichts getan, aber viel gelesen, namentlich einen Roman von Bulwer: Kenelm Chillingly, der mir ungemein gefallen, mich sehr gerührt und erfreut hat. Mir ist Bulwer der liebste der neueren englischen Romandichter — obschon auch Dickens, Thackeray und George Eliot große, ja eminente Kräfte sind — und Alle so durchgebildet! — Nur Middle March[2]) will mir nicht ein. Das kleinstädtische Gesindel halte ich nicht aus. Ich will überhaupt für mein Teil in der Dichtung nicht ertragen, wovor ich im Leben davon liefe.

[1]) Fanny Lewalds satirischer, gegen die Gräfin Hahn-Hahn gerichteter Roman „Diogena" war 1846 bei Brockhaus erschienen.

[2]) Middle-march gilt für einen der bedeutendsten Romane G. Eliots.

Wir sind ja überhaupt am Glücklichsten, wenn wir uns nur an das Schöne halten und das Häßliche und Ungeschickte gar nicht sehen. — Dies fast immer zu tun und zu können, das ist eine der Seiten an meinem Manne, die ich so sehr liebe und verehre. „Warum seht Ihr es? Seht darüber fort! Haltet Euch an das Schöne!" sagt er mir oft. Ich kann es nur nicht immer — und möchte es doch stets. — Gehe es Ihnen so gut, aber auch ganz so gut, als wir es wünschen. Wir bleiben hier, so lange es schön ist, also wohl bis Ende September. In alter guter Gesinnung und Teilnahme die Ihre

Fanny Lewald Stahr.

22 Berlin den 13. Januar 1873 (soll heißen 1874!)
Matthäikirch Straße 21

Lieber verehrter Freund! alle die Wochen her, seit die zweite Todes Nachricht[1]) von Ihnen zu uns gekommen ist, habe ich Ihnen schreiben wollen, und bin immer wieder vor dem Entschluß stehen geblieben, weil Sie und ich einander doch nicht mit bloßen Worten begegnen können, und weil das Schicksal, daß Sie haben erleben müssen, so grauenhaft ist, daß man in stummem Schrecken und Schaudern davor steht. Und daß dies Grauen gar auf eine so fein organisierte und auf freundlichen Schönheitsgenuß angelegte Natur wie Sie herniederfallen mußte, ist vollends ein Entsetzen. — Mir war, als ich erfuhr was eigentlich geschehen sei, zu Mute, als sähe ich Steine gegen ein Kunstwerk schleudern — und es ist ja doch noch schlimmer, weil der getroffene Gegenstand so schwer empfindet, was ihm widerfährt.

Ihren Schwager habe ich nicht gekannt — Ihre Schwiegermutter gut genug in früher Zeit — aber all meine Teilnahme heftet sich in diesem Falle doch fast ausschließlich auf Sie, und ich möchte wissen, wie es Ihnen ergeht, und wie Sie sich herausgerungen und vorwärts geholfen haben. Daß dies geschehen sei, daß Sie sich haben aufschwingen und in der Arbeit Zerstreuung, Vergessenheit und Kraft finden können, das hoffe und wünsche ich für Sie von Herzensgrund.

Leider kenne ich hier Niemand, der Sie näher kennt, außer Frau von Dalwitz und den Buchhändler Hertz, die ich mitunter in Jahren nicht einmal sehe, und ich weiß eigentlich überhaupt von allen Ihren Lebensverhältnissen so gut wie Nichts. Nicht einmal ob Sie ein Amt bekleiden oder ganz Ihren freien Studien leben, nicht wie viel Kinder Sie haben und wer Ihre zweite Frau ist, weiß ich. Ich wurde dies Letztere erst neulich inne, als ich sagte, Sie hätten eine Schwester von Lenbach geheiratet, was man widerlegte. Wie ich zu dem Glauben gekommen bin, weiß ich nicht — er muß sich auf einem Mißverstehen begründet haben. — Es wäre eine große Freude für uns, wenn wir Sie einmal träfen, und ich warte wirklich immer darauf, daß Sie Ihren alten Vorsatz einmal zur Ausführung bringen.

Ich glaube Sie würden Berlin sehr verändert finden; ob überall zu seinem Vorteil möchte ich nicht behaupten, ohne deshalb mein Urteil als ein maßgebendes hinstellen zu wollen. Die Stadt ist sehr groß geworden, die alte auf die Eingebung des Augenblicks und den Zufall gestellte Geselligkeit ist dadurch kaum noch möglich. — Das politische Leben und die zunehmende Zahl der wohleingerichteten Klubs fördern das häusliche Beisammensein auch nicht, und für diejenigen, welche öffentliche Orte — wie z. B. wir — fast nie besuchen, bleibt eben nur die geladene Gesellschaft für das Beisammensein mit Bekannten, sofern sie uns nicht in unsern kleinen Räumen aufsuchen kommen. Ob es bei Ihnen in München anders ist, weiß ich nicht — aber an und für sich sind kleinere Orte logeabler — wenn freilich dafür

[1]) Paul Heyse, „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" [5] I, S. 323—327.

die größeren wieder den Reiz des unbeachteteren Tuns und Treibens haben, den ich hoch anschlage. — Man wird in großen Orten vielleicht eher vergessen, aber man vergißt auch eher, woran man nicht erinnert zu sein wünscht; und wenn man vorwärts gehen will, leben will, bleibt schließlich doch Nichts übrig als dasjenige von sich sobald als möglich abzutun, was so schwer auf uns lastet, daß es uns niederhalten und lähmen könnte. — Tun Sie das auch! Erhalten Sie sich und Ihre frische Schöpferkraft für uns, die wir uns derselben so oft zu freuen hatten.

Auch ich habe einen trüben sorgenvollen Herbst gehabt, da Stahr sehr leidend war, und ich manchmal fürchtete, er werde sich nicht mehr vollständig erholen. — Das aber nur zu denken bin ich nicht mutig genug — so wenig wie an den Weltuntergang zu denken. — Jetzt bin ich über diese Sorge fort. Der Geliebteste geht wieder aus, arbeitet auch wieder, und ich hoffe zuversichtlich, daß auch der Rest von Nervenschwäche bald nicht mehr zu spüren sein wird.

Mir geht es für mein Alter gut genug! und nur daß manche Illusionen mir entschwinden, läßt mich die entschwundenen Jahre manchmal fühlen. Es ist aber noch ein gut Teil jener süßen Truggebilde mir geblieben und ganz mit ihnen brechen, werde ich sowie ich denke, nie! Bleiben Sie jung, da wir Ihrer stets als eines Jugendlichen denken, und möge uns bald gute Kunde von Ihnen kommen. Stahr drückt Ihnen herzlich die Hand. In bester Gesinnung für Sie

Fanny Lewald Stahr.

23 Sie haben mir so gute, herzliche Worte gesagt, meine verehrte Freundin, ich möchte Ihnen nicht undankbar erscheinen. Und doch sollte ich eigentlich noch eine Weile so in der Stille fortleben und nichts von mir verlauten lassen. Denn es kann noch nichts von mir ausgehen, was andern, die nicht so Unerhörtes erlebt, erfreulich wäre, und mir selbst kann eine gewisse Gelassenheit und Harmlosigkeit nur zurückkehren, wenn ich die Gedanken von allem Grauenvollen, was über mich hereingebrochen, beharrlich abwende. Sie haben nur die Umrisse dieses Schicksals erfahren können Die Einzelheiten sind unbeschreiblich, unglaublich, und ich wundre mich, daß ich bloß mit einer Lähmung aller Lebensgeister und einer nur langsam zu heilenden Blutvergiftung davongekommen bin, ohne Nervenfieber und graue Haare. Ich erzähle Ihnen einmal, was sich nicht schreiben läßt. Sie werden mir dann zugestehen, daß dies alles nicht übertrieben ist.

Seit dem neuen Jahr habe ich wieder zu arbeiten versucht, tauge aber noch zu nichts, als mit der Heckenscheere die Kapitel meines neuen Romans, der in der ersten Schrift fertig lag, zu lichten und allerlei Gestrüpp zu beseitigen. Etwas als ein Ganzes zu überblicken oder gar eine neue Composition zu unternehmen, bin ich noch viel zu stumpf. Wäre nicht der leidige Winter und hier die Cholera, in der man nichts zurücklassen mag, was man liebt, so hält' ich's längst mit einer Luftveränderung versucht. So aber muß ich hier aushalten.

Sie fragen nach meinen häuslichen Zuständen. Ich bin seit sieben Jahren wieder verheiratet, habe das erste Kind aus dieser zweiten Ehe wieder verloren, das dritte aus meiner ersten Ehe zwei Jahre darauf, zwei Stunden vor der Geburt eines Knaben, der nun drei Jahre alt ist. Es scheint, daß ich dazu ausersehen bin, immer zwischen zwei Feuer genommen zu werden, die widerstreitendsten Gefühle zugleich auf mich einstürmen zu sehen. Damals Tod und Geburt in Einer Nacht, jetzt wieder der Verlust meiner teuersten Menschen und zugleich der sehnlichste Wunsch, dem einen, der nicht mehr zu leben vermochte, möchte es gelingen, den zähen Lebensfaden durchzureißen. „Freundlicher Schönheitsgenuß?" Es ist lange her, daß ich's nicht mehr so gut habe. Aber ich darf mich doch wohl zu den Lieblingen der Götter rechnen, denn ich erfahre in der Tat

„alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz".

Davon wäre noch viel zu sagen, und vielleicht kommt noch eine Gelegenheit, es besser zu sagen, als mir heute in meiner unbehülflichen Stimmung möglich ist, wo mir, wie Sie wohl merken werden, die Worte nicht parieren.

Ich würde gern Berlin wiedersehen, ich habe so gute, erprobte Freunde dort, und es wird auch Zeit, meinen Wunsch, Ihnen einmal die Hand zu reichen, endlich zur Ausführung zu bringen. Aber ich kann keine Pläne machen, eh ich weiß, in welches Bad meine arme Frau geschickt werden wird, deren sehr zarte Gesundheit, durch viel Schmerz und Sorge erschüttert, diese letzten Keulenschläge ganz darniedergeworfen haben. Leben möchte ich nirgend sonst als hier. Das Warum werden Sie vielleicht in meinem neuen Buche finden. Die große Freiheit, die man hier in geselliger Beziehung genießt, ist freilich teuer bezahlt, durch den Mangel einer lebendigen, bunten, warmherzigen Gesellschaft. Aber da ich wenig Menschen bedarf und diese wenigen hier hatte, bin ich bis jetzt ganz zufrieden gewesen. Nun freilich schmilzt mein Hausvorrat mehr und mehr zusammen, und der Nachwuchs ist dürftig.

Ich freue mich, daß es Ihrem verehrten Gemahl wieder erwünschter geht. Mögen Sie beide gut durch den gelinden Winter kommen. In drei Wochen will ich versuchen, etwas Vorfrühling zu naschen. Ich bringe meine älteste (bald 17jährige) Tochter zu Verwandten nach Heidelberg. Mein ältester Sohn wird nächsten Herbst neunzehn. Sie sehen, ich komme in die Jahre, wo man lernen muß für sein eigenes Teil vorlieb zu nehmen, wenn nur die Welt nicht still steht.

Leben Sie sehr wohl und bleiben Sie freundlich gesinnt Ihrem

M. 24 Jan. 74. Paul Heyse.

Während ihres Beisammenseins in Rom sandte Paul Heyse folgende drei Briefchen an Fanny Lewald:

24 Verehrte Freundin, wir haben böse Zeit gehabt, meine arme Frau lag vier Tage zu Bett, mich hielt ein Katarrh, an dem ich noch laboriere, im Zimmer, seit gestern buchstabieren wir wieder frische Luft, haben aber bei der starren Tramontane noch keine großen Fortschritte in der edlen Kunst gemacht, uns frei zu bewegen. Es ist so freundlich von Ihnen, daß Sie unser gedacht haben, wir werden Ihnen mündlich dafür danken, sobald wir etwas menschenmöglicher sind. Von meiner Frau soll ich Sie aufs beste grüßen. Trübselige Tage unter dunklen Gedanken sind auch unter römischem Himmel schwer zu tragen; aber ich denke, wir schlagen uns nun wieder durch, wenigstens bis zu Ihrem behaglichen Zimmer.

Ihr altergebener

Rom 29. Jan. 78. Paul Heyse.

25 Dürfen wir hoffen, verehrte Frau, Sie morgen (Mittwoch) Abend in unserem gewohnten engsten Kreise bei uns zu sehen? Sie finden hoffentlich Frau Dr. Reiß aus Frankfurt a/M. mit ihrer Enkelin Frl. Getz.

Freundlicher Zusage harrend mit bestem Gruß Ihr

Rom 5. III. 78. P. H.

26 Besten Dank, verehrte Freundin, für Ihren Beitrag [1]) zu den „Italienischen Novellisten", den ich mir sofort näher ansehen werde, wenn ich erst wieder mehr „Herausgeber" als Vater bin. Einstweilen betreibe ich ausschließlich das Geschäft, nach allen vier Winden die Nachricht zu verbreiten, daß am 2ten April in Leipzig, am 7ten in Rom, unsere Tochter Lulu sich mit dem Dr. iur. Baumgarten, Guts-

[1]) Liegt dem Briefe nicht bei.

besitzer auf Zschölkau bei Leipzig, verlobt hat. Am 6ten kam der Bräutigam hier an, da wir gerade in Frascati waren, holte sich am 7ten unsern Segen, den wir dem Wildfremden von Herzen geben konnten, da eine halbe Stunde uns überzeugt hatte, unser Kind könne nicht besser aufgehoben sein, zumal sie selbst einen ganzen Winter Zeit gehabt hatte, ihn liebzugewinnen, und ihre Pflegeeltern [1]), meine ältesten Freunde, desgleichen. Gestern ist der Eidam eiligst wieder abgereist, unsre letzten römischen Tage — bis zum 17ten oder 18ten — werden, wie Sie denken können, unter 1000 Geschäften und Schreibereien vergehen, hoffentlich uns aber doch noch einmal zu Ihnen führen. Die Zeit vorher war die trübseligste unsrer ganzen Reise, meine Frau lag eine volle Woche fest zu Bett und litt große Schmerzen. Ihre neuen Schwiegermutterpflichten sind auch nicht dazu angetan, zu ihrer Kräftigung zu helfen. Wir hoffen auf die 14 stillen Tage am Strand der Chiatamone [2]).

Haben Sie die Güte, verehrte Frau, Gurlitts die Neuigkeit in unserm Namen mitzuteilen.

In alter Ergebenheit grüßt Sie

Ihr

Paul Heyse.

Meine Frau empfiehlt sich freundlichst.

Rom, 9. April 78.

27

Berlin W. Mathäikirchstraße 21.
d. 7/Okt. 81.

Lieber Heyse! ich meine immer, wenn wir Schriftsteller lesendes Publikum werden, dürfen wir nicht wie das andre lesende Publikum alles Beste und Schönste nur so ohne Weiteres hinnehmen, als käme uns das zu, ohne daß wir auch nur, wie wohlerzogene Kinder „schön Dank!" dafür zu sagen hätten.

Ich habe heute eine solche Freude an Ihrer Erzählung „Geteiltes Herz" [3]) gehabt, daß ich es Ihnen noch aussprechen muß, ehe ich zu Bett gehe.

Das psychologische Problem ist so vollkommen wahr in sich und so meisterhaft erklärt und beschlossen, daß es mir in der trefflichen Art des Erzählens wirklich ein wahrer Genuß gewesen ist. Haben Sie Dank Bester! und möchte Ihnen bald und immer ähnlich Schönes gelingen. Unser Wollen hängt ja von uns ab — aber das Gelingen liegt doch auf den Knien der Götter.

Ich habe seit wir uns sahen acht Monate mit großer Befriedigung in Italien zugebracht, war auf der Rückreise anderthalb Stunden in München, bin seit dem 29. Aug. zu Hause, und habe seit wir am 2. August den Brenner überschritten, mehr Regen und schlecht Wetter ausgehalten als die ganzen acht Monate jenseits der Alpen. Da ich nun hier für Niemand nötig bin, frage ich mich oft: warum lebe ich nicht, wo mir die Sonne wärmer scheint? — Aber wenn man sein 70. Jahr hinter sich hat, wird man zaghaft — und bleibt, wo nicht zu bleiben verständiger wäre. Ich habe hier alles Erwünschteste an Freunden — Bekannten — Gesellschaft — aber unter grauem Himmel und in wer weiß welcher Kälte — und das ist hart — und doch bleibe ich zu Hause — und wünsche lebhaft, Sie und Ihre Frau hier einmal zu begrüßen, die Sie so viel jünger sind und den Norden also besser ertragen.

Mögen alle guten Sterne über Ihnen leuchten und walten. Treulich Ihre
alte Freundin
Fanny Lewald Stahr.

[1]) Der Leipziger Philologe Otto Ribbeck und Frau.
[2]) Am Golf von Neapel.
[3]) Im 9. Bande der gesammelten Novellen 1904—1909, S. 5—54.

28 Haben Sie Dank, verehrte Freundin, für die guten Worte, die Sie mir gegönnt haben. Sie waren mir um so tröstlicher, da diese Geschichte das letzte ist, was ich schrieb, ehe ich nach dem Willen meines Arztes auf Jahr und Tag die Hände in den Schoß zu legen mich entschloß. Wenn dies letzte nicht mißglückt ist, bedeutet der physische Bankerott nicht zugleich den geistigen. Ich habe vergebens versucht, an der See mich wieder zum Herren meiner unbotmäßigen Nerven zu machen. Jetzt will ich in allem Ernst versuchen, den frechen Parasiten, mein Gehirn, das mich halb aufgezehrt hat, durch eine lange Hungerkur soweit zu zähmen, daß der übrige Mensch dabei bestehen kann. Selbst auf Briefpapier soll ich mir diesen Zwang antun, Sie müssen also mit diesem flüchtigen Gruß vorlieb nehmen. Meine Frau läßt Ihnen tante belle cose sagen. Sie hat sich in St. Moritz etwas erfrischt und zu dem schweren Beruf gestärkt, einem Invaliden das Leben zu erleichtern.

In alter Gesinnung Ihr

München 11. Oct. 1881. Paul Heyse.

29 Berlin W. Mathäikirchstraße 21
den 18/10 82

Lieber verehrter Freund!

So sehr mich die Grüße von Ihnen gefreut, die mir Windscheids gestern gebracht, so sehr habe ich es bedauert, daß ich Sie hier versäumt hatte. Man wird natürlich mit dem Alter immer mehr darauf gestellt, die Menschen, die uns lieb geworden sind, noch wiederzusehen, so oft als möglich; und an Sie hatte ich eben in diesem Sommer und in den letzten Zeiten oft gedacht. Es waren, neben der allgemeinen Teilnahme, drei besondere Veranlassungen dazu.

Die Erste wird Ihnen durch das beikommende Buch[1]) kund getan. Als Ihr anmutiges Glück von Rothenburg[2]) in der kleinen Sonderausgabe erschien, gefiel mir das sehr; und da mein Neffe, ein gar lieber braver Mensch, gern Etwas von mir in seinem Verlag haben wollte, ermunterte mich Ihr kleines Büchelchen, ein nicht viel größeres erscheinen zu lassen. Lassen Sie sich's gefallen, wenn Sie's können. — Das war das Eine. —

Das Zweite war, daß ich in Ragaz Ihr „David und Goliath"[3]) gelesen, bis zu dem Kapitel, in welchem Goliath die Tochter seiner Wäscherin so hübsch findet. Dann bin ich fortgegangen, habe das Blatt nicht wiedergesehen und bin nun neugierig, ob ich mit meinem Weiter-dichten, das Richtige getroffen. Ich habe mir vorgestellt, Goliath werde das Mädchen heiraten; der Dichterling, der ihm die Pfeife und den Hund genommen, werde ihm die Frau untreu machen, und Goliath, der Alles gründlich und ordentlich besorgt, werde sich ordentlich das Leben nehmen, nachdem er es David gerettet, als dieser es sich zum Spaße hatte nehmen wollen. — Oder irre ich und Sie haben es anders gemacht? — Ich habe noch Niemand gesprochen, der die Erzählung zu Ende gelesen hatte, da unter meinen hiesigen näheren Bekannten das Tagblatt nicht eben verbreitet ist. Es ist Nat. Zeit. Gebiet.

Das Dritte war wieder ein ganz andrer Anlaß. Ich erhielt in Ragaz einen Brief aus dem höchsten Norwegischen Norden, in welchem ein junger Dr. jur. der dort seine Ferien verreiste mir beschrieb, wie er eines Abends zwischen Schnee und

[1]) „Treue Liebe" erschien zuerst in „Über Land und Meer", dann als Buch im Verlage ihres Neffen Heinrich Minden.

[2]) Im 10. Bande der gesammelten Novellen 1904—1909, S. 101—146.

[3]) Muß heißen „David und Jonathan".

Eis, bei gelblich blassem Lichte, rund um sich her die Felder mit weißlichem Rentiermoos bedeckt, auf denen Rentiere weideten, sich in einer elenden Herberge zu Bett gelegt, und plötzlich eine italienische Leier gehört, die durch die tiefe Stille das „o dolce Napoli" gespielt hatte. — Er hatte den Gegensatz so reizend geschildert, daß ich dachte, wenn ich gute Verse machen könnte, wäre das ein entzückendes Gedicht. Und dann fielen Sie mir ein. Ich wollte Ihnen den Brief gleich damals schicken — aber es unterblieb wie so Vieles. Wollen Sie ihn haben, so lasse ich das Stück ausschreiben, oder schicke Ihnen den Brief, da nichts Geheimes darin steht.

Ihr „Hans Lange" den ich leider nie gesehen, hat hier sehr gefallen. Er wird also wiederholt werden, und dann komme ich wohl dazu und freue mich darauf. Ich habe von Ihren Bühnenarbeiten nur „Colberg" in Weimar sehr gut aufgeführt gesehen, und Stahr und ich haben einen lebhaften erhebenden Eindruck davon gehabt.

Von Windscheid's hörte ich, daß Sie vortrefflich aussehen und wieder arbeiten. Möge es so bleiben! Wenn man in diesen nebelgrauen naßkalten Tagen, wenn man in einem deutschen Winter nicht arbeiten kann, ist er gar zu traurig. Es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht an Heines Worte denke: „auf der Seele liegt mir Deutschland, drückend, lastend, ganz unsäglich!" — Und doch haben wir nie daran gedacht uns im Süden festzusetzen, so sehr wir ihn liebten, denn der Mensch ist doch nur ganz er selbst in seiner Heimat. In der Fremde nimmt Jeder, wenn er zu lange dort verweilt, in irgend einem Teile „Schaden an seiner Seele!"

Ich lasse jetzt in der Roman-Beilage von Ueber Land und Meer einen Roman Stella drucken, der in Rom um 1845, 46 spielt, wie ich es zuerst kennen lernen. Ich glaube er ist mir geglückt.

In den letzten Monaten habe ich gar Nichts gearbeitet. Ich war von Mitte Juli bis Ende August in Ragaz, das ich als ein Unicum gegen Neuralgien und Nervenleiden seit langen Jahren [habe] schätzen lernen. Ich ging ohne Notwendigkeit hin — weil ich nicht hier bleiben wollte oder sollte — und habe es wieder sehr wirksam gefunden. Den September war ich bei Freunden auf dem Lande, und seit dem 2. Oktober bin ich zu Hause, und mache eine kleine Erzählung[1]), die aus lauter Stückwerk besteht und doch ein launenhaftes Ganzes werden soll. Es ist ein Einfall — und glückt er nicht, so schmeiß ich's eben weg.

So! nun habe ich Ihnen so viel Zeit genommen und gewidmet, als Sie mir hier vielleicht zugewendet hätten. Lassen Sie mich von sich und Ihrem Ergehen und Arbeiten hören, denn ich bin Ihnen gut gewesen von Anfang an und denke dabei zu bleiben. Viele Grüße an Ihre Frau! Herzlich die Ihre

Fanny Lewald Stahr.

30 München 31. Oct. 82.

Sie schreiben mir, daß Sie meiner gedacht haben, verehrte Freundin, und ich wollte Ihnen gerade in diesen Tagen das Gleiche von mir zu wissen tun. Ich war in Weimar, meinem Alkibiades dort vor die Lampen zu helfen, und mein Freund und Gönner, der Intendant, ließ es sich nicht nehmen, mir noch eins meiner älteren Stücke vorzuspielen. Statt des Hans Lange, der durch eine plötzliche Erkrankung vereitelt wurde, mußte Colberg rasch eingeschoben werden, und wie ich in der halbdunklen Loge saß, mußte ich lebhaft des Abends[2]) denken, wo ich Sie und Ihren Gatten im Theater wußte und alles, was wir am andern Tage über das

[1]) „Im Abendrot", eine kaleidoskopische Erzählung in Briefen, erster Abdruck in „Über Land und Meer".

[2]) Am 5. Oktober 1874; siehe Einleitung.

Stück geplaudert hatten. Ich hätte Sie beide wohl auch über meinen Athener befragen mögen. Nun kann ich nur Ihnen das Büchlein senden, ohne Sie dadurch zu einer schriftlichen Expectoration veranlassen zu wollen. Manche Übelstände der modernen Freizügigkeit wiegt ja die nun gewonnene Zuversicht auf, daß man die Correspondenz eines ganzen Jahrs, die immer mehr zusammenschmilzt, durch ein paar gute mündliche Stunden nachholen kann.

Ihrem guten Werk aber soll der Dank gleich auf frischer Tat nachfolgen. Die Erzählung hat mich sehr angezogen, die Figuren sind gar eigenartig, der Gegensatz der fest umfriedeten Heimat und des Reiselebens von Profession höchst glücklich; doch gestehe ich, daß mir die Fabel nicht ganz den Figuren gleichwertig erscheint. Wir sollten, dünkt mich, nicht ganz auf dem vorauszusehenden Wege ans Ziel gelangen, sondern irgend eine Gefahr zu überstehen haben, die uns gegen die Mitte mehr in Atem hielte. Dadurch würde vielleicht der junge Landwirt stärker in die Aktion zu ziehen sein, der jetzt das ihm gern gegönnte Glück ohne sonderliche Mühe sich in den Schoß fallen läßt. Vielleicht ist dies aber nur ein Nachklang meiner eben überstandenen dramaturgischen Feuerproben, bei denen mein altes Theaterblut sich nie genug tut an Spannung und Handgemeinwerden der Conflicte. Ich denke in diesem Winter wieder ein altes Lieblingsstück[1]) hervorzusuchen, das ich seit 25 Jahren immer von Zeit zu Zeit einen Schritt vorwärtsrücke, die Götter wissen, ob ich's diesmal ans Ziel bringe.

Mein Jonathan aber hat doch noch etwas mehr zu tun, als das gründlich zu vollbringen, was David nur als Dilettant unternahm. Ich lasse ihn dadurch, daß er sich an einen andern fruchtlos verschwendete, zu sich selbst kommen, möchte Ihnen aber nicht verraten, wie. Denn ich halte was auf die Neugier beim Lesen, wenn sie auch keine ästhetische Kategorie sein mag. Sie bekommen die Novelle zum nächsten Weihnachten, in einem Bande, der den Titel „Buch der Freundschaft" tragen soll und dies Kapitel noch in drei andern Geschichten illustrieren.

Haben Sie auch noch Dank für das sehr frappante lyrische Motiv, das Sie mir zugute kommen lassen wollten. Wenn ich nur sagen könnte, oder dürfte, was ein anderer erlebt hat! Und wem sollte ich's sagen, in dieser Zeit, wo die vox humana auf der großen Orgel der Literatur nicht mehr mit anklingt! Aber davon nichts mehr; sie ist ja darum nicht verstummt für den, der Ohren hat zu hören.

Meine Frau sendet Ihnen freundliche Grüße. Immer in alter Gesinnung Ihr

Paul Heyse.

31

Berlin W. Mathäikirchstraße 21
d. 22. Nov. 82

Werter Freund!

Sie schreiben mir: zu einer Äußerung über Ihren Alcibiades wollen Sie mich nicht veranlassen. Das heißt aber doch hoffentlich nicht, daß Sie sie mir verweigern, und so lassen Sie mich Ihnen zunächst herzlich für das Geschenk danken, mit dem Sie mir wieder dargetan haben, daß Sie, obschon so viel jünger als Stahr und ich, doch noch zu der Schule gehören, die da glaubt, mit dem Adel der Sprache und mit dem Einfachen wirken zu können. Daran fest zu halten gehört eine starke Ueberzeugung in unserer Zeit — aber ich für mein Teil habe sie, und ich denke für die kleine Weile, in welcher ich sie noch brauchen kann, soll sie ausreichen — und die Ihre für Sie noch lange!

Man macht sonderbare Erfahrungen! Neulich sagte mir Dubois Reymond, der mein Tischnachbar war: „Sie würden erstaunen, wie ein beträchtlicher Teil unserer

[1]) „Don Juans Ende", im 13. Bande der dramatischen Dichtungen. Vgl. auch G. Plotke, Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm II, S. 67.

jüngeren Leute fremd in unseren Klassikern ist. Mache ich mitunter, der Eingebung folgend, eine Anführung aus Schiller und Goethe, so kann mir's leicht begegnen, daß sie völlig in den Brunnen fällt!" — Und von einem sonst gebildeten und gescheuten Manne hörte ich neulich sagen: „Was wird denn von Schiller und Goethe groß übrig bleiben? — oder was liest und sieht man noch davon? — den Werther und die klassischen Deklamier-Dramen hält ja jetzt kein Mensch mehr aus!" —

Aber den lustigen Krieg gehen sie sechsmal sehen! — Mir war übel dabei!

So läßt sich im Voraus nie berechnen, wie das Antike jetzt wirken wird. Ich glaube Dichtungen der Art haben einen übeln Stand in einer rein äußerlichen Sache. Unsere Bühnen sind räumlich zu groß für die beschränkte Personenzahl. Dagegen steht freilich die Tatsache, daß die Theater der alten Welt sehr große Bühnen hatten; aber die Gewohnheit die Bühnen gefüllt zu sehen in der Tragödie ist eben vorhanden — und wenn dann auf einer solchen Bühne nur zwei, drei Personen in einander folgenden Scenen ohne große Handlungen, ohne Kampf oder derlei, erscheinen und verweilen, so wirkt das auf die Menge als eine gewisse Leere, und macht sie zerstreut, macht sie unachtsam auf das, was gesagt wird. — Ich kann mich irren, glaube aber nicht falsch beobachtet zu haben, und hätte ich den Alcibiades auf die Bretter zu bringen, so würde ich die Coulissen, so nahe als möglich zusammenrücken lassen, um die Hörer in die von mir gewollten Grenzen zu bannen, in denen allein der Gedanke und die Sprache wirken können. Aber — ich bin kein Dramatiker! und mich hat die Dichtung erfreut — also schönen Dank!

Die Ausstellung des Abwartens von Chlodwig, in der Treuen Liebe, hatte ich mit Gewißheit vorausgesehen; man hat sie auch in einer der hiesigen Zeitungen gemacht, wie ich gesehen, da mir das Blatt „die unpolitische Rundschau" [1]) immer geschickt wird. Und weil ich das erwartet hatte — denn Jeder von uns weiß eigentlich doch in seinen Arbeiten am Besten selbst Bescheid — so hatte ich es eine Weile anders machen wollen. Erst hatte ich gedacht, Chlodwig statt Jenkins mit den Reisenden im Norden zusammentreffen zu lassen. — Das hätte bewegtere, aber nach meinem Empfinden häßliche Scenen ergeben. Dann hatte ich gedacht, die Novelle in das Jahr 70 zu verlegen — Chlodwig von Sorrent zur Armee und in den deutschen Krieg gehen zu lassen — dabei hätten mir aber die Zustände, wie ich sie brauchte, in Italien gefehlt — und ich hätte den scharfen Gegensatz zwischen Ruhe und Rastlosigkeit verloren, den ich gewollt, und hätte der Erzählung — immer für mein Empfinden — den Reiz genommen, daß Chlodwig dem Wunsch der Geliebten sein Wünschen, entsagend, zum Opfer bringt. —

Nun gefällt das kleine Ding den Leuten auch so — und der Roman, den sie jetzt bei Hallberger bringen, macht ihnen großes Vergnügen — damit bin ich denn zufrieden; und ehrliche Dichter, wie Sie und ich, haben ja ohnehin für sich gearbeitet in erster Reihe — und damit dann auf Andere gewirkt. Ihr fleißiges Schaffen zeigt mir zu meiner Freude, daß Sie wieder wohl sind — bleibe es lange, lange so. — Mir geht es wie jedem Alten, dessen Geist frisch ist, nicht allzu behaglich! Die Verstandes Einsicht macht das Wollen und Planen in die Ferne als töricht erscheinen, und so lebt man denn den Tag am Tage und hilft sich mit Arbeit und Liebe über ihn hinweg. Sie nicht gesehen zu haben, war mir von Herzen leid, und wünsche Sie kämen bald einmal wieder. Alles Gute Ihnen und Ihrer Frau! — In alter anteilvoller Gesinnung

Fanny Lewald Stahr.

[1]) Gemeint ist die von Bodenstedt 1880 in Berlin begründete „Tägliche Rundschau", Zeitung für Nichtpolitiker.

32

Berlin W. Mathäikirchstraße 21
den 18. Mai 83

Mein sehr lieber Freund! haben Sie herzlichen Dank für Ihr schönes Buch der Freundschaft[1]). — Sie sind wirklich ein Dichter, und haben schweres Unrecht gehabt, als Sie mir vor Jahr und Tag einmal schrieben, Sie fühlten, daß Sie langen Ausruhens nötig hätten.

Mit dem Schluß, den Sie der ersten Novelle geben, haben Sie entschieden recht, gegen die Voraussetzung, die ich gehegt, nachdem ich im vorigen Jahre unterwegs irgendwo ein Bruchstück der Erzählung gelesen hatte. Jonathan muß leben bleiben. Er muß auch zu Ehren kommen, muß sogar auch die schöne Wäscherin heiraten, da er das brave Frauenzimmer durch seine zähe Schwerfälligkeit in die Arme des Dichterlings geschleudert. Aber weil ich ihn sehr lieb habe, hätte ich ihm keine Frau aus zweiter Hand gewünscht. Nur muß freilich die Ethik des Dichters gerechter sein — und unerbittlich konsequenter — als die sogenannte Gerechtigkeit des gerechten Gottes sich zu zeigen für geboten und nötig findet.

Ich habe große Freude an der Erzählung gehabt. Der Riese und der Zwerg sind ein sehr geistreiches Phantasiestück und Nino und Maso, die ich schon in den Monatsheften gelesen, sind so ganz Boccaccio, daß man sich gar nicht denken kann, sie entstammten dem jetzigen Jahrhundert. Es ist wirklich ein ganz vortrefflicher Band — und ich hoffe, Sie sind wieder in vollem frischem Erzählen; denn wenn man in seinem Fahrwasser ist, ist man wohl, und fühlt man sich am Wohlsten. Sie — Heyse! und ich und Rudolf Lindau können erzählen, und machen keine ordinairen „Concessionen" an die „Sensation" und ich denke, dabei wollen wir's denn auch belassen!

Mir geht es besser als da ich die Freude hatte, Sie und Ihre liebe Frau zu sehen. Ich habe seit dem November Nichts getan, als 4, 5 Feuilleton's für die National-Zeitung[2]) geschrieben, aber ich habe viel im Druck gehabt und stecke noch in Correkturen. Erst habe ich ein ganz Teil Reisebriefe — nach Kopenhagen — und von dem letzten Ital. Aufenthalt, unter dem Titel „Vom Sund zum Posilipp" drucken lassen, um damit meiner Schwester, die mit an der Ostsee und in Dänemark, und auch in Italien mit mir war, ein Geburtstags Geschenk zu machen. Dann druckt Janke meinen Roman Stella, den ich für sehr gut halte und Ihnen schicken werde, als Buch, nachdem er in Ueber Land und Meer erschienen ist. Er spielt 1845, 46 in Rom. Außerdem hatte ich bei Hallberger ein Capriccio „Im Abendlicht" das ich im vorigen Herbst, eben vor dem Unwohlsein im November vollendet — und dann habe ich Janke den vor 8, 9 Jahren erschienenen Roman Benedikt[3]) zum Abdruck für eine neue billige Ausgabe gegeben. — Endlich bin ich an einen lang geplanten großen Roman[4]) gegangen — jetzt in den letzten Wochen — den ich vor Jahren skizziert, von dem ich 2 Bogen geschrieben hatte, und der dann, um der Reisen willen, liegen geblieben war. Ein Roman-Anfang

[1]) Es erschienen zwei Bücher der Freundschaft; die in ihnen enthaltenen sechs Novellen jetzt zusammengedruckt in den gesammelten Novellen 1904—1909, Bd. 6; das einaktige Charakterbild „Im Bunde der Dritte" jetzt in den „Dramatischen Dichtungen", 21. Bändchen, S. 5—50.

[2]) „Der Bazar für das Lehrerinnenstift", den 31. Januar, und „Modische Wohnungen", vier Artikel im März.

[3]) Der Roman erschien bereits 1873.

[4]) Fanny Lewalds letzter großer Roman „Die Familie Darner" war bereits 1866 geplant, 1880 entworfen worden. Er erschien zuerst (1886) in Hallbergers Romanbibliothek, dann als Buch bei Janke.

— oder überhaupt ein Arbeitsanfang — ist mir immer wie ein ausgestellter Wechsel erschienen, den ich einzulösen habe. Ob mir Zeit gegönnt sein wird, ob ich die Kraft haben werde, aus dem großangelegten Plane, das zu machen, was ich gewollt, das muß ich erleben. Einstweilen habe ich die 2 Bogen historischer Einleitung umgeschrieben, um das Ganze doch mehr in's Enge zu ziehen, und drei neue Druckbogen dazu — und nun pusele ich so sachte daran weiter fort. Hilft's Nichts, so schadt's Nichts und inzwischen beschäftigt es mich, und gibt mir im Schaffen ein Schöpfergefühl und die Jugend! — Man hat doch das Beste selbst von seinem Schaffen und Können.

Was ich im Sommer mit mir mache, weiß ich noch nicht. So sehr viel ich gereist, bin ich immer ungern unter Wegs gewesen, schon weil mich alle Abend das verkutterte Nachtzeug ärgert, das aus dem Handsack genommen wird; und wenn ich mit Lust an eine Reise gehen soll, muß es bis Rom und noch weiter südlich gehen. Zu solchem Unternehmen habe ich keinen rechten Mut mehr — und so wirds am Ende wohl wieder im Juli nach Ragaz gehen, das doch das einzige Bad ist, welches gegen Neuralgie Etwas kann. Ich bin in der Beziehung diesen Winter weit besser daran gewesen, als in den letzten Jahren. Mitunter gehe ich dann noch an den Genfersee — und dann führe ich mich selbst in Versuchung, denn es ist nicht weit von Genf nach Chambery. — Aber noch weiß ich gar Nichts und da heute, nach zwei tropischen Tagen kühles Wetter eingetreten ist, und ich von dem Balkon an meiner Schlafstube, auf die Fülle blühender Obst- und Kastanienbäume hernieder sehe, zwischen denen Büchsel's Tauben umherfliegen, so drängt es mich nicht fort aus dem lieben Heim, in dem ich sechszehn Jahre Glücks im höchsten Sinne des Wortes erlebt habe, und an denen auch die Erinnerung tiefsten Schmerzes hängt. Aber das wissen Sie ja alles!

Ihnen einmal in Ruhe, im Grünen, auf gut Stillsitzen zu begegnen, wäre mir eine große Freude. Wo werden Sie Beide denn bleiben? In der Stadt doch schwerlich! Lassen Sie mich's bald einmal wissen.

Von unsern hiesigen gemeinsamen Bekannten habe ich Niemand gesehen. Neulich hatte sich Fr. v. Hülsen bei mir angemeldet, dann kam Gräfin York — (Nina Olfers) [1]) und Beide sprachen mit großer Genugtuung von Ihrem Hans Lange, den sie im Laufe der letzten Monate gesehen hatten.

Und nun regnets draußen — Abends 7 Uhr — und ich will sehen, daß meine Blumentöpfe aus dem Corridor auf den Balkon getragen werden.

Haben Sie denn nicht große Freude an Turgenjews Gedichten in Prosa gehabt? Dessen Sachen sind mir überhaupt sehr wert.

Leben Sie wohl! grüßen Sie Ihre Frau! und — hoffentlich! auf Wiedersehen!

In alter Freundschaft

Fanny Lewald Stahr.

33 Ich weiß nicht, wo diese Zeilen Sie treffen werden, verehrte Freundin, doch mag ich nicht warten, bis die Sommer-Unstäte, die auch mich herumwirbelt, sich wieder beruhigt hat, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen für Ihre Stella herzlichen Dank schuldig geworden bin. Sie hat mich aufs lebhafteste in meine eigenen römischen Anfänge, in jene nun schon mythische päpstliche Zeit zurückversetzt, die in der ewigen Stadt gerade sub specie aeterni sich soviel anziehender ausnahm, als die heutige wohlpolicierte piemontesische Gegenwart. Es ist — besonders im ersten Bande, den ich besser controlieren kann, so viel echter Bodengeruch in diesem Bilde und die Figuren so sicher und charakteristisch hingestellt, ohne alle Lindemann-

[1]) Siehe Biographische Jahrbücher, Bd. 6, S. 120*.

Frömmelei [1]) und bengalische Beleuchtung, daß alles alte Heimweh aufgerüttelt wird, ein freilich unstillbares Heimweh; denn es ist zugleich ein Rücksehnen in die verschwundene Jugend.

Über die Romanfabel hätte ich dies und das anzumerken, tue es aber grundsätzlich nur Auge in Auge, da ein kritisches Stammeln geschrieben „sich so seltsam ausnimmt". Nochmals meinen Dank — auch im Namen meiner Frau — und eine buona stretta di mano.

Ich schreibe Ihnen ziemlich zerstreut durch Fremdengewimmel und allerhand Sorge um einen kranken Freund. Unsere Herbstpläne sind neuerdings in Frage gestellt, ich weiß nur so viel, daß ich um jeden Preis einen stillen Winkel aufsuchen muß, wo ich mich gründlich ausschlafen und vielleicht mir etwas träumen lassen kann. — Ihre freundlichen Worte über das Freundschaftsbuch fanden eine gute Statt bei mir. Ich arbeite am 2ten Bande [2]); es könnten zehn werden, wenn man nur die hervorragendsten Constellationen, die in diesem Verhältnis möglich sind, psychologisch und dichterisch ausbeuten wollte. Aber man muß nicht alles tun, was man allenfalls *auch* tun könnte.

Seien Sie bestens gegrüßt und bleiben Sie freundschaftlichst zugetan

Ihrem

München Paul Heyse.
5. Aug. 83.

Berlin W. Mathäikirchstraße 21
34 den 17/Juni 84

Lieber verehrter Freund!

Ich glaube die rechte Dankbarkeit fühlt nur das spätere Lebensalter, weil es weiß, daß Einem gar nicht alles Gute oder viel Gutes zuzukommen braucht, und weil es durch Erfahrung gelernt hat, was Festhalten und treues Gedenken bedeuten. Also herzlichsten Dank dafür, und für das neue Buch der Freundschaft.

Gekannt habe ich natürlich die drei Novellen schon; denn was Sie schreiben, lasse ich mir nicht leicht entgehen. Nur „Im Bunde der Dritte" kannte ich nicht, und habe mich der anmutigen Leichtigkeit der kleinen Komödie sehr gefreut. Sie hätten nur der Erklärung: den Bühnen gegenüber Manuskript! — noch hinzusetzen müssen: und den Liebhaber Theatern — denn war je eine solche Arbeit für gebildete Liebhaber Theater geschaffen, so ist es diese — und man wird sie, das bin ich gewiß, sich zu Nutze [zu] machen wissen und sie Ihnen danken.

Als ich seiner Zeit den Siechentrost las, hatte ich die größte Lust, Sie einmal nach *Soest* in Westfalen zu schicken. Was Sie mit Ihrem Talent sich in mittelaltrige Zustände zu versetzen — in die hinein zu kommen und zu denken, so ungemein schwer ist — aus Soest machen würden, das ist gar nicht abzusehen. Es gibt *keine zweite* solche Stadt. Den ganzen dreißig jährigen Krieg mit der Zerstörung herrlichster Städte in größter Enge, den Simplicissimus und Faust habe ich nie so verstanden wie dort zwischen den majestätischen Kirchen, alten Patrizierhäusern und Bauerngehöften mit Lehmeinfassungen mitten dazwischen. — Münster, Lippstedt! Das sind Alles Herrlichkeiten. — Ihr Siechentrost hat höchst rührende Stellen — und ist jetzt bei dem trefflichen Löwe Calbe [3]), der sich von einem schweren Schlag-Anfall mühsam erholt, als Siechentrost.

[1]) Anspielung auf die romantisch aufgefaßten italienischen Gemälde des Malers Karl August Lindemann-Frommel.

[2]) Siehe Anmerkung 1 S. 39.

[3]) Der bekannte liberale Parlamentarier Löwe-Kalbe war ein treuer Freund des Stahrschen Hauses.

Die schwarze Jakobe kam mir im Motiv, als ich sie in den Monatsheften las, nicht recht wahr und möglich vor. Als ich sie dann jetzt wieder las, leuchtete sie mir mehr ein; und ich dachte an das Urteil einer mir befreundeten Frau über Sie, die einmal von Ihnen sagte: Heyse ist der gefährlichste Schriftsteller, weil sein Talent so groß ist, daß er Einem durch seine psychologische Erklärung und seine Darstellung die bedenklichsten Probleme glaubwürdig und mundrecht zu machen versteht! — Das ist Ihnen auch mit der Jakobe gelungen; so sehr ich an die, die Stände scheidenden Instinkte glaube, wo der Bildungsgrad und die Ethik gemeinsam die Scheidewand bilden. Mitleid und Erbarmen! — ja! — Liebe! schwerlich. Aber Sie machen es glaubbar, und das ist Ihr Triumph!

Daß ich „Gute Kameraden" voll empfunden habe, da ich es so, grade so harmlos, erlebt, nur daß die Leidenschaft und die Liebe keine Entsagung zuließ auf die Länge — das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. — Ein Bedenken habe ich nur gegen die Gärtner Scene, die vielleicht noch wirksamer wäre, wenn Sie sie kürzten. Aber die ganze Erzählung klingt so edel und so rein aus, daß sie mich sehr gerührt hat. Also Dank und zwar für Alles.

Wie geht es Ihnen? wo bleiben Sie im Sommer? Wie geht es Ihrer Frau? Was schaffen und treiben Sie Neues?

Ich habe gar Nichts gearbeitet — habe viel herumgepuselt an einem früher begonnenen großen Roman, in dem ich eine Episode verfrüht angebracht, wodurch Alles nicht recht klappen will — und gehe mit mir zu Rat, ob ich 8, 9 Druckbogen total umarbeiten, oder das Ganze liegen lassen soll. Früher wäre daran gar kein Zweifel bei mir gewesen; aber meine alte verstorbene Freundin, die Fürstin Handjeri, hatte Recht mit ihrem: entrez dans les soixantes dix et Vous verrez! Man wird zaghaft und unentschlossen, und beraubt sich dadurch der Kraft — die man vielleicht doch auch nicht mehr in dem alten Grade besitzt.

Jetzt soll ich gereist — oder eigentlich nur zum Hause herausgejagt werden, was ich mir nicht mehr gern gefallen lasse, obschon ich in der Tat rüstiger als fast alle meine Altersgenossen bin. Die Meinen sind schon fort — und ich breche vielleicht Ende des Monats auf, Freunde in Westfalen auf dem Lande und in kleinen Städten, in schönen Schlössern, aufzusuchen. Damit wird der August hingehen, wenn ich's tue. Was nachher aus mir wird, lasse ich noch ganz unentschieden.

Was ich aber bestimmt weiß, ist, daß ich mich sehr freuen würde von Ihnen zu hören, und noch mehr freuen, Sie zu sehen.

Ihnen Beiden das Beste wünschend

Fanny Lewald Stahr.

35 Bergisch Gladbach d. 30 Aug. 87

Lieber Heyse! wenn der Mensch, und obenein ein alter Mensch, sich in zehn Minuten für zehn Pfennige eine große Genugtuung bereiten kann, so soll er es doch — auch nach Ihrer Ansicht, denke ich — in jedem Falle tun!

Und eine wahre Herzens-Genugtuung ist es mir, Ihnen zu sagen, daß ich hier, unter dem gastlichsten Dache meiner Freundin, Frau Maria Zanders, zum erstenmale Ihre Novelle: Vetter Gabriel[1]) gelesen habe, die ein Juwel, in meinen Augen gradezu ein kleines Meisterwerk ist. Eines von denen, die auch den Besten nur in glücklichstem Wurfe in glücklichster Stunde gelingen.

Haben Sie Dank für den Genuß — Ich komme in jetziger Zeit nicht eben oft dazu, die Freude des Bewunderns zu genießen.

Zugleich soll ich Ihnen von meiner Freundin sagen, daß sie großen Anteil an

[1]) Jetzt im 3. Bande der gesammelten Novellen 1904—1909, S. 97—152.

Ihrer Stiftsdame[1]) genommen — und Analogien dazu in dem Kreise ihres Lebens gefunden hat. — Sie ist eine litterarisch und künstlerisch hochbegabte und gebildete Frau — und daneben seit 18 Jahren, bis jetzt, wo ihre Söhne in das Geschäft getreten, Leiterin großer Fabriken gewesen. Sie war 78 mit uns in Rom — lernte Sie aber nicht kennen, weil Sie damals wenig zugänglich waren. — Das Haus ist ein Tempel der Kunst — und ich nenne es immer „zur guten Hirtin!" — Wo waren Sie und Ihre Frau? — Ich habe mich in Ragaz nach recht üblem Winter ganz leidlich erholt — bleibe noch etwa 8, 9 Tage hier — und dann gehe ich nach Berlin. Gehe es Ihnen wohl und denken Sie Ihrer Freundin

Fanny Lewald Stahr.

36 Während mein alter Vetter Gabriel mich wieder bei Ihnen, verehrte Freundin, in Erinnerung brachte, waren Sie wochenlang mitten unter uns. Meine Frau nebst Mutter und Schwester hatte sich einmal wieder in Ihre Lebensgeschichte vertieft, und ich selbst las mit großer Freude Ihre Erinnerungen an Liszt[2]), die mir, wie alles was zu Ehren dieses seltenen Menschen geschieht, herzlich wohl taten. Zugleich regten sie ein altes Reuegefühl in mir auf: ich hatte mir, so oft ich ihm in bedeutsamen Momenten meines Lebens begegnet bin, nie ausgesprochen oder auch nur so recht zu erkennen gegeben, wie sehr ich ihm zugetan war, ein Versäumnis, das von allen Unterlassungssünden mir stets am schärfsten auf dem Gewissen brennt. Da er meine tiefe Antipathie gegen den Bayreuther Volksverführer kannte, glaubte er wohl gar, ich stände auch ihm in abgeneigter Gesinnung gegenüber, da er doch in allem Menschlichen, in der Hoheit, Schlichtheit und Anmut seines Naturells das volle Widerspiel jenes Virtuosen der Selbstsucht war. Nun ist mir bei jedem Wort, das zu seinem (Liszt's) Ruhme gesagt wird, als würde ein Teil meiner versäumten Dankesschuld abgetragen.

Durch Ihren Neffen, dem wir auf unsrer letzten Fahrt nach Italien in Verona begegneten, hörten wir von Ihrer unwandelbaren Frische und Lebensfreudigkeit. Vielleicht wird es mir so gut, mich in diesem Winter mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Denn da wir in unserm stillen Nest am Fuß der Berge zu bleiben gedenken, bis der erste Schnee uns in die Stadt treibt, ist keine Hoffnung, Sie auf Ihrer Heimreise — ich sehe eben, daß Sie Ragaz schon verlassen haben — zu begrüßen. Meine Frau hat mir große Sorge gemacht, und ich habe keine wichtigere Aufgabe, als die Wiederkehr so erschütternder Anfälle zu verhüten, was nur in der tiefsten Ruhe zu hoffen ist. Sie grüßt Sie vielmals: Bewahren Sie uns Ihre freundliche Gesinnung, verehrte Frau, und seien Sie allen guten Göttern und Geistern befohlen von Ihrem

herzlich ergebenen

Miesbach (Oberbayern)
4. Sept. 1887.

Paul Heyse.

37

Berlin Bendlerstraße 21
den 10. Jan. 88.

Lieber Freund! Ihr letzter Brief, vom Lande aus geschrieben, brachte leider keine guten Nachrichten und stellte es in Aussicht, daß Sie draußen bleiben würden, bis Schnee und Eis Sie vertrieben. So vermute ich Sie nun in München, und hoffe, weil ich es von Grund des Herzens wünsche, daß es jetzt besser bei Ihnen

[1]) „Der Roman der Stiftsdame" war 1886 erschienen.

[2]) Zunächst in der „Deutschen Rundschau", dann in dem Sammelbande „Zwölf Bilder aus dem Leben", Berlin 1888, Otto Janke.

und mit Ihrer armen Frau steht, und daß Sie befreiteren Herzens in das Neujahr hineinblicken.

Ich habe geglaubt, es nicht mehr zu erleben, und komme mir selbst immer noch nicht wahrscheinlich vor, obschon ich seit vier Wochen den Anfall hinter mir habe. — Ich hatte vom 4—9. Dez. einen allerdings sehr heftigen Schnupfen ganz unbeachtet gelassen, und erwachte nach unruhiger Nacht am Morgen des 10. um 6 Uhr mit dem lärmenden Röcheln eines Sterbenden. Der Katarrh hatte sich mir auf die Lungen geworfen. — Man rief den nächst wohnenden Arzt und dann meinen Geheimrat Körte herbei — sie arbeiteten mit allen erdenklichen Ableitungs- und Belebungsmitteln an mir herum, da die Tätigkeit meines so alten Herzens dem Ansturm nicht entsprach — und bis gegen 9 Uhr fürchtete man eine Lungenlähmung. Um 10 Uhr sagte man meiner Schwester, die Gefahr sei anscheinend vorüber. Am dritten Tage stand ich schon für ein paar Stunden auf — und dabei ist's geblieben. Aber ich darf noch immer nicht an die Luft und wenn man erst einmal sich gesagt hat: das Leben ist für dich zu Ende! so vergißt sich das nicht leicht wieder — wenigstens nicht für eine Natur wie die meine. — Ich war vollständig bei Bewußtsein, hatte ganz freie Kraft mich zu bewegen, und immer nur die Bitte: quälen Sie mich nicht! lassen Sie's zu Ende gehen, damit ich das wahnsinnige Rasseln nicht mehr höre! — Es ist anders gekommen: und da ich Menschen habe, die ich liebe, die mich lieben, da ich mit Rührung und Erhebung während jener Tage und in diesen ihnen folgenden ganzen Vierwochen, den Herzensanteil [habe] empfinden können, den selbst mir persönlich ganz fremde Menschen an mir genommen, so habe ich ja auch allen Grund das Leben noch zu lieben — obschon ich im Großen Ganzen Scheu trage vor jenem Alter, in welchem die Kraft naturgemäß erlahmt. — Aber, so unangenehm ich das finde, man hat sich eben der Despotin zu fügen, deren Wirkung man kennt, ohne daß man sie begreift.

Indes genug von mir! und als Zeichen freundlichen Gedenkens, anbei die 2. Auflage meines Romans „Die Familie Darner" Sie, lieber Heyse an Ihre alte Freundin zu erinnern. Die erste erschien im letzten Mai — diese 2. kurz vor meinem Erkranken, und damit kam die, Ihnen zu Weihnachten zugedachte Sendung, in die Brüche. Lassen Sie sich die Dichtung gefallen und möchte sie an Ihnen einen Freund gewinnen, wie an manchen Andern.

Gehe es Ihnen gut! Sie sind ja noch in dem wünschenswertesten Alter — aber Glück hat man mit jedem Jahre nötiger — und so werde Ihnen davon ein so reiches Maß zu Teil, als ich es Ihnen wünsche. Seit langen Jahren

Ihre Freundin

Fanny Lewald Stahr.

Politische Rundschau

Berlin, den 6. Mai 1920.

„Unter dem blauen Himmel von San Remo" und „Die Stimme der Ruinen", so lauten die Überschriften von zwei Artikeln, die der im Hassen zähe und in seinem Tun als einer der Urheber des Weltkrieges folgerichtige frühere französische Präsident Poincaré im „Matin" veröffentlicht hat. Der eine Artikel ist geschrieben, als sich die Konferenz auf ihrem Höhepunkt befand, als das zähe diplomatische Duell zwischen Lloyd George-Nitti einerseits und Millerand andererseits bereits im Gange war, der andere gibt eine Art von Epilog dazu und einen Ausblick auf Spa.

Die französische politische These dieser letzten Wochen, die noch lange die politische These Frankreichs sein wird, kommt in diesen Artikeln gut zum Ausdruck. Erstens: Deutschland muß entwaffnet werden, denn alle Vorgänge zeigen, daß es sich in dieser Beziehung um die Verpflichtungen des Friedensvertrages herumdrückt, zweitens: von einer Revision des Friedensvertrages kann keine Rede sein. Deutschland muß vielmehr gezwungen werden, alle Klauseln des Versailler Vertrages strikte zu erfüllen. Jedes Schwachwerden in einem dieser Haupterfordernisse der französischen Politik bedeutet für Frankreich Aufhören seiner politischen Sicherheit und Aufgabe der Früchte seines Sieges. Der melodramatische Unterton, mit dem auf die empfängliche französische Seele gewirkt wird, ist der Blick auf die Ruinen des Nordens. Das Argument für die Verbündeten und für die mehr politisch räsonnierenden Franzosen ist die Haltung Amerikas, das dem französischen Verlangen auf noch stärkere Garantien während der Pariser Verhandlungen (das heißt wohl auf Ziehung der Rheingrenze) mit dem Hinweis auf den französisch-englisch-amerikanischen Bündnisvertrag entgegengetreten sei, das jetzt aber sich vollkommen abseits halte. Dieser Hinweis wird ergänzt durch einen kritischen, wenn auch in der Form liebenswürdigen Blick auf die Haltung Englands, das stets erkläre, wenn von dem gemeinsamen Bündnis die Rede sei, die amerikanische Lage halte jetzt die Angelegenheit in der Schwebe; wenn sich die Lage in Amerika geklärt habe, müsse man die Situation von neuem prüfen. Dies sei die berühmte further consideration der Engländer, die in den Stunden der nationalen Angst und Not Frankreichs (vergleiche zum Beispiel die Krise vor dem Kriege) der französischen Politik so schwierige Aufgaben stelle und die französische Seele so sehr beklemme. Daher gebe es für Frankreich nur eine mögliche Politik, die dauernde Sicherung des auf sich selbst angewiesenen Landes durch Entwaffnung Deutschlands und durch strikte Durchführung des im Punkte Garantie noch viel zu schwachen Versailler Vertrages.

Die Konsequenzen dieses politischen Vorgehens für Deutschland liegen auf der Hand. Ein so entwaffnetes Deutschland, wie es sich die Franzosen vorstellen, wäre nicht mehr in der Lage, seine innere Ordnung aufrechtzuerhalten. Man will die Klauseln des Vertrages dazu benutzen, um es daran zu verhindern. Dies war der tiefste Sinn der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen. Was bedeutet im übrigen die Politik der strikten Vertragserfüllung? Wirtschaftlichen Ruin für Deutschland und damit staatlichen Zusammenbruch. Beides würde auf

die Dauer zur Auflösung des Deutschen Reiches führen müssen, das heißt zu dem Zustande, den die französischen Chauvinisten als den erstrebenswerten für Frankreich ansehen.

Es gibt in Frankreich Leute, die ihre Ziele offen bekennen und andere, die dazu zu klug sind. Von den ersteren hat Lloyd George in seiner großen Rede im Unterhaus am 29. April gesprochen, wenn er auf die utterances of very powerful personages and writings of very powerful journalists in Frankreich hinwies.

Poincaré ist zu klug, um zu den ersteren Personen zu gehören. Er spricht wie in seiner Politik vor dem Kriege niemals von den Zielen, richtet aber seine Politik, der er die Folie des leidenden und in jeder Beziehung zu kurz kommenden Frankreich gibt, so ein, daß sie diese Ziele erreichen kann. Die Militärs in Frankreich und die einflußreichen Journalisten, deren täglicher Traum immer noch die Zerstückelung Deutschlands ist, sind weniger zugeknöpft. Ich erinnere an die Äußerung des französischen Kriegsministers Lefèvre, daß es die beste Politik für die Verbündeten sein würde, in das Ruhrrevier einzurücken, dieses zu besetzen und Deutschland wegzunehmen. In derselben Richtung bewegen sich noch jetzt nach San Remo und nach dem deutschen Vorschlage auf wirtschaftliches Zusammenarbeiten mit Frankreich die Äußerungen der führenden französischen Blätter. „Echo de Paris" hat in seinen Korrespondenzen aus Mainz betont, Frankreich dürfe sich wirtschaftlich nicht an den Leichnam Deutschland binden, nur der deutsche Süden sei lebensfähig (!). Man solle für einige Zeit einige westfälische Gruben und die Zollabgaben am Rhein mit Beschlag belegen. „Wir können das Monopol der Eisenindustrie in der ganzen Welt errichten." Dieser entzückte Ausruf heißt doch offen, daß man Westdeutschland und Süddeutschland vom Reiche trennen will, um dann wirtschaftlich die Welt zu beherrschen. Die Staaten südlich der Mainlinie würde man dann — in der den Franzosen angeborenen wohlwollenden Weise — ganz im Geiste des Versailler Vertrages, gerade mit so viel Saarkohle versorgen, damit sie nicht sterben, und im übrigen würde man die französische Industrie mit der deutschen Kohle und den jetzt französischen Erzen zu einer unangreifbaren weltbeherrschenden Macht ausgestalten.

Kann man, wenn man solche Pläne hört, nachdem Jahr und Tag nach der Beendigung der Feindseligkeiten vergangen sind, glauben, daß wir im Friedenszustande leben?

Das ist nicht der Fall. Frankreich führt auch nach dem Friedensschluß weiter Krieg mit uns. Diese Kriegführung hat zur Folge, daß Deutschland in seinen politischen Zielen immer weiter herabgeschraubt werden muß und natürlicherweise bei den Mächten, die mit der Kriegführung endlich aufhören wollen, keine Unterstützung für seine weitergehenden politischen Ziele erhalten kann, weil diese sich selbst gegen Frankreich wehren.

Wir haben von Anfang an, als wir erkannt hatten, daß wir mit dem Versailler Frieden durch unsere Gegner, die sich nicht an die feierlich verbürgten vierzehn Punkte gehalten haben, betrogen worden sind, die Revision des Vertrages verlangt und haben erklärt, daß wir immer wieder mit dieser Forderung hervortreten werden. Man hat in gewissen Kreisen unserer früheren Feinde für diesen Standpunkt Verständnis gehabt. Es sei an die Äußerungen von Keynes, an die von Asquith erinnert. Es schien, als ob man in der Welt zu begreifen anfing, daß dieser Frieden nur ein Zeitalter beständiger Kämpfe, Konvulsionen und Aufregungen für die Welt mit sich bringen werde.

Jetzt ist es davon still geworden, und die Diplomatie Europas, soweit sie noch ihre Vernunft behalten hat, muß sich damit abmühen, zu verhüten, daß der Friede, so wie er ist, nicht noch zuungunsten Deutschlands verschärft wird.

Nur mit Mühe gelingt es, die Franzosen davon zu überzeugen, daß es mit einem angeblichen Friedenszustande nicht vereinbar ist, weiter wie im Kriege in das Land des früheren Gegners einzudringen und diesem weitere Gebiete zu entreißen.

Wir müssen noch jetzt, anderthalb Jahre nach Einstellung der Feindseligkeiten, davor zittern, daß nicht unser Reich durch französische Machenschaften in Trümmer geht, wir müssen davor besorgt sein, daß sich Frankreich nicht endgültig im Maingau festsetzt, und wir müssen davor bangen, daß die Franzosen nicht eines guten Tages die Ratschläge der Herren Foch und Lefèvre befolgen und ins Ruhrrevier einmarschieren.

Das alles haben wir der Zähigkeit und der Energie der französischen Politik, die wir so hoch einschätzen müssen wie irgend möglich, zu verdanken. Wir dürfen uns nicht blenden lassen von den Millerandschen Erklärungen, daß er den Göppertschen Schritt über die Notwendigkeiten einer deutsch-französischen Wirtschaftsverständigung begrüße, das alles ist Rankenwerk der verschlagendsten aller Diplomatien, die ihre Hauptziele deshalb nicht aus den Augen verloren hat.

Lloyd George hat, um die Franzosen endlich zu beruhigen, im Unterhause erklärt, daß von einer Revision des Friedensvertrages nicht die Rede sein könne, Millerand hat in der französischen Kammer dargelegt, daß als erste Bedingung für die Vorschläge auf Zuziehung der deutschen Staatsmänner in Spa die Forderung des formellen Ausschlusses jeder Idee von einer Revision des Vertrages von ihm gestellt und offenbar auch angenommen worden ist.

Deutscherseits hat man auf diese beiden Kundgebungen bisher nicht geantwortet. Es wäre aber nützlich, wenn unsere Staatsmänner von Zeit zu Zeit betonen würden, daß das A und das O unserer Politik nach wie vor das Verlangen auf die Revision sein wird, und daß wir uns vorbehalten müssen, auf diese Forderung immer wieder zurückzukommen.

Illusionen, daß wir unser Ziel etwa schnell erreichen könnten, dürfen wir nach der ganzen Weltkonstellation nicht haben. Auch die Idee einer Revision des Friedensvertrages durch den Völkerbund ist vorläufig utopisch. Der Völkerbund ist jetzt ein Schemen, das gar keine Bedeutung für die praktische Politik hat, und diese erst haben kann, wenn er in seinen Grundlinien umgestaltet worden ist. Ob aber solche Umgestaltung gelingen wird, ist mehr als fraglich. Seit Amerika hors du jeu ist, ist keine treibende Kraft im Völkerbund vorhanden. Es nützt nichts, wenn alle Monate einmal Lord Robert Cecil eine seiner Völkerbundreden im englischen Parlament hält. Die Franzosen wollen nichts vom Völkerbund wissen, nachdem die Idee von Bourgeois, die Schaffung einer Völkerbundarmee unter dem Kommando von Foch, abgelehnt worden ist. Die Engländer sind, wie aus den Erklärungen von Lloyd George hervorgeht, der Ansicht, daß die praktischen Ziele der englischen Politik besser zu erreichen sind, wenn die drei großen Westmächte, England, Frankreich und Italien, sich im Einvernehmen weiter um die Geschicke der Welt kümmern.

Als außenpolitisches Aktivsaldo des französisch-englischen Notenwechsels aus Anlaß der Besetzung des Maingaus für uns dürfen wir nur die negative Begrenzung der französischen Expansionsgelüste über den Rahmen des Versailler Vertrages hinaus buchen. Millerand mußte sich auf das Drängen Italiens und Englands schriftlich verpflichten, weitere Annexionen deutschen Gebietes nicht vorzunehmen. Eine gewisse weitere Garantie dagegen, daß nochmals Einzelunternehmungen wie die Expeditionen in den Maingau stattfinden werden, sind die von Millerand am Schlusse des Notenwechsels mit England gegebenen Versicherungen, daß selbständige französische Unternehmungen ohne Zustimmung der Alliierten in Zukunft ausgeschlossen sein sollen.

Der feste Ton, in dem die englischen Forderungen an Frankreich gestellt worden

sind, die englische Ankündigung, daß England sich erst dann wieder an den Verhandlungen der Botschafterkonferenz beteiligen werde, wenn Frankreich nachgegeben habe, sind von der französischen Presse mit Bitternis wiedergegeben worden.

Wenn man die große Rede von Lloyd George im Unterhaus vom 29. April aufmerksam durchliest, so erhält man den Eindruck, daß es England mit der Festhaltung dieser politischen Grundprinzipien durchaus ernst ist. „Die Annexion des Rheinlandes und der Kohlendistrikte ist offen empfohlen worden. Wir mußten es absolut klar machen, daß Großbritannien unter keinen Umständen irgendeiner Politik dieser Art seine Zustimmung geben kann ... Wir können unseren Kindern nicht ein anderes Elsaß-Lothringen hinterlassen ... Diese Deklaration (gegen irgendeine Annexionspolitik) ist in dem Protokoll der Konferenz festgelegt. Ich messe ihr ungeheure Bedeutung zu." Ernster kann man sich als Staatsmann eines alliierten Landes in der Tat nicht ausdrücken.

Daneben hat Lloyd George sowohl wie Asquith aber den festen Willen Englands betont, in allen Punkten mit Frankreich Hand in Hand zu gehen. Asquith hat ausdrücklich gesagt, daß es kein Land der Welt gebe, mit dem England durch engere und unlöslichere Bande der Freundschaft verbunden sei, als mit Frankreich.

Für uns wäre es deshalb eine unmögliche Politik, etwa zu versuchen, England und Frankreich irgendwie trennen zu wollen. Dies wäre sogar unvorteilhaft für uns. Je enger England mit Frankreich verbunden sind, um so besser für uns. Frankreich wird dann weniger zu selbständigen Unternehmungen greifen können und mehr Neigung zeigen müssen, dem realeren und vernünftigen englischen Standpunkt Rechnung zu tragen. Außerdem kann Frankreich immer am besten durch das verbündete England klar gemacht werden, daß seine Befürchtungen einer politischen Isolierung gegenüber einem sich etwa erholenden Deutschland auf Einbildung beruhen. Und wir haben von England nach unserer Ausplünderung nichts mehr zu fürchten.

Aber wir dürfen uns deshalb nicht in Schlaf einwiegen lassen. Das diplomatische Bonmot ist oft illustrativ für die wahre Lage, die der Diplomat bisweilen nicht mit Offenheit kennzeichnen kann. Für die Beratungen in San Remo gibt es ein wundervolles Bonmot. Als einmal des Abends Signor Nitti in der herrlichen Villa Devaihan, wo die Beratungen stattfanden, Lloyd George und Millerand die schöne Natur der Riviera preisen hörte, wisperte er: „Wir sind hier unsrer drei. Dies ist ein wirklicher Paradiesesgarten. Aber wer von uns dreien ist die Schlange?"

Wir können uns ersparen, dies Bonmot zu erklären. Aber es kann uns für die richtige Erkenntnis der diplomatischen Lage von Nutzen sein.

Wenn wir die Resultate von San Remo verstehen wollen, müssen wir uns nicht aber nur an den Wortlaut der offiziellen Erklärung halten. Diese ist schroffer, als man nach dem Gange der im übrigen geheimgehaltenen Verhandlungen annehmen durfte. Schon der Beginn der Erklärung, daß man nicht einmal daran denke, die deutschen Vorschläge über die Vergrößerung der Heeresstärke zu berücksichtigen, solange Deutschland seine Verpflichtungen nicht erfüllt habe, stößt ab. Die Aufzählung der deutschen Vertragsverletzungen, die ganz der französischen Stilistik entspricht, die Drohung mit weiterer Besetzung deutscher Gebietsteile sieht nicht wie ein Entgegenkommen aus. Erst am Schluß kommt die versteckte Einladung zu einer Konferenz mit den Alliierten, nachdem vorher die Versicherung gegeben worden ist, daß die Annexion deutscher Gebietsteile nicht beabsichtigt sei.

Die Millerandsche Rede vom 28. April enthält dann die wegen der Aufgabe der Okkupation des Maingaus gemachten Zusicherungen: Ausdehnung des accord vom 8. August 1919 über die Truppenhaltung in der neutralen Zone, aber unter Beibehaltung des französischen Standpunktes, daß nicht die Effektivstärke der Truppen, sondern die Zahl der Einheiten maßgebend sein soll. Man führt Deutschland „à

l'esprit et à la lettre de l'accord" zurück. Die Fristen laufen bis zum 10. Mai und weiter für eine um die Hälfte verminderte Truppen- und Einheitsstärke bis zum 10. Juni dieses Jahres. An diesem Datum müssen alle Truppen aus der neutralen Zone entfernt sein, und Deutschland darf dort nur die vorgesehenen Polizeikräfte halten.

Die französische Besetzung soll aufhören, sobald Deutschland diesen Bedingungen genügt. Ob die Voraussetzungen deutscherseits schon erfüllt worden sind, ist unklar. Nach Pressemeldungen hat Herr Göppert in Paris schon am 27. April eine entsprechende Erklärung abgegeben, die Franzosen hätten sich nur vorbehalten, durch ihre Kontrollorgane die Richtigkeit der gegebenen Erklärungen nachzuprüfen. Dr. Köster hat allerdings noch am 3. Mai dem Vertreter des „Az Est" erklärt, daß die zur Räumung notwendigen militärischen Vorkehrungen von uns beschleunigt getroffen werden würden.

Jedenfalls, die Franzosen sitzen jetzt noch im Maingau, und außer der noch ziemlich problematischen Einladung nach Spa haben wir positive Resultate von San Remo noch nicht in den Händen, sondern hören nur weitere Drohungen.

Nun ist ja aber bekanntlich nach Talleyrand dem Diplomaten die Sprache gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, und man muß auch zwischen den Zeilen zu lesen verstehen.

Zu konstatieren ist in dieser Beziehung, daß Lloyd George in seiner Unterhausrede kein einziges Wort der Drohung an Deutschland gerichtet hat, im Gegenteil, daß er bei der Beurteilung unseres Zustandes als das einer „half-paralysed creature, suffering from shell-shock" das gewisse Mitleid eines Rennstallbesitzers mit einem beim Rennen total zugrunde gerichteten Gaule aufgebracht hat, und ferner ist doch der Bericht der in San Remo anwesenden englischen Journalisten immerhin wertvoll. Interessant sind zum Beispiel die Äußerungen eines Diplomaten im „Manchester Guardian" vom 28. April. Er beschreibt das Duell zwischen Lloyd George und Millerand beinahe so amüsant wie Keynes die Kämpfe in Versailles. Dabei wird George in der Klarheit der Ziele und der Geschicklichkeit des Vorgehens als der weitaus überlegenere geschildert. Merkwürdig seien die erstaunlichen Widersprüche in den Presseinformationen der drei leitenden Minister gewesen. Sie seien als Teil der diplomatischen Kämpfe, als „shooting at long range" zu betrachten. Der große Wendepunkt der Debatten sei die Ankunft der deutschen Note über die Vermehrung der Heeresstärke gewesen und die Tatsache, daß der britischen und französischen Presse zu verstehen gegeben wurde, daß England den deutschen Vorschlag nicht unvernünftig finde. Daraufhin hätten die Franzosen schnell gezeichnet. Allein aus dieser Tatsache scheint mir zu folgen, daß die Kritiken gegen die deutsche Diplomatie in einer gewissen Berliner Zeitung, die niemand mehr außenpolitisch ernst nimmt, falsch sind.

Der Diplomat kommt zu dem Ergebnis, daß, wenn auch die englische Forderung einer Fixierung der deutschen Kriegsschulden von Lloyd George nicht ganz durchgebracht sei, doch die Tür zu dem endlichen Durchsetzen der Forderung weit offen sei. Frankreich habe die Fochpolitik (Invasionsrecht) aufgeben müssen (?) und ebenso die rein defensive Politik „of the treaty letter by letter" (?). Im ganzen seien die französischen Erfolge etwas Illusorisches, aber sie seien sehr schlau so frisiert, um Millerand die Möglichkeit zu geben, vor der rein nationalistischen Kammer feststellen zu können, „that he has had his way". Daher auch die Fassung des Communiqués mit seinen Drohungen.

Manches wird sicherlich durch diese interessante Deutung erklärt, aber der befragte Diplomat unterschätzt doch die Hartnäckigkeit der französischen Politik. Schon ist die französische Presse voller Angriffe gegen die Idee von Spa. Poincaré kämpft gegen den Gedanken des „forfait", Millerand verlangt zuvor eine Einigung mit

England, also eine geschlossene Front gegen Deutschland, ehe er nach Spa gehen will, und der frühere französische Wiederaufbauminister Le Brun wagt es gar, weil man uns den Gedanken ewiger Schuldknechtschaft abnehmen will, von uns als von den Mördern zu sprechen, die sich samt ihren Richtern (das sind doch wohl die Engländer?) ins Fäustchen lachen.

Die Aufgabe für uns in Spa ist, namentlich, wenn man die von den Franzosen genannten abenteuerlichen Summen ansieht, außerordentlich schwer. Wir werden es unseren Feinden nicht recht machen können. Es ist ein langer Weg nach Tipperary...

In einem haben die Franzosen nicht ganz unrecht, daß nämlich die Engländer keine große Geneigtheit zeigen, den Friedensvertrag da zu mildern, wo ihr eigener Vorteil mit in Frage steht. Ich verweise auf unseren langdauernden und bisher erfolglosen Notenwechsel in der Schiffsfrage. Wenn man in England einsieht, daß wir leben müssen, soll man uns nicht der Mittel berauben, unsere Nahrungsmittel- und Rohstoffzufuhr selbst heranzuholen. Die Hoffnung, unseren Standpunkt zur Geltung zu bringen, ist nicht groß. Die historische Erfahrung, daß England in allen früheren Kriegen seine Konkurrenten zur See ausgeplündert und beraubt hat, spricht gegen eine optimistische Auffassung. Nach alter englischer Lehre sind die Kriege dazu für England da, sich an Kolonien und Schiffen zu bereichern und, von dieser in England legitimen Auffassung wird man keinen Engländer abbringen können . . .

In San Remo ist das große Messer gewetzt worden, um die Türkei zu zerlegen, und wie in einem Kochbuche sind schon vorher, ehe das Tier zur Schlachtbank geschleppt wird, in schönen Gravüren die Fetzen bezeichnet, die man ihm aus dem Leibe schneiden will.

Mit dem Resultat der Verteilung ist man in England sehr, in Griechenland desgleichen, in Frankreich und Italien etwas weniger, in Rußland gar nicht zufrieden. England legt den Grund für die große Landverbindung vom Mittelmeer nach Indien durch Persien hindurch oder jedenfalls vorläufig bis zum persischen Golf. Seine Erwerbungen sind wenig bedroht, denn einmal sind sie im Süden von Ägypten her gedeckt, andererseits hat England sich durch eine kluge Politik der Araber unter Emir Fessal und dessen Bruder im Irak versichert. Die Franzosen sind jedoch übel dran. Auf der Karte dehnt sich ihr Reich bis nach Karput und Sivas aus, bisher haben sie aber nur, wie ein französischer Sozialist in der Kammer sagte, die Niederlage bei Urfa. Im Innern Anatoliens steht Mustapha Kemal, und, wie Armenien zustande kommen soll, dessen Schutzherrschaft England ablehnt und Amerika nicht haben will, das weiß der liebe Gott. England hat weiter durch die geographische Lagerung der territorialen Ansprüche von Italien und Griechenland dafür gesorgt, daß diese beiden Mittelmächte immer entgegengesetzte Interessen haben werden. Diese Tatsache wird sich verstärken, wenn es zutrifft, daß Griechenland Nordepirus und der Dodekanes zugesprochen werden sollen.

Im ganzen bietet das Weltbild den Anblick ungeheuerster Machtentfaltung und unglaublichsten Glückes für dieses größte Weltreich aller Zeiten, England. Von Irland, von Ägypten, von den erneuten Verhandlungen Englands mit den Afghanen zu reden, ist uninteressant für die Welt. Man muß an das Wort der Bibel von dem Reichen denken, dem noch gegeben wird, und von dem Armen, dem noch genommen wird, was er hat.

Uns selbst beschäftigt weiter Schleswig und das oberschlesische Problem. An beiden Stellen stehen wir Anstrengungen unserer Nachbarn gegenüber, unsere Ohnmacht für eine Vergewaltigung deutschen Landes auszunutzen. Es ist keine kluge Politik, die Dänemark und Polen treiben. Wunden, vom Rücken her einem todwunden Recken geschlagen, vernarben nie.

Um die russische Frage dreht sich nach wie vor die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Man begeht immer noch die Dummheit, uns ganz von ihrer

Behandlung auszuschließen. Man tut, als ob wir nicht da sind, was uns übrigens nicht schadet. Italien ist in der russischen Frage am weitesten avanciert. Zwischen Litwinow und Gravina ist ein Gefangenenabkommen geschlossen; die „Rote Fahne" bringt aber weitergehend den vollkommenen Text eines Handelsabkommens, mit der Einrichtung gegenseitiger konsularischer Vertretungen.

Alle sprechen sie von den russischen Rohstoffen und Lebensmitteln, selbst der kluge Lloyd George. Qui trompe-t-on ici? Herr Brodski aus Kiew, ein guter Kenner Rußlands, hat auf dem Internationalen Wirtschaftskongreß in Frankfurt gesagt, daß Rußland zurzeit das wirtschaftlich am tiefsten stehende Land Europas ist. Nicht einmal Aussichten auf Besserung seien vorhanden. Auf absehbare Zeit wird Rußland nur als Zuschuß-, nicht aber als Ausfuhrland in Betracht kommen.

Trotzdem muß man natürlich Rußland wieder aufbauen, aber man soll den Bolschewismus nicht stärken, was unbedingt herauskommt, wenn jeder Staat weiter aus Furcht vor Vorteilen des anderen seine Sonderpolitik treibt. Ebenso wie wir nicht den Sieg des Bolschewismus wünschen dürfen, können wir eine Stärkung der gegenwärtigen imperialistischen Kabinette herbeisehnen (vergleiche Polen mit seiner Angriffspolitik gegen uns und Rußland, das es mit Krieg überzieht), Frankreich und England.

Die Chancen für den Untergang des Imperialismus sind zurzeit nicht groß, aber ein Trost ist die Tatsache, daß die Geschicke der Welt niemals einem so rapiden Wandel unterworfen waren wie in diesen politisch wilden und innerlich aufgeregten Zeitläuften.

„Zu Mittag schon wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich."

Berliner Theater

Daß die Theaterdirektoren, wohl wegen des Generalstreiks im Rückstand mit laufenden Verpflichtungen, dem natur- und lufthungrigen Referenten die grüne Freude des herrlichen Vorsommers durch eine Fülle von Premieren beeinträchtigten, soll als Verstimmung gewißlich um so weniger nachwirken, als die Aufführungen ein gut Teil der winterlichen Theaterlangeweile mit dem Zwang zu lebhafter Zustimmung und Ablehnung wieder gut machten.

Max Reinhardt bescherte uns eine Darbietung von Goethes „Stella", die sich würdig seinen früheren Großtaten für unsere Klassiker anreiht (Kammerspiele). In diesem Schauspiel für Liebende, in dem Goethe früh schon Gericht über das eigene unruhvolle Herz hielt und den Zwiespalt des Mannes zwischen zwei Frauen so erstaunlich modern behandelt und der Richter bei aller Strenge doch dem Verführer wider Willen die mächtige Entschuldigung des überreichen Gefühls und der unwiderstehlichen Persönlichkeitskraft zubilligt, entzückte und erschütterte Helene Thimigs wundervolle Blondheit als Stella in ihrem kindlichen Glück und dem Adel ihres tiefsten Schmerzes. Auch die anderen Mitspieler — endlich war einmal Raoul Aslans brüchige Männlichkeit für den liebenswürdigen und geliebten Schwächling Fernando am Platze — trafen den inneren Ton des Stückes so gut, daß selbst die bei der Psychologie der Frauen leider so unwahrscheinliche Lösung nach dem Vorgang des Grafen von Gleichen glaubhaft wurde.

Bestes Reinhardtsches Können zeigte auch die Aufführung von Calderons Lustspiel „Dame Kobold" in der Übersetzung von Hofmannsthal (Deutsches

Theater). Die einfache Fabel, wie eine junge Witwe, von zwei überstolzen und überstrengen Brüdern aus Sorge für ihren Ruf wie eine Gefangene gehalten, durch einen geheimen Gang und mit Hilfe des bekannten Türschranks den Weg zum Zimmer und dem Herzen eines Gastfreundes ihres Bruders findet, wie einsilbige und leichtgekränkte Leidenschaft durch Mißverstehen von Worten und Szenen durch tausend Verwicklungen doch ans Ziel gelangt, begleitet von platt-behaglichen Expektorationen der unvermeidlichen Vertrauten — das scheint in seiner simplen Art uns kaum etwas geben zu können. Und doch war es heiterer Genuß und wahre Erholung. Wohl weil die Situationskomik trotz aller Verstrickungen so einfach und sauber, ohne jede Schwüle und Zweideutigkeit ist, und Max Reinhardts feine Hand so sicher die Luft fühlbar gestaltet, in der Hidalgos atmen und singen können, in der die Degen locker sitzen und überhitzte Ehre glaubhaft heroische Dummheiten begeht, wo die großen Leidenschaften leben, die töten können in ihrer Stärke und Süße. So spielerisch, schwebend, leicht und voll Grazie ist das alles, umrankt von einer unaufdringlichen, zarten Musik.

Friedrich Kayßler rundete die ehrliche Achtung verdienende Leistung seiner Direktion durch eine Aufführung von Heinrich von Kleists „Käthchen von Heilbronn" (Volksbühne). Seine hier oft gewürdigte, innerliche, vornehme, deutsche Art schuf einen echten Wetter vom Strahl aus Kleistschem Geist. Gegen die Form, in der Kleists Ritterstück gegeben wurde, müssen sich jedoch gewichtige Bedenken erheben. Wenn nicht der Bearbeiter, der derbzupackend Kleist in dem Charakter der Kunigunde und in Käthchens romantischem Ursprung als Kaisertochter verbesserte, über ganz neue, der Forschung noch nicht bekannte Kleist-Funde verfügt, müssen wir auch ferner den fragwürdigen „ersten Plan" Kleists entschieden ablehnen und um mehr Ehrfurcht vor Kleists Geist bitten.

*

Was Robert Prechtl dazu getrieben hat, einen der schönsten Stoffe der Menschheitsdichtung, das hohe Lied von dem erhabenen weiblichen Liebesopfer, in seiner „Alkestis" (Staatstheater) zu einem Mittel eigenen Bekenntnisses, in Weiterentwicklung, psychologisch-philosophierender Art, Umbiegung des Sinnes zu wählen, rührt wohl so nah an Persönlichstes, daß es ununtersucht bleiben muß. Die Handlung selber vermittelt nicht in ihrem ganzen Verlauf das Gefühl der inneren Notwendigkeit, aber die Schönheit und Tiefe des gedanklichen Inhalts zwingt trotz ermüdender Breite durchweg in den Bann des Werkes. Das von Euripides zuerst gestaltete Motiv, das von Könnern und Dichterlingen immer wieder aufgegriffen, aus- und umgestaltet ist, gibt Prechtl nur den äußeren Rahmen. Seine Alkestis, die lebte, ohne zu leben, bietet, alle Männer beschämend, die nur mit dem Gedanken, das eigene Leben für den todkranken Admetos hinzugeben, spielen, vor der ernsten Probe aber zag zurückweichen, dem grausen Thanatos, ohne zu wissen, was sie tut, voll übersteigerten Trotzes ihr Leben für das des Gatten dar. Für die innere Gehetztheit und Zerrissenheit ihres Lebens nach der Annahme ihres Opfers findet Prechtl erschütternde Töne. Nun erst erkennt sie, was sie aufgab, und die Gier nach der freundlichen Gewohnheit des Daseins steigert sich zu bitterster, fruchtloser Reue, als der Gewaltige kommt, die verfallene Schuld abzufordern.

Prechtl folgt dann wieder der Sage mit der leichten Änderung, daß Admetos den Herakles auf dem Weg in den Hades begleitet, um dann am Schluß ganz den eigenen Weg zu gehen. Die stärkste Liebesbeschwörung des Gatten dringt zwar durch den Todesring, ist aber nicht stark genug, die schlafend Wissende ins Leben zurückzurufen.

„. . . ohne Schwere
schwebe ich hier im wesenlosen Raum.

Unsagbares erfüllt mich — aufgelöst
bin ich im leuchtenden Glanz, in lauter Licht —
wie eine Wolke, die in nichts zerrinnt
und eingeht in das weltumspannende . . . Schweigen . . ."

Indische Weisheit und Schopenhauersche Philosophie gingen dem Dichter zur Hand, sein tiefes Wissen um letzte menschliche Dinge, Grausen und Schönheit des Lebens und des Todes zu gestalten. Sein Werk hat dichterische Schönheit und Reife — der starke Trieb echter Dramatik blieb ihm jedoch versagt.

Die Aufführung und Inszenierung durch Bruck waren sehr beachtenswert. Wenn die anderen Leistungen der Leitung, die zu sehen mir versagt war, auf gleicher Höhe standen, kann man der Entwicklung des ehemals Königlichen Schauspielhauses mit Vertrauen entgegensehen.

*

Wie sich das kleine Karlchen Sternheim einen Großindustriellen vorstellt, ließe sich als Untertitel über den dritten Teil seiner Maske-Trilogie „1913" (Kleines Schauspielhaus) setzen. Der Snob, Christian Maske, ist mittlerweile ein führender Mann der Schwerindustrie geworden und ahnt den kommenden Umsturz und die innere Leere seines ganzen Lebens und Trachtens, dem in seiner ältesten Tochter ein bösartiger Gegenspieler erwuchs. Es stehen manche gescheite Worte in dem Stück über das Verbrechen der Industrie, wie sie Deutschlands Sittlichkeit durch die Massenfabrikation billiger, des inneren Wertes entbehrender Artikel untergrub, und anderes mehr, aber, aber, aber!

Dieser Maske, der geschwätzig wie ein öder Nichtstuer sich ohne Ermüden selber kommentiert und in einem dummen Witz den tödlichen Gegenschlag gegen die geschäftstüchtige, revoltierende Tochter zu führen meint, und dem auch das mindeste Format fehlt, auch nur eine Schöpfung ins Leben rufen zu können, der abgeschmackte Sekretär, der Tinte getrunken hat und druckfertige Wahlaufrufe redet, um doch mit dem Goldfischchen abzuschwimmen — das ist alles so billig, daß eine ernsthafte Debatte über Sternheims Prophetie im Lachen erstickt.

Witzig und oft sogar kernhaft ist der Hohn gegen wirkliche Götzen und solche von Sternheims Einbildung, geschickt die Gruppierung der Familie: der Sohn, ein Lebensschwächling und Ästhet, dem Vater wesensfremd, die jüngste Tochter ihm in seinem Herzen, dessen Kräfte er am Ende seines Lebens entdeckt, nah verwandt, und die älteste Tochter Blut von seinem Blut, die den Alten bei seinen Lebzeiten als geistige Thronfolgerin an die Wand zu drücken sucht, in ungezügelter Machtgier und doch nicht frei ist von der Liebe des Parvenus zu einem, wenn auch ramponierten Wappenschilde, verkörpert in ihrem dumm-brutalen Ehemann. Aber daß Sternheim das kann und aus unfreiem Haß und eigner, irgendwie gefühlter Befangenheit gegenüber dem angegriffenen Milieu den Snobismus blutig zu striegeln weiß, das hat er überzeugend längst bewiesen. Hier ist keinerlei Linie, die in die Zukunft weist.

Und doch sind ein paar brillante Szenen in dem Stück, die zeigen, daß er mehr Theaterinstinkt und Bühnenkraft hat als die ganzen Expressionisten.

*

Shaws Komödie „Frau Warrens Gewerbe" (Lessing-Theater) gibt wie immer bei diesem eigenwilligen Engländer Nachdenklichkeiten die Fülle. Die so völlig unsentimentale kleine Vivian, der skrupellosen Mutter und Besitzerin von gut florierenden Freudenhäusern in ihrem graden Gefühl unechte und in ihrer praktischen Nüchternheit so echte Tochter, ist eine so prächtige Bühnenfigur, ebenso wie alle anderen Personen des glänzend gemachten Stückes, daß der unerbittliche

Bekämpfer jedes überkommenen Begriffs ein prasselndes Feuerwerk seiner unerschrockenen Satire gegen die Verlogenheit der Prüderie hier auf die wirksamste Art abbrennen kann. Unvergeßlich wird Albert Steinrück als Sir George Crofts bleiben, unüberbietbar in der brutalen Häßlichkeit und selbstverständlichen Gemeinheit seiner verworfenen Existenz. Sonst aber waren die Spieler der scharfen Geistigkeit und der eleganten Leichtigkeit der Komödie nicht gewachsen.

*

An die betrübende Tatsache, daß dem Film nichts heilig ist, hat man sich nachgerade gewöhnt. Daß aber auch Dostojewskis „Die Brüder Karamasow" nebenher in einer schonungs- und skrupellosen Bearbeitung von Wilhelm Kaselowski (Neues Volkstheater) eine alles Geistige und alle Größe des gewaltigen Russen vernichtende Bühnenaufführung sich gefallen lassen mußten, konnte nur Bedauern auslösen, nicht sofort in den gleichnamigen Film gegangen zu sein.

*

Dem Kritiker, den sein Herz treibt, stets unentwegt mit der Jugend zu gehen, nur weil sie jung ist, und gerne ein Opfer des Intellekts zu bringen vor grüner Weisheit, weil sie so himmlisch töricht und so wundervoll lebendig ist, wird solche Neigung von den jungen Leuten nicht gerade leicht gemacht.

Walter Hasenclever hat sich an dem Antigone-Stoff vergriffen (Großes Schauspielhaus) und ihn zum Vehikel seiner platten Zeit- und Konjunkturtendenz gemacht. Wie er im einzelnen die Antigone als hysterische, unklare Verkünderin seines Abscheus gegen das Blutvergießen des Krieges, den Kreon als Wilhelm den Zweiten, wie seine grenzenlose Befangenheit ihn sieht, gestaltete, wenn bei so viel Nichtkönnen dieses Wort überhaupt angewandt werden darf, wie bereitwillig seine Figuren von einem Extrem ins andere psychologisch umkippen, wie kein Gedanke sich vom Niveau des billigsten Schlagworts erhebt, das bleibe als uninteressant beiseite. Aber das völlige Fehlen von jedem Geist, der Mangel an dem bescheidensten Takt und schlimmer noch an jedem künstlerischen Gefühl, das dieses Machwerk in die Sphäre des „sauren Kitsches" rückt — das alles ist geeignet, die ganze Richtung zu kompromittieren, die Hasenclever als einen Führer anerkannte. Das Stück soll 1916 geschrieben sein, zu einer Zeit also, als das blutige Entsetzen wohl einem jungen Menschen glühende Worte eines wütenden Protestes entlocken konnte. Schaltet man einmal alle Hemmungen eines ganz unterschiedenen Erlebens und geistiger Herkunft aus und fühlt sich als Gläubigen dieses Evangeliums gegen den Krieg, so ist die Enttäuschung noch größer. So armselig und blutleer ist diese gewaltsame Erregung, so bequem und Allerweltsgut diese Phrasen. Und Sudermann ist ein großer Dichter. Wenn Hasenclever über seine Antigone inzwischen hinausgewachsen sein sollte, so müßte ihm der seelische Anstand verbieten, diese Verirrung — künstlerische Verirrung — noch aufführen zu lassen.

Interessant war die an Hodler angelehnte Stilisierung der Inszenierung durch Karlheinz Martin, die bei Beginn der Akte starke Bilder gab, deren Festhaltung durch das Spiel aber Verzerrung bewirkte und durch den kriechenden Rattenkönig der in Armut und Schmutz ineinander verfilzten Volksgruppen — einer hatte die Arme auf den Schultern des andern — die Grenze grotesker Komik erreichte.

Fehlte hier Geist, Geschmack und künstlerisches Können, so muß man Paul Kornfeld für seine Tragödie „Himmel und Hölle" [1] (Deutsches Theater) Geist zum mindesten zuerkennen. Denn immerhin bringt der Dialog einige unalltägliche Gedanken, und ein Wissen um Tiefen macht sich kund. Über aller Ver-

[1] Buchausgabe: Berlin 1919, S. Fischer.

worrenheit und Verstiegenheit liegt doch der unfaßbare Hauch, der die Seele berührt, wenn ein Dichter am Werke ist, und man kann sich dem Unheimlichen der Atmosphäre nicht entziehen, die den einfachsten Worten okkulte Kraft und geheime Symbolik verleiht. Aber der Mangel an ernster Durcharbeitung und der freiwillige oder durch Nichtkönnen bedingte Verzicht, den äußeren Rahmen ebenso wie die inneren Gesetze jeder Dramatik anzuerkennen, läßt das Interesse schnell erlahmen. Es ist ermüdend, die Fäden nachzuspinnen, an denen die Geschicke der unseligen Menschen Kornfelds laufen, und es ist peinvoll, wie in der grauenvollen Ehe des Grafen Ungeheuer mit seiner Frau Beate alle Versuche, zueinander zu gelangen, an der Trägheit der Herzen und der großen Unsittlichkeit, zu faul zu sein, um ganz gut zu sein, scheitern, wie aus der inneren Verkommenheit, unglücklich sein zu wollen, ein verzweifeltes Streben sich aufreckt, doch den Weg von Seele zu Seele zu finden. — Die Rache unterdrückter Gefühle und daraus resultierend der quälende Zweifel an der Möglichkeit jeder menschlichen Beziehung führt zum Verbrechen: das Entsetzliche geschieht, die Gräfin erwürgt ihre eigene Tochter. Der Graf hat eine Dirne, seine Geliebte, ins Haus gebracht, die für die in Wahnsinn gefallene Gräfin freudig dann den Tod erleidet. Die lesbische Freundin dieser Dirne begeht einen neuen Mord, nur um mit der Geliebten gemeinsam zu sterben. Die letzten inneren Verwandlungen und Läuterungen vollziehen sich jenseits jeder Wahrscheinlichkeit. Nur in der letzten Verzweiflung sieht Kornfeld das Mittel, die eisernen Bande um versteinerte Herzen zu sprengen. Er scheut dies Mittel nicht, und aus der Brust seiner Menschen bricht dann Blut hervor, schweres, unseliges Blut.

Durch das Stück läuft ein sonderbarer Raisoneur, der „Material gegen das Schicksal sammelt". Höher als ein solcher Versuch ist Kornfelds Werk nicht zu bewerten. Gelingen konnte er nicht, weil ihm die Distanz, die überlegene Einsicht, die Erkenntnis der tiefen Zusammenhänge und echte Ehrfurcht vor der Seele mangeln. Ansätze künden sich an zu Neuem, vielleicht Starkem, sicherlich Erschütterndem. Aber der irre Schattentanz kranker, fauliger Gefühle in grotesker Übersteigerung gibt nur verzerrte Umrisse eines pathologischen dritten Reiches.

Man würde Hanns Johst bitteres Unrecht tun, wenn man sein Schaffen nach seinem ekstatischen Szenarium „Der junge Mensch" (Die Tribüne) beurteilen wollte. Denn in diesem leidlich typischen Versuch der Jugend, Abrechnung mit dem Leben zu halten, der oft gehörten Auflehnung gegen die menschlichen Gewalten, die das junge Leben lenken oder hemmen wollen, dem verletzten Gefühl, sein reines Streben verkannt oder verhöhnt zu sehen und den Aperçus ohne die Macht einer lösenden Offenbarung, wie „der Welt Liebe ist das Mitleid", hat ihn sein künstlerisches Gewissen nicht so streng beraten wie in seinen anderen Werken. Es ließ auch den Gebrauch gangbarer Wedekindscher Mittel zu. Es scheint fast, als ob der Zwang zu ständiger Höchstleistung des Gefühls, wie er allen Stücken der neuen Generation eigen ist, auch seine Künstler bei der Unmöglichkeit, die Tourenzahl des Seelenmotors auf der größten Umdrehungszahl zu halten, in den naturnotwendigen Ermattungspausen tief in Banalität hineinwirft.

In seinem Roman „Der Anfang" [1]) hat er das gleiche Thema in erstaunlich sicherer, formaler Meisterschaft behandelt. Alles, was das Stück vermissen läßt, ist hier vorhanden: Reife, Feinheit, Tiefe, Distanz, ein nur von künstlerischen Rücksichten gedämpftes Temperament, eine frische Kraft mit allen Vorzügen der Jugend, ein starkes Können und viel Hoffnung. Dieses Protest- und Bekenntnisbuch geht alle an. Gerade das ist es, was wir wollen, daß die Jugend selber ihre Notwendigkeiten kündet — und doppelt erfreulich ist es, wenn ihr so viel Können ward, daß die Form den Inhalt beflügelt.

[1]) München 1917, Delphin-Verlag.

Für die Kraft seines Gefühls und den Ernst seines Wollens zeugen stärker noch seine Gedichte „Rolandsruf“ [1]), und daran dachte ich, als seine Bühnenarbeit mich verstimmen wollte.

Daß die Täler der Trauer bersten,
hallt mein Schrei.
Daß die Berge des Übermuts wanken,
krallt mein Schrei.

Meine ganze Kehle
ist gellende Kraft.
Ich weiß, daß meine Seele
Verirrten Wege schafft.

R. P.

Literarische Rundschau

Ferdinand Hodler [2])

Mit einem monographischen Werke von wahrhaft großartiger Anlage ist dem Begründer und Führer der jungen schweizerischen Malerschule ein Denkmal gesetzt worden, wie es kaum einem anderen modernen Meister errichtet ward. Der eidgenössische Stolz auf die unvergleichliche Erscheinung Ferdinand Hodlers hat es hervorgebracht und hat damit zugleich weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus der europäischen Kunstwelt ein Geschenk geboten, das sie von Herzen willkommen heißt und dankbar begrüßt. Denn erst diese monumentale Veröffentlichung lehrt uns die Kunst und Art Hodlers in ihrer Entwicklung und Bedeutung und in den bestimmenden Zügen ihres Wesens erkennen und begreifen. Wir in Deutschland haben wohl in den letzten zwanzig Jahren vielerlei Werke seiner Hand gesehen, aber sie tauchten verstreut und in großen Abständen auf, und von der Gesamtheit seines Wirkens, von der Kraft und Hoheit seiner künstlerischen Vorstellungswelt konnten wir nur ein unvollkommenes Bild gewinnen. Nun wird der ganze Reichtum seines Lebenswerkes vor uns ausgebreitet. Die liebevolle Hand eines nah vertrauten Freundes hat die überwältigende Fülle seiner Arbeiten und Studien gesichtet, und in ausgezeichneten Wiedergaben zieht eine gewaltige Reihe vor uns auf. Loosli hatte in jahrelangen Mühen, in immer neuer Durcharbeitung, sein Werk im Frühjahr 1918 so weit gefördert, daß er an die Herausgabe zu gehen wagte — es sollte dem Verständnis und dem Ruhm eines Lebenden dienen, und ward nun, da Hodler am Pfingstsonntag 1918 die Augen für immer schloß, das Ehrenmal eines Toten.

Der Textband faßt den Werdegang und den Gehalt von Hodlers Kunst zu einer wunderschönen epischen Darstellung zusammen. Was wir hier lesen, ist weniger ein kritischer Aufbau des Hodlertums als ein klar überblickender, erzählender Bericht, den bewundernde Liebe erstattet. Er hat seinen eigenen Klang,

[1]) München 1919, Delphin-Verlag.

[2]) C. A. Loosli, Ferdinand Hodler. Textband in zwei Lieferungen, Quartformat. Dazu Mappenwerk in 14 Lieferungen, Folio und Großfolio, mit 141 Reproduktionen nach Handzeichnungen und 159 nach Gemälden in Lichtdruck, sowie 28 Faksimilereproduktionen in farbigem Steindruck. Verlag Rascher und Co., Zürich.

einen rechten schweizerischen, alemannischen Klang. Wenn meine Augen über diese schöngedruckten Seiten schweifen, so hört mein Ohr den charakteristischen Tonfall dieses deutschen Stammes, wie ich ihn höre, wenn ich in Gottfried Keller lese oder auch in Stegemanns homerischer Geschichte des Krieges. Allerlei Verwandtschaften werden deutlich. Wenn Loosli von seinem Meister spricht und ganze Satzpartien Hodlers selbst wiedergibt, so fühlt man sich an Rudolf Schicks Tagebuchaufzeichnungen über Arnold Böcklin erinnert, oder der Gedanke schweift hinüber zu dem Schwarzwald-Alemannen Hans Thoma, mit dem sich Hodler in frühen Jahren auch in seiner Kunst aus einem tiefen Stammesgefühl heraus oft genug berührte. Diese Melodie gibt der Schilderung ihren besonderen Reiz und Wert. Sie führt uns unmittelbar zu den Wurzeln des Schöpfertums, das uns nahegebracht werden soll, und aus dem Boden der Schweiz steigt Hodlers Werk zu der ragenden Höhe auf, von der aus es den ganzen Erdteil befruchtete.

Mit gutem Recht stellt Loosli fest, daß Hodler nicht nur die moderne Schule, die heute seinen Namen trägt, sondern überhaupt erst eine schweizerische Kunst begründete. Die Maler des schönen Landes, die im letzten Jahrhundert bekannt und berühmt wurden, suchten ihr Heil im benachbarten Ausland. Leopold Robert wird mit Recht den Franzosen zugezählt. Benjamin Vautier, der Genfer, wurde ganz zum Düsseldorfer. Giovanni Segantini, zwar in Arco geboren, aber dann dauernd in Graubünden seßhaft, gehört durchaus zu den Italienern. Hodler ist der erste, der, nach langer Zeit, wieder ein spezifisch schweizerisches Kunstempfinden an den Tag legte, der die Eigenart und Besonderheit seiner Heimat, die ursprüngliche Kraft, Schwere, Gesundheit und Verträumtheit ihres Menschenschlages in künstlerischen Ausdruck umsetzte, das Unwägbare, mit Worten kaum Erklärliche seiner elementaren Eigenschaften durch den geheimnisvollen Prozeß schöpferischer Gestaltung in sinnfällige Gebilde münden ließ. Und eins vor allem trat bei Hodler im eigentlichsten Sinne „in die Erscheinung“: der Zusammenklang der germanischen und romanischen Kultur, der sich in diesem europäischen Zentrallande vollzieht. Was wir bei den großen Schweizer Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts, bei Keller und Conrad Ferdinand Meyer, als ein Nebeneinander erkennen, ward hier zur Einheit. Schon Böcklin gab von solcher Mischung Kunde, doch er wurde mehr und mehr zum Südländer, und es ist bezeichnend genug, daß der Meister von Basel den Hauptteil seines Lebens in Italien verbrachte, Hodler aber in der Heimat blieb. In Bern geboren, in Genf ansässig, fügte er die Fäden nordischen und südlichen Wesens zu einem kunstvoll verschlungenen, unlöslichen Gewebe zusammen. Die Sehnsucht nach letzter Beseelung und Verinnerlichung der Kunst verband sich mit reifem, großem Formverstehen, ein Hang zur vergeistigenden Abstraktion mit einer blühenden Sinnlichkeit des Sehens, zeichnerische Meisterschaft mit einem lebendigen Gefühl für die Eigenschaft der Farbe. Ohne daß die Muster sich in den Vordergrund schoben, ja ohne daß Hodler selbst vielleicht sich des Vorgangs bewußt wurde, standen bei seiner Kunst Holbein und die Italiener der frühen Renaissance gemeinsam Pate. Und so konnte Hodler auch die getrennt liegenden Enden des neuen Kunststrebens vermählen: die geistige Durchdringung der sichtbaren Erscheinungswelt, ihr Zurückführen auf die geheimen, jenseits des Wirklichen ruhenden Grundformen, und ihr heißer Wunsch nach bedeutungsvollen dekorativen und monumentalen Bildgestaltungen, die vom Staffeleibild zu einer Zusammenarbeit mit der Architektur drängen, nicht mehr auf den einzelnen Betrachter, sondern auf eine in ernster und festlicher Lebensbefreiung verbundene Gemeinschaft zielen — die mit klarem Bewußtsein aus dem individualistischen ins soziale Zeitalter hinüberführen.

Wie ein Künstlerroman lesen sich die Kapitel von Hodlers Anfängen, von dem Schreinergesellen aus altem Vagantengeschlecht und der Köchin vom Berner Käfig-

turm, die seine Eltern waren, von der bedrückten Zeit im Armenviertel der Stadt, wo sich die jung verwitwete Mutter mit ihren Kindern durchschlug, von den Jahren, da unter der Anregung eines brav handwerklichen Stiefvaters, des „Flachmalers" Schüpbach, immer noch unter den schwierigsten Verhältnissen, sich die Begabung des Knaben zuerst regte. Hodlers frühe Malereien vom Thuner See und aus Genf, wohin er neunzehnjährig kam, sind solid gearbeitete realistische Landschaften, Figuren und Gruppen, die aber doch schon, trotz impressionistischen Einflüssen vom nahen Frankreich her, auf eine Freude an zusammenfassender Behandlung, an charaktervollem Umriß und flächigem Bau deuten. Es ist darin noch kein Stilisieren, wohl aber ein Streben nach Geschlossenheit und Vereinfachung, untermischt mit einem volksmäßigen Zuge, der eben von weitem an Thoma denken läßt. Dann aber geht es mit starkem Ruck aufwärts.

Es ist sehr lehrreich, unter den farbigen Tafeln des Mappenwerkes die des „Schwingerumzugs" von 1884 — die Darstellung einer Volksfestszene von höchstens illustrativem Wert — mit denen der späteren Gemälde aus der schweizerischen Geschichte zu vergleichen. Man stößt dabei auf den wesentlichen Kern der Hodlerschen Entwicklung: wie aus der Schilderung eines bestimmten Vorgangs, der seine Einmaligkeit deutlich zur Schau trägt, nunmehr die Erfindung von Bildkompositionen erwächst, die in jedem Falle über den Einzelfall hinausweisen und zum Allgemeingültigen streben. Gerade an den Geschichtsbildern wird das deutlich, weil hier ja im Grunde genau fixierte oder fixierbare Vorgänge festgehalten werden sollten — nach der allgemein verbreiteten Vorstellung von der Art dieses Kunstzweiges und nach dem Schema der älteren Historienmalerei — und weil nun an die Stelle solcher Bilder etwas ganz anderes trat. Sehr richtig sagt Loosli von der „Nacht", der ersten großen Komposition im neuen, eigenen Hodler-Stil, daß sie eben nicht „eine Nacht", also eine unter vielen Nächten, sondern „die" Nacht, den Begriff der Nacht, festhalten wollte. So gibt auch der „Rückzug von Marignano" durchaus nicht etwas, das nach Bericht oder Chronik schmeckt, eine überlieferte Anekdote etwa, die als für den geschichtlichen Vorgang charakteristisch im Gedächtnis der Schweizer fortlebt und sich nun illustrativ verwerten ließe — sondern, weit höher gegriffen, eben den Begriff eines Rückzuges wilder Landsknechtstruppen nach blutigem Kampf. Alles ist ein bedrücktes Streben nach einer Richtung, fort von der Stätte des Grauens: jene Mischung von Flucht und militärischer Haltung, die mit dem Worte „Rückzug" getroffen werden soll. Die Schlacht bei Näfels ist nicht die Darstellung einer Episode, an der der Kundige sofort diese bestimmte Kriegshandlung erkennen kann — (man denke etwa Waterloo: Begegnung von Blücher und Wellington, oder Königgrätz: Zusammentreffen Wilhelms des Ersten mit dem Kronprinzen, oder dergleichen) — vielmehr die grandios erfaßte Darstellung handfester Gegner in der phantastisch-bunten Soldatentracht der Renaissance, die in grimmiger Mordfreude aufeinander losschlagen und -stechen. Also: wiederum der Begriff der Schlacht selbst, lediglich durch das Kostüm (das aber auch nur durch Andeutung charakterisiert ist) in die Vorstellung eines bestimmten Zeitabschnitts verwiesen.

An diesen Beispielen haben wir Hodlers Wesen und überdies seinen Zusammenklang mit der Kunst der neuen Zeit überhaupt. Die Bildgestaltung strebt aus dem individuell Gebundenen zum allgemein Deutenden. Bei Hodler ist die Abstraktion freilich noch fest mit ihrem Ausgangspunkt verbunden. Sie strebt nicht ins Nebelhafte, sondern haftet am Sinnlich-Dinglichen. Deutlich erkennbare Fäden führen überdies zu Künstlergruppen der Vergangenheit zurück, ohne daß eine bewußte Anlehnung vorläge: zur klassizistischen Stilisierung, oder zu Giotto, oder auch zu den englischen Präraffaeliten, mit denen Hodler zugleich die betonte Steigerung in der Intensität des seelischen Ausdrucks gemein hat. Zu diesem

Zweck aber erfand er sich noch ein besonderes Mittel. Es ist das Kompositionsmotiv, das er selbst den „Parallelismus" nannte: jene Aufreihung ähnlicher Gestalten von annähernd gleicher Haltung, die, ohne literarische „Verteilung" von Gefühlsnuancen, den Eindruck bestimmter Empfindungen und Seelenverfassungen stark unterstreichen. Hodler war hierauf nicht schlecht stolz, und Loosli berichtet davon mit der treuherzigen Hingabe, die sein Werk stempelt. „Siehst du," sagte der Meister seinem andächtigen Biographen, „der Parallelismus ist etwas so Grundlegendes und Wichtiges für die ganze Kunstentwicklung, daß man schlechterdings nicht mehr darum kommen wird. Ich habe ihn zuerst in seiner Gesetzmäßigkeit erkannt und formuliert; darin liegt meine Bedeutung, darum bedeutet mein Name nicht bloß den eines guten Malers, sondern ein Datum." Unter 'Parallelismus verstand Hodler „jegliche Art der Wiederholung", weil er in der Wiederholung gleicher Motive in der Natur die Voraussetzung des Einheitseindrucks erblickte. Die gleiche Linie der Baumstämme im Walde ergibt ihm das große Einheitsbild des Waldes als eines Individuums. Die Fülle gleicher Blumen auf einer Wiese, ein Gewimmel von Felsblöcken, die ein Gelände besäen, eine Reihe blühender Oleander führt er weiter als Beispiele an. Dann natürlich die Architektur! Sie hat frühzeitig den Sinn des Parallelismus erkannt, wie ihre Säulenstellungen, ihre Ornamentordnungen, ihre Fenstersysteme, ihre Achsen, ihre Simse beweisen; ja, sie lebt ganz im und vom Parallelismus. Und damit zeigt sich Hodler sofort auch wieder als Maler des monumentalen Gefühls, der sich dem Architekten als ebenbürtiger Helfer anbietet.

Damit stimmt auch Hodlers Farbe zusammen, sein gleichsam auf die Leinwand übertragener Freskostil, der seine Helligkeiten, wenn man genau hinsieht, nicht nur von der frühen Berührung mit der Freilichtmalerei bezieht, sondern gleichsam einem Gefühl für den Kalkbewurf der Wand entnimmt. Allerdings wird bei solcher Anlage das Kompositionelle, der Rhythmus der Linien und der begrenzten Flächen vor allem wichtig — gerade darum vermitteln die Reproduktionen der Lichtdrucktafeln dieses Werkes einen so hohen Genuß —, und man versteht es wohl, daß Hodler, wie Loosli berichtet, sich eifrig gegen den oft auftauchenden Einwand der „Farblosigkeit" zu verteidigen hatte. Im Sinne der Linie, nicht der Farbe, liegt auch Hodlers Streben zur bezeichnenden, tiefdeutenden Gebärde und Bewegung. Was in Looslis Textband (S. 53 ff.) nach Hodlers eigenen Äußerungen hierzu mitgeteilt wird, ist ganz wundervoll und führt tief und weise in den Kern des Problems ein. Wie der Meister aus dem Theoretisieren über diese Frage ins schaffende Gestalten hineinwuchs, beweist an erster Stelle sein berühmter Holzfäller, um den er in jahrelangen Mühen rang. Es ist, als wenn er sich an diesem Bildvorwurf zum letzten Ausschöpfen eines in seiner einfachsten und höchsten Geltung zu erfassenden Bewegungsmotivs erzog und anspannte. Dann fühlte er sich imstande, von der aktiven Geste dieser Einzelgestalt zu der Geste seiner Gruppenbilder fortzuschreiten, in denen er den Gipfel seiner Kunst erklomm.

Die weite, mühenreiche, von Kämpfen erfüllte Wanderung zu diesem Gipfel verfolgen wir in Looslis kostbarer Publikation. Wir genießen das mit höchster Liebe und Sorgfalt nachgezeichnete Bild eines großen Künstlers und Menschen, und durch die von hundert Lichtern erhellte Persönlichkeit blicken wir auf den Grund der Kunstgedanken unserer Zeit und des Künstlertums überhaupt.

Max Osborn.

Freiluftleben

Die Schrift Fridtjof Nansens „Freiluftleben“ [1]) ist in mehrfacher Beziehung beachtenswert und ein Zeichen der Zeit. Es ist wohl auch in Deutschland bekannt geworden, daß Fridtjof Nansen während des Krieges sehr stark mit unseren Gegnern sympathisierte und auch später öffentlich dafür eingetreten ist, daß Norwegen sich mehr als bisher nach Westen orientieren und seine Kultur nach angelsächsischem, englischem und amerikanischem Vorbilde ausgestalten müsse. Da alles das, was man in Norwegen Kultur nennen kann, bisher ganz wesentlich sich aus dem geistigen Kontakt mit Deutschland herausgebildet hat, so ist es klar, daß auch in diesem Auftreten Nansens eine deutliche Abwendung von Deutschland lag. Um so bemerkenswerter ist es, daß Nansen sich nunmehr in dem Vorwort zu dieser Übersetzung an seine deutschen Leser in einer Form wendet, welche nicht anders als eine Geste tiefer und verständnisvoller Sympathie gedeutet werden kann. „Freiluftleben“ ist ein Bekenntnis zur Natur, zur Natur im Gegensatz zu dem großen Kulturzusammenbruch des Weltkriegs.

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Dies könnte als Motto über dem Buche stehen. Es ist, als ob Nansen mit seiner deutschen Übersetzung und mit der Vorrede dazu dem deutschen Volke sagen wollte: Alles hat man dir genommen; du bist geschlagen, verarmt, gering geachtet. Aber eins kann man dem Menschen niemals nehmen, solange er überhaupt noch atmet — das ist die große freie Natur und der Anschluß an sie. Das deutsche Volk muß gerade, weil ihm sonst alles fehlt, den Anschluß an die Natur finden. Dort ist Gesundheit, Erneuerung; dort sind unverlierbare Schätze, die nur eine falsche Kultur bisher verdunkelt hat.

Es wäre dem Buch, das selber durch und durch die Frische des Freiluftlebens atmet, ein großer Leserkreis namentlich in der deutschen Jugend zu wünschen. Es ist anzunehmen, daß es gerade dort ein starkes Echo finden würde. Suchen doch viele in Deutschland gerade heute — man denke vor allem auch an die Wandervogel- und Jugendbewegung — den Anschluß an die Natur. Norwegen kann uns in dieser Beziehung ein Vorbild sein. Es ist der Ausdruck der wundervollen Jugendlichkeit des norwegischen Volkes, daß und wie sehr es im Sinne Nansens das Freiluftleben pflegt. Hier erwirbt die norwegische Jugend nicht nur ein wertvolles Kapital an physischer Kraft und Gesundheit; hier gedeiht auch jener Unabhängigkeitsdrang, jene überlegene Selbständigkeit, die zwar nicht immer und nicht auf allen Gebieten ein Vorzug, aber doch im ganzen ein Ausdruck starker Vitalität ist. In Fridtjof Nansen ist diese Seite des norwegischen Volkes typisch und bis ins Heroische gesteigert zusammengefaßt. Wer sein „Freiluftleben“ liest, der wird erkennen, daß das Bedeutende, das Geniale dieses Mannes, wodurch er nicht nur auf die norwegische Jugend, sondern darüber hinaus auf die ganze europäische Kulturwelt gewirkt hat und wirkt, sein eigentümlich starkes und tiefes Verhältnis zur Natur ist. Sagt man doch, daß ihn auch heute noch aus allen Erfolgen seines Lebens heraus eine heimliche und starke Sehnsucht nach der Nacht und dem Eis des Nordpols zieht, wo ihm das Bild der Natur in seiner ganzen furchtbaren Größe aufgegangen ist. — Wohl bewegt sich das „Freiluftleben“ durchaus in einer allgemein zugänglichen und menschlichen Sphäre. Und doch klingt der heroische Unterton in seinem Verhältnis zur Natur allenthalben durch. Nur handelnd sind wir der Natur adäquat, und am tiefsten erschließt sich uns ihr Wesen

[1]) Deutsche Übersetzung. Leipzig 1920, Brockhaus.

im Wagnis. Darum geht von Nansens „Freiluftleben" nicht nur der frische Luftzug der gewaltigen Gebirge und Küsten Norwegens, sondern auch ein starker moralischer Anstoß aus, der gerade für den Deutschen heute von Wert ist.

„Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei."

Es ist, wie wenn Fridtjof Nansen durch die deutsche Übersetzung seines „Freiluftlebens" dies heute uns allen zurufen wollte. D. R.

Erzählungen. Von Ricarda Huch. Zwei Bände. Leipzig 1919, H. Haessel.

Unsere größte lebende Erzählerin legt hier ihre an Umfang kleineren Schöpfungen in einer Sammlung vor, die der Verlag geschmackvoll eingekleidet hat. Die meisterliche Darstellerin der zeitlich bedingten und zeitlich begrenzten Romantik von Jena und Heidelberg ist selbst als Dichter ein Klassiker jener Romantik, die Keller die Romantik an sich, Fontane die ewige Romantik genannt hat, einer Phantasiekunst hohen Stils, wie sie Meister Gottfried von Zürich in den „Sieben Legenden" oder Böcklin in seinen mythologischen Gemälden gepflegt hat. Der künstlerische Spieltrieb eines unerschöpflich reichen, souveränen Fabuliertalents schwelgt in edler Schönheit und goldener Heiterkeit von dem, was sich nie und nirgends hat begeben. Aber nie verliert er sich in luftigem Ästhetentum, sondern bietet immer auch, gleich dem Selma Lagerlöfs, formgewordenen geistig-seelisch-sittlichen Gehalt. Leben, Liebe, Schönheit, Freiheit: das ist der Inhalt der Huchschen Dichtung, in der Dionysisches und Apollinisches sich durchdringen. Auch gewagte Motive erscheinen bei ihr in makelloser Reinheit. Ihre durchgeglühte Form ist köstliche Goldschmiedsarbeit, zusammengesetzt aus Anmut und Würde, Prunk und Maß, gedrängter Fülle und zierlicher Arabeske. Ihre Sprache ist ebenso weit entfernt von oberflächlich-unpersönlichem Impressionismus wie von schludrig-lallendem Expressionismus. Vielmehr gemahnen die breit ausladenden Perioden ihrer klangvollen Rhythmik an die erlesene Wort- und Bildkunst der alten italienischen Novellisten. Sprachlich sowohl wie stofflich erinnert die Dichterin wohl hie und da auch an Conrad Ferdinand Meyer, nur ist sie individueller und wärmer. Im ganzen ist Ricarda Huch durchaus eine Eigene und hat nicht ihresgleichen. Ihre festlich gestimmte, königliche Kunst besitzt etwas Überzeitlich-Symbolisches, dem die Zukunft gehört. Harry Mayne.

Die Maringotte. Eine Erzählung von Max Krell. Berlin 1920, Ernst Rowohlt.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Tänzerin. An allen Plakatsäulen, in allen Konzert- und Vortragssälen verkündigt sich ihre Herrschaft. Sie ist im Begriff — oder hat es schon erreicht — auch in der Literatur Alleinherrscherin zu werden. Nicht mehr sind die Helden und Heldinnen der Romane jetzt Dichter und Maler, sondern Tänzerinnen. Rilke, Heinrich Mann, Wedekind, Sternheim, Wassermann — sie alle haben sich an ihr entzündet und ihre Kunst an sie gewandt. Als Neuester tritt Max Krell zu ihnen. Woher kommt diese Begeisterung? Dieser Sieg? Denn es gibt keinen Zufall in diesen Dingen. Sieht man sehr genau zu, so entdeckt man die Erlösungskraft, die für unsere Zeit im Tanze steckt. Worte? Ach, wir haben genug davon. Sie sind so intellektuell, verlangen Nachdenken, Grübeln. Sind auch so festlegend, so spiellos. Liebt man nicht das Kind um seiner Wortlosigkeit willen? Und weil alles so schnell geht! Unsere Zeit ist erdenschwer und hart. Man stößt sich überall an der Wirklichkeit. In Deutschlands früheren Kummerzeiten versuchte man die Nöte durch Geisteskräfte zu besiegen; seitdem aber hat man den Körper entdeckt, die hemmungsprengende Kraft der Sinnlichkeit. Seit langem überläßt man ihr ein gut Teil der Funktionen, die ehemals der Geist verrichtete. Aber man bleibt nicht dabei stehen, man kultiviert den Körper bis zum Ausdruck des Seelischen. Ihm gibt man, was man sonst dem Geist verlieh: Flügel. Und gerade das ist's, was die Sehnsucht der Zeit verlangt. Unsere Gegenwart liebt nicht mehr das Verweilen, liebt Bewegung, Wechsel. Eben Tanz, die Tänzerin. Und in ihr nicht allein Befriedigung der Zeit-Sehnsucht, sondern auch noch ihre Verkörperung. Schöne Stellungen, erstaunliches Können, alles das wird vorausgesetzt. Darüber hinaus aber verlangt man das Bekenntnis. Die Gebärde wird dem modernen Menschen nur Symbol für das Übersinnliche. Das Anekdotische, Einmalige, Persönliche soll nur der weisende Finger werden zu Ewigkeitserlebnissen, Ekstasen, Beichten. Und für alles dies

ist die Tänzerin geeignetstes Werkzeug. Dieses Werkzeug aber ist nunmehr zur Herrscherin geworden. Es hat sogar sich einen eigenen Stil geschaffen, ganz angepaßt seinem Wesen. Und dieser Stil beherrscht die ganze modernste Literatur, geboren aus der Verachtung des Wortes als Verstandesvermittler, tonvoll und rhythmisch rasend klingt und jagt dieser Edschmid-Stil durch alle modernen Bücher. Auch Krell hat ihn und gibt ihn uns mit allen Wesentlichkeiten und Kaprizen, deren dieser neue Stil nur irgend fähig ist. Man liest sich sonderbar selbstverständlich hinein in manche Gewaltsamkeit; notizenhafte Abkürzung, Titelauslassung, die manchmal wie Verstümmelung aussehen, immer aber Intensität schaffen. Dann wieder belohnen uns Bilder von unvergeßlicher Eindringlichkeit. Mit tänzerischer Kraft und Bewegungslust (manchmal hört man sogar die Hetzpeitsche der Manege knallen) wird uns Aufstieg, Triumph und das Niedergleiten der Tänzerin Constanza vorgeführt. Etwas Atemloses liegt über dem Buche. Es ist ganz durchduftet von Frau, ganz berstend von zusammengepreßtem Reichtum. Auf einer einzigen Seite werden Reisen vollführt in alle Weltteile. Charakterbilder fügen sich aus drei Worten zusammen, Lebensläufe spielen sich ab in einem kurzen Satze, ein Beiwort malt oft ganze Bewegungsfolgen. So der „runde Griff", mit dem die Tänzerin ihr Haar windet. Seine künstlerische Höhe erreicht dieses Spiel begreiflicherweise in der Schilderung des Tanzes selbst. Gleich in den ersten Seiten rauscht, zuckt, flimmert das um uns herum. Dann später das Erwachen und Aufblühen von Constanzas Sexualität findet Rhythmen und Töne wie brünstige Schreie. Schwer übertreffbar scheint die Schilderung des Pensionslebens auf einer kleinen Viertelseite: „Obwohl sie (die Pensionäre) im Austausch des täglichen Gesprächs zusammenhockten, einer des andern Fluidum auffog, blieben sie sich fremd, zu Zeiten feindselig. — — In dreiundzwanzig Zellen saßen dreiundzwanzig Einsame, Vertrocknete, die sich schwammhaft füllten bei hastigen Tischgesprächen und dann noch hinter verriegelter Tür einander berochen." Zwischen solchen künstlerischen Kraftproben kommen Ärgerlichkeiten vor wie: „Ein Rudel splitterweißer Mädchen." Die Geschehnisse selber, bunt und reich, dienen als Mantel einer inneren Entwicklung der Tänzerin. Diese aber wieder ist nur Mantel für das Bekenntnis des Autors selber zu einer Weltanschauung. Du mußt Mensch sein, sagt er, Mitmensch. Nicht auf den Höhen stehenbleiben, vom Glück verhärtet, mußt Glied sein im Aufbau der Jahrhunderte. „Der Arm aus einem Bettlerwinkel ist ein großer Gläubiger. Bücke dich, seine entfallene Münze wieder aufzuheben." Constanza, die Gefeierte, von Macht und Ruhm Emporgetragene, kehrt freiwillig wieder zurück in die Dunkelheit. Ein Leiterwagen (eine Maringotte) fährt sie nun von Städtchen zu Städtchen. Dort, unter neuem Namen, will sie sehnsüchtigen Herzen einen Strahl von Schönheit in den Alltag hinein schenken. Die triumphierende Tänzerin wird zum Symbol der Kraft und Freiheit, die sich ins Mitleidende hineinstürzt. In jenes Reich, das vom Rhythmus des Ewigen bewegt wird: vom Gefühl. Die Sublimierung des Körpers ist vollendet, das Blut der Sinnlichkeit ist ins Herz geströmt und hat sich dort geadelt. So endet Max Krells anfangs rein artistisch anmutender Roman im Menschlich-Göttlichen.

Anselma Heine.

Menschen von Morgen. Roman. Von Emil Felden. Leipzig, Oldenburg und Co.

Königskinder. Briefe aus schwerer Trennungszeit einer Ehe. Von Emil Felden. Leipzig, Oldenburg und Co.

Felden müht sich um die Gestaltung neuer Lebensformen und neuer Gemeinschaft zwischen Menschen wie Geschlechtern. Sein unberührter Glaube ragt in märchenhafte Ferne, wenn ihm auch der Schwung der Leidenschaft und die Glut des Wortes fehlt. In zwei Werken spricht er warm und überzeugt von seinen Reformgedanken, setzt sich rasch über die Schwierigkeiten wirtschaftlicher Probleme hinweg und glaubt an die Macht des guten Menschen, welchen Vernunft auf den rechten Weg bringt. Der Briefroman gerät ihm besser als das erste Werk, das mit vertrauensvoller Hingabe an die Macht der Utopie ein Gemeinwesen schildert, das aus Kompromissen heterogenster Wirtschaftsformen hervorwachsen soll. Der Briefroman bringt viele gescheite, menschliche Gedanken über die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, entfernt sich nicht in müßige Spekulationen und leuchtet viele Seiten sexueller Probleme ab. Der tragische Ausgang aber bleibt wirkungslos, weil ihm die innere Notwendigkeit fehlt und eine andere Lösung sich zweifellos auch geboten hätte. Felden erstrebt die friedsame Regelung aller menschlichen Konflikte in noch so komplizierten Fällen; er sucht Menschen zu gestalten, deren Hingabe und Glaube Berge versetzt. Als sympathischen Vertreter einer humanen Lebensauffassung wird man Felden immer zu bewerten haben.

K. K.

Vom Geiste der Völker

Der unsittliche Versailler Vertrag

Goldene Worte, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, ruft der Herausgeber der Zeitschrift „Foreign Affairs" allen denen zu, die seit Jahr und Tag bemüht sind, immer neue Bausteine zum schiefen Turm der alleinigen Schuld Deutschlands am Ausbruch des Kriegs heranzuschleppen, wie dies von einer Gruppe deutscher und österreichischer Pazifisten, mit Alfred H. Fried an der Spitze, dienstbeflissen geschieht.

„Dr. Fried scheint zu meinen, daß, je mehr das deutsche Volk vor seinen früheren Feinden auf dem Bauche liegt und den Staub küßt, es um so früher aus dem Versailler Frieden herauskomme ... Die ausdrückliche Grundlage für die Rechtfertigung des Vertrags ist die alleinige Schuld der früheren deutschen Regierung und des deutschen Volkes und die vollständige Unschuld der alliierten Regierungen am Kriege. Dieser Glaube wird noch aufrechterhalten, er allein bildet die sittliche Rechtfertigung für den unsittlichen Vertrag ... Und nun kommen die Deutschen und Österreicher ... und verlangen, daß ihr Land nicht mit Ruten, sondern mit Skorpionen gezüchtigt werde ... Sie wollen, daß sich zum Haß auch noch die Verachtung geselle ... Was wir ihnen vorwerfen, ist, daß sie den finsteren Mächten hinter dem Versailler Vertrag neue Kraft zuführen."

Im Grunde sind es Selbstverständlichkeiten, die der Engländer äußert. Ewig unverständlich wird es jedoch für jeden Deutschen von Gesinnung, für jeden Menschen von aufrechter Gesinnung bleiben, daß sich die also Gekennzeichneten das nicht selbst gesagt haben. Traurig genug, daß ein von ihrem Treiben angewiderter Mann fremder Nationalität ihnen den Text lesen mußte. Werden sie sich endlich belehren und bekehren lassen?

*

Also sprach ein Engländer über den „unsittlichen" Vertrag. Daß man in Amerika, wenn möglich, noch schärfer über dieses Dokument der Schande — für die Entente denkt, zeigt ein Leitartikel der „Nation" vom 27. März 1920:

„Für die ‚Nation' bedeutet die Niederlage des Vertrags von Versailles ein glückliches Ende des langen, bittern Kampfs, der im Senat geführt wurde. Wir freuen uns, daß der gute Name der Vereinigten Staaten durch die Bestätigung eines in Ungerechtigkeit konzipierten und von imperialistischer Sünde geborenen Dokuments keinen Makel empfängt; daß der Senat der Vereinigten Staaten es abgelehnt hat, ein Dokument zu bestätigen, das uns von vornherein von einem Bruch der nationalen Redlichkeit überzeugte, für die sich Mr. Wilson feierlich einsetzte, als er den Waffenstillstand durch das definitive Versprechen eines Friedens auf der Grundlage der vierzehn Punkte abschloß. Andere Völker haben nichts Unrechtes darin gesehen, ihr verpfändetes Wort zu vergessen; glücklicherweise ist den Vereinigten Staaten, hauptsächlich durch den Mut und die Einsicht eines Dutzends ‚unversöhnlicher' Senatoren, diese Schande erspart geblieben."

Daß dieser Vertrag fortzeugend immer Böses muß gebären, wird an einer späteren Stelle des Artikels so ausgedrückt:

„Jedermann sollte jetzt einsehen, daß dieser Vertrag durch sein eigenes Gewicht in Stücke geht ... Die revolutionären Aufruhre in Deutschland, sowohl von der Linken wie von der Rechten, sind die unmittelbare Frucht des Vertrags und des törichten Rachegeistes derer, die ihn gemacht haben, und gleichzeitig der klarste Beweis, daß der Vertrag so wenig Mitteleuropa zur Ruhe bringen kann, wie er Fiume und Polen zur Ruhe gebracht hat. Der Vertrag muß zu einem frühen Zeitpunkt revidiert werden, wenn Europa nicht zusammenbrechen soll."

*

Auch eine gewichtige neutrale Stimme soll hier ein Echo finden. Der Schweizer General Wille schreibt in der „Neuen Zürcher Zeitung" (4. Mai 1920) in einem Artikel, der sich auf das schärfste gegen den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund wendet:

„Daß sie (die leitenden Männer der Entente) sich ihr Kriegsziel in einem Maße

und Umfang sicherten, wie sie es selbst niemals für möglich gehalten hatten, kann man ihnen nicht zum Vorwurf machen, sie hatten die ungebremste Macht dazu, und also auch das Recht. — Aber wenn man für die Größe und Macht seines Vaterlandes in Gegenwart und Zukunft die Welt neu ordnen will, so dürfen Machtgier und Rachsucht gegen den wehrlos am Boden liegenden Gegner nicht die alleinigen Leitmotive sein; die Staatsmänner der Entente waren aber ausschließlich von ihnen beherrscht, sie konnten daher nichts Bleibendes schaffen, und den wahren Interessen ihrer eigenen Länder handelten sie gerade so entgegen wie den Interessen der ganzen Menschheit. Die Wahrheit, daß sie nichts Bleibendes schaffen konnten, ist schon jetzt offenkundig, denn wir sehen Europa nicht bloß nur durch den Krieg, sondern viel mehr noch durch die Zustände, die die Machthaber der Entente durch den Gewaltfrieden diktiert haben, in einer Verfassung, die unhaltbar ist. Der große Krieg ist wohl beendet, aber die Völker stehen dennoch kriegsbereit einander gegenüber, und niemand kann sich darüber täuschen, daß Ruhe und geordnete Zustände erst dann eintreten können, wenn die durch den Gewaltfrieden auferlegte Neuordnung der europäischen Staaten so korrigiert ist, wie es die Gerechtigkeit und die Lebensinteressen der Völker erfordern."

*

Auch für die innerpolitischen Zustände in Deutschland hat die amerikanische Wochenschrift durchaus Verständnis, wie der Aufsatz „The German Débâcle" (in der Nummer der „Nation" vom 20. März 1920) beweist:

„Die Verantwortung für den militaristischen Coup in Berlin ruht nicht auf Ebert oder Erzberger, auch nicht auf irgendwelchen politischen Kräften innerhalb dessen, was von Deutschland übrig geblieben ist, sondern auf den Großen Fünf und dem Obersten Rat. Vom Beginn der Friedenskonferenz bis zum Ende, ja bis in die allerjüngste Zeit hinein wurde alles, was die Führer der Verbündeten taten, getan, als ob damit geplant sei, den Erfolg der deutschen Republik unmöglich zu machen. Im Verlauf des ganzen Krieges hat Mr. Wilson die Deutschen gemahnt, das Joch der Hohenzollern abzuwerfen und die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Das haben sie getan, aber es half ihnen nicht. Kluge Staatsmänner in Paris hätten erkannt – wie es bei den amerikanischen Friedensunterhändlern der Fall war, mit Ausnahme von Mr. Wilson —, daß die Errichtung einer starken Republik in Deutschland wesentlich sei, wenn es in Mitteleuropa ein Bollwerk gegen den Bolschewismus und den gewaltsamen Umsturz geben solle, wenn die Deutschen in der Lage sein sollten, die ungeheuren Entschädigungen, die man von ihnen verlangt, zu bezahlen, wenn die normalen Verhältnisse des Welthandels wiederaufgenommen werden sollten. Statt dessen haben Mr. Wilson, Mr. Lloyd George, M. Clemenceau und Signor Orlando gehandelt, als ob sie das Chaos in Deutschland und Österreich wünschten, als ob die beste Art, der Ordnung und Beständigkeit in Berlin zur Herrschaft zu helfen, darin bestünde, die Regierung Ebert in den Augen ihres Volkes zu schwächen und zu demütigen."

Zweierlei Maß

Einige Aufrichtigkeiten aus dem wegen seines herzerfrischenden Tones viel beachteten Buche „Memories" von Lord Fisher, dem „First Sea Lord" der englischen Admiralität:

„Das Wesen des Krieges ist Gewalt. Mäßigung im Kriege ist Schwachsinn."

„Wenn der Krieg kommt, dann gilt: ‚Macht ist Recht!'" (Aber mit dem Schlagwort „Right before Might!" hat man den Kreuzzug gegen die preußische Militärgewalt eingeleitet und zum siegreichen Ende geführt.)

„Vielleicht ging ich ein wenig zu weit, als ich sagte, ich würde die Gefangenen in Öl sieden und die Unschuldigen kalten Blutes morden . . ."

Hindenburg hat irgendwann gesagt, der grausamste Krieg sei der menschlichste, weil er der kürzeste sei — und stand, auch wegen dieses Ausspruches, auf der Auslieferungsliste. Wie akademisch klingt das neben den unverblümten Bekenntnissen der schönen Seele Lord Fishers!

Die alte Geschichte: wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe.

Am Pranger

Ein einzig dastehendes Dokument deutscher Schande bildet die im zweiten Kriegsjahr in Bern ins Leben gerufene „Freie Zeitung". Schon bei Beginn des Krieges hatte sich in der Schweiz ein Häuflein sogenannter deutscher Pazifisten zusammengefunden, unter ihnen verschiedene, die einfach desertiert waren, um sich ihrer Wehrpflicht zu entziehen und fern von der Not der Heimat in einem gastlichen Asyl ein von keiner Zwangswirtschaft bedrohtes Dasein zu führen. Aus dieser Gruppe ging die Anregung zur „Freien Zeitung" hervor, die sich „Unabhängiges Organ für demokratische Politik" nannte und das einzige Blatt in deutscher Sprache wurde, das von Anbeginn ab, unter Ausschaltung jedweder objektiver Kritik, die Sache der Entente gegen Deutschland verfocht. Wenn man als Deutscher die drei Jahrgänge dieses Blattes durch-

fliegt, begreift man, wie unerhört unser moralisches Ansehen im neutralen Ausland sinken mußte. Die Tendenz der „Freien Zeitung" trat in jeder Nummer deutlicher hervor: Deutschland in seinem Großmachtsdünkel ist der einzig Schuldige am Kriege, den es mit Bestialität führt, während die Entente immer nur die Sache des Rechts und der Menschlichkeit hochhält. Als antideutsches Organ in deutscher Sprache, das auch in den Schützengräben und in den Gefangenenlagern Stimmung gegen die Heimat zu machen versuchte, lieferte die „Freie Zeitung" den Feinden das beste Material für ihre skrupellose Agitation.

Auch nach Friedensschluß krochen die Herausgeber noch der Entente um die Füße. In dem Leitartikel vom 2. Juli 1919, der mit den Namen Hugo Ball, Richard Grelling, K. L. Krause, H. Rösemeier, H. Schlieben und E. Stilgebauer unterzeichnet ist, heißt es u. a.: „Nie hätte die (deutsche) Nation sich von ihren blutsaugerischen Autokraten befreit, nie hätte sie auch nur das Gefühl ihrer Schmach empfunden, ohne den festen Willen jener vier Männer in Versailles, die das Gewissen der Welt mit Nachdruck und unerschütterlicher Energie zur Geltung brachten". So schreiben Deutsche ...

Von den Unterzeichneten ist Hugo Ball der Verfasser des bereits im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" gekennzeichneten Buchs „Zur Kritik der deutschen Intelligenz." Der Romanschriftsteller Edward Stilgebauer hielt es bei Kriegsbeginn für zweckmäßig, über die Grenze zu flüchten, um in der Schweiz einen gegen Deutschland gerichteten Kriegsroman zu schreiben. Richard Grelling gehörte als Berliner Rechtsanwalt dem politischen Freisinn an. Er gab seine Stellung auf, um sich in Italien anzukaufen, mußte das Land aber verlassen, als es auf die Seite der Entente trat, und verfaßte nun seine erste wütende Hetzschrift gegen Deutschland, „J'accuse", der noch zwei ähnlich geartete Werke folgten. „J'accuse" erschien anfänglich anonym; Grelling bestritt sogar in einem Telegramm an die „Vossische Zeitung" seine Autorschaft. Nach der Revolution bekannte er sich aber tapfer als Verfasser des „J'accuse" und hielt sich der neuen Regierung zur Verfügung. Er hoffte auf eine Anstellung im Kultusministerium oder als deutscher Gesandter in Bern und meldete sich später für den Untersuchungsausschuß über die Schuldfrage, wurde indessen einstimmig abgelehnt. Sein „J'accuse" wurde der französischen Regierung angeboten, die es in 200 000 Exemplaren, auf dünnem Papier gedruckt, durch Flieger über den deutschen Schützengräben abwerfen ließ. So handelte ein Deutscher ...

*

Und damit der Spaßmacher in diesem edlen Chore nicht fehle, sei zum Schluß Johannes R. Becher zitiert, der in einem Blatte „Das Tribunal" (Mai 1919) das Tollste an Beschimpfung leistet. „Geschrieben 1915 und von der Zensur unterdrückt" steht unter seinem Hymnus „An Deutschland", der also anhebt:

„ ... Deutschland, Reich der breigestampften Knechte!
Reich Barbaren, stinkend Blut-Kot-Reich!
Weh, aus Poren euerer Fluren wimmeln Schlächter.
Eiterrinnsal gurgelnd Haut beschleicht.
... anklagt dich die Menschheit vorm Gericht
Öffnend dein Gesicht: Ihrer Völker."

Und an einer spätern Stelle:

„Deutschland, wie ein tödliches Geschwür
Ätz der Fluch des Dichters deinen Leib.
Land der Brüder voll erobern wir.
Wenn du stürzst, sei triumphiert!
Hymnen, Hymnen solchem Sieg wir schreiben."

Hätte der Zensor dieses tödliche Geschwür nicht der Öffentlichkeit vorenthalten, er hätte aus künstlerischen Gründen nicht den Pranger, sondern Prügel verdient.

So „dichtete" ein Deutscher ...

Ringwaldt.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Kindermann. — Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens. Von Karl Kindermann. 360 Seiten. München, Georg D. W. Callwey.

Kircheisen. — Katharina II. Von Gertrude Kircheisen. 284 Seiten. München, Georg Müller. 1919.

Kloth. — Arbeiterschaft und Sozialdemokratie. Von Emil Kloth. 43 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Kober. — Rolf Henneberg. Vom Leben und Sterben eines Dichtersoldaten, erzählt von Julius Kober. 160 Seiten. Camburg (Saale), Robert Peltz. 1920.

Krahl. — Die Rolle Amerikas im Weltkrieg? Ein Beitrag zur Wahrheit. In Amerika geschrieben von Dr. jur. O. Krahl. 213 Seiten. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1920.

Kreidolf-Mappe. Zusammengestellt und eingeleitet von Leopold Weber. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey.

Kretzschmar. — Geschichte der Oper. Von Hermann Kretzschmar. 286 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Kun. — Was wollen die Kommunisten? Von Bela Kun. 29 Seiten. Hamburg 11, Verlagsbuchhandlung Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley. 1919.

Kürnberger. — Briefe eines politischen Flüchtlings. Von Ferdinand Kürnberger. 225 Seiten. Leipzig, E. P. Thal und Co. 1920.

Lassalle. — Gesammelte Reden und Schriften von Ferdinand Lassalle. Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Bernstein. 5 Bände. Berlin, Paul Cassirer. 1919.

Lee. — Louis Norbert. By Vernon Lee. 247 Seiten. (Tauchnitz Edition vol. 4535.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Leonhard. — Alles und Nichts! Aphorismen. Von Rudolf Leonhard. 192 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1920.

Loë. — Adolf Henselt-Brevier. Herausgegeben von Didi Loë. 32 Seiten. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1919.

Löffler. — Der Imperialismus. Von Professor Dr. Kl. Löffler. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. September 1919. 38. Band. 12. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Luise, Königin von Preußen. Zusammengestellt von Paul Gärtner und Paul Samuleit. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider.

Lukas. — Die organisatorischen Grundgedanken der neuen Reichsverfassung. Von Dr. Josef Lukas. 46 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1920.

Mann. — Die Moral der Kraft. Von Ernst Mann. 60 Seiten. Weimar, Martin Biewald Verlag. 1920.

Martin. — Die Schuld am Weltkriege. Von Hermann Martin. 434 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1920.

Melchior. — Deutschlands finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrage. Von Dr. Carl Melchior. 26 Seiten. Berlin, Hans Robert Engelmann. 1920.

Mendelssohn Bartholdy. — Das Volk und seine Diplomaten, wie sie zueinander standen und künftig stehen sollten. Von Dr. A. Mendelssohn Bartholdy. (Die Volkshochschule, herausgeg. von Dr. Robert Piloty, 1, 1.) 42 Seiten. Würzburg, Verlag von Kabitzsch und Mönnich. 1920.

Metternich-Sándor. — Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. Von Pauline Metternich-Sándor. 136 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

Meyer. — Das politische Schriftwesen im Deutschen Auswärtigen Dienst. Von Dr. Hermann Meyer. 108 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1920.

Meyer. — Fünfzig Jahre bei Siemens. Von Hermann Meyer. 214 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Michael. — Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang Michael. Zweiter Band. Das Zeitalter Walpoles. Erster Teil. 640 Seiten. Berlin und Leipzig, Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild. 1920.

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Redigiert vom Schriftführer Dr. S. Frankfurter. 72 Seiten. Wien, Carl Fromme G. m. b. H. 1919.

Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Herausgeg. im Auftrage des Vorstandes von Stephan Kekulé von Stradonitz. Leipzig, H. A. Ludwig Degener. 1914

Moldenhauer. — Die Rheinische Republik. Von Univ.-Professor Dr. Moldenhauer. 16 Seiten. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. 1920.

Morberger. — Wir ohne Herz. Von Albert Morberger-Luzian Ostry. 73 Seiten. Wien, Anzengruber Verlag. 1920.

Moschlin. — Die vier Verliebten. Roman. Von Felix Moeschlin. 336 Seiten. Leipzig und Zürich, Grethlein und Co. G. m. b. H.

Moeser. — Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Von Dr. H. Moeser. (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Jan. 20. 39. Band 4. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Most. — Geh hin und künde! Eine Geschichte von Menschenwegen und von Gotteswegen. Von M. Regina Most. 217 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1920.

Mühsam. — Aus dem Schicksalsbuch der Menschheit. Von Paul Mühsam. 135 Seiten. Dresden, Verlag Gotthold Rödel und Co.

Müller. — Die Musikpflege im neuen Deutschland. Von Musikdirektor Edmund Joseph Müller. (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Juni 19. 38. Band. 9. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Müller. — Konstitution und Individualität. Rektorat-Antrittsrede gehalten im Wintersemester 1919 an der Universität München von Friedrich Müller. München, J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung (Schöpping). 1920.

Müller. — Ketten. Opfer der inneren Front. Skizzen von Rudolf Müller. 119 Seiten. Wien, Anzengruber-Verlag. 1920.

Neumann. — Des Reichsnotopfers zweiter Teil. Wege zum Wiederaufbau. Von Martin Neumann. 17 Seiten. München, Verlag von Duncker und Humblot. 1920.

Nicolai. — Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg. 226 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1920.

Noppel. — Deutsche Auswanderung und Auslandsdeutschtum. Von Constantin Noppel S. J. (Flugschriften der „Stimmen der Zeit". 15. Heft.) 27 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1920.

Ompteda. — Der neue Blaubart. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. 227 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1919.

Oestreich. — Entschiedene Schulreform. Vorträge, gehalten auf der Tagung entschiedener Schulreformer am 4. und 5. Oktober 1919, im Herrenhause zu Berlin. Herausgegeben von Paul Oestreich. Berlin, Erich Reiß. 1920.

Oetker. — Die Emser Depesche. Ihre Vorgeschichte und ihre rechtlich politische Bedeutung. Von Prof. Dr. Friedr. Oetker. (Die Volkshochschule, herausgeg. von Dr. Robert Piloty, 1, 2.) 87 Seiten. Würzburg, Verlag von Kabitzsch und Mönnich. 1920.

Perez. — In Fesseln. (Der Traum eines Klausners.) Dramatisches Gedicht in drei Akten. Von Jizchok Leib Perez. Uebertragen von Siegfried Schmitz. 40 Seiten. Wien, R. Löwit Verlag. 1920.

Pfützner. — Der Abfall Bulgariens. Von Max Pfützner. 32 Seiten. Oranienburg bei Berlin, Verlag von Wilh. Im Möller

Ponten. — Jungfräulichkeit. Geschichte einer Jugend und Liebe. Von Josef Ponten. 113 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Quenzel. — Der Maler Feuerbach. Leben, Briefe, Aufzeichnungen. Ein Buch des Andenkens für das deutsche Volk. Ausgewählt und herausgegeben

von Karl Quenzel. 460 Seiten. Leipzig. Hesse und Becker.

Radek. — Proletarische Diktatur und Terrorismus. Von Karl Radek. 44 Seiten. Hamburg 11, Verlagsbuchhandlung Carl Hoym Nachf. Louis Cahnhley.

Rauecker. — Verstttlichung des Arbeitslebens. Wege zur Wiedererweckung der Berufsfreude und Arbeitslust. Von Dr. Bruno Rauecker. 40 Seiten. München, Duncker und Humblot. 1920.

Roth. — Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches. Von Dr. Karl Roth. (Sammlung Göschen Nr. 787) 112 Seiten. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter und Co. 1919.

Rothfels. — Carl von Clausew'tz. Politik und Krieg. Eine ideengeschichtliche Studie von Hans Rothfels. 234 Seiten. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1920.

Rüther. — Zum Schulkompromiß von 1919. Von Theodor Rüther. (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Dez. 19. 39. Band. 3. Heft.) Hamm-Westfalen, Breer und Thiemann.

Sandro. — Fluchtnächte in Frankreich. 171 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Schaffner. — Das verkaufte Seelenheil. Von Jakob Schaffner. Titelbild von Max Liebermann. (Der kleine Roman Nr. 16.) 50 Seiten. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Scheff. — Juan Fernandez. Roman von Werner Scheff 272 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920

Scheiding. — Das erste Jahr der deutschen Revolution. Von Ernst Scheiding. 90 Seiten Leipzig, Verlag von Felix Meiner. 1920.

Schleich. — Gedankenmacht und Hysterie. Von Carl Ludwig Schleich. 78 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt, Verlag. 1920.

Schlitter. — Aus Oesterreichs Vormärz. I: Galizien und Krakau. Von Hanns Schlitter. 132 Seiten. (Amalthea-Bücherei) Zürich, Amalthea-Verlag. 1920.

Schlitter. — Aus Oesterreichs Vormärz. II: Böhmen. Von Hanns Schlitter. 118 Seiten. (Amalthea-Bücherei.) Zürich, Amalthea-Verlag. 1920.

Schlitter. — Aus Oesterreichs Vormärz. III: Ungarn. Von Hanns Schlitter. 158 Seiten. (Amalthea-Bücherei.) Zürich, Amalthea-Verlag. 1920.

Schlitter. — Aus Oesterreichs Vormärz. IV: Niederösterreich. Von Hanns Schlitter. 125 Seiten. (Amalthea-Bücherei.) Zürich, Amalthea-Verlag. 1920.

Schneider. — Rache! Drama von Arnold Schneider. 76 Seiten. Brunshaupten (Mecklenburg), Selbstverlag. 1920.

Schneider. — Berufsständische Selbstverwaltung. Von Dr. Fritz Schneider-Sorau N.-L. Heft 9. 27 Seiten. (Flugschriften zur Schaffung sozialen Rechtes. Herausgegeben von Dr. Heinz Potthoff, München.) Stuttgart, J. Hess. 1920.

Scholz. — Seelenleben des Soldaten an der Front. Von Dr. Ludwig Scholz. 242 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1920.

Schönes Rheinland und andere Novellen. — 126 Seiten. Essen, Verlag W. Girardet.

Schreyvogl. — Der zerrissene Vorhang Ein dramatischer Zyklus. Von Friedl Schreyvogl. 74 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Schullern. — Possen des Schicksals. Von Heinrich von Schullern. (Novellenreihe der „Wila" Band 1.) 122 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G m. b. H. 1920.

Schulte vom Brühl. — Fitsch-Fetau! Ein bergischer Seidenwirkerroman. Von Walther Schulte vom Brühl. 391 Seiten. Essen, Verlag W. Girardet.

Schulze-Smidt. — Die Romfahrten des Franz Desolatis. Eine Mannesjugend von Bernhardine Schulze-Smidt. 421 Seiten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1920.

Schwertfeger. — Belgische Landesverteidigung und Bürgerwacht (garde civique) 1914. In amtlichem Auftrage bearbeitet von Oberst Bernhard Schwertfeger. 311 Seiten. Berlin, Reimar Hobbing. 1920.

Shaw. — John Bull's other Island. How he lied to her Husband. Major Barbara. Three Plays by Bernhard Shaw. 352 Seiten. Tauchnitz Edition Vol. 4532. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Silberer. — Stimmen in der Wüste. Von Rose Silberer. 83 Seiten. (Zum 82. Geburtstage von Josef Popper-Lynkeus.) Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Speyer. — Wie wir einst so glücklich waren! Von Wilhelm Speyer Illustrationen von Josef Oppenheimer. (Der Kleine Roman Nr. 10) 45 Seiten. Herausgegeben von Herbert Ihering. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Stegemann — Hermann Stegemanns ausgewählte Werke. 6 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Storm. — Theodor Storms Werke. Herausgegeben von Albert Köster. Band 4 und 5. Leipzig, Insel-Verlag. 1919.

Sudermann. — Die Raschhoffs. Drama von Hermann Sudermann. 132 Seiten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1919.

Thielert. — Die Revolution der Bildung. Grundzüge der Verfassung im Kultur- und Bildungsstaat Von Max Thielert. 61 Seiten. Berlin, Prätendentenverlag.

Tschitscherin. — Der Friede von Versailles. Von Tschitscherin, Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten der Russ. Sozialist. föderativen Sowjetrepublik. 24 Seiten. Hamburg 11, Buchverlag Willaschek und Co.

Unruh. — Vor der Entscheidung. Ein Gedicht von Fritz von Unruh. 141 Seiten. Berlin, Erich Reiß, Verlag. 1919.

Urbanitzky. — Der verflogene Vogel. Gedichte. Von Grete Urbanitzky. 96 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Vesper. — Mutter und Kind. Aus dem Tagebuch einer Mutter. Gedichte von Will Vesper. 93 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1920.

Waiblinger. — Phaethon. Von Friedrich Wilhelm Waiblinger. Herausgegeben von Arthur Schurig. 286 Seiten. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann und Schulze). 1920.

Weber. — Die Götter der Edda. 195 Seiten. Leopold Weber. München, Musarion-Verlag. 1919.

Weber. — Evangelium und Arbeit. Von Dr. Simon Weber. 363 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Wehberg. — Führer durch die Völkerbundliteratur. Von Dr. Hans Wehberg. 15 Seiten. (Ratgeber-Schriften des Dürerbundes. Heft 3.) München, Georg D. W. Callwey. 1920.

Wiener. — Das Haupt der Medusa. Von Oskar Wiener. 187 Seiten. Wien, Verlag Ed. Strache. 1919.

Wiener. — Im Prager Dunstkreis. Von Oskar Wiener. 161 Seiten. Wien, Verlag Ed. Strache. 1919.

Wilhelm. — Der verlorene Stolz. Von Käthe Wilhelm. Mit 12 Originalsteinzeichnungen von Ida Nigrin. 94 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H. 1920.

Williamson. — The Lion's Mouse. By C. N. & A. M. Williamson. 285 Seiten. (Tauchnitz Edition vol. 4534.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1920.

Wolff. — Mein Meister Rupertus. Ein Mönchsleben aus dem zwölften Jahrhundert. Von Odilo Wolff. 202 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1920.

Wolfradt. — Die neue Plastik. (Tribüne der Kunst und Zeit, herausgeg. von Kasimir Edschmid.) 90 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1920.

Wolzogen. — Fahnenflucht. Von Ernst von Wolzogen. Bilder von Hans Krause. 46 Seiten. (Der kleine Roman. Nr. 11.) Herausgeg. von Herbert Ihering. Berlin, H. S. Hermann und Co. 1920.

Zorn. — Deutschland und die beiden Haager Friedenskonferenzen Von Philipp Zorn. 86 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Wilmersdorf.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.183

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY